Max Lenz

Geschichte der Universität Berlin

Zweiter Band, erste Hälfte

22101062461

CAT 121 A

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b29003726_0002

GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICHEN

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN

62.116

GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICHEN

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN

VON

MAX LENZ

ZWEITER BAND, ERSTE HÄLFTE:
MINISTERIUM ALTENSTEIN

HALLE A. D. S.
VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES
1910

60 A
Berlin, Universität
Coll.
CHF. 371. A

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

INHALT

Zweites Buch.

Ministerium Altenstein.

Seite

Erstes Kapitel: Der Minister und sein Programm 3

Herkunft Altensteins und frühere Stellungen; Hardenbergs Günstling 3. Sein Interesse für Wissenschaft; Verhältnis zu Fichte 4. Hardenberg macht Altenstein zum Nachfolger Schuckmanns 5. Ruhm Altensteins als Unterrichtsminister 5. Die Schatten im Bilde 6. Altensteins Stellung zwischen den Parteien 7. Verhältnis zum König 7. Verhältnis zu seinen Räten 8. Bureaukratische Ideale 9. Die Bonner Denkschrift; Plan, Berlin zur Zentraluniversität zu machen 10. Verwandtschaft mit Beymes Plan 11. Berufung Hegels 14. Berufung August Wilhelm Schlegels 16. Repetentenwesen und Förderung der humanistischen Studien 17. Plan eines Repetenteninstituts 20. Finanzielle Anträge an Hardenberg 21. Abneigung des Staatskanzlers gegen Altensteins Pläne 22. Einfluß Koreffs hierauf 22. Hardenberg lehnt das Repetenteninstitut ab 25. Schlegel kommt nicht; geht nach Bonn 26. Berufung Tiecks; dieser lehnt ab 30. F. W. V. Schmidt erhält die Stelle 31. Altensteins Plan, eine Professur für romanische Sprachen zu errichten und Franceson anzustellen; wieder abgewiesen 31. Hegels Ankunft 33.

Zweites Kapitel: Reaktion 34

1. Vorspiele 34

Träger der Reaktion 34. Studentische Demonstration im Opernhause gegen Werners „Weihe der Kraft“ als Festspiel am 31. 10. 1817 35. Entschuldigung des Senats 36. Untersuchung gegen die Berliner Teilnehmer an der Wartburgfeier 36. Schleiermacher Liebling der Studenten 38. Gerät mit Jahn in Verfolgung 38. Jahn bittet um Schutz; Absicht Altensteins und Hardenbergs, ihn als Lehrer an der Universität oder als Landwirt zu etablieren 38. Bernhardis Bericht über das Turnen 41. Zurückhaltung Jahns 41. Berliner Burschenschaft 42. Kongreß in Aachen; große Wendung in der allgemeinen Politik 42. Die Kabinettsordre vom 11. Januar 1819; Verweis gegen Arndt 43. Verwarnung und Protest der Universität 44. Arndts Protest 45. Turnsperre 45. Nachtmusik für Jahn 46. Besonnene Haltung des Rektors und des Senats 48. Milde Bestrafung der Demonstranten 48. Sands Mordtat. Sein Alleinstehen 49. Geringer Einfluß der „Schwarzen“ 50. Beginn der Verfolgungen in Gießen und Darmstadt 50. Die Häupter der Burschenschaft meist in Berlin versammelt 51. Karl Ulrich Führer der Berliner Burschenschaft 51. Stimmungen in der Burschenschaft 52. Herkunft. Übergewicht der Gemäßigten 53. Das Fest vom Pichelsberg, 2. Mai 1819 53. Karl Ulrich und Genossen gegen das Duell 55. Schreiben den 3. Burschentag nach Berlin aus 55. Wittgenstein greift ein 55. Die ersten Proskribierten 56. Leopold v. Henning 56. Die ersten Verhaftungen 59. Der Senat will an der Untersuchung teilhaben; wird abgewiesen 60. Fortgang der Verfolgung 60. Der falsche Ulrich (David U. aus Zürich); seine Papiere kompromittieren De Wette 60.

Seite

2. Die Ausstoßung De Wettes 61

Erste Vorladung De Wettes, 13. Juli 61. Angriff in der Staatszeitung gegen die Theologen 62. Protest der Fakultät 62. Aufnahme im Ministerium 63. Verhör des David Ulrich am 1. August 64. Erklärung Ulrichs am 2. August 65. Zweite Vorladung De Wettes, 10. August 65. Entrüstung der Studenten; der Senat sucht zu beruhigen 66. Zuversichtliche Stimmung an der Universität 67. Schleiermacher reist an den Rhein 68. Wittgensteins Depression 68. Gibt das Polizeiministerium an Schuckmann ab 69. Entdeckung des Briefes De Wettes an Sands Mutter 69. Vorladung De Wettes vor Rektor und Syndikus, 28. August 72. Rechtfertigt sich gegen den Minister 72. Haltung des Königs 73. Wird von Eylert und Wittgenstein aufgestachelt 74. Gegenwirkungen 76. Der Entlassungsbefehl 77. Der Senat tritt für den Kollegen ein 78. Wird schroff zurückgewiesen 79. Abschiedsbriefe De Wettes an Ministerium und Fakultät 79. Antwort der Fakultät 80. Härte Altensteins 81. Bietet eine Gnadengabe an 81. De Wette lehnt die Annahme ab 82. Fortsetzung des Kampfes vor der Öffentlichkeit 83. De Wettes Aktensammlung 83. Altenstein lehnt das Verbot der Aktensammlung De Wettes ab 85. Versuche, Schleiermacher zu verdrängen 85.

3. Stimmen für und wider die Verurteilung De Wettes 88

Preßtrabanten Wittgensteins 88. v. Cölln 88. Pauli 88. Kuhn 90. Beckedorff 90. Snethlage 92. Joh. Friedr. Jacobi 93. Briefunterschlagungen 94.

Ohnmacht der Universität 94. Unterdrückung der Burschenschaft 95. Erfolglosigkeit der Untersuchung 95. Parteigänger der Reaktion an der Universität 96. Hegel für die Regierung; sein Zwist mit Schleiermacher 97. Solgers Isolierung 98. Verteidigt die Rechte der Universität 99. Stirbt 100. Einweihung der Gedächtnistafel für die Gefallenen. Bestätigung des Frankfurter Ediktes 100.

4. Der Regierungsbevollmächtigte. Erste Konflikte desselben mit der Universität 101

Altenstein in Nöten 101. Wählt Friedrich Schultz zum Regierungsbevollmächtigten; dessen Entwickelung und Persönlichkeit 101. Seine Instruktion 104.

Schultz untersagt Fr. Liebers Immatrikulation 106. Verdächtigung Bekkers und Brandis' 107. Fortgang der Lieberschen Sache; Schleiermacher und Hegel 109. Der Senat appelliert an den Minister 110.

Neue Regungen des Burschenschaftsgeistes 111. Convictorium 111. Bewaffnungsfest 112. Sommerfest in Treptow, 18. Juni 1820 115.

5. Vorstoß des Fürsten Wittgenstein und seiner Freunde gegen den Kultusminister und seine Räte 116

Revolutionäre Zuckungen; Kongreß von Troppau 116. Eylerts Denkschrift vom 16. Okt. 1819 116. Wittgenstein und Karl Adolf Menzel 122. Gutachten Beckedorffs 124. Die Kabinettsordre vom 20. November 1820 zur Umgestaltung des Unterrichtswesens 124. Hardenberg sucht die Sache in der Hand zu behalten und Altenstein zu decken 125. Reist nach Italien 126. Ihr Inhalt 128. Sturz Koreffs 132.

Heimkehr Hardenbergs; Schultz versucht ihn auf die reaktionären Pläne festzulegen 133. Hardenberg schiebt die Entscheidung hinaus 136.

6. Der Kampf um den Universitätsrichter 138

Veränderte Stellung des Verwalters der Universitätsgerichtsbarkeit 138. Scheffer 139. Nagel 139. Prozeß Wangenheims und Ulrichs 140. Brassert 141. Walther 143. Krause 143. von Reibnitz 144.

7. Die Kabinettsordre vom 12. April 1822 144

Antrag des Ministeriums auf Wegräumung der Rechtsschranken bei der Entlassung der Geistlichen und Lehrer 144. Neue Denkschrift Beckedorffs 145. Hardenberg muß folgen 145. Inhalt und Bedeutung der Kabinettsordre vom 12. April 1822 146. Neuer Versuch, Altenstein zu fesseln und seine Räte zu verdrängen 148. Mißlingt abermals 150. Neue Bedrohung Schleiermachers 150.

Seite

8. Die Verfolgung der Arminen 150
Die Gründer der Arminia 150. Ihre Stellung zu den Landsmannschaften 152. Verfassung 153. Burschentag zu Dresden 154. Stellung zu Duell und Verruf 155. Die zwei Strömungen in der Arminia 156. Aufdeckung der Landsmannschaften 156. Umwandlung der Arminia in ein Ehrengericht 156. Schultz verschleppt die Sache 157. Beginnt mit Krause die Verfolgung Leopold v. Caprivis 158. Arminia und Polonia 159. Der Spruch des Senats 160. Caprivi, Hörner und Uterhardt werden von der Begnadigung ausgeschlossen 161. Altenstein kommt Caprivi zu Hülfe 162. Appelliert an den König 163. Milde Bestrafung der Polen 163. Kabinettsordre vom 18. September über die Arminia und ihre Auslegung durch Altenstein 164. Schuckmann und Kircheisen, der Senat und Schultz gegen Altenstein 164. Schultz in offener Rebellion 165. Der Senat erhält einen Verweis 165. Replik des Rektors und des Richters 166. Rechtfertigung des Senats 166. Schlußbericht Altensteins; tritt für die Begnadigung Caprivis ein 167. Letzter Kampf Altensteins mit Schultz 168. Der König entscheidet über die Arminia im Sinne Altensteins 168. Letzter Kampf zwischen Schultz und dem Senat 169. Schultz wird entlassen 171.

9. Letzte Verfolgung Schleiermachers. Triumph der Reaktionäre 172
Neues Anklagematerial gegen Schleiermacher 172. Altenstein entzieht Schleiermacher den Angriffen Schuckmanns und Kamptz' 173. Revirement in Altensteins Ministerium 175. Beckedorff wird Schultz' Nachfolger 175. Neue Edikte 175. Schlimme Aussichten für die Liberalen 176.

Drittes Kapitel: Unter dem Gestirn Hegels 177

1. Friede und Versöhnung 177
Besorgnisse an der Universität 177. Neue Verfolgungen 178. Einführung Beckedorffs in den Senat 178. Friedensabsichten der Regierung 179. Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse 181. Neue Abwandlung der allgemeinen Politik 182. Letztes Ausklingen des Konfliktes 182. Beruhigung der Studentenschaft; Erlöschen des Burschenschaftsgeistes 183. Griechenbegeisterung 184. Die Regierung hält die Edikte aufrecht, aber wendet sie nicht an 184. Stimmungswechsel in den oberen Schichten 185.

2. Hegels Emporkommen und erstes Auftreten in Berlin 185
Verhältnis Hegels zu dem neuen Geist 185. Seine Entwickelung ist bereits vor Berlin abgeschlossen 185. Im Tübinger Stift; Hauslehrer in Bern und Frankfurt 186. Das Reich und die Revolution 186. Napoleon 186. Verhältnis Hegels zu den Ideen von 1789 186. Gegen Orthodoxe und Aristokraten 188. Zwei politische Flugschriften Hegels 188. Der Wendepunkt in seiner Entwickelung 189. Die Schrift über die Verfassung Deutschlands 190. An der Universität in Jena 191. Vollendung der Phänomenologie des Geistes 191. Der 13. und 14. Oktober 1806 192. Nach der Schlacht 193. Gegensatz gegen Fichte 193. Philosophie und Politik 194. Die Nation und die protestantische Idee 194. Redakteur in Bamberg 195. Rektor an St. Ägidien in Nürnberg 196. Verhältnis zur bayrischen Regierung und zu den Fürsten des Rheinbundes 197. Glaube an Napoleon 197. Der Sturz des Kaisers und sein Eindruck auf Hegel 198. Stellung Hegels zur Reaktion 199. Übergang nach Heidelberg; Verhältnis zur Romantik 201. Kampf gegen die württembergischen Landstände und ihr „altes Recht" 202. Hat Hegel an die Heimkehr nach Tübingen gedacht? 203.
Antrittsrede in Berlin 204. Solger über den ersten Eindruck Hegels auf die Berliner Welt 204. Auf dem Katheder 205. Das Geheimnis seines Erfolges 206. Unterschied zu Schleiermacher 207.

3. Juristen 209
Sprickmann versagt ganz 209. Hasse 209. Lancizolle und Bethmann-Hollweg 209. Klenze 210. Homeyer 211. v. Reibnitz 213. Eduard Gans. Herkunft und Studium 216. Seine ersten Fehden 217. Sein Kampf um das Extraordinariat 218.

Seite

4. Naturforscher 224
Abkehr von Hegel 224. Eilhard Mitscherlich und sein Kreis 226. Heinrich und Gustav Rose 227. Runge 229. Wuttig 230.

5. Mediziner 230
Ehrenberg 230. Hemprich 233. Abgang Bernsteins und Richters 233. Brandt 234. Busse 234. Böhr 234. Lorinser 234. Oppert 234. Schubarth 235. Friedrich Gottlob Hufeland 235. Wildberg 236. Naumann 236. Rust 236. Seine Verdienste um die Reform der Charité; Einfluß bei Altenstein 237. Stellung als Lehrer und Forscher 238. Emil Osann 239. Jüngken 239. Eck 240. A. L. E. Horn 241. Kluge 242. Barez 242. Casper 243. Hecker 244. K. W. U. Wagner 245. Schultz-Schultzenstein 246. Schlemm 247. Ausgang der alten Generation 248.

6. Kameralisten und Historiker 249
Neubesetzung der kameralistischen Professur 249. Raus Absage 249. Raumers Berufung 249. Thaers Abgang 250. Rühs' Tod 250. Pfeil und das neue Forstinstitut 251. Ratzeburg 252. Hoffmanns Wiedereintritt in die Fakultät 253. Wilkens Erkrankung 253. Vakanz in der historischen Disziplin 253. Vorschläge der Fakultät 254. Erfolglose Berufung Otfried Müllers 254. Interimistische Tätigkeit Schuberts 255. Rankes Berufung 255. Raumers Entwicklungsgang 258. Raumers Stellung in der Wissenschaft 260. Die „Geschichte der Hohenstaufen“ 261. Ihr Erfolg 262. Raumers politische Stellung 262. Die „Geschichte Europas in den letzten drei Jahrhunderten“ 263. Stellung Raumers und Rankes zueinander 264. Rankes Übersiedlung nach Berlin 264. Seine Herkunft und Jugend 264. Leben und Studium in Frankfurt 267. Ranke als Gymnasiallehrer 269. Ausbildung seines welthistorischen Horizontes 270. Zeitliche und persönliche Beziehungen in Rankes Geschichtsschreibung 271. Gott in der Geschichte 272. Die Wendung in seiner Entwickelung. Weltgeschichte und Weltideen 273. Mißverständnisse seiner Gegner 274. Die „Geschichten der romanisch-germanischen Völker“ 275. Die „Fürsten und Völker von Südeuropa“ 276. Studienreise 277. Heinrich Leo 277. Rankes Freundeskreis 280. Zumpt 280. Ranke und die Frommen 281.

7. Franz Bopp und Karl Ritter 281
Bopps Herkunft und Jugend 282. Fahrt nach Paris 282. Der große Fund 284. Versuche, in Bayern und Göttingen anzukommen 285. Aufnahme in Berlin 285. Späteres Leben 286. — Ritters Herkunft und Erziehung in Schnepfenthal 286. Auf der Universität in Halle 287. Als Erzieher der Bethmann-Hollwegschen Söhne 288. Ritters Lehre 288. Berufung nach Berlin 290.

8. Hegel und seine Fachgenossen. — Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 291
Hegel als Parteihaupt 291. Seine Beziehungen zur Regierung 292. Hegel und v. Keyserlingk 293. Hegel und Beneke 294. Benekes Promotion und Habilitation 295. Seine Suspension 296. Verliert dadurch den Ruf nach Jena 299. Fall Fenner 300. Spätere Schicksale Benekes 301. Seine Persönlichkeit 302. Heinrich Ritter 303. Schopenhauer 305. Stiedenroth 306. Fr. Förster 306. Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ 306. Gans' Anteil an der Gründung 308. Die Mitarbeiter der „Jahrbücher“ 310. Michelet 310. Hotho 312.

9. Kämpfe der Theologen 313
Hegel und die Theologie 313. Verhandlungen über De Wettes Nachfolger 315. Berufung von G. F. Abr. Strauß 317. H. Olshausen 318. Bleek 319. Tholuck. Herkunft und Erziehung 319. Reist nach Berlin zu Diez 321. Wird Theologe 322. Habilitiert sich 323. Seine Thesen 324. Wird (mit Bleek) Extraordinarius 325. Mit der Mehrheit der Fakultät gegen Marheineke 326. Wird (mit Bleek) zum Ordinarius vorgeschlagen: von Altenstein abgelehnt. Reist nach England 326.
Hengstenberg. Herkunft und Jugend 327. Auf der Universität in Bonn; als Burschenschafter 327. Promotion 328. Die Bonner Thesen 328. Wissenschaftliche Indifferenz

Seite

328. Nach Basel 330. Wendung nach rechts 331. Freund Eylert 331. Habilitiert sich in der philosophischen Fakultät. Von allen Seiten umworben 332. Soll nach Halle als Vorkämpfer gegen den Rationalismus gehen 333. Bleibt in Berlin. Zum Licentiaten promoviert 333. Die Berliner Thesen 333. Die Fakultät will ihm Tholucks Vertretung am Alttest. Seminar geben; vom Minister abgelehnt 334. Verhältnis zu Tholuck und Eylert 334.

Altenstein will Tholuck nach Halle bringen 337. Tholucks englische Rede gegen den Rationalismus in Halle 337. Protest der Hallenser gegen den neuen Kollegen 338. Ministerialverfügung gegen den Mystizismus, Pietismus und Separatismus 338. Tholuck in Ängsten 339. Revoziert 339. Gibt der Sache eine neue Wendung 339. Geht nach Halle 340. Hengstenberg wird sein Nachfolger; Zwiespalt in der Fakultät 340. Verschärfung der Gegensätze 341. Gründung der Evangelischen Kirchenzeitung 1827 342. Elemente der orthodoxen Partei 343. Hengstenberg erringt im Kampf mit Altenstein das Ordinariat 344. De Wette in Berlin 347. Spätere Stellung Hengstenbergs 347.

Der Zwist in der Fakultät über Marheinekes Preisaufgabe 348. Zwist über die Habilitation Otto von Gerlachs 350. Marheineke reicht ein Separatvotum ein; erhält Recht 352. Verschärfung des Zwistes. Die Majorität protestiert 353. Sonderprotest Schleiermachers 356. Altenstein verschärft seine Verweise 357. Schleiermacher denkt an seinen Abschied 360. Fall Lommatzsch 360. Böhl 360. Rheinwald 360. Pelt 361. Uhlemann 361.

10. Die Naturforscherversammlung 1828. — Ärzte, Naturforscher und Mathematiker . . . 362

Al. v. Humboldt kehrt nach Berlin zurück 362. Steffens und A. W. v. Schlegel als Gäste der Universität 363. Die Naturforscher in Berlin 365.

Berufung Bartels' 366. E. C. J. Siebold 368. Berufung von Busch 369. Ed. Wolff 369. Hesse 370. Damerow 370. D'Alton 371. C. W. Horn 371. Becker 371. Romberg 372. E. A. Graefe 372. Trüstedt 373. K. W. Ideler 373. Angelstein 373. — Störig 373. Wiegmann 373. D. F. L. v. Schlechtendal 374. Kunth 375. Gedanke an Gauß' Berufung 375. Oltmanns und E. H. Dirksen 375. Martin Ohm 376. Jacobi 376. Steiner 377. Dirichlet 379. Minding 380. Pohl 380. Seebeck 381. H. W. Dove 381. Frankenheim 381. Seebeck d. J. 381. Encke 382.

11. Konflikte in der juristischen Fakultät 384

Savigny erkrankt 384. Behauptet zunächst seine Herrschaft 384. Der Nachwuchs 384. Böcking 384. Backe 384. Pütter 384. Laspeyres 385. Rudorff 385. Jarcke und Phillips; Herkunft und Entwicklung 386. Jarcke wird Katholik; nach Berlin versetzt 386. Bekehrt Phillips 387. In Ungnade 387. Erhält als Verteidiger der Legitimität zwar keine Professur, aber Remunerationen 387. Geht nach Wien 388. Phillips nach München 388. Ihre späteren Sckicksale 389. Gans nimmt den Kampf mit Savigny auf 390. Erobert sich das Ordinariat gegen Savigny und den Kronprinzen 391. Savigny zieht sich aus der Fakultät zurück 393.

12. Höhestellung Hegels. Sein Ausgang 393

Wachstum der Partei 393. Ehrungen Hegels 393. Reise nach Frankreich 393. Abmilderung der Gegensätze 393. Aussicht auf die Akademie 394. Rektor 394. Hegel und die Pfaffen 396. Rede zur Säkularfeier der Augsburger Konfession 397. Der Freundeskreis 399. Familienglück 400. Einkommen 400. Körperlicher Verfall 401. Tod und Begräbnis 401.

Viertes Kapitel: Fragen und Sorgen der Organisation und Verwaltung . 404

Wachsende Frequenz 404. Verhältnis von Inländern und Ausländern 405. Vermehrung der Dozenten 407. Altensteins Grundsätze bei den Berufungen 407. Überfülle der Lehrkräfte 408. Der Universitätsetat von 1810 bis 1833 408. Rückgang der Gehälter und

Seite

ihre Folgen für Beförderungen und Berufungen 409. Kolleggelder; Stundung 410. Versuche der Fakultäten, der Überfüllung zu wehren 410. Änderung der Habilitationsbedingungen 411. Wunsch auf ein Mitwirkungsrecht bei den Besetzungen und Einschränkung der Fakultätsmitglieder 411. Anträge der Mediziner auf Nominalprofessuren 412. Weitere Verhandlungen über diese Fragen 413. Einführung des Privilegs der Sedecim in der philosophischen Fakultät 415. Allgemeine Reduzierung der Gehälter 417. Gemeinsames Gesuch von 9 Extraordinarien um Gehaltserhöhung 418. Marx 418. Dove 419. Adolf Erman 419. Petermann 420. J. G. Droysen 420. Heyse 421. Helwing 422. Zurückweisung der Neun im Kabinett und Finanzministerium. Aufstellung eines Normaletats 423. Droysen geht nach Kiel 425.

Not der Institute 426. Einziehung von Beamtenwohnungen in der Universität 427. Baulicher Verfall des Hauses 428. Neugestaltung der Aula 428. Umwandlung des Gartens in eine öffentliche Promenade 430. Tielkers Panoramaprojekt 430. Einrichtung des kleinen botanischen Gartens 431. Lichtenstein reorganisiert das Beleuchtungswesen 432.

Beckedorff wird katholisch und muß seinen Abschied nehmen 435. Lichtenstein und Krause werden mit der Vertretung des Regierungsbevollmächtigten betraut 436. Dauernde Übernahme dieses Amtes durch den Rektor und den Richter 436. Der Umbau des Hauses wird beschlossen und durchgeführt 437.

Ausarbeitung und Verleihung der Fakultätsstatuten 441.

Verleihung des Namens: Friedrich-Wilhelms-Universität 445.

Fünftes Kapitel: Abwandlungen in Wissenschaft und Leben . . . 446

1. Schleiermachers Ausgang 446

Todesfälle 446. Stellung Schleiermachers zwischen Orthodoxen und Rationalisten 447. Als Vermittler zwischen der Krone und den Altlutheranern 449. Letzte Jahre 450. Heimgang 451.

2. Umbildung der medizinischen Fakultät 452

Neue Habilitationen 452. Dann. Ascherson. Nicolai. Froriep 453. Phöbus. Schultz. Isensee. Troschel. Mitscherlich 454. Kranichfeld 454. Henle 455. Müller und Dieffenbach. Herkunft und Schule 456. Müllers Laufbahn in Bonn 457. Dieffenbachs Jugendschicksale 457. Dieffenbach und Graefe 459. Abwehrende Haltung der Fakultät gegen Dieffenbach 460. Der Kronprinz tritt für Dieffenbach ein 461. Dieffenbach wird von Altenstein zum Ordinarius ernannt 461. Kämpfe der Reformer gegen den Dominat Rusts und der Alten 462. Stellung Müllers und seiner Freunde zur Philosophie 465. Müllers letztes Ziel 467. Müller und Reil 468. Wissenschaftliche Stellung und Persönlichkeit Schönleins 468. Seine Herkunft und Laufbahn vor Berlin 469. Der Kampf um seine Berufung 470.

3. Die Hegelianer und ihre Gegner 474

Gabler wird zum Nachfolger Hegels designiert 474. Der Kronprinz betreibt die Berufung von Steffens 476. Die philosophische Fakultät beantragt das Ordinariat für Ritter; ihre sonstigen Wünsche 477. Agitation gegen Gablers Wahl 478. Der Kronprinz arbeitet für Schelling 479. Bemühungen der Freunde H. Ritters 480. Kottwitz gegen Gabler 481. Gablers Wohlverhalten; bekommt den Ruf 482. Erstes Aufheben und spätere Wirksamkeit 482. Hegels Nachgelassene Schriften 483. Habilitationen von Hegelianern 484. Ulrici und Erdmann 484. George 484. Werder 484. Rötscher 485. Trendelenburg 486. Pott 488. Röer 489. F. Benary 489. Ag. Benary 489. Petermann 489. Schwartze 490. Bruno Bauer 490. Nauwerck 490. Schott 490. Vatke 491. Höfer. Radlof 491. Berufung Twestens 493. Mayerhoff 494. K. P. L. Neumann. Hasse. Vogt. Philippi. Löwe 494. Erbkam 495. Theremin 495.

Seite

Gans' öffentliche Vorlesungen 495. Heffter. O. Goeschen. Wasserschleben. Woringen. Häberlin. Röstell 498. Heydemann. Fr. Ed. M. Schmidt. Collmann. K. A. Schneider. Kohlstock 499.

4. Die Neutralen 499

Höhestellung Böckhs 499. Gerhard. Panofka 501. Ullrich. Blum. E. R. Lange. Dindorf 501. Ambrosch 502. G. A. Schöll 502. J. L. Ideler 502. Geppert 502. A. Benary 502. Kugler 502. K. W. Krüger 503.

Ranke nach der Heimkehr; wird Ordinarius 503. Redigiert die historisch-politische Zeitschrift 504. Seine Stellung zur Fakultät 504. Als Lehrer 505. Doenniges 505. Riedel 506. F. H. Müller 506. E. A. Schmidt 506. Kufahl 506. Dieterici 507. Burmeister. Meyen 508. Plücker 508. Hoffmann 508. Erichson 508. Th. Hartig 508. Dechen 509. Poggendorff 509. Magnus 509. Marchand 509. Sommer 510. Rüst 510. Quenstedt 510.

5. Ausgang Altensteins und des Königs 511

Rückblick und Ergebnis 511. Der Kampf um den Nachfolger von Gans 512.

Zweites Buch.

Ministerium Altenstein.

Erstes Kapitel.

Der Minister und sein Programm.

Herkunft Altensteins und frühere Stellungen; Hardenbergs Günstling.

Der Nachfolger des Freiherrn von Schuckmann war von dem Wechsel der Dinge kaum weniger überrascht worden als derjenige, der ihm Platz machen mußte; er kam zur Höhe so, wie er vor sieben Jahren davon herabgestürzt war: ohne sein Zutun und durch den Machtspruch desselben Mannes, der sich damals an seine Stelle gesetzt hatte, und dem er seine ganze Laufbahn verdankte.

Auch Preuße war Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein, hierin Schuckmann gleich, geworden, ohne daß er selbst etwas dazu getan hatte — durch eine höhere Gewalt. Aber während jener schon von der Schule ab für den preußischen Staatsdienst bestimmt und erzogen war, hatte Altenstein seine Jugendjahre noch außerhalb des preußischen Staates verlebt; erst der Anfall der fränkischen Fürstentümer, der Heimat seines Geschlechts, an die preußische Krone machte ihn zu deren Untertan. Sein Vater, den er früh verlor, war noch markgräflicher Offizier gewesen, er selbst war in dem fürstlichen Pagenkorps erzogen worden. Er hatte dann in Erlangen, Göttingen und Jena, lauter nichtpreußischen Universitäten, studiert, und arbeitete gerade als Referendar bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach, als Hardenberg mit seinem Stabe preußischer Beamten ins Land kam. Von der Gunst seines Chefs geleitet, kam er rasch in die Höhe. 1799 nach Berlin versetzt, ward er schon 1803 als Geheimer Oberfinanzrat Mitglied des Generaldirektoriums. In dem Unglücksjahre des Staates gehörte er zu den nächsten Vertrauten des Staatskanzlers. Er folgte ihm nach Königsberg und Tilsit und war bei ihm in Riga, wo der durch Napoleon aus dem Rate des Königs Vertriebene seine Zuflucht gesucht hatte. Von Altensteins Hand war die Denkschrift, in der Hardenberg dem König seine Ideen zur Reorganisation des Staates auseinandersetzte. Altenstein war es, der ein Jahr darauf, als Steins Stellung erschüttert war, eine folgenreiche Begegnung zwischen Hardenberg und dem König vermittelte, und Hardenbergs Vorschlag folgte wiederum Friedrich Wilhelm, als er den jungen Geheimrat zum Minister machte. In dieser Stellung ist Altenstein uns bereits begegnet; wir sahen, mit welchem Verständnis und Eifer er Humboldts Pläne zur Errichtung unserer Universität förderte. Aber den großen

Aufgaben, vor die ihn sein eigenes Amt stellte, war der Minister nicht gewachsen. Unter dem Druck der Okkupation, in den Schwankungen der großen Politik und dem Trotz und Hader der inneren Parteien gegenüber geriet das Werk Steins, das er fortsetzen sollte, ins Stocken; und so war es sein alter Protektor selbst, der ihn im Juni 1810 von seinem Stuhl hinwegstieß und ihn zu unfreiwilliger Muße verurteilte. Das große Jahr der Erhebung gab auch Altenstein neue Gelegenheit zum Wirken; im März 1813 ward er Zivilgouverneur von Schlesien. Auch hier jedoch waren ihm Erfolge versagt. Erst Gneisenaus durchgreifender Energie, dem dabei Merckels feurige Kraft zur Seite stand, gelang es, die Ordnung in der durch die Invasion der Franzosen zerrütteten Provinz wiederherzustellen. Im September war Altenstein eine Stellung bei Stein in der Verwaltung der eroberten Provinzen zugedacht; aber er hat sie gar nicht angetreten, wohl weil Stein, zu dessen Gegnern er 1808 gehört hatte, ihn ablehnte.

Sein Interesse für Wissenschaft; Verhältnis zu Fichte.

Hardenberg aber vergaß seines alten Freundes nicht. Im Winter berief er ihn ins Hauptquartier, und 1815 machte er ihn zum Vorsitzenden der Kommission, welche in Paris für die Rückgabe der Kunstschätze und der wissenschaftlichen Denkmäler zu sorgen hatte. Damit kam Altenstein endlich an eine Aufgabe, der er gerecht wurde. Sie stellte ihn nicht vor Entscheidungen, denen seine ängstliche, auf Ausweichen und Vermitteln bedachte Natur nicht gewachsen war, und sie entsprach den wissenschaftlichen und ästhetischen Neigungen, denen er von jeher gehuldigt hatte. Auch auf diesem Felde fehlte es ihm freilich an Selbständigkeit des Urteils. Selbst in seinem Lieblingsfach, der Botanik, kam er, obschon er Mitglied in Willdenows Gesellschaft Naturforschender Freunde wurde und sich einmal sogar literarisch versucht hat, über dilettantische Betätigung nicht hinaus; das ästhetische Interesse, die Freude an den Blumen und Pflanzen, überwog das wissenschaftliche. In der Philosophie war in seinen früheren Jahren Fichte sein Führer gewesen, zu dessen Zuhörern in Berlin er gehört hatte. Ihm hat der Philosoph den Erlanger Plan zur Vorlage an Hardenberg gegeben; unter seinen Papieren findet sich der Entwurf und die begeisterte Zuschrift, die er selbst darüber an Hardenberg richtete. Später wurde Hegel Altensteins Mann, und man weiß, wie sehr er dessen Philosophie protegiert und zur Herrschaft auf den preußischen Universitäten gebracht hat. Doch kann man nicht einmal sagen, daß er den Übergang von dem einen zum andern System mit bewußter Konsequenz vollzogen habe. Er selbst hat bekannt, daß er über das Studium Fichtes nicht hinausgekommen sei. Aber daß er auch darin nicht tief gegraben, beweist schon die Zuschrift über Fichtes Erlanger Plan an Hardenberg und ebenso der Reformentwurf von Riga, in dem die Fichteschen Ideen wieder anklingen; an beiden Stellen sind sie trivialisiert worden. Gleich Humboldt liebte es Altenstein, seine Pläne spekulativ zu begründen und auf höhere und letzte Prinzipien zurückzuführen. Aber es machte ihm unendliche Mühe, den springenden Punkt zu treffen,

und er suchte durch Weitschweifigkeit zu ersetzen, was ihm an Schärfe der Begriffsbildung abging. Verglichen mit der Geschlossenheit und Originalität der Humboldtschen Gedanken machen seine Ausführungen den Eindruck unbehülflichen Stammelns.[1] Immerhin besaß er — und das will gegenüber den bildungsfeindlichen Elementen, welche sich in den hohen Regionen des Staates mehr und mehr hervordrängten, etwas heißen — Sinn für ein höheres Leben, Ehrfurcht vor der Wissenschaft und die Überzeugung, daß es Preußens Beruf sei, in der Pflege der geistigen Interessen an der Spitze der Nation zu stehen.[2] Und so war es, da nun einmal Humboldt für die Leitung des geistigen Lebens im Staate verloren war, eine gute Wahl, als Hardenberg den alten Freund zum Nachfolger Schuckmanns machte und ihm die von Humboldt schon verwalteten Ressorts der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, zu einem Ministerium vereinigt, unterstellte. Möglich, daß Humboldt selbst den Staatskanzler dabei beraten hat. Jedoch wird Hardenberg sich nicht bloß von sachlichen Motiven haben leiten lassen. Sein persönliches Verhältnis zu Altenstein und die Eigenschaften desselben, die Lenkbarkeit und die Ergebenheit, die er ihm stets bewiesen, werden ihn ebenso sehr bestimmt haben; er durfte sich sagen, daß der neue Gehülfe die Segel nach seinen Winken setzen werde, wohin er auch das Steuer des Staates stellen möge.

Hardenberg macht Altenstein zum Nachfolger Schuckmanns.

So gelangte Altenstein zu dem Amt, das er bis an seinen Tod inne gehabt hat; mehr als 22 Jahre hat er über dem Leben unserer Universität gewacht, und wir können so lange kein Moment in ihrer Geschichte berühren, ohne seiner zu gedenken. Es waren die Jahre, in denen unsere Universität zur ersten Deutsch-

Ruhm Altensteins als Unterrichtsminister.

1) Man vergleiche nur Sätze, wie die folgenden, in der Zuschrift Altensteins an Hardenberg über die Gründung der Universität Bonn, welche Sybel als Anhang zu seiner Festrede gedruckt hat (Kleine historische Schriften II, 464 ff.): „Das an sich Vortreffliche und Gute kann auch bei der zweckmäßigsten Ausfüllung [Ausführung] und Anordnung nicht zur vollständigen und wohltätigen Wirksamkeit kommen, wenn es nicht gehörig eingreifen und sich an das anschließen kann, was Vorbedingung oder Ziel für solches ist. Im ersten Fall fehlt es solchem an Grundlage und im letzteren Fall werden die Früchte nicht gehörig benutzt, da gar oft von dieser Benutzung ihr Wert abhängt. Nichts steht in alledem, was zum öffentlichen Unterricht gehört, isoliert. Wissenschaft und Kunst müssen sich die Hand bieten und unterstützen. Die höchste Blüte der Wissenschaft belebt untergeordnete Bearbeitung derselben und erhält von dieser wieder Materialien. Nur durch die größte Fürsorge für die unterste Bildung läßt sich hoffen, Köpfe für das Höchste zu erhalten, und nur diese höhere Bildung leitet und hebt [?] sicher und fruchtbar die untergeordnete.“ Das ganze Gutachten ist voll solcher Sätze von verblüffender Allgemeinrichtigkeit.

2) So in dem Generalbericht an Hardenberg über sein Pariser Kommissariat. Geh. St.-A. Rep. 92, Altenstein A, 17, C. Ferner in der Denkschrift über Fichtes Erlanger Plan am Schluß: „Ich habe oben schon bemerkt, daß ich diese Sache für höchst wichtig halte. Wissenschaft, Kunst und Religion kräftig befördern, und sie so zu erfassen, daß sie einen wohltätigen Einfluß haben müssen, halte ich für das Wichtigste in unserem Zeitalter, wo überall der Kampf großer, wilder, ungezügelter Kraft mit gehaltloser Schwäche schon ausgebrochen ist oder auszubrechen droht. Nur dadurch kann eine wohltätige Wiedergeburt bewirkt werden, die außerdem nur aus dem Innern hervorgeht.“

lands wurde, ebensowohl nach der Zahl ihrer Hörer wie nach Größe und Bedeutung ihres Lehrkörpers, in denen die großen Lehrer, die sie von der Gründung her besaß, und die nun erst zu der Vollkraft ihres Wirkens gelangten, die würdigsten Genossen oder Nachfolger erhielten: Zweig auf Zweig setzte sich an den mächtigen Stamm, den Humboldts Hand gepflanzt hatte; ganz neue Wissenschaften wuchsen empor, und mehr als einer der Neuberufenen wurde ein Bahnbrecher und Begründer. Und darüberhin nun, und in demselben Moment, wo die auf die Welt der Erscheinungen gerichtete, immer weiter sich spaltende Forschung, alle Hüllen der Überlieferung von sich werfend, in die Unendlichkeit des empirischen Erkennens hinausdrängte, das neue philosophische System, welches über sie alle das Netz seiner Begriffe warf und, von der Gunst des Ministers getragen, wirklich weite Gebiete der Wissenschaft in seinen Bann zwang.

Von diesem Glanze sind reiche Strahlen auf Altensteins Persönlichkeit gefallen. Und der Mann, dem in seinen früheren Stellungen nichts gelang, was einen festen Entschluß und klares Wollen verlangte, ist oft genug als der größte Kultusminister Preußens nächst Humboldt gefeiert worden. Mit- und Nachwelt haben sich in seinem Lobe vereinigt, und zumal die Berliner Universität hat ihm Dank gezollt. Wie denn in der Tat keine Anstalt des Staates, die ihm unterstellt war, ihm mehr am Herzen gelegen hat; sie zu heben sah er als den Gipfel seiner Tätigkeit an. Kein Minister stand, nachdem die ersten zwölf sturmreichen Jahre vorüber waren, fester in der Gunst des Königs. Nahezu alle Kollegen, die unter Hardenberg ernannt waren, hat er überdauert und die meisten überlebt; einzig der Fürst von Wittgenstein hielt sich neben ihm bis ans Ende der Regierung. Der erste seiner Räte, Nicolovius, der seinen beiden Vorgängern gedient und selbst nahe vor der Ernennung zum Chef des Departements gestanden hatte, hat ihn überschwänglich gepriesen und sein Wirken unsterblich genannt.

Die Schatten im Bilde.

Auch wir werden der Verdienste des Ministers nicht vergessen. Aber schon hier muß es gesagt werden, daß auch die Schatten in einem Bilde nicht fehlen dürfen, welches auf die Ähnlichkeit der Züge das stärkste Gewicht legt, und daß, was die Epoche Großes für die deutsche Bildung brachte, keineswegs durchweg auf Altensteins Rechnung gesetzt werden darf. Zunächst beschränkte sich der Aufschwung des wissenschaftlichen Lebens und der Frequenz der Universitäten ja nicht auf Berlin oder auch nur auf Preußen; sondern Universitäten wie Göttingen, Heidelberg und Leipzig, anfangs noch Jena und später Tübingen, nahmen daran reichen Anteil. Er entsprach der allgemeinen Vorwärtsbewegung des deutschen Geistes, die in mehr als einem Punkte gegen die Politik lief, der auch Altenstein freiwillig oder gezwungen diente. Seine Quelle hatte er in dem Zuzug, den die wachsende Zahl der mittleren Schulen bot, die in den ersten

Jahrzehnten des Jahrhunderts meist armselig und reformbedürftig gewesen waren, und weiterhin in dem Wachstum der Bevölkerung, ihrer Wohlhabenheit und Bewegungsfreiheit — Verhältnissen, die sich wiederum nicht auf Preußen beschränkten und in der Umgestaltung der deutschen Staatenwelt seit der großen Katastrophe zu Anfang des Jahrhunderts ihre letzten Wurzeln hatten. Sodann war es nicht überall der Geist der Freiheit, dem Altenstein diente. Wenn, wie man wohl gesagt hat, die Philosophie in Altensteins Ministerium residierte, so hinderte das nicht, daß unter seinem Regiment die engherzigste Orthodoxie emporkam, und daß die Augusti und Hengstenberg, die Olshausen und Tholuck die Lehrstühle einnahmen, welche bis dahin im Besitz der deutschen Aufklärung gewesen waren; und nicht die Fakultäten, sondern der Minister war es, der sie einsetzte. Die Philosophie selbst, die er beschützte und auf seinen Universitäten zur Herrschaft brachte, verdankte diese Gunst doch wesentlich ihrem konservativen Charakter und der engen Verbindung mit dem politischen System, das in Altenstein seinen eifrigsten Vertreter fand; und es vertrug sich überdies recht wohl mit der neuen Orthodoxie, sehr viel besser jedenfalls als mit den von dieser bekämpften Richtungen. Mag sein, daß Schleiermacher, wie Nicolovius ihn wohl zu trösten suchte, bei dem Minister Schutz gegen die Verfolgungen Wittgensteins und seiner Helfershelfer gefunden hat: offen die Hand für ihn erhoben hat Altenstein sicherlich nicht, und wenn Schleiermachers Wirksamkeit soweit hinter der Bedeutung seiner Lehre zurückblieb, so lag dies zum guten Teil an der Politik des Ministers, der nicht den Mut und die Kraft besaß, für das, was seines Herzens Meinung war, einzutreten, falls er überhaupt den Wunsch und Willen dazu gehabt hat. Altenstein selbst tröstete sich der Übermacht der Reaktion gegenüber mit einem Bilde, das er seinem botanischen Interessenkreise entnahm: die Wissenschaft, meinte er, gedeihe unter dem Druck gleich der Palme: ein Ausspruch, dessen absoluter Wert fragwürdig genug ist, mag er auch auf den natürlichen Vorgang, dem er entlehnt ist, zutreffen. Er wenigstens vermochte nicht sich im Sturme aufrechtzuhalten; das hatte er während seines ersten Ministeriums und in dem Sturmjahr 1813 bewiesen und bewies es abermals 1819, als Boyen, Humboldt und Beyme das Feld räumten, weil sie ihr Selbst behaupten wollten. Er aber beugte sich und rettete damit seine Stellung.

Altensteins Stellung zwischen den Parteien.

Das ward nun sein Schicksal auch in den nächsten Jahren, als die Gegenbewegung immer stärker wurde und ihm rundum den Boden abzugraben suchte: nur durch ein stetes Wenden, Sichdrehen und Lavieren gelang es ihm sich zu behaupten. Hardenbergs Gunst hätte ihn in dieser Zeit kaum vor dem Falle bewahrt; denn der Staatskanzler konnte sich selbst nur noch durch ein immer weiteres Gleiten und Nachgeben gegen die reaktionären Einflüsse bei dem König erhalten. Erst nach seinem Tode gelang es Altenstein allmählich fest und fester zu stehen. Halt bot ihm jetzt vor allem der Beistand, den er dem König in

Verhältnis zum König.

seinen Bemühungen um die Einführung der Agende leistete. Es war so ziemlich die einzige Angelegenheit, in der Friedrich Wilhelm Willen und Entschlossenheit zeigte. Aber um so unerschütterlicher war er an dieser Stelle. Wer ihm darin half, war sein Freund; nichts konnte ihn dankbarer stimmen, wie ihn nichts mehr aufbringen konnte als der Widerspruch gegen das Werk, mit dem er sich ganz identifiziert hatte. Daß Altenstein der getreue Interpret seiner Kirchenpolitik wurde und alles daransetzte, um die uniforme Gestaltung des Gottesdienstes und, was damit zusammenhing, das absolute persönliche Regiment des Königs über beide protestantischen Kirchen seines Landes zu sichern, machte seine eigene Stellung unangreifbar.[1]

Verhältnis zu seinen Räten.

Mit den Jahren verwuchs der Minister so sehr mit seinem Amt, daß niemand an ein Abgehen, an eine Änderung vor seinem Tode hätte denken können. Jedermann war daran gewöhnt, und die meisten waren es zufrieden. Denn je mehr er selbst in Ruhe gelassen wurde, um so lebhafter machte sich die freie Richtung seines Geistes, in der er erzogen war, und das innere Interesse für die Aufgaben seines Lebens geltend, um so mehr war er um das Wachstum des Pflanzgartens bemüht, der in seine Hand gegeben war. Zur Hülfe kam ihm dabei eine Reihe persönlicher Eigenschaften, welche ganz dazu angetan waren, ihm in seiner hohen Stellung Freunde zu machen und den Grund, auf dem er stand, zu befestigen. Vor allem die natürliche Liebenswürdigkeit seines Wesens, das wirkliche Wohlwollen, das er auch in die amtlichen Beziehungen, zumal seinen Räten gegenüber, legte. Auch darin erinnert er, wie noch in manchem anderen Stück, an Humboldt, während Schuckmann sogar an den Mitgliedern seines Ministeriums zuweilen die Schroffheit seines Charakters ausließ. Freilich war die Art, in der Altenstein sich gab, nicht diejenige Humboldts, dessen Entgegenkommen gegen seine Mitarbeiter der Ausfluß seiner ihrer selbst gewissen Persönlichkeit war, während Altenstein als der kluge Haushalter verfuhr, der sich mit seinem Personal gut zu stellen sucht, weil er seiner Hülfe bedarf; so wie er sich Freunde und Mittelspersonen bei dem Staatskanzler und bei dem König selbst, ohne dabei gerade wählerisch zu sein, zu gewinnen und warmzuhalten wußte. Unter seinen Räten war keineswegs alles Friede und Freundschaft, und Altenstein hatte genug zu tun, um die Eifersucht und den Ehrgeiz der einen zu beruhigen, die Unverträglichkeit der anderen zu bekämpfen, persönliche und grundsätzliche Gegnerschaften auszugleichen. Aber seiner Kunst der Vermittelung gelang es auch hier; jedenfalls fand er, so verschiedenartig die Elemente in seinem Ministerium sein mochten, bei jedem Einzelnen Vertrauen und Anhänglichkeit, um so mehr, als er, wo er nur konnte, auch dem Kabinett

---

1) Hierzu vergleiche man die erschöpfenden Darlegungen Erich Foersters im zweiten Bande seines grundlegenden Buches „Die Entstehung der preußischen Landeskirche“.

gegenüber, mit Nachdruck für sie eintrat. Nur in einem Falle, der uns noch näher beschäftigen muß, war ihm dabei der Erfolg versagt und kam es zu einem Kampfe, der nicht eher sein Ende fand, als bis er den Gegner aus seiner Stellung verdrängt hatte.

Bureaukratische Ideale.

Zum Staatsmann, um es mit einem Wort zu sagen, fehlte Altenstein die Großzügigkeit des Charakters, die Selbständigkeit des Willens, der Überblick über Verhältnisse und Menschen und die Kraft, die sich durchsetzt, weil sie mit dem Mut gepaart ist, zu stehen und zu fallen mit dem, was sie will. Seine Talente waren die der kleinen Mittel, er war viel mehr Taktiker als Stratege; nicht einmal sein Geschick zu organisieren war bedeutend. Aber er besaß die Tugenden des Beamten, des Bureaukraten; die Gaben, die sich in der Schreibstube entwickeln: Fleiß, eine Beharrlichkeit, die auch da nicht versagt, wo die Überzeugung schweigen muß, und die doch den Moment zu benutzen weiß, wo das Ziel, das nie aus den Augen verlorene, erreichbar ist; und dabei vor allem die Freude an dem Gedeihen seiner Schöpfungen und ein inneres Interesse für die Aufgaben, die ihm gestellt waren. Ein Wort freilich wie das Wilhelm von Humboldts: daß es vor allen Dingen darauf ankomme, einfache Grundsätze aufzustellen, streng nach diesen zu handeln, nicht auf zu vielseitige Weise, aber kraftvoll und bestimmt zu wirken und das übrige der Natur zu überlassen, die nur eines Anstoßes und einer ersten Richtung bedürfe, hätte Altenstein niemals geschrieben. Sein Sinn war vielmehr darauf gerichtet, den bureaukratischen Maximen, in denen er erzogen und die für ihn maßgebend waren, auch die Universitäten zu unterwerfen. „Die Universitäten sind Bildungs- und Erziehungsanstalten, und sonst weiter nichts“, so lautet ein Satz aus der Feder des Ministers. „Daher“, so folgert er, „sind die Lehrer für die moralische, religiöse und intellektuelle Bildung, so wie sie die politische Richtung als Staatsbürger fordert, verantwortlich zu machen und ihnen die Mittel dafür zu geben, die Schüler aber müssen sich solchen Zwecken unbedingt hingeben und unterordnen. Die Universitäten sind nicht Staaten im Staate. Der Grund zu dieser irrigen Ansicht liegt in ihrer Geschichte, in ihrer ehemaligen zünftigen Organisation, die dem Verhältnis der alten Stände zu ihrer Regierung analog war. Die Regierungen sind vielmehr Meister der Institute und haben diese nur nach Maßgabe ihres Zweckes zu betrachten. Und alles, was mit dem Universitätswesen als solchem nicht in notwendiger Verbindung steht, sondern in den allgemeinen politischen Zustand eingreift, ist ganz getrennt davon zu behandeln. Die Promotionen und die akademischen Würden sind auf das Wesentliche zu richten und immer strenger und höher zu steigern.“ Altenstein will nicht das ganze Institut aufheben oder, wie er sagt, revolutionieren, und die Universitäten nicht etwa in Fachschulen zerspalten: aber die Selbständigkeit, die Wahl der Mitglieder und der Lehrer, die Verwaltung der Fonds müßten durch unmittelbare Vorgesetzte und höhere

Leitung beschränkt werden. Damit werde eine erhöhte Fürsorge eintreten und wohltätig wirken. Das Wissen sei tüchtig und kräftig zu fördern, es müsse eine wahre Universität sein, die Gesamtbildung in dem höchsten Punkte vereinigt werden, alles Abgestorbene, wie der kindische, gemeine, nichtssagende Comment, die Farben, die Verbindungen, die Duelle, sei abzuschaffen, und alles dies nicht durch Gesetze, sondern durch Mittel der Disziplin.

Das alles sind Äußerungen des Ministers in einem Promemoria, das er auf der Höhe seiner Stellung, im Jahre 1834, entworfen hat.[1] Sie machen es verständlich, daß er mit Schleiermacher nicht zusammengehen konnte. Auf der andern Seite fühlt man sich an Fichte erinnert und erklärt sich einigermaßen den Enthusiasmus, mit dem Altenstein dessen Erlanger Plan aufgenommen und Hardenberg empfohlen hatte. Doch würde man dem Philosophen des Idealismus schweres Unrecht tun, wenn man seine Gedanken in den Anschauungen des Ministers lediglich wiederfände. Diese haben doch nur eben die Oberfläche der Fichteschen Ideenwelt gestreift; an ihren Kern, der mit aller seiner Härte und Starrheit die lebendige Idee der Freiheit umschloß, reichen sie nirgends heran: Altenstein wäre der erste gewesen, der sich der Entfaltung dieser Idee entgegengeworfen hätte, sowie er die Burschenschaften, die auch nur wieder in ihrer Weise Fichtes Gedanken ins Leben zu führen suchten, verfolgt und ausgerottet hat. Auch die Verwandtschaft der Unterrichtsverwaltung Altensteins mit seiner Kirchenpolitik wird hieraus deutlich: beide gingen miteinander parallel, sie entsprachen seinen bureaukratischen Tendenzen. Altenstein hat diese nicht erst im Verlauf seines Ministeriums gewonnen, wenn sie sich auch mit den Jahren schärfer ausgeprägt haben mögen, sondern es waren für ihn die Richtlinien, die er schon in seiner früheren Laufbahn (er war ja den Fünfzigern nahe, als er sein zweites Ministerium antrat) verfolgt hatte. Sie führen in die Epoche zurück, in der er erzogen und in die Geschäfte eingeführt war, zu den Grundsätzen der fränkischen Verwaltung Hardenbergs, deren Geist sie atmen; und daher erklärt sich auch die Freundschaft beider Minister, deren Naturen selbst miteinander verwandt waren.

Die Bonner Denkschrift; Plan, Berlin zur Zentraluniversität zu machen.

Schon ein halbes Jahr nach Antritt seines Amtes hat Altenstein sich gegen den Staatskanzler, mit dem er zu keiner Zeit intimer stand (er vertrat ihn damals in der Leitung des zum erstenmal einberufenen Staatsrats), in dieser Weise ausgesprochen, in dem Schreiben vom 16. Mai 1818, das uns durch die Überzahl zweifelloser Wahrheiten überraschte. „Das Ganze“, so lesen wir hier, „erfordert eine stetige genaue Aufsicht und Kontrolle. Die Erfahrung weniger Monate hat mich überzeugt, wie unendlich viel auf ein solches Einwirken bei Universitäten

1) Geh. St.-A.. Rep. 92. Altenstein, A. III. Generalia. Kanzleihand mit sehr zahlreichen Ergänzungen und Korrekturen von Altenstein selbst. Mund. 8. Juni.

ankommt. Wer wird die Bürgschaft über das Gelingen eines solchen wichtigen Institutes ohne die erforderlichen Anstalten, solches gehörig leiten und kontrollieren zu können, verbürgen und sich der Gefahr aussetzen wollen, unter seiner Leitung am Rhein einen Tummelplatz der so häufigen flachen, mutwilligen und anmaßlichen Unanständigkeit entstehen zu sehen! Man darf nur die Geschichte des Entstehens und Aufblühens älterer Universitäten aufmerksam verfolgen, um sich zu überzeugen, wieviel eine solche Leitung dazu beitrage, und was sie erfordert hat.“ Es handelte sich, wie man sieht, um die Gründung der rheinischen Universität, die seit dem Kriege auf dem Programm der Regierung stand. Hardenberg war damals, seit Dezember 1817, selbst am Rhein, und die Einrichtung der Hochschule zu Bonn, für das, statt für Köln oder Koblenz, man sich nach langem Streite noch unter Schuckmann entschieden hatte, war eine der Angelegenheiten, die ihn besonders beschäftigten; Altenstein hatte durch ihn den Auftrag erhalten, den Plan dafür einzureichen, und jene Zuschrift war das Begleitschreiben, mit dem er den von Süvern ausgearbeiteten Entwurf dem Staatskanzler übersandte.

Verwandtschaft mit Beymes Plan.

Der Minister hatte sich aber nicht damit begnügt, den Plan für Bonn zu entwickeln, sondern, wie er gegen Hardenberg bemerkt, es für unerläßlich gehalten, einen Generalbericht über das ganze Universitätswesen zu entwerfen und sein Programm im vollen Umfang darzulegen. Und da bemerken wir nun, daß er so ziemlich die Gedanken wieder aufnimmt, welche einst Beyme vorschwebten, und die dann, wie wir sahen, unter Altensteins eigener Mitwirkung von Humboldt, freilich nach seinem Geiste, modifiziert waren. Es sind die Berliner Institute, es ist die Universität selbst, welche in den Mittelpunkt und an die Spitze der sämtlichen Bildungsanstalten gestellt wird. Die Provinzuniversitäten will der Minister zum Teil erhalten; sie sollen, auf schickliche Punkte verteilt, ihren eigenen Wirkungskreis bekommen: aber ihr Zweck wird im allgemeinen auf das praktische Bedürfnis statt auf die theoretische Forschung gelegt werden. Für den Westen soll nur Bonn bestehen bleiben. Duisburg, für dessen endgültige Aufhebung bereits Schuckmann eingetreten war, muß natürlich fortbleiben. Auch Münster wird auf seine theologische und die dadurch bedingte philosophische Fakultät beschränkt werden; die juristische, die damit verbunden war, kann wegfallen. Als ganz unnötig bezeichnet Altenstein die Erhaltung von Greifswald, wo bei den vielen, aber schlechten Lehrern jeder Student 600 Taler jährlich kostet, und das die Studenten nur der Benefizien wegen besuchen. Leider sei man hier durch die Traktate mit Schweden gebunden; aber Unterhandlungen mit den pommerschen Ständen könnten vielleicht bewirken, daß das Geld anders angelegt werde. Bemerkenswert ist es, daß der Minister auch die Wiederherstellung Halles bedauert, mit dem ihn ja kein persönliches Verhältnis verband, wie sonst die altpreußischen Minister fast alle. Man hätte, meint er, lieber Halle und Witten-

berg vereinigt nach Erfurt übertragen sollen, wodurch man Jena und Leipzig ungemeinen Abbruch getan haben würde. Leider mache die Anlegung der Festung jetzt diesen Plan unmöglich, und so würden also außer Bonn, Berlin und Halle nur noch Breslau und Königsberg bestehen bleiben: jenes sei die Universität für Schlesien mit Posen und der Lausitz, Königsberg aber habe außer auf seine Provinz auch auf die baltischen Provinzen und Polen Anziehungskraft. Es war wieder die Aufnahme einer alten Idee, wenn der Minister ferner die Vereinigung der katholisch-theologischen Fakultät zu Braunsberg mit Königsberg plante. Diesen Beschränkungen in der Aufgabe der Provinzuniversitäten gegenüber wird die Zentraluniversität in Berlin nicht bloß um so umfassender und von größerem wissenschaftlichen Charakter sein, sondern auch auf den Staat in seinem ganzen Umfange und auf das Ausland einwirken. Dazu bedarf es einer stärkeren Besetzung der Fächer und der besten Lehrer. Nur die ersten Kräfte wird man gewinnen dürfen. Auch mit Sammlungen, Anstalten, Apparaten ist die Berliner Universität besser als jede andere auszustatten. Sie soll denen, die eine intensiv höhere oder eine vielseitigere wissenschaftliche Ausbildung suchen, sei es im ganzen oder in einzelnen Fächern, alle Gelegenheit dazu eröffnen. Die Wissenschaft wird auf ihr um ihrer selbst willen getrieben werden. Die Gefahr, daß dies Bestreben zur Zersplitterung führe und in mikrologische Pedanterie ausarte, weist die Denkschrift, die besonders an dieser Stelle die von Fichteschen Gedanken geleitete Hand Süverns zeigt, zurück; denn wenn allgemein wissenschaftliche und menschliche Ausbildung gewährt werde, bringe dies großen Gewinn, indem es die Gründlichkeit steigere und zu derjenigen Beförderung jedes Zweiges der Wissenschaft führe, die sich nicht hemmen lasse, weil sie auf dem Wege liege, den der Trieb des Wissens im Menschengeschlecht bis zu seiner Erschöpfung und zu seiner Rückkehr in seinen lebendigen Urquell notwendig nehmen müsse. So wird die Berliner Universität auf die Provinzialuniversitäten selbst mannigfach wohltätig wirken. Jüngere Lehrer werden mit einer höheren Weihe von ihr zu jenen versetzt werden; ausgezeichnete Lehrer, welche auf diesen nicht mehr gelohnt und gefesselt werden können, werden bei der Aussicht zum Vorrücken auf die Zentraluniversität länger in ihren Verhältnissen ausharren; und der Gefahr, daß die Zentraluniversität den Provinzialuniversitäten die Frequenz entziehen werde, wird man durch zweckmäßige Organisation, besonders aber durch erschwerende Prüfungen vor dem Zugange zu der Hauptuniversität vorbeugen können.

Altenstein schöpft die Begründung dieser Ansichten aus dem Charakter der Hauptstadt selbst, wo alle Zentralbehörden des Staates vereinigt, so viele gebildete Provinzialen und Ausländer versammelt seien und das Leben des Staates selbst pulsiere. Eine kleine Universität müsse hier moralisch und wissenschaftlich zugrunde gehen. Nur eine von großer innerer und äußerer Bedeutung sei den

Verhältnissen Berlins gewachsen, könne sich selbst in einem stets regen wissenschaftlichen Leben zusammenhalten, durch die Würde der Lehrer und den von ihnen ausgehenden wissenschaftlichen Geist eine innere Grenze um die Studierenden ziehen und eine Disziplin üben, ohne welche alle anderen Maßregeln, sie von Zerstreuungen zurückzuhalten, in dem weitläufigen, die Aufsicht erschwerenden Orte unwirksam sein würden. Sie werde sie kräftiger zum Fleiße antreiben, als viele Prüfungen und andere äußere Veranstaltungen dies vermöchten, welche die sie Handhabenden nur ermüden, deshalb bald in mechanische Formen ausarten und also leicht zu umgehen sind und ihren Zweck verfehlen. Von der Hauptstadt und ihrer Universität als von dem Herzen des Staates her müsse der öffentliche Geist in alle Adern des Staatskörpers überfließen.

Altenstein — oder sagen wir lieber Süvern, denn diese Denkschrift verrät in ihrer straffen Haltung durchaus seine Feder — äußert die Ansicht, daß in diesem Plan der Grundgedanke bei Anlage der Berliner Universität wiederkehre: er sei nur nicht in der Ausführung konsequent festgehalten. Diese sei durch die Zeitereignisse gehemmt worden und neuerdings die Restauration Halles störend dazwischengetreten. Wir werden demgegenüber sagen dürfen, daß es doch weniger Humboldt als Beyme war, dessen Ideen in der bureaukratischen Organisierung, welche der Plan zeigt, wiederkehren; zumal in der Differenzierung des wissenschaftlichen Betriebes zwischen Zentralanstalt und Provinzialuniversitäten wird dies deutlich. Im übrigen ist in der Tat in die Denkschrift eine ganze Reihe von Gedanken aufgenommen worden, denen auch Humboldt, dessen Verwandtschaft mit Beyme ja auch von uns anerkannt wurde, sich zugewandt hatte, so zum Beispiel die Einrichtung eines akademischen Gottesdienstes und die Stiftung von Benefizien.

Die Verwandtschaft mit den alten Plänen tritt deutlich hervor in der näheren Verbindung der Universität mit den beiden Akademien und in der Forderung, auch diesen eine neue Gestalt zu geben. Daß beides, besonders die Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften, notwendig sei, war die allgemeine Auffassung. Die Akademiker selbst erkannten es an; wie denn Altenstein in denselben Wochen an die Akademie die Aufforderung gelangen ließ, einen neuen Statutenentwurf einzureichen.

Auch in der Benennung der Lehrfächer, welche in die Universitäten noch einzufügen seien, geht die Denkschrift auf Ideen zurück, die wir zum Teil schon von Beyme ausgesprochen fanden, und die dem Geiste, in dem die Einrichtungskommission gearbeitet hatte, nicht ganz entsprachen. So, wenn für die juristische Fakultät ein ordentlicher Professor gefordert wird, der bei theoretischer Gründlichkeit auch genügende Kenntnis der juristischen Praxis besitze, um das Landrecht wissenschaftlich behandeln, die neueren Rechte überhaupt erklären und über den Prozeß lesen zu können; wir erinnern uns dabei, daß

durch Savignys Einfluß der Versuch des alten Goßler, über diese Materie als Privatdozent zu lesen, abgewiesen war. In der philosophischen Fakultät, wo auf die Lücken in den Staatswissenschaften und der Chemie hingewiesen war, um deren Ausfüllung sich bereits Schuckmann vergeblich bemüht hatte, wurde außerdem noch eine Professur der Schönen Wissenschaften und der Literatur im allgemeinen, wie insbesondere der deutschen Sprache und Literatur, und sogar der Kriegswissenschaften gefordert, mit der Betonung, daß gerade die letztere Berlin sehr nützlich sein würde. So hatte ja auch Beyme an die Anstellung Scharnhorsts an der Universität gedacht; während in der Einrichtungskommission Friedrich von der Hagen mit seinen Wünschen einer germanistischen Professur abgewiesen und nur zuletzt noch Martiny Laguna für Schöne Wissenschaften und Allgemeine Literatur ins Auge gefaßt war. Im Hinblick auf die weiten Ziele und die Bedeutung, die Altenstein der Berliner Universität geben wollte, waren diese Wünsche recht bescheiden. Er gab ihnen aber eine Ergänzung, die für ihn wie für die Grundsätze preußischer Staatsverwaltung sehr charakteristisch ist. Um nämlich jenem großen Zwecke Berlins gerecht zu werden, schlug er eine Vermehrung der außerordentlichen Professuren in der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät vor, in welcher letzteren das Fach der Schönen Kunst am leichtesten auf diese Art verstärkt werden könnte. Es war der Weg, auf den er später mehr und mehr geriet, und der in den dreißiger Jahren zu einer Hypertrophie an außerordentlichen Professoren führte, unter der diese selbst schwer gelitten haben, während freilich der Ruhm der Universität durch einen Dove, Magnus, Erman, Droysen, Vatke und manche andere außerordentlich erhöht und ihr Anspruch, die preußische Zentraluniversität zu sein, recht eigentlich begründet worden ist.

Berufung Hegels.

Die Professur der Philosophie ist auf dieser Liste nicht mehr genannt, denn für sie war schon gesorgt worden. Es war das allererste für Altenstein gewesen, den Platz, den Fichte leer gelassen, wieder zu besetzen. Und keinen Moment war er im Zweifel darüber, welchen Mann er seinem Lehrer, um ihn so zu nennen, zum Nachfolger geben solle. Ohne sich um Fakultät oder Senat der Universität weiter zu kümmern, schon am 26. Dezember 1817, erließ er das Einladungsschreiben nach Heidelberg an Hegel. Beide kannten sich bereits. Altenstein hatte auf der Rückreise von Paris Hegel in Heidelberg aufgesucht und aus den Gesprächen mit dem Philosophen den Eindruck gewonnen, daß er bei sich bietender Gelegenheit trotz seiner früheren Absage für die Berliner Universität nicht verloren sein würde. In dem Einladungsschreiben, das ungemein verbindlich gehalten ist, knüpfte der Minister an diese Begegnung und die Äußerungen Hegels darüber an und gab der Hoffnung Ausdruck, daß er den Stuhl Fichtes, dessen Besetzung dem Minister als eine der wichtigsten Angelegenheiten seines neuen Amtes erschien, nicht verschmähen werde. „Ich mißkenne“, schreibt

er, „die Verpflichtungen nicht, welche Sie an Heidelberg zurückhalten können, allein Sie haben noch größere Verpflichtungen für die Wissenschaft, für die sich Ihnen hier ein ausgebreiteterer und wichtigerer Wirkungskreis eröffnet. Sie wissen, was Ihnen Berlin in dieser Hinsicht gewähren kann. Ihre Erwartungen sollen aber, wie ich hoffe, noch übertroffen werden, wenn sich verschiedene Pläne näher entwickeln, deren Verfolgung für mich Pflicht ist“. Er bot ein Gehalt von 2000 Talern und volle Entschädigung für Reise und Umzug.[1] Wenn der persönliche Eindruck, den Altenstein von dem Philosophen gehabt hat, ihn in dem Entschluß, denselben für Berlin zu gewinnen, noch bestärkt hat, so haben ähnliche Empfindungen bei Hegel nach seinem eigenen Zeugnis ihn selbst in seinem Entschluß, den Ruf anzunehmen, mit bestimmt. Jedoch ließ er sich, bedächtig wie er war, zunächst Zeit zu ernster Überlegung. Am 6. Januar erreichte ihn die Einladung, aber erst am 24. gab er seine zustimmende Antwort. Die Wünsche, die er noch hatte, Umzugs- und Reisegelder, Wohnung und Witwenpension (auch die Lieferung von Naturalien, die ihm in Heidelberg geboten war, regte er an) konnte ihm der Minister nicht alle erfüllen, aber die 1000 Taler, die ihm für Reise und Umzug bewilligt wurden, mußten ihm aufs neue zeigen, wie viel der Berliner Regierung an seiner Gewinnung gelegen war. Am 20. Februar stellte Altenstein den Antrag an den König, vom 12. März ist die Kabinettsordre, welche die Bewilligung des letzteren aussprach, und am 19. ging das offizielle Berufungsschreiben nach Heidelberg ab. Bezeichnend für das, was der Minister von dem Nachfolger Fichtes erwartete, und was man überhaupt in den regierenden Kreisen Berlins von ihm forderte, ist die Charakteristik, die in dem Antrage an den König von dem Gewünschten gegeben wird. „Es hat“, so heißt es darin, „große Schwierigkeiten, in der gegenwärtigen Zeit einen Universitätslehrer für das Fach der Philosophie zu finden, der, gleich fern von paradoxen, auffallenden, unhaltbaren Systemen und von politischen oder religiösen Vorurteilen, mit Ruhe und Besonnenheit seine Wissenschaft lehrt. Der einzige Gelehrte, welchem der Unterricht in der Philosophie auf der Universität hier in

---

1) Es ist nicht ohne Interesse, die Entstehung des Briefes, der im Urkundenband gedruckt ist, anzugeben. Der Entwurf ist von Uhden schon am 15. Dezember gemacht worden. Das Konzept aber, welches dann folgt, von Kanzleihand, entspricht dem Entwurf nicht und hat offenbar schon einen neuen Entwurf von Altensteins eigener Hand, der nicht bei den Akten ist, zur Grundlage. Es ist dann noch einmal von Altenstein mehrfach korrigiert. In margine die Bemerkung von seiner Hand: „Auf Briefbogen mit Königlichem Siegel“. Mundiert ward das Schreiben am 28. Dezember und an demselben Tage zur Post gegeben. Die Tatsache der Begegnung erhellt ferner aus der Antwort Hegels und aus dem Immediatgesuch Altensteins. Beides im Urkundenband. „Ich hatte Gelegenheit“, schreibt der Minister in letzterem, „seine persönliche Bekanntschaft zu machen und habe alles bestätigt gefunden, was der Ruf von ihm sagte“. Daß es in Heidelberg geschah, geht aus der Nachschrift in der Antwort Hegels hervor, worin er eine Empfehlung von Sulpiz Boisserée anfügt, der damals in Heidelberg lebte, und dessen Sammlung Altenstein vielleicht an den Neckar geführt hatte.

einem hohen Grade mit Zuversicht in dieser Beziehung anvertraut werden könnte, ist nach meiner Überzeugung der Professor Hegel, gegenwärtig Lehrer der Philosophie zu Heidelberg, ein Mann von dem reinsten Charakter, von seltenen mannigfaltigen Kenntnissen, von Reife des Geistes und von philosophischem Scharfsinn, wovon seine verschiedenen Schriften zeugen. Gleich weit entfernt von religiöser Schwärmerei und von Unglauben hat er bei seiner philosophischen Tiefe doch auch schätzbare Ansichten in der allgemeinen Erziehungskunst und sogar praktische Kenntnisse in solcher".[1]

Berufung August Wilhelm Schlegels.

Nächst der philosophischen Professur lag dem Minister der Lehrstuhl für Literatur und schöne Wissenschaft am Herzen; und auch hier hatte er einen Namen in petto von hohem Klang — August Wilhelm Schlegel. Übrigens nahm er auch bei ihm nur wieder Verhandlungen auf, die schon unter seinem Vorgänger begonnen und seit dem Tode der Staël im Sommer 1817, bei der Schlegel als letzter von den vielen, die ihre Gunst genossen, eine Reihe von Jahren geweilt hatte, in Gang gekommen waren. Hardenberg war es, der von Karlsbad aus am 23. August unter Hinweis darauf, daß Schlegel durch den Tod seiner Freundin frei geworden sei, die Anwerbung desselben für die Berliner Universität empfahl. Er riet zugleich, die Verhandlungen durch Alexander von Humboldt, der, wie Schlegel selbst, in Paris war, führen zu lassen. Demgemäß hatte Schuckmann unter dem 9. Oktober sich an Humboldt gewandt. Eine Reise Humboldts nach London, und dadurch verursacht ein Versehen in der Briefbestellung hatten es aber gefügt, daß Humboldt nicht vor Ende Dezember in den Besitz des Schreibens kam und also die Antwort Schlegels erst unter dem neuen Ministerium in Berlin eintraf. Schlegel, der durch seine deutschen Freunde seit langem unterrichtet war[2], begrüßte den Antrag mit Freuden. Ohne bestimmt zuzusagen, ließ er doch seine Ankunft zu Michaelis in Berlin hoffen und entwickelte gleich ein Programm seiner Vorlesungen, das, wie von seiner Gelehrsamkeit, so auch von dem Bewußtsein seiner selbst keine geringe Vorstellung erwecken mußte. „Die Vorlesungen", so schreibt er, „die man vermutlich zunächst von mir erwartet, würden etwa sein: Geschichte der Literatur des Mittelalters und des neueren Europa, Geschichte der deutschen Sprache, Poesie und Literatur insbesondere, Geschichte der griechischen und römischen Literatur, sowohl in philologischer Hinsicht als unter allgemeineren Gesichtspunkten der Geistesbildung;

---

1) Auch das Immediatgesuch an den König ist von Uhden entworfen, schon am 10. Februar. Das Konzept ist danach gemacht, dann von Altenstein sehr stark korrigiert. Es ward durch seine Korrekturen, zu denen die beiden letzten im Text zitierten Sätze gehören, so verändert, daß noch ein Reinkonzept angefertigt werden mußte, das der Minister noch einmal unterzeichnet hat.

2) Zelter schreibt an Goethe schon im Dezember davon, II, 414. Die späte Ausfertigung der Einladung erklärt sich, von den uns bekannten Verschleppungskünsten unter Schuckmann abgesehen, dadurch, daß dieser bei dem Eintreffen der Aufforderung Hardenbergs gar nicht in Berlin war und erst durch seine Räte davon in Kenntnis gesetzt wurde. K.-M. IV, 5, IV.

Geschichte der bildenden Künste in der alten und neuen Zeit; ferner eigentliche Archäologie; endlich römische Geschichte und Altertümer in Verbindung mit den etrurischen und altitalischen überhaupt.“ Bescheiden oder auch selbstgefällig, man weiß nicht, wie man es nennen soll, fügt er hinzu: „In allen diesen Fächern habe ich wahrscheinlich dort bedeutende Mitbewerber“. Altenstein war glücklich über die Aussicht, welche sich ihm und seinen Hoffnungen damit eröffnete. „Wilhelm Schlegel“, so schreibt er am 21. Februar an den Staatskanzler, „wird für Berlin ein unendlicher Gewinn sein“. Gerade dieser Mann schien ihm wie geschaffen zu sein für die Ideen, mit denen er sich trug, und dies nicht bloß für die Universität, sondern ebenso sehr auch für die Museumspläne, welche den Glanz der Hauptstadt erhöhen und, wie er in dem Antrag an den König vom 14. März schreibt, die Bildung befördern sollten. Auch für ihn forderte er ein Gehalt von 2000 Talern und eine entsprechende Summe für die Reise und den Transport seiner Bibliothek.

Repetentenwesen und Förderung der humanistischen Studien.

Fast das größte Gewicht legte Altenstein auf die Einführung von Repetenten an der Berliner Universität. Damit knüpfte er an Lieblingsgedanken, die er von alters her gehegt hatte, an. Schon der Erlanger Plan Fichtes hatte auf ihn gerade unter diesem Gesichtspunkte Eindruck gemacht. In dem Gutachten, das er darüber an Hardenberg richtete, hatte er auf die Notwendigkeit eines engeren Zusammenarbeitens von Lehrern und Schülern, vor allem in der Form von Konversatorien hingewiesen und bitter geklagt über die traurigen Erfahrungen, die er selbst als Student, besonders in Erlangen, mit der entgegengesetzten Methode des bloßen Herunterlesens vom Katheder gemacht habe; während ihm in Göttingen gerade das Repetentenwesen, das an der Universität eingeführt war, imponiert hatte.

Jedoch war auch dieser Plan bei ihm nicht durchaus originell, sondern er knüpfte nur wieder an Verhandlungen an, die schon unter seinem Vorgänger eingeleitet waren, und an Wünsche, die aus dem Schoße der Berliner Universität selbst laut geworden waren. Sie hingen zusammen mit der Forderung einer besseren Pflege der humanistischen Studien, über deren Notwendigkeit Minister und Universität von jeher einig gewesen waren. Daß diese Wünsche berechtigt waren, können wir nicht leugnen, wenn wir uns an die Zeugnisse erinnern, mit denen die Herren Niesar, Nathan und Genossen zum Studium an unserer Universität zugelassen worden waren. Dennoch muß es uns überraschen, zumal nachdem die neue Prüfungsordnung eingerichtet und das Reifezeugnis im November 1812 zur Bedingung für die Aufnahme in die Universität gemacht worden war, diesen Klagen in solchem Umfange und gerade an unserer Universität zu begegnen, deren Gründung recht eigentlich im Zeichen der humanistischen Bildung geschehen war, und auf der die philologischen Studien anfangs wirklich geblüht hatten. Aber schon aus dem Mai 1817 liegt von der Hand

Böckhs eine Eingabe an den Minister vor,[1] in der er mit der ihm eigenen Umsicht und Klarheit einen Überblick über die Schäden gibt und die Mittel, um sie zu beseitigen, anführt. Auch er geht darin von der Tatsache aus, daß das Interesse an den humanistischen Studien in den Anfängen der Universität auch in der Studentenschaft sehr viel lebhafter gewesen sei, wie ein Vergleich der Besuchszahlen ergebe. Die öffentlichen Vorlesungen, welche damals sehr zahlreich besucht gewesen, hätten jetzt aufgegeben werden müssen, weil sie überhaupt nur wenige Wochen besucht zu werden pflegten, und, wer sie belege, dies nur zu tun pflege, um ein Zeugnis zu erlangen. Außer dem philologischen Seminar, das doch nur von den eingeschriebenen Teilnehmern besucht werde, würden nur drei Vorlesungen gehalten, und das einzige lateinische Kolleg komme nicht mehr zustande. Die Schuld könne nicht an den Lehrern liegen, sondern einzig und allein an dem schlechten Geist der Studierenden, an der immer mehr einreißenden Engherzigkeit des Brotstudiums, das sich nicht bloß in bezug auf die Philologie, sondern auch die Geschichte, Archäologie und ähnliche Wissenschaften fühlbar mache. „Welchen Einfluß aber“, so heißt es weiter, „jene Art des Studierens auf den Staatsdienst haben werde, und wie so gebildete Beamte auf die Wissenschaft und auf die Schulbildung künftig zurückwirken können, dieses einem so erleuchteten Ministerium auseinandersetzen zu wollen, würde Anmaßung sein. Nur so viel wage ich zu bemerken, daß, wenn das Studieren in diesem Geiste durch ein Menschenalter fortgesetzt würde, es mindestens um unser Latein würde getan sein; wir kämen unterdessen auf die Stufe der Bildung, auf welcher etwa Frankreich steht; ein Mann, der Latein schreiben kann, würde eine Seltenheit werden, so wie schon, die es sprechen können, selten sind. Auch müßte es bald an tüchtigen Schulmännern fehlen, an welchen wahrlich jetzt schon kein Überfluß ist; je mehr die ehemals fast allgemeine Liebe zum Altertumsstudium verschwindet, desto seltener werden auch die, welche sich demselben besonders ergeben, um einst die Jugend zu lehren“. Die tieferen Ursachen sieht Böckh in der schlechten Vorbereitung zur Universität; ferner in dem Wunsch der Studierenden, die den Krieg mitgemacht haben, bald zum Abschluß zu kommen; auch in dem herrschenden Bestreben nach einer rein deutschen Bildung, die, in ihren Grenzen achtungswert, doch in ihren weiteren Konsequenzen eher zur Barbarei als zur höheren Ausbildung führen könne; weiter in dem Militärjahr, das das Triennium auf zwei Jahre reduziere (die allgemeine Klage dieser Jahre); endlich in der Abnahme der Theologen, welche sonst für die philosophischen, historischen und philologischen Studien die Hauptmasse der Studierenden stellten, nun aber durch die herrschende Teuerung und den Mangel an Benefizien von Berlin ferngehalten würden. „Man kann“, meinte er, „sicher-

1) 20. Mai 1817. In seinem Nachlaß. Urkundenband.

lich behaupten, daß ein gewisses Gleichgewicht der Fakultäten den Universitäten ebenso vorteilhaft ist, als den Staaten ein Gleichgewicht der verschiedenen Stände; werden einige Fakultäten vorherrschend, so entsteht gewöhnlich ein illiberaler Sinn, und die Universität nähert sich einer Spezialschule". Jahr um Jahr pflegte Böckh in Proömien zu den lateinischen Vorlesungskatalogen die akademischen Bürger zum fleißigen Studium der humanistischen Wissenschaften zu ermahnen; aber, wie er hier eingesteht, von der Fruchtlosigkeit solcher Ermahnungen war er überzeugt: sie würden überhaupt nicht gelesen. Mehr erwartete er von einer öffentlichen Admonition; vor allem aber riet er zu Pflichtkollegien, die im Zeugnis testiert werden müßten, oder auch zu einer Prüfung in allgemeiner Bildung für jeden, der sich dem Staatsdienst widmen wolle.

Böckh begegnete mit seinen Ansichten ebenso bei den Fachgenossen wie bei dem Ministerium vollem Verständnis. Als daher im Sommer 1817 Schuckmann, offenbar auf dieses Gutachten gestützt, die Universität um Vorschläge zur Besserung der Übelstände ersuchte, fand er bereites Entgegenkommen. Der Senat forderte von jeder einzelnen Fakultät Gutachten ein und sandte diese mit einem zusammenfassenden Bericht, zu dem Schleiermacher seine Feder herlieh, am 23. August an das Ministerium. Die Fakultäten wiederholten im wesentlichen die von Böckh entwickelten Anschauungen, der selbst das Gutachten der philosophischen Fakultät entworfen hatte, wenn auch die eine oder andere auf den oder jenen Punkt besonderes Gewicht legte. Alle sprachen der Idee, durch Examina und Repetitorien den humanistischen Bildungsstoff zu befestigen, das Wort, besonders aber nahmen die Mediziner diesen Vorschlag lebhaft auf. Bei ihnen machten ja auch die Klinik, welche Berends lateinisch hielt, sowie das lateinische Examen und die vielen Dissertationen, 20—30 im Jahr, die Schäden besonders sichtbar, zumal da sich gerade zu ihrer Fakultät so viele ungebildete Elemente drängten. Und niemand war überzeugter als sie, daß die klassische Bildung das erste Erfordernis des gelehrten Arztes sei, daß dieser, wie Hufeland sich ausdrückte, nicht bloß ein Doctor, sondern auch doctus sein müsse. Das Ansehen, welches Berends sich erworben hatte, beruhte wesentlich auf der reinen Latinität seiner Vorträge. Freilich war es weniger das humanistische Interesse, welches die Mediziner dabei beseelte, als das praktische, die Notwendigkeit, den gesamten ärztlichen Stand aus der Barbarei der Badstuben emporzuheben, woran nun schon seit zwei Generationen und länger gearbeitet wurde. Sie meinten sogar, die eingerissene Gräcomanie habe das Studium der alten Latinität unglaublich zurückgedrängt, obgleich das letztere zur Übung des Geistes im gründlichen und logischen Denken weit geschickter sei. Übrigens glaubten sie sagen zu dürfen, daß ihre Studenten relativ in humanioribus besser beschlagen seien als die der übrigen Fakultäten, eben weil der Student der Medizin wisse, daß er lateinisch geprüft werde und lateinisch disputieren müsse, während bei den

anderen Fakultäten auch dieser Sporn fehle. Und wenn sie zugaben, daß die Schäden bei ihnen besonders augenfällig wären, so führten sie dies vor allem auf die Menge der Dissertationen zurück, die in ihrer Fakultät erschienen. Übrigens hatte diese bereits, um vor den Augen der Welt mehr Staat machen zu können, einen eigenen Philologen angestellt, der die Latinität der Dissertationen zu verbessern hatte; anfangs hatte Karl Meier, später Wernicke diese Stelle eingenommen.[1] Genutzt hatte übrigens nach Böckhs Meinung auch diese Einrichtung nicht viel, da, wie er in seinem Gutachten schreibt, die Dissertationen zum Teil von den gröbsten Sprachfehlern wimmelten, ja bisweilen in einer Sprache geschrieben wären, durch welche man nur mit Anstrengung einen Sinn durchleuchten sähe. So war es gerade die medizinische Fakultät, welche in ihrem Gutachten die Forderung erhob, zwei Repetenten bei ihr anzustellen, welche, mit guten humanistischen Kenntnissen ausgerüstet, durch Privatübungen, zumal Examinatorien, die Studierenden in der lateinischen Sprache üben sollten. Auch sie berief sich ausdrücklich auf Göttingen. Von hier aus kam der Vorschlag in den Bericht des Senates, der im übrigen die Wünsche der Fakultäten kombinierte und ausglich.

Die Antwort des Ministeriums war trotz der Übereinstimmung in den allgemeinen Prinzipien zurückhaltend. Es erklärte, daß es dem Wunsch der Universität schon dadurch zuvorgekommen sei, daß einzelne junge Gelehrte zur Ermunterung in ihrer Tätigkeit als Privatdozenten bei der Universität Unterstützungen aus öffentlichen Fonds erhielten. In dieser Vorsorge werde es gern fortfahren. Ähnlich lautete der Bescheid über andere Vorschläge, wie der über die Reform der Gymnasien; und der einzige positive Erfolg war der Befehl, eine Admonition vorzubereiten und zur Genehmigung einzureichen. So blieben die Dinge, bis Altenstein das Ministerium übernahm. Die Bitte um die Admonition gehörte zu den ersten Eingaben der Universität, welche bei ihm einliefen. Er war mit ihr nicht zufrieden; sie schien ihm zu allgemein, und er empfahl der Universität eine von Breslau, wohin dieselbe Verfügung ergangen war, eingereichte Erinnerung an die dortigen Studenten, welche sich als Spezialstudienplan gab, fügte sich jedoch den Wünschen der Fakultät, als diese in einer scharfen Kritik der Breslauer Winke und Ratschläge auf den Zweck der Admonition hinwies, der ausdrücklich auf das Studium der humanistischen Fächer abziele.

Plan eines Repetenteninstituts.

Um so lebhafter griff Altenstein den Vorschlag mit den Repetenten auf. Er dachte aber dabei weder an die humanistische Ausbildung der Studierenden noch an ihre Übung im Lateinsprechen, sondern an das, was er in seiner Jugend so schmerzlich entbehrt hatte, den Gedankenaustausch zwischen Lehrern

1) Schon im Jahre 1812 hatte sich das Ministerium bei der Fakultät über die stilistische Mangelhaftigkeit der Dissertationen beklagt, und es war zu einer längeren Korrespondenz zwischen beiden und zu eingehenden Verhandlungen in der Fakultät deswegen gekommen.

und Schülern und die schulmäßige Vorbereitung des Wissensstoffs, über den diese verfügen müßten, durch Repetitionen, Disputatorien und Examinatorien. Er glaubte in dieser Einrichtung, die er zu einem auf alle Fächer und Fakultäten ausgedehnten dotierten Institut auszugestalten dachte, den allerbesten Weg gefunden zu haben, um mit einem verhältnismäßig geringen Aufwande die Berliner Universität zu dem Range zu erheben, den er ihr bestimmt hatte. Darin wollte er den Grund für das Aufblühen Göttingens erblicken, für das Zuströmen der besseren Köpfe dorthin, vorzüglich solcher, die sich dem rein wissenschaftlichen Leben widmen wollten, den guten Ton in der Studentenschaft, die Pflege der wissenschaftlichen Interessen auch über die Jahre der Universität hinaus und die Anhänglichkeit an diese; ja sogar eine nähere Verbindung unter ihren Zöglingen für das ganze Leben glaubte er daher prophezeien zu dürfen. Der Staat würde darin eine Pflanzschule einheimischer Kräfte gewinnen und zugleich die ausländischen heranziehen, während jetzt die Verlegenheit, Lehrer zu finden, unglaublich groß sei. Auch die Sammlungen, die Berlin bot, glaubte der Minister erst dadurch recht fruchtbar machen und den Aufwand für dieselben rechtfertigen zu können, und mit hierauf war der Plan der Reorganisation der Akademie, mit dem er sich trug, gerichtet; er dachte dadurch Hülfe für die Arbeiten der Akademiker zu gewinnen, welche ihrerseits wieder die Repetenten anleiten und über die Grenzen ihres Berliner Aufenthaltes hinaus fördern könnten. Auf nichts war Altenstein stolzer als auf diese Idee. „Ich schmeichle mir“, schreibt er dem Staatskanzler, „daß Ew. Durchlaucht hieraus die Überzeugung zu schöpfen geruhen werden, daß ich die Sache tief und lebendig erfasse und mich nicht an die gewöhnliche Form und Berechnung halte, und daß es mir bei gehörig freier Hand und Unterstützung gelingen wird, ein Ideal hier zu verwirklichen, was noch kaum in Deutschland aufzustellen versucht worden ist“.

Finanzielle Anträge an Hardenberg.

Zur Durchführung so weit gespannter Pläne gehörten nun bedeutende Mittel; 250 bis 300 Tausend Taler nannte Altenstein als die Summe, die er gebrauchen werde — eine Kleinigkeit, so meinte er, im Verhältnis zu dem Aufwand, den jede andere Partie erfordere, und zu der ganzen Einnahme des Staates. Gleich Humboldt wünschte er die volle Disposition darüber zu haben, allerdings nicht in der Form einer Land-Dotation (daran war nicht mehr zu denken), aber doch so, daß die Zahlung im Ganzen an eine von ihm allein abhängige Kasse erfolgen solle, er aber nur im Einverständnis mit dem Staatskanzler darüber verfügen könne. Nur so wollte er für Ausarbeitung und Ausführung spezieller Pläne Bürgschaft leisten. Die Forderung übertraf Humboldts Sätze fast um das Doppelte, hatte freilich aber auch mit einem verdoppelten Bedürfnis, zumal durch die Gründung Bonns, zu rechnen. Für Berlin dagegen muß die Summe, die Altenstein forderte, gegenüber dem großen Ziel, das er unserer Universität steckte, sogar als bescheiden bezeichnet werden. Sie sollte den Etat

der Universität nur um ein Plus von 18000 Talern belasten, welche denn auch ohne Schwierigkeit bewilligt wurden.

Abneigung des Staatskanzlers gegen Altensteins Pläne.

Im übrigen stieß der Minister bei dem Staatskanzler auf starken Widerspruch und größere Bedenken, als er gefürchtet hatte, die aber für uns, wie wir gestehen müssen, nicht unerklärlich sind. Denn es war doch in der Tat ein seltsames Verfahren, den Auftrag, einen Plan für die rheinische Universität einzureichen, dahin auszugestalten, daß fast das Gegenteil von dem herauskam, was gewünscht war. Dem Staatskanzler lag daran, den Rheinprovinzen durch die neue Universität einen glänzenden Beweis seiner Fürsorge zu geben; mit persönlichstem Anteil betrieb er die Gründung — und nun machte ihm sein Minister Vorschläge, die auf eine Degradierung aller Provinzuniversitäten gegenüber der einen Zentralhochschule in der Hauptstadt des Staates hinauskamen. Es kam hinzu, daß der vertrauteste Ratgeber, den Hardenberg damals um sich hatte, mit nicht geringerem Eifer als sein Herr an der Gründung der neuen Universität arbeitete, ja seinen ganzen Ehrgeiz daran setzte, ihren Aufbau so glänzend wie möglich zu gestalten; und dies war ein Mann, dem an Geschicklichkeit und dem Eifer, mit dem er seinen Zielen nachstrebte, wenige gleichkamen, kein anderer als unser alter Bekannter, der Ordinarius an der Berliner Universität und Geheime Oberregierungsrat David — Johannes Koreff.

Einfluß Koreffs hierauf.

Koreff, der, wie in Glienicke und Tempelberg, so auch auf der Reise an den Rhein der Haus- und Tischgenosse des Staatskanzlers war, stand damals auf dem Gipfel seines Einflusses. Am 26. Mai 1818, demselben Tage, von welchem die Kabinettsordre datiert, welche Bonn zum Sitz der neuen Hochschule bestimmte und deren Eröffnung für den Herbst versprach, ward die Kabinettsordre ausgefertigt, welche ihm den Vortrag und die Bearbeitung der wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten bei dem Staatskanzler übertrug und ihm für den Fall der Beendigung dieser Aufgabe die Anstellung als vortragender Rat im Departement des Unterrichts- und Medizinalwesens vorbehielt. Höflinge, Geheimräte und Minister neigten sich vor dem Günstling, der durch seine Verbindung mit der hysterischen Freundin des Staatskanzlers, der Mademoiselle Hähnel, und mit der Fürstin selbst, der er jene Dame als Gesellschafterin zugeführt hatte, allmächtig schien. Auch Altenstein tat alles, um sich die Gunst des Vielgewandten zu sichern. In der verbindlichsten Form hatte er ihm den Urlaub bewilligt; er bat um seinen Beistand bei der Einrichtung der rheinischen Universität in allen Lokal- und Personalfragen: alle Welt lachte über die Unterwürfigkeit des Ministers.[1]

---

1) Noch am 19. Dezember schreibt Schleiermacher an Arndt: „Von Koreffs Allmacht spricht die ganze Welt; wenigstens ist unseres sonst guten Altensteins Unterwürfigkeit unter ihn sehr sichtbar. Ich für meine Person habe nichts Gutes davon zu erwarten, denn ich bin Koreff sehr derb entgegengetreten und sehe der Explosion von seiner Seite täglich entgegen. Aber ich lasse alles ganz ruhig herankommen“. Skeptischer äußerte sich Stägemann in einem Briefe an

Und Koreff, der bei dem Verhältnis, in dem er zu seiner Fakultät stand, und für seine weiteren Wünsche in bezug auf Klinik und Karriere den Chef der

---

Varnhagen: „Unser Freund Koreff“, schreibt er am 1. August, „ist in eine praktischere Amtswirksamkeit getreten, wie Sie aus den hiesigen Zeitungen werden gesehen haben. Sie erstreckt sich jedoch nicht weit. Gönner hat es ihm auch nicht verschafft und nur einen Spaß dazu, indem man aus le Juif corréferent: Coreff, le Juif errant gemacht hat. Der Herr Minister von Altenstein glaubt in ihm einen Strebepfeiler wider die Generalkontrolle zu haben. Er wird sich auch irren“. Am Ende des Jahres, am 12. Dezember, meinte er noch, Koreff habe seinen Kulminationspunkt erreicht, indem Altenstein ihn zum schuldigen Dank für die Dienste, die ihm sein Einfluß auf den Staatskanzler verschafft, in sein Ministerium genommen habe (was übrigens wohl ein Irrtum war; s. u.). Von Einfluß auf den Staatskanzler sei aber, fügt er hinzu, nichts zu spüren, „denn der sehr gescheite alte Mann läßt niemand auf sich influieren“. Damit hatte Stägemann vielleicht nicht ganz unrecht. Hardenberg zog den gerissenen Doktor an sich heran, weil er ihn gebrauchen konnte, als Arzt wie als Gesellschafter, bei allerhand häuslichen Intimitäten, sowie auch in den Geschäften, zumal den zahlreichen Korrespondenzen und Unterhandlungen, welche die Gründung der rheinischen Universität nötig machte. Daß der Staatskanzler bei aller seiner Zugänglichkeit für honigsüße Schmeichelworte die Schwächen seines lustigen Rates nicht übersah, zeigt eine Randglosse zu den Renommagen in einem seiner Bittbriefe, und daß er in seinem Vertrauen nicht weiter ging, als er es für zweckmäßig hielt, bezweifle ich keinen Augenblick. Koreff selbst äußerte sich gelegentlich sehr ungläubig über die Echtheit der Freundlichkeiten seines Herrn. Aber benutzt hat ihn der Fürst, und ich glaube kaum (die Korrespondenz Koreffs mit Altenstein und diejenige Hardenbergs selbst, die aus Koreffs Feder stammt, beweisen es), daß bei der Einrichtung der Bonner Universität, besonders auch in den Berufungsfragen, irgend jemand größeren Einfluß gehabt hat als dieser jüdische Parvenu. Daß während der rheinischen Reise niemand mehr als er das Ohr des Staatskanzlers besitze, war auch die Meinung von dessen Schwiegersohn, dem Grafen Pückler, der in den Herbstwochen des Jahres bei ihm war, um sein ewiges Anliegen, den Posten eines Gesandten, er dachte damals an Konstantinopel, zu betreiben. Er hatte sich in dieser Angelegenheit Koreff ganz anvertraut, der ihm sogar die nötigen Eingaben entwarf und ihm unfehlbare Erfolge seiner hohen Protektion und den Sieg über seine Rivalen voraussagte. „Es sind alle Rackers“, meinte er, „und keiner ist Ihnen grün. Tun Sie, als wenn Sie nicht mehr daran dächten, ich werde die Sache leiten. Ehe Sie es sich versehen, ernennt Sie der Minister, und sie bleiben mit langer Nase stehen“ — womit er sich dann aber doch als falscher Prophet erwies. Pückler hat niemals das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; der Fürstentitel, der ihm nur Geld kostete, war das einzige, womit ihn sein Schwiegervater beglückte, und er hat seine recht derangierten Verhältnisse nicht einmal durch eine Erbschaft aufbessern können; Hardenberg hat seine Tochter im Testament völlig übergangen. Merkwürdig ist es, daß auch dieses Weltkind in jener Zeit nicht bloß von der Klugheit, sondern auch von dem guten Herzen Koreffs wirklich überzeugt war. „Glaube nur“, schreibt er an seine Frau, welche Koreff gar nicht trauen wollte, „ich habe ganz richtig gesehen, wenn ich Koreff für den Gescheitesten, aber auch den Gemütlichsten und Besten im ganzen Hause gehalten habe“. Er ließ es nicht nur zweimal über sich ergehen, daß Koreff ihm seine Gedichte halbe Stunden lang (als Einleitung zu den Besprechungen wegen der Gesandtschaft) vorlas, sondern er fand darunter sogar ganz herrliche Sachen. Vorzüglich aber taten es ihm wie aller Welt die Drolerien seines Freundes an, der mit seinen Späßen die ganze Gesellschaft königlich amüsierte. „Das Souper“, schreibt er einmal, „war sehr lustig. Besonders hat mich Koreff mit Lachen fast umgebracht, indem er Alexander Humboldt nachmachte und von der Wüste von Arambambien und dem Popopeutitekuli erzählte auf die drolligste Art von der Welt“. (Beiläufig, wie es fast scheint, die Urform der bekannten Anekdote, welche Bismarck von dem Gardeleutnant und dem großen Naturforscher aus dem Teezirkel Friedrich Wilhelms IV. zu erzählen wußte, und ein Beweis für die Langlebigkeit und Entwicklungsfähigkeit solcher Geschichten.) Der Ton, der im Hause des Staatskanzlers herrschte, wird durch die Briefe des weltfrohen Grafen vortrefflich

Unterrichtsverwaltung nicht entbehren konnte, ließ es, so viel er mit Worten vermochte, sich angelegen sein, Altenstein bei guter Laune zu erhalten.[1] Aber die Idee, Berlin über alle Provinzuniversitäten zu erheben, kontrastierte zu sehr mit seinen Bonner Plänen, als daß sie bei ihm auf wohlwollende Aufnahme hätte rechnen können. Auch sonst lenkten persönliche und, wie man nicht zu leugnen braucht, wissenschaftliche, überhaupt sachliche Anschauungen Koreff in eine andere Richtung. Bei seiner Stellung zu seiner Fakultät, die, wie er voraussetzen durfte, auch durch Altensteins Protektion sich kaum verbessern ließ, konnte ihm nicht daran liegen, der Berliner Universität zu einer so zentralen Stellung im Staate zu verhelfen: der Einfluß seiner Gegner, vor allem eines Rudolphi, dem er den grimmigsten Haß und die bösesten Nachreden bei dem Minister widmete, wäre damit nur noch größer geworden. In dem Gegenschreiben vom 8. August, das Hardenberg unterzeichnet, Koreff aber aufgesetzt hat, wird gerade auf die Nachteile, welche diese Übermacht der Berliner Professoren haben werde, der Ton gelegt[2]. Was Koreff seinen Kollegen in anderen Denunziationen bei dem Minister vorwarf, wird hier wiederholt, ihre sträfliche Leichtfertigkeit bei den Prüfungen, ihr Eigennutz und anderes, und der Erlaß strenger Bestimmungen über die Promotion gefordert: die Mitglieder der Universitäten sollen solidarisch verantwortlich gemacht, die Promotionen ohne Sporteln für die Professoren gestaltet und die Provinzuniversitäten durch Verleihung der Rechtskräftigkeit ihrer Examina von der Suprematie der Berliner Universität befreit werden. Auf diese Weise werde mehr Leben und Spannkraft in die Universitäten kommen und die Berliner Universität selbst die Energie, welche ihr die Doppelstellung genommen habe, wiedererlangen. Sie werde dadurch „ihrer uranfänglichen Bestimmung, der Ausbildung höherer Wissenschaftlichkeit näher gebracht und von

---

illustriert. Zugang zu den diplomatischen Geheimnissen und dem Innern seines Schwiegervaters bieten sie freilich nicht.

1) Ein Beispiel für den Ton wahrhaft hinschmelzender Zärtlichkeit, den Koreff gegen Altenstein anschlug, gibt ein Brief aus Glienicke vom 3. August 1819: „Verzeihen Sie gnädigst, daß ich Ihre ländliche Ruhe, die mit belebendem Hauche das Gartenparadies Ihres Gemütes erquicken möge, durch die Reminiscenz eines kleinen Geschäftes zu stören wage. Es betrifft Ennemoser“ (den bekannten Naturphilosophen aus Tirol, einst Waffengefährten von Andreas Hofer, den Koreff nach Bonn gebracht hatte). Oder er schickte ihm einmal, nach dem Grundsatz, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, eine Pfeife mit Pfeifenstopfer und Tabak, dazu ein Fläschchen Eau de Cologne (aus Aachen). Auch dem Staatskanzler erschloß er immer noch die Tiefen seines Gemüts: „Ich habe Heimweh nach Ihnen. Die Abwesenheit läßt mich schon Schmerzen fühlen“, so lesen wir in einem Brief vom 15. Juli 1818.

2) Im Geh. St.-A. Rep. 92, Altenstein, A. 7, a. Mundum. Daß Koreff das Konzept entworfen hat, wird schon aus dem Stil deutlich, man merkt es aber auch an kleinen Korrekturen in der Reinschrift, die von seiner Hand sind. Der Eindruck, den das Schreiben auf Altenstein gemacht hat, erhellt aus seinen eigenhändigen Marginalien: „Pr. den 20. Aug. 1818. Zu sekretieren!“ — „Mich mündlich ausgesprochen und danach zu den Akten. 30. 9. 18“. Dazu am oberen Rand mit Blei: „Vertrauliche Direktive des Fürsten Hardenberg, die Universitäten betreffend“.

ihrem drohenden einseitigen Versinken in eine allzu empirische Sphäre freigehalten werden". In dem Schreiben werden diese Ideen als das Resultat vieljähriger Beobachtungen Hardenbergs bezeichnet. Wir werden aber in ihnen mindestens ebenso sehr die Auffassung Koreffs und die Animosität gegen seine Berliner Kollegen wiederfinden. Gerade nach dieser Richtung solle, so fordert er, Bonns Beispiel wirken. Es solle die anderen Universitäten indirekt zwingen, der Regierung freiwillig für die Verjüngung ihrer Verfassung die Hand zu bieten. Die Errichtung „einer Universität in dem jetzigen Moment", so heißt es in echt Koreffschem Stil, „soll nicht bloß unserer früheren Verabredung gemäß reiche Folgen in schöner Reihe aus sich selbst lebendig entwickeln und frische Keime legen, welche die Zukunft entfalten möge, sondern sie soll auch mit jugendlicher Kraft belebend in die alten Formen eingreifen, sie mit neuer Spannkraft begaben, vom lähmenden Roste befreien und in frischer Wiedergeburt ihren Gang und Rhythmus in Harmonie mit den Schöpfungen der Gegenwart setzen". Eine direkte Antwort auf Altensteins Anträge war dies nicht; mit diplomatischer Feinheit wurde sie vermieden. Aber die in dem Schreiben enthaltene Auffassung konnte dem Minister genügen, um ihm die Aussichtslosigkeit seines großen Reformplans deutlich zu machen; und wenn er auch später noch mehrfach Berlin als die Zentraluniversität bezeichnet hat, so hat er den Gedanken daran in Wirklichkeit doch fallen lassen; er hat am Ende die Provinzuniversitäten einer zwar enger begrenzten, aber analogen Entwicklung entgegengeführt.

Hardenberg lehnt das Repetenteninstitut ab.

Auch mit den speziellen Forderungen hatte Altenstein bei Hardenberg und seinem Geheimrat kein rechtes Glück. So wollte sich der Staatskanzler mit dem Repetenteninstitut gar nicht befreunden. Altenstein hatte zunächst wieder Gutachten von sämtlichen Fakultäten Berlins eingefordert und im Anschluß daran dem Staatskanzler die Grundzüge des Instituts vorgelegt. Absolvierung des Trienniums und wenigstens ein so langes Studium an der Berliner Universität, daß die Professoren mit den Qualitäten der Bewerber völlig vertraut wären, sollte die Vorbedingung sein. Die Vorschläge würden von den Fakultäten ausgehen, vom Senat an das Ministerium gebracht und von diesem nach Befinden bestätigt oder abgelehnt werden. Die Übungen sollten in Examinatorien, Disputatorien und Repetitorien nach Anordnung der Fakultäten bestehen. Die Repetenten selbst müßten in akademischen Seminarien und Instituten, Bibliotheken und Sammlungen helfen, unter Anweisung ihrer Fakultät auch Kollegien lesen und Studierenden Nachhilfeunterricht zu geben verpflichtet sein. Die Aufsicht über sie sollten die Fakultäten durch ihre Dekane führen, bezw. durch die Vorsteher der Institute und Seminarien, denen sie zugewiesen, und die Professoren, denen sie als Repetenten ihrer Kollegien zugeordnet wären. Diese alle würden verpflichtet sein, ihnen, ein jeder in seinem Kreise, zu ihren Arbeiten und den Studien dafür Anleitung zu geben, dieselben zu kontrollieren und ihren Fakultäten darüber zu berichten.

Der Senat hätte dann einen jährlichen Gesamtbericht an das Ministerium einzureichen. Die Dauer war auf drei Jahre berechnet, mit der Maßgabe, daß Abneigung oder ungenügende Ausbildung frühere Entlassung, Unfleiß, Unsittlichkeit oder sonst tadelnswertes Benehmen aber sofortige Entfernung auf Antrag der betreffenden Fakultät nach sich ziehen könne. Solche Fälle müßten aber jedesmal dem Ministerium angezeigt werden. Das Ministerium sollte auch über die fernere Beschäftigung eines Repetenten, welcher drei Jahre lang mit Erfolg sich der Ausbildung zum akademischen Lehramt gewidmet habe, entscheiden. Als Remuneration waren für jeden Repetenten jährlich 400 Taler ausgesetzt, mit der Verpflichtung, keine Nebengeschäfte zu betreiben, welche seinen Obliegenheiten als Repetent irgend einen Eintrag tun könnten, anderenfalls die Fakultät bezw. der Minister das Recht des Einschreitens gegen ihn habe. Es sollten im ganzen nach den Vorschlägen der Fakultäten 11 Repetenten sein, so daß auf die ersten drei Fakultäten je zwei kamen, auf die philosophische fünf, und zwar je einer auf die Fächer der spekulativen Philosophie, der Naturgeschichte oder „Naturbeschreibung“, der Physik, der Geschichte und der Philologie. Angestellt sollten sie auf zwei Jahre werden und also der Etat für das ganze Institut mit 4400 Talern belastet werden. Altenstein wies darauf hin, daß der Etat der Universität dadurch nicht vermehrt werde, da er die Summe von den schon bewilligten 18000 Talern nehmen werde. Er suchte ferner seinen Vorschlag dadurch schmackhaft zu machen, daß er die Einrichtung auch Bonn zudachte, welches auch sonst mit Sammlungen und Lehrstühlen besonders reich ausgestattet werden solle, und er bat den Staatskanzler, seiner Einsicht und Erfahrung gerade in diesem Punkte vertrauen zu wollen. Er gab sich überhaupt die größte Mühe, alle Vorteile, die er von dem neuen Institut erwartete, in das rechte Licht zu setzen. Es war aber alles vergebens. Der Staatskanzler blieb dabei, daß die Erfolge, die der Minister erwarte, sehr prekär seien.[1] Man müsse erst die Früchte, welche das Bonner Institut zeitige, abwarten und in Berlin die Anstalt nicht sogleich etatsmäßig begründen. Damit war auch dieser Plan Altensteins gescheitert, und wir dürfen gewiß abermals sagen, daß Koreff und Hardenberg mehr in dem Geiste freier Wissenschaft gehandelt haben, als Altenstein, dessen Plan in seiner vollen Durchführung dem Institut der Privatdozenten höchst gefährlich hätte werden müssen.

Schlegel kommt nicht; geht nach Bonn.

Kaum weniger schmerzlich waren für Altenstein die Erfahrungen, die er mit der Anwerbung Schlegels machen mußte. Denn diese endigten damit, daß

1) „Ich war“, so heißt es in einem der Briefe, welche in dieser Frage zwischen ihnen gewechselt wurden, „sonst zwar immer der Meinung, daß wir durch eine von oben ausgehende konsequente Leitung, durch einen von dem Geiste der Philosophie zu gebenden Impuls und endlich durch eine planmäßige Aufsicht und gerechte Würdigung der Privatdozenten dieselben Zwecke erreichen würden, welche Ew. Excellenz sich schmeicheln durch das anzulegende Repetenteninstitut zu erlangen“ usw.

der Ersehnte, statt nach Berlin an die Zentraluniversität, nach Bonn ging. Auch hier aber war es Koreff, der den Anträgen des Ministers die veränderte Richtung gab. Er war kaum mit dem Fürsten am Rhein angelangt und die Organisation der Bonner Universität noch nicht einmal in die Wege geleitet, als er schon Schlegel, mit dem er in dem Hause der Staël viel beisammen gewesen war, dahin einlud. Koreff wiederholte in diesem Schreiben (vom 4. Januar) ausdrücklich den alten Antrag, fügte aber als den Wunsch des Fürsten hinzu, daß der „liebe Freund“ ein oder zwei Jahre an der rheinischen Universität seine Vorlesungen halten möchte, um durch den Glanz seines Namens der Universität einen herrlichen Aufschwung zu geben. Ja, wir hören, daß sogar die Berufung durch Schuckmann und die Idee überhaupt auf Koreff zurückgegangen sei, der schon im August in Karlsbad den Fürsten dafür gewonnen und das Schreiben an den Minister veranlaßt, sowie im Namen des Königs an Schlegel nach Coppet deshalb geschrieben haben wollte, bisher aber gar keine Antwort erhalten hatte. Mit dem Ausdruck der Verwunderung darüber beginnt seine neue Einladung. „Wie kommt es, mein geliebter, alter Freund, daß ich keine Silbe Antwort von Ihnen erhalte auf einen Brief, der Sie doch gewiß sehr interessiert hat, und der ihnen wenigstens deutlich gezeigt hat, wie innig ich Sie liebe, und wie in jeder Lage unseres Lebens Sie meinem Herzen und Gedächtnis stets gegenwärtig sind! Fast bin ich gezwungen zu glauben, daß Sie meinen Brief gar nicht empfangen haben“. Schlegel hatte nun in der Tat den Brief gar nicht erhalten, und dieser war also, wie er, und zwar umgehend, schon am 19. Januar, zurückschrieb, verloren gegangen. Er begreife freilich, bemerkte Schlegel, nicht recht die Möglichkeit davon, denn der Verwalter des Schlosses pflege alles, was dort eingehe, aufs sorgfältigste an ihn zu befördern. Die Sache erhält für uns dadurch ein noch seltsameres Aussehen, daß andere Nachrichten die Anregung zu der Berufung nicht auf Koreff, sondern auf Wilhelm von Humboldt zurückführen. So meldete es Zelter an Goethe am 18. Januar[1], und so hatte es auch Wilhelms eigner Bruder Alexander gehört. Danach könnte man fast auf den Verdacht kommen, daß der Brief Koreffs aus dem August lediglich in dessen Phantasie existiert, und daß er sich seiner nur bedient habe, um die Idee, dies glänzende Gestirn am Himmel des literarischen Deutschlands am Rhein über seiner Schöpfung aufgehen zu lassen, sich selbst zuzuschreiben. Wie dem nun auch sei, so fiel die Anregung Koreffs bei Schlegel gleich anfangs nicht auf ungünstigen Boden. Er erklärte freilich, daß er seine Anstellung sogleich auf Berlin richten müsse, und daß sein Augenmerk nur auf die Hauptstadt gestellt sein könne. „Nur hier“, so schreibt er, „finde ich alle gelehrten Hilfsmittel, alle Kunstsammlungen; nur hier, im Mittelpunkte deutscher Geistesbildung, einen Wirkungskreis, wo ich mit Vorteil mitteilen kann, was ich auf vieljährigen

1) Briefe II, 438.

Reisen eingesammelt habe“. Nur in Berlin könne er durch Vorlesungen seinen Gehalt verdoppeln, zumal wenn er etwa daneben noch wie früher vor einem gemischten Kreis von Zuhörern und Zuhörerinnen spreche, was alles am Rhein — er dachte dabei noch an Koblenz — nicht möglich sei. Aber er betonte doch schon, wie unendlich er sich durch den Vorschlag des Fürsten-Staatskanzlers geschmeichelt fühle, und wie sehr er wünsche zur Förderung der Pläne des verehrten Staatsmannes nach seinen geringen Kräften beizutragen. Und er stellte in Aussicht, da er für Berlin erst zu Michaelis zugesagt habe, im nächsten Sommer oder auch noch ein halbes Jahr länger an der rheinischen Universität zu verweilen. In Berlin, wohin Koreff das Schreiben Schlegels sandte, war man von dieser Idee eines rheinischen Intermezzos des Ersehnten nicht sonderlich erbaut. In dem Antrage an den König vom 18. März berührte man die Sache gar nicht. Es ward vielmehr unter Berufung auf die Zusage Schlegels an den Minister lediglich seine Bereitwilligkeit, einen Ruf nach Berlin anzunehmen, betont. Schlegel selbst geriet, als die Berufung sich verzögerte — erst am 2. Juni wurde die Kabinettsordre ausgefertigt, und erst Ende des Monats ging sie ab — in Unruhe und suchte durch mehrfache Korrespondenzen, auf Umwegen und ohne an Hardenberg oder den Unterhändler zu schreiben, sich Gewißheit zu verschaffen. Wir erfahren davon durch einen Brief Koreffs an ihn vom 27. Juni[1], worin er ihm Vorwürfe wegen seines Mangels an Vertrauen macht. Koreff konnte ihm melden, daß die Vokation fertig vorliege und ihm nächstens zugesandt werde. Alles solle nach seinem Wunsch geschehen: „Sie wollen nicht nach Bonn? Auch gut, so kommen Sie nur nach Berlin. Der Fürst hofft und wünscht, Sie am Rhein zu sehen und sich mit Ihnen zu besprechen. Benutzen Sie dieses Intervall ganz zu ihrem Vergnügen. Bitte, wollen Sie bis Michaelis nach England gehen, um dort die indischen Reichtümer zu besuchen? Auch dafür ist gesorgt. Ein eigenhändiger Brief des Fürsten an Lord Castlereagh soll Ihnen alle Schätze öffnen, und Beihilfe an Geld soll Ihnen werden. Ihr Freund hat für alles gesorgt. Den 1. Juni reisen wir nach Hamburg und von da durch Westfalen nach Spaa. Leben sie wohl, und nur keine Zweifel und keine Angst mehr!“ Plötzlich aber ward Schlegel selbst anderen Sinnes; und diesmal war es nicht Koreff, der ihn umstimmte, sondern die Erklärung liegt, trotz seiner Jahre, in der Sphäre edler Weiblichkeit. Es war die schöne und geistvolle Tochter des Professors Paulus in Heidelberg, die so jugendliche Gefühle in dem durch den Tod seiner „unsterblichen Freundin“ tief Gebeugten erweckte, sobald er im Juli den vaterländischen Boden wieder betreten hatte. Schon eine erste Anfrage, die er Anfang August an den Minister richtete, ob er seine Lehrtätigkeit in Berlin oder in Bonn beginnen solle, war sichtlich unter dem Eindruck der neuen Verbindung ge-

1) Aus Berlin, wohin er mit dem Fürsten auf mehrere Wochen zurückgegangen war.

schrieben, die wenige Wochen später den Segen der Kirche erhielt. Die junge Dame hatte nämlich keine Lust, dem alternden Gemahl in die märkische Sandwüste zu folgen. Die Berliner bemühten sich zwar nach Kräften, diese Bedenken zu zerstreuen, und ihn vor der geistigen Öde und dem Mangel an Büchern, den er in Bonn finden werde, zu warnen; sie wiesen auf den begründeten Anspruch hin, den Berlin auf ihn habe, nachdem er bereits die Anzeige seiner Vorlesungen eingesandt habe. Es war jedoch alles vergebens: die neuen Bande waren für Schlegel bereits unzerreißbar geworden. Bevor er noch im Besitz dieses Schreibens war, erklärte er, unter ausdrücklicher Berufung auf den im Januar von Hardenbergs Seite ausgesprochenen Wunsch, ihn zunächst in Bonn anzustellen, daß es ihm eine erfreuliche Aussicht sei, zur Wiederbelebung deutscher Geistesbildung in jenen Gegenden, welche dem Vaterlande eine Anzahl Jahre fremd geworden, nach dem Maße seiner Kräfte beizutragen und in der kleinen Stadt die Vorlesungen auszuarbeiten; und er verband damit die Nachricht, daß er im Begriff stehe, die Tochter seines alten verehrten Freundes, des Kirchenrats Paulus, zu heiraten und sich also neues Lebensglück und neue Kräfte zu geben. Das Schreiben des Ministers veranlaßte ihn dann wohl zu einem Hymnus auf dessen herablassende Güte, durch die er sich belohnt und innigst gerührt fühle. „Einem Staate“, so schreibt er, „wo die Leitung des öffentlichen Unterrichts und der wissenschaftlichen Angelegenheiten mit so belebender Menschenfreundlichkeit und so edlen Gesinnungen besorgt wird, kann es nie an der freudigen Mitwirkung der verdientesten Gelehrten Deutschlands fehlen“. Auch wollte er nicht in Abrede stellen, daß Berlin ihn später besitzen werde; und mit verdoppeltem Eifer werde er dann dort seine Pflicht erfüllen. Aber zunächst setzte er allen Hoffnungen des Ministers und seinen eigenen früheren Versprechungen den Wunsch seiner jungen Gattin entgegen, den Schmerz, den ihr die Trennung von den würdigen Eltern machen würde, die ihm das Glück ihrer einzigen Tochter, des Kleinodes ihrer zärtlichen Pflege, anvertraut hätten, und die Besorgnis, welche die im südlichen Deutschland Aufgewachsene bei ihrer schwachen Brust vor dem nordischen Klima hegen müsse.

Was wollte der Minister dagegen tun? Daß es ihm sehr schwer fiel, in die Abänderung zu willigen, verbarg er in keiner Weise. Er bemerkte, daß der Aufschub — denn nur davon wollte er wissen — für Schlegel selbst nachteilig sein werde, und wiederholte, daß ein sehr unangenehmer Eindruck auf die hiesige Universität unvermeidlich sei; auch verstand er sich nur zur Bewilligung des Urlaubes für ein Semester und ersuchte den Staatskanzler, diese Verfügung zu genehmigen. Ob das geschehen, weiß ich nicht. Die Akten lassen uns hier im Stich. Vielleicht aber glaubte Altenstein selbst nicht an die Erfüllung von Wünschen, denen in der Umgebung des Kanzlers so schwerwiegende Einflüsse gegenüberstanden.[1]

1) Daß Koreff noch immer für Bonn arbeitete, geht aus einem neuen Briefe an Schlegel vom 12. Oktober 1818 hervor. A. a. O.

Nun wurde freilich die Schranke, welche sich Schlegel durch seine Ehe errichtet hatte, sehr bald durch die junge Gattin selbst hinweggeräumt, die sich nicht einmal entschließen konnte, dem eben Angetrauten nach Bonn in die Flitterwochen zu folgen und Zeit ihres Lebens bei den Eltern am Neckar blieb.[1] Aber Schlegel fand es zu Bonn auch im leeren Nest noch behaglicher als in Berlin.[2] Ein Jahr darauf hätte ihn der Einbruch der Reaktion sogar aus Preußen bald ganz hinweggescheucht; die Beschränkung der akademischen Freiheit durch die Einsetzung der Regierungskommissarien erbitterte ihn so sehr, daß er sein Entlassungsgesuch einreichte.[3] Damals hätten auch Hardenberg und Koreff ihn gern in der Hauptstadt gehabt, wo er noch immer in dem Etat der Universität geführt wurde. In diesem Sinne hat letzterer sein Entlassungsgesuch beantwortet. Er suchte ihn zugleich wegen seiner Reaktionsfurcht zu beruhigen und wollte diese auf Übertreibungen und Mißverständnisse zurückführen.[4] Aber wenn Schlegel sich auch den Gedanken an Selbstverbannung aus dem Sinn schlug, blieb er dennoch für Berlin verloren.

Berufung Tiecks; dieser lehnt ab.

Statt seiner dachten Hardenberg, und wie wir wieder hinzufügen dürfen, besonders Koreff, daran, den zweiten Führer der deutschen Romantik, Ludwig Tieck, als Professor der Literatur nach Berlin zu bringen. Am 13. September 1819, das heißt in dem Moment, wo durch die Absetzung De Wettes die akademische Freiheit in Preußen mit Vernichtung bedroht wurde, hat der Staatskanzler Altenstein dazu aufgefordert. Wieder ein Beweis dafür, wie angelegen er es sich sein ließ, die politischen Repressionsmaßregeln und die Pflege des geistigen Lebens auseinander zu halten. Er verweist in dem Schreiben ausdrücklich auf die ausgezeichneten Verdienste, welche der „Dr. Ludwig Tieck“ sich als Dichter wie als Kritiker um die deutsche Literatur in eigenen, originellen Schöpfungen und in geistvollen Nachbildungen erworben habe, und auf sein großes Talent, durch mündliche Mitteilungen die Geister auf eine würdige Art

---

1) Am 27. schreibt Zelter an Goethe: „August Schlegel macht heute Hochzeit in Heidelberg mit der Tochter der Kirchenrätin Paulus, die ich ihm kaum gönne, da er sich auf der alten Französin abgelebt hat“.

2) Vergl. den Brief an Koreff vom 19. Januar 1820. A. a. O.

3) 8. Januar 1820. Daß dies allein der Grund gewesen sei, hat er in dem Brief an Koreff ehrenwörtlich versichert.

4) „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie weh es mir tut, daß ich selbst, der Ihre Berufung geschrieben hat, mit derselben Hand Ihren Abschied unterschreiben soll. Dieser Schmerz und der Wunsch, Sie zu behalten, der nicht bloß in meiner Brust, sondern auch in der des edlen Fürsten Staatskanzlers, der Sie so hoch schätzt, lebt, drängt mich gebieterisch, Ihnen zu schreiben und Sie mit freundschaftlichen Worten im Namen der edelsten Männer Deutschlands, im Namen der Freundschaft und Anhänglichkeit zu bitten, einen ruhigen Blick auf Ihre Verhältnisse zu werfen und Sich nicht von der Stimme der Leidenschaft betäuben zu lassen. Schütten Sie mir Ihr ganzes Herz aus, sagen Sie mir offen, was Ihnen mißfällt, und überlegen Sie wohl, daß die allgemeinen, streng ausgesprochenen Maßregeln der Politik mit der größten Liberalität gehandhabt werden und Sie, der Sie ein Freund des Rechten und der Ordnung sind, auf keine Art unangenehm berührt werden“ usw.

anzuregen. Eben dies sowie Kränklichkeit und unerwartete finanzielle Verlegenheiten würden es wünschenswert machen, daß für den verdienstvollen Mann etwas geschehe. Das Schreiben war, wie wir kaum noch zu bemerken brauchen, von Koreff konzipiert. Wir wissen, daß auch die Freunde Tiecks, Solger und Friedrich Raumer, wie auch Stägemann, sich um die Gewinnung des Dichters bemüht gezeigt haben; auch der Kronprinz soll seine Sympathien für ihn bekundet haben. Hier war es nun aber der Berufene selbst, der sich von vornherein versagte. Der Gedanke, neben seinem Freunde Solger wirken zu können, mochte ihn noch locken. Kaum aber waren die Verhandlungen in Gang gekommen, so starb dieser, und der Wunsch, den man in den Kreisen seiner Freunde und Gönner hatte, ihn an Solgers Stelle zum Professor der Ästhetik zu berufen, fand bei ihm keine Stätte. Wie sein Biograph erzählt, sträubte sich dagegen seine Pietät; er habe sich erschüttert und verletzt gefühlt durch den Antrag, den Lehrstuhl eines Mannes einzunehmen, als dessen Schüler er sich bekannte, zumal in dem Moment, wo er den Verlust mit tiefstem Schmerze empfinde. Genug, auch diese Absicht mißlang; und so sah sich Altenstein schließlich gezwungen, den Oberlehrer am Grauen Kloster Friedrich Wilhelm Valentin Schmidt, der sich im Sommer 1819 habilitiert hatte, als Extraordinarius an die Stelle zu setzen, die den beiden Häuptern der romantischen Schule bestimmt gewesen war. An ihm gewann die Universität einen Dozenten, der freilich nicht den Namen jener beiden Großen hatte, aber durch seinen wissenschaftlichen Ernst, wie auch durch eine nicht gewöhnliche Kenntnis der romanischen Literatur der Universität vielleicht mehr Nutzen gebracht hat, als sie von jenen beiden Sternen am romantischen Himmel hätte erwarten können.[1]

F. W. V. Schmidt erhält die Stelle.

Eine verwandte Idee Altensteins war der Wunsch, das Lektorat für romanische Sprachen in eine Professur zu verwandeln. Auch dafür hatte er einen Kandidaten bereit, Karl Friedrich Franceson, der, trotz seines französischen Namens ein Preuße, aus Brandenburg gebürtig und ursprünglich Theolog, wie so viele aus der Kolonie, sich dem Studium des Französischen und überhaupt der romanischen Sprachen gewidmet hatte. Er war Lehrer am Kadettenkorps

Altensteins Plan, eine Professur für romanische Sprachen zu errichten und Franceson anzustellen; wieder abgewiesen.

1) Über Schmidt vergleiche den Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang IX, 1831, 762. A. D. B. XXXII, 14 (Max von Waldburg). Geboren am 16. September 1787 als Sohn eines Professors am Grauen Kloster zu Berlin, welches Schmidt selbst besuchte, und wo er seit dem Jahre 1809 zuerst als Kollaborator, später als Professor bis zum Jahre 1822 gewirkt hat. Seit 1822 war er auch Kustos an der Königlichen Bibliothek. Er starb am 12. Oktober 1832 an der Cholera. Schlegel und Tieck haben auf seine Forschungen tiefen Eindruck gemacht. Von Brentano ward er mit seinen reichen Bücherschätzen unterstützt. Seine peinliche Genauigkeit verband sich übrigens mit einem inneren Interesse für den Geist der romantischen Kultur, so daß er dem Katholizismus ganz nahe trat. Unter seinen Schriften, deren erste von der Ethik Spinozas handelt, und die sich nach mehrjähriger Beschäftigung mit klassischen Studien erst seit 1818 der romanischen oder, wie er sagte, romantischen Poesie zuwandten, sind vor allem Arbeiten über Calderon hervorzuheben. Noch 1857 hat sein Sohn, der verdiente Philologe an der Marburger Universität, Leopold Schmidt, die Schauspiele Calderons aus seinem Nachlaß herausgegeben.

und verschaffte sich seinen Unterhalt außerdem durch Privatstunden. Schon im Winter 1818 auf 1819 hatte er als Lektor an der Universität zu lesen begonnen; er sollte sich, so wünschte der Minister, dann habilitieren und später eine Professur bekommen. Franceson hatte sich bereits literarisch bekannt gemacht. Er hatte 1809 eine neue französische Sprachlehre für Deutsche in zwei Teilen herausgegeben, die dann oft aufgelegt worden ist. Im Jahre 1812 hatte er einen französisch geschriebenen Essay über die Frage nach der Schriftkenntnis Homers und die Frage der Verfasserschaft des Dichters für die Ilias und Odyssee geschrieben, der ihm die Fürsprache Wolfs bei dem Minister einbrachte; 1818 folgte die Herausgabe einer Novelle des Cervantes, an der Wolf selbst beteiligt war. Es war also ein Mann, der gewiß über das Maß eines gewöhnlichen Sprachlehrers hinausreichte, und das Interesse des Ministers für ihn schien daher wohl begründet. Aber auch hier stieß dieser auf den Widerstand Hardenbergs und Koreffs. Die Lektoren, so wurde ihm reskribiert, paßten doch nur für kleine Universitäten. In Berlin gäbe es auch sonst Gelegenheit genug sich in den Sprachen zu vervollkommnen. Vergebens wies Altenstein darauf hin, daß er an einen Sprachunterricht in der gewöhnlichen Form nicht gedacht, sondern an einen Unterricht, der in einer den alten Sprachen analogen Art erteilt werde und dadurch das Studium allgemeiner Sprachkunde unterstützen solle. Dem Staatskanzler war das ausgesetzte Gehalt zu groß; er bestand darauf, daß nicht mehr als 300 Taler zu verwenden wären. Mehr als eines Sprachlehrers bedürfe die Universität, und darin merkt man wieder die Einwirkung Koreffs, der Unterstützung des theoretischen und praktischen Unterrichts in der Chemie, Physik und Astronomie. Für diese Haupterfordernisse müsse zuerst gesorgt werden, um nicht durch zu große Ausgaben für Nebenzweige die Mittel zur Erreichung wichtiger Zwecke im voraus zu absorbieren. Und da nun ein Versuch Francesons, sich zu habilitieren, scheiterte, so hat er sich bis an seinen Tod mit der Stelle als Lektor begnügen müssen.[1]

Fassen wir alles zusammen und rechnen wir hinzu, daß auch die Bemühungen um die Reorganisation der Akademie, welche Altenstein in Scene setzte, zunächst scheiterten (denn sein Hauptwunsch, die philosophische Klasse der Akademie auszubauen, stieß auf die entgegengesetzte Auffassung der Majorität, so daß er das ganze Werk abbrach und unvollendet ließ), so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die hochfliegenden Pläne, mit denen sich der Minister trug, im Grunde genommen, das Schicksal geteilt haben, das ihn in seinem ersten Ministerium und als Zivilgouverneur von Schlesien getroffen hatte: daß sie nämlich mit der gleichen Unfruchtbarkeit geschlagen waren. Die Anstellungen, welche er im ersten und zweiten Jahr seines Ministeriums noch durchführte, wie die von Friedrich von

1) Er starb erst am 20. Januar 1859. Wissenschaftlich hat er übrigens kaum noch gearbeitet. Seine ferneren Leistungen beschränken sich auf eine Anzahl von Lexika und Handbüchern über das Französische, Spanische und Deutsche. — Über den Habilitationsversuch siehe die Akten im U.-A., Phil. Fak. P, 3, I.

Raumer, und einige Beförderungen an der Berliner Universität selbst, waren nur wieder Ausführung von dem, was sein Vorgänger schon gewollt hatte, oder was von der Universität längst beantragt war; Berufungen von auswärts gelangen ihm in dieser Zeit nicht — nicht einmal die längst erledigte Professur der Chemie wurde besetzt — außer der einen großen Erwerbung, die nun freilich an Bedeutung alles übertraf und dem Leben der Universität eine neue Richtung gab.

Hegels Ankunft.

Am 26. März 1818 erhielt Hegel das Berufungsschreiben des preußischen Ministers. Am 31. gab er definitiv seine Zusage. Wenn Altenstein den Wunsch aussprach, ihn schon von Ostern ab zu besitzen, so konnte Hegel ihm diesen freilich nicht erfüllen. Er mußte zunächst, was er bis dahin ganz unterlassen, seiner Regierung den Ruf mitteilen und um seine Entlassung bitten. Vergebens suchten die Heidelberger Freunde, zumal Daub und Creuzer, ihn zu halten. Sein Ehrgeiz war bereits ganz auf Preußen gerichtet und galt gar nicht einmal so sehr dem Einfluß, den er auf dem Katheder zu erringen hoffte: sondern er trug sich, merkwürdig genug, mit der Idee, die er auch der badischen Regierung in dem Abschiedsgesuch andeutete, in Zukunft von der Dozententätigkeit in eine andere, praktische Wirksamkeit überzugehen. Es müsse, heißt es darin, für ihn vor allem die Aussicht von großer Wichtigkeit sein, zu mehrerer Gelegenheit bei weiter vorrückendem Alter von der prekären Funktion, Philosophie auf einer Universität zu dozieren, zu einer anderen Tätigkeit übergehen und gebraucht werden zu können. Fast könnte man meinen, daß er mit Altenstein solche Gedanken ausgetauscht habe, und daß die Wendung in dem Brief des Ministers vom 26. Dezember, deren wir gedachten, ein Hinweis darauf gewesen sei. Im Juli erhielt er seine Entlassung, und nun stand seiner Abreise nach Berlin nichts mehr im Wege, wo bereits alles für ihn vorbereitet war. Konnte der Minister ihm auch kein freies Quartier verschaffen, so mietete doch seine Schwester, die ihm (denn er war seit Jahren Witwer) das Hauswesen führte und den einzigen Sohn erzog, persönlich die Wohnung in der Leipziger Straße und sorgte für die erste Einrichtung.[1] Um Michaelis hielt der Ersehnte seinen Einzug in Berlin, und wenige Wochen darauf, am 22. Oktober 1818, eröffnete er seine Vorlesungen mit derselben Rede, die er schon bei Antritt seiner Heidelberger Stellung gehalten hatte, in die er nun aber einen Satz einfügte, der uns erst verständlich wird, wenn wir der Idee Altensteins gedenken, für deren Durchführung er gerade Hegel herbeigewünscht hatte. Es sind die berühmten Worte: „Auf hiesiger Universität, der Universität des Mittelpunktes, muß auch der Mittelpunkt aller Geistesbildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre Stelle und vorzügliche Pflege finden“. Es war die Formel, in welcher der Philosoph das Programm des Ministers zusammenfaßte.

1) Erst später zog Hegel in das Haus am Kupfergraben Nr. 4 A.

Zweites Kapitel.

Reaktion.

1. Vorspiele.

Träger der Reaktion.

Wir kennen bereits den Geist, der unsere Universität von dem Moment ab, wo Altenstein an die Spitze der Unterrichtsverwaltung trat, heimsuchte, um fortan jahrelang auf ihr zu lasten, und den von der jungen Pflanzung abzuwehren dem Minister mehr die Kraft als der Wille fehlte. Es war dem Ursprung nach derselbe, der schon Beyme beunruhigt hatte, derselbe, der, unter Humboldt zurückgedrängt, nach seinem Abgang sich bald wieder hervorgewagt und in seinem Nachfolger einen eifrigen Fürsprecher gefunden hatte. Seinen Sitz hatte er ganz in der Nähe des Thrones, in einem Teil der Hofgesellschaft und der obersten staatlichen Organe, und der König selbst war von Natur wie nach der Auffassung, die er von seinen Rechten und Pflichten hatte, nur zu sehr geneigt, den Einflüsterungen, die ihm von dort her kamen, sein Ohr zu leihen. Als Träger dieses Geistes lernten wir lauter Persönlichkeiten kennen, welche in den Fragen, die über Sein und Nichtsein Preußens entschieden, die hemmenden und kleinmütigen Ratschläge gegeben hatten; während die Männer, welche die Wiedergeburt und Erhebung Preußens durchführten, Freunde und Gesinnungsgenossen eines Schleiermacher und Savigny gewesen waren: Geist von ihrem Geist war Humboldts Schöpfung, so wie sein eigenes Wirken beides, Staat und Wissenschaft, mit gleicher Kraft umschloß. Mit den auf die Erneuerung des christlichen Lebens gerichteten Tendenzen, die seit dem Kriege sich der Gemüter bemächtigt hatten, und aus denen die Reaktion bald ihre stärkste Kraft gewinnen sollte, hatten jene Kreise zunächst nur wenig gemeinsam. Diese Richtung war eher noch ihren Gegnern eigen. Sie selbst witterten darin, und nicht mit Unrecht, die gleiche Gefahr für den Polizeistaat, den sie aufrechterhalten wollten, wie in den nationalen und politischen Phantasien, welche die akademische Jugend und ihre Lehrer erfüllten. Doch waren sie keineswegs alle eines Sinnes, sondern von Wittgenstein und der höfischen Clique, in der er seinen besonderen Rückhalt hatte, bis zu Hardenberg und Altenstein hin vielfach gegeneinander abschattiert. Noch war überhaupt alles ungeklärt. Wie unsicher die Regierung

selbst über die Richtung war, die sie dem öffentlichen Leben geben sollte, zeigte uns der Ministerwechsel im Herbst 1817, der die Lösung der Krisis nur hinausschob, und lehren uns die Vorgänge, welche Herr von Schuckmann bei dem Festakt der Universität am 3. November gegen Schleiermacher zur Sprache brachte.

Studentische Demonstration im Opernhause gegen Werners „Weihe der Kraft“ als Festspiel am 31. 10. 1817.

Bei dem Vorfall im Opernhaus am Abend des Reformationsfestes, wo die Studenten das Stück eines Konvertiten auspochten, das ihnen mehr eine Verhöhnung als eine Verherrlichung des Reformators zu sein schien, stellten das Hauptkontingent die Theologen, und ganz besonders die Schüler Neanders. Ihr Führer war Rudolf Stier, später als Leiter des Wittenberger Predigerseminars einer der größten Eiferer für die Orthodoxie und ihre neuentdeckten Heilstatsachen, damals jedoch, als junger Student, glühend für Burschenschaft und Turnerei und in seinem altdeutschen Rock bei den Versammlungen der Kommilitonen der lauteste von allen.[1] Es war nun gewiß eine große Geschmacklosigkeit, gerade zur Feier des Säkulartages der Reformation Szenen dieses Stückes auf die Bühne zu bringen, und den Gesang, der am Vormittage in allen Kirchen Berlins erschollen war, noch einmal vor einer so gemischten Gesellschaft, wie einem Theaterpublikum, zu wiederholen, wo, wie die Gegner klagten, Christen und Juden durcheinander saßen. Besonderen Anstoß hatte es erregt, daß der Schauspieler, der den Reformator darstellte, ein Katholik war. Aber im Sinne von Zacharias Werner war dies keineswegs geschehen, sondern in der guten Meinung, wirklich etwas zur Ehre des Tages beizutragen; wie denn sogar bei der Schulfeierlichkeit im Grauen Kloster unter Bellermanns Direktorium eine Szene des Stückes auf das Programm gesetzt war.[2] Graf Brühl, der Intendant, gehörte selbst zu den Frommen. In diesem Augenblick aber fühlte er sich als Leiter des Nationaltheaters, als Hofmann und Diener der Krone tief verletzt. Er setzte zwar auf die Bitte des Rektors, den die Studenten dazu veranlaßt hatten, das

---

1) So hat er es in späteren Jahren selbst bezeugt. Vgl. Dr. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens von seinen Söhnen G. Stier und F. Stier: „Ich hatte ungeachtet meiner Kleinheit gerade das größte Maul und bildete mir ein, wer weiß was zu sein, und wo die Burschen sich so recht hervortaten, war ich der vorlauteste. In allen, auch den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, meinte ich frei und öffentlich mitsprechen zu können“. Auch als Schriftsteller hat Stier sich damals schon hervorgetan. Als Herr von Kamptz, der Direktor im preußischen Polizeiministerium, der sich durch das Autodafé auf dem Wartenberg persönlich beleidigt fühlte, seine „Rechtliche Erörterung über die öffentliche Verbrennung von Druckschriften“ erscheinen ließ, sah Stier sich veranlaßt, eine Gegenschrift herauszugeben mit dem Titel „Freies Wort trotz Hetzern und Fehmlern! Sprachs Rudolf von Fraustadt, Bursch in Berlin. 1818“. Ein Auszug a. a. O. S. 53 ff.

2) Darüber siehe die „Erinnerung an die Feier des Reformationsfestes in Berlin 1817“ von Ludwig Geiger, Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, 1. November 1903, Nr. 44, zu Nr. 513. Auch hier waren einige Theologen, alte Schüler des Gymnasiums, eingeschritten, indem sie Neander ihren Schmerz darüber ausdrückten und ihn baten, durch den Dekan, also Schleiermacher, dagegen zu wirken. Ein Brief Schleiermachers an Bellermann deshalb vom 4. November wird von Geiger mitgeteilt.

Stück von dem Spielplan, auf den es auch für den folgenden Abend gebracht war, ab; aber er ließ ihm zugleich eine Relation überreichen, worin er sich über die „Aufruhrstifter“, von denen überdies mehrere arretiert waren, heftig beklagte.

Entschuldigung des Senats.

Dem Senat, den Marheineke am 4. November in außerordentlicher Sitzung versammelte, erschien die Sache wichtig genug, um sich mit ihr unmittelbar an den König zu wenden, damit so den nachteiligen Eindrücken, die von anderer Seite dorthin gelangen könnten, vorgebeugt werde. Ohne die Mißbilligung der Exzesse zu verhehlen, hob dieser Bericht doch alle entschuldigenden Momente hervor, zumal die Verletzung des religiösen Empfindens der jungen Leute und das Fehlen jeder Regung von Ungehorsam gegen die öffentliche Ordnung; Hufeland, der durch seine Gesinnung wie durch seine Stellung zum König dazu besonders berufen schien, übernahm es, die Vorstellung höchsten Ortes zu überreichen.[1] „Es ist allerdings“, so schließt die Eingabe, „höchst zu bedauern, daß der Vorfall im Theater überhaupt sich ereignet hat, und wenn derselbe Ew. Königl. Majestät Mißfallen erregt, so werden Allerhöchstdieselben von der anderen Seite auch nicht ohne Freude wahrnehmen, daß der Sinn für das Heilige in der Jugend so lebendig ist, daß er unreine Beimischungen nicht verträgt und nur in der kräftigen Äußerung, die er jetzt zeigt, eine angemessene Form und Leitung sucht und fordert“.[2]

Untersuchung gegen die Berliner Teilnehmer an der Wartburgfeier.

Drei Tage später sah sich der Rektor abermals genötigt, den Senat außerordentlich zu versammeln, diesmal, um ein Schreiben aus dem Kabinett selbst zum Vortrag zu bringen, dessen umgehende Beantwortung befohlen war. Es betraf die Feier auf der Wartburg. Ob die Universität, so lautete die Anfrage, von dem akademischen Senat in Jena aufgefordert worden sei, eine Deputation nach Eisenach zu schicken, oder ob die Einladung bloß von den Jenaer Studenten ausgegangen und wer mit von der Partie gewesen sei? Unverzüglich solle darüber berichtet und die Betreffenden einzeln vernommen werden. „Das Protokoll“, so schloß die Verfügung, „erwarte Ich täglich“. Der Senat konnte die erste Frage verneinen und über die zweite nichts aussagen, da die meisten Studenten noch in den Ferien waren. Nur durch Anschlag am Schwarzen Brett lasse sich darüber etwas feststellen, letzteres aber könne nicht geschehen, ohne Aufsehen zu erregen. Er fragte an, ob dies höchsten Ortes genehm sei. Kaum aber war diese Erklärung abgesandt, so meldeten sich die Missetäter selbst. Im „Beobachter an der Spree“ hatte nämlich (und daher stammte die Information

1) Das Schreiben hat Geiger a. a. O. zum größten Teil gedruckt; es fehlen Anfang und Schluß, dazu das Begleitschreiben von Altenstein. Aus dem Geh. St.-A., Rep. 76, 5, VI, 2.

2) Übrigens war es schon bei einer früheren Aufführung des verrufenen Stückes im Opernhause am 18. Dezember 1814 zu einer Demonstration gekommen, an der sich aber nur drei Studenten beteiligt hatten; die anderen hatten diese „Unordnung“ allgemein gemißbilligt. Darüber eine Korrespondenz zwischen Schuckmann und dem damaligen Rektor Solger im Geh. St.-A. Rep. 76. V. Sekt. II. Berlin. Univ.-Sachen XII. 1. Vol. I.

des Königs) ein Artikel gestanden, worin unter anderen falschen und gehässigen Mitteilungen gesagt war, daß bei dem Feuer auf dem Wartenberg die Akte der Heiligen Allianz mit verbrannt worden sei. Hiergegen wandten sich die Angeschuldigten mit heftiger Klage. Sie forderten zur Wahrung ihrer wie ihrer auswärtigen Freunde Ehre gerichtliche Einsprache gegen jene Lüge, die sie zu Staatsverrätern stempele. Dem Senat blieb nichts anderes übrig, als dem König die Eingabe zu überreichen und schleunige Untersuchung der Angelegenheit zu versprechen. Zugleich aber machte er die Beschwerde der Studenten zu der seinigen. Er beschloß, dieselbe der Zensurbehörde zu übermitteln und den Zeitungen eine amtliche Erklärung zuzuschicken. Das Schriftstück trug 12 Unterschriften.[1] Es wurden aber noch andere nichtstudentische Teilnehmer an der Feier festgestellt, darunter die Gymnasiasten Gustav und Franz Lieber, Ernst Zober[2], der Leutnant im 2. Garderegiment Hans Rudolph von Plehwe und sein Bruder Leopold, beides nahe Freunde des Schleiermacherschen Hauses, ferner der Referendar von Koenen und der Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium Gottfried Karsten. Diese alle mußten vor der hohen Polizei Rede stehen; ihre Protokolle ruhen bei den Akten, während die der akademischen Untersuchung, soweit ich sehe, nicht erhalten sind. Unter den Studenten, welche die Beschwerde unterzeichnet haben, bemerken wir bereits die Führer der Berliner Burschenschaft, alles eifrige Turner und nächste Anhänger Jahns, die meisten, wie übrigens auch die Primaner Zober und Franz Lieber, Mitkämpfer im Freiheitskriege. Aber wie wenig die jungen Leute sich eines Vergehens wider Recht und Ordnung bewußt waren, zeigt die Entrüstung, die sie in ihrer Eingabe über die Anklage äußerten, und die Forderung, ihre Verleumder vor den Richter zu ziehen; und wie harmlos in der Tat ihr ganzes Treiben und ihr Schwärmen für Freiheit und Vaterland,

---

1) Es waren — ich nenne sie in der Reihenfolge, wie sie sich unterzeichnet haben — Jahn, stud. med., Bauer, stud. med., Weber, stud. theol., Aegidi, stud. med., Schlenther, stud. jur., Frommann, stud. philos., A. F. Schulze, stud. theol., Schmidt, stud. theol., A. Müller, stud. jur., A. Baerentz, stud. phil., L. A. Boie, stud. jur., von Wangenheim, stud jur. — Jahn, Bauer und Aegidi waren die Deputierten der Berliner Studentenschaft bei der Feier gewesen. Aegidi war einer der vier Fahnenwächter, welche den Träger der Burschenfahne, den Grafen Keller, bei dem Zug auf die Wartburg umgaben. Bei Bechstein, „Wollen und Werden, Abt. I: Berthold der Student“, II, 99 eine Charakteristik Aegidis, die auf Augenzeugenschaft schließen läßt: „Der wackere Aegidi, mein Freund, den ich auf Wartburg erst recht von Herzen lieben lernte, Vandalensenior, der beste Schläger, der wehrhafteste Turner und dabei seelengut und liebenswürdig, ist jetzt Mittelpunkt der hiesigen Studentenwelt“. Er hatte bei den Lützowern gestanden und wird von Chr. Eduard Dürre (Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe, ed. E. Fr. Dürre, 1881) mehrfach erwähnt, auch in den Erinnerungen Partheys, in dessen väterlichem Hause er wohnte. Ferner besonders Karl von Wangenheim, der Sohn eines preußischen Obersten, der nach der Gründung der Berliner Burschenschaft im Sommer 1818 ihr Vorsteher gewesen ist. Wir werden ihm im Verlauf unserer Erzählung noch mehrfach begegnen.

2) Der Sohn eines Predigers aus Königsberg i. N., gest. als Professor am Gymnasium in Stralsund, Herausgeber der Stralsunder Chroniken und von Jugenderinnerungen: „Vor 20 Jahren“ (1841).

Christentum und Deutschheit war, lehren uns die Polizeiprotokolle, die von dem grimmigsten Verfolger des burschenschaftlichen Geistes, dem Herrn von Kamptz selbst geschrieben und unterzeichnet sind.

Schleiermacher Liebling der Studenten.

Von gleicher Zuversicht war Schleiermacher erfüllt. Daß Altenstein ihn mied, mußte er wohl merken[1]; aber daraus machte er sich nicht viel. Er schloß sich nur um so enger der vaterländischen Jugend an; er fehlte bei keinem ihrer Feste, und kein Professor wurde bei diesen lieber gesehen, als der kleine, behende Mann, der mit den Frohen so fröhlich sein konnte und für des Vaterlandes Größe und Freiheit schwärmte wie sie selbst. Am Geburtstage 1817 überbrachte ihm eine Anzahl dankbarer Schüler sein Bild in einer Zeichnung, die zugleich im Stich vervielfältigt war, und ein Jahr später stifteten sie ihm zusammen mit Freunden seines Hauses einen silbernen Becher. Trotz des Rückganges der Theologie-Studierenden waren seine Kollegien voller als je, zumal die Philosophica, die er als Mitglied der Akademie zu lesen pflegte: die Politik im Sommer 1817, die von 74 Zuhörern besucht wurde, und die Psychologie im nächsten Sommer, das stärkste Kolleg, welches er bisher gehalten hatte, und das von nicht weniger als

Gerät mit Jahn in Verfolgung.

137 Zuhörern belegt war. Jedoch war die Gefahr näher als er glaubte. Am 7. Dezember erhielt Altenstein aus dem Kabinett den Befehl, sofort, bei Strafe der Relegation, alle Verbindungen unter der Studentenschaft zu verbieten, auch das Turnwesen scharf zu beaufsichtigen. „Ich werde“, schrieb ihm der König, „nicht den mindesten Anstoß nehmen, diejenige Universität, auf welcher der Geist der Zügellosigkeit nicht zu vertilgen ist, aufzuheben“. Und schon am folgenden Tage erließ der Staatskanzler eine Verfügung an den Minister, die sich mit Jahn und Schleiermacher persönlich beschäftigte.

Jahn bittet um Schutz; Absicht Altensteins und Hardenbergs, ihn als Lehrer an der Universität oder als Landwirt zu etablieren.

Den Anlaß hierzu hatten zwei Schreiben Jahns gegeben, eins, vom 4. Dezember, an den Geheimen Finanzrat Rother, und ein zweites, vom nächsten Tage, an Hardenberg selbst, worin der Turnmeister um Schutz gegen die Angriffe nachsuchte, die auch ihn nicht verschont hatten. Er verband damit die Bitte, ihm ein öffentliches Lehramt zu verleihen, damit durch die staatliche Anerkennung selbst die Verleumdung widerlegt werde, daß er die Jugend wider Eltern, Lehrer und Vaterland aufhetze. Was er sich wünschte, war nichts Geringeres als ein besoldetes Lektorat für die deutsche Sprache an der Berliner Universität. „Seume hatte den Grundsatz“, so schließt das für uns merkwürdige Schreiben, „der Staat müsse Männer für Ämter suchen. Er ist dabei amtlos verschieden. Seinem Beispiel habe ich nicht folgen wollen, und habe um etwas angehalten, weil ich es für Pflicht hielt“.

---

1) An Gaß schreibt er am 11. Mai 1818: „Ich bin mit Altenstein in gar keiner Verbindung; er sucht mich nicht auf, und ich werde mich gewiß nicht an ihn drängen“. Im Herbst darauf erhielt er jedoch noch, wohl auf Nicolovius' Betreiben, den Auftrag, gelegentlich seiner Ferienreise (mit Reimer) nach München und Salzburg, katholische Lehrer für die Lyceen am Rhein anzuwerben. Urkb.

Jahn hatte bereits, wie wir hier einschieben müssen, im Winter und Frühling dieses Jahres Vorlesungen über das deutsche Volkstum gehalten vor einem aus allen Ständen gemischten Publikum, ein wunderliches Gegenstück zu Fichtes Reden an die deutsche Nation, worin an Verworrenheit und Poltronerie allerdings das Menschenmögliche geleistet war. Wenn er sich nun dem Staatskanzler gleichsam als Alliierten anbot, so war dies in der Tat der beste Beweis, daß er an keinen Aufruhr dachte, und zugleich eine Gewähr dafür, daß er in Zukunft sich einer größeren Ruhe befleißigen werde. Hardenbergs diplomatischer Art gefiel das naive Anerbieten gar nicht übel. „Meine Meinung", schrieb er an Altenstein (8. Dezember 1817), „geht im allgemeinen dahin, daß für Jahn etwas in irgend einer Art geschehen müsse". Nur dürfe man ihm nicht mehr solche Vorlesungen gestatten wie die des vorigen Winters. Dann aber kommt er in plötzlicher Wendung auf Schleiermacher zu sprechen. „Bei dieser Gelegenheit", so fährt er fort, „mache ich Ew. Excellenz auf die Vorlesungen des Professors Schleiermacher aufmerksam. Sie hatten hauptsächlich eine politische Tendenz, dienten, ohne einen reellen Nutzen zu gewähren, dazu, die Gemüter zu bewegen und zu entzweien. Se. Majestät der König haben sich mehrmals mißfällig darüber geäußert, und sie dürfen unter diesen Umständen nicht ferner gestattet werden". Er habe dem Fürsten von Wittgenstein den Inhalt dieses Schreibens mitgeteilt, um gemeinschaftlich mit Altenstein dahin zu wirken, daß sowohl diese als die Jahnschen Vorlesungen in Zukunft unterblieben. Und so ist es denn gekommen: über die Politik hat Schleiermacher nie wieder gelesen.[1]

Der Fürst von Wittgenstein scheint aber die Verfügung des Staatskanzlers sogar dahin aufgefaßt zu haben, daß auch die gegenwärtigen Vorlesungen des staatsgefährlichen Professors inhibiert werden sollten. Nur so können wir eine Mitteilung des Geheimrats Rother an den Staatskanzler verstehen (Berlin, 15. Dezember), worin es heißt: „Der Fürst von Wittgenstein wird Ew. Durchlaucht wahrscheinlich geschrieben haben, daß die Vorlesungen des Herrn Schleiermacher schon seit sechs Wochen angefangen haben, und daß solche nach einer mit dem König genommenen Verabredung jetzt nicht gestört werden könnten, weil die Sache zu viel Aufsehen machen würde. Herr von Altenstein und ich sind auch der Meinung, und der Herr Fürst von Wittgenstein übernahm es, an Ew. Durchlaucht dieserhalb zu schreiben". „Wegen Jahn", so fährt er fort, „ist der Fürst auch der Meinung, daß er nicht Professor werde, und daß der Herr von Altenstein etwas anderes für ihn auffinden müsse". Vier Wochen darauf, als Hardenberg schon am Rhein war, hatte Altenstein wirklich eine Beschäftigung gefunden, durch die er Jahn unschädlich zu machen hoffte. Er schlug vor, ihn als Landwirt zu etablieren, was dieser, wie er gehört habe, sehr wünsche. Hardenberg

1) Wenigstens nicht unter diesem Titel, sondern nur als „Lehre vom Staat", aber auch nur einmal und erst 1829, als er wieder in Gnaden war.

fand den Gedanken vortrefflich. Denn daß der Turnvater bei der revolutionären Feier auf Luthers Feste irgendwie beteiligt gewesen, schien ihm, zumal auf Nachrichten, die er aus Wien erhalten hatte, unleugbar. „Es läßt sich“, so schreibt er am 5. Februar, „fast mit Gewißheit behaupten, daß Jahn bei der Sache mit im Spiel gewesen sei. Dieses führt mich auf die Frage, was mit diesem Mann anzufangen sei. Ich bin überzeugt, daß er ein höchst gefährlicher Mensch ist, und Maßregeln gegen ihn sind dringend nötig, mehr als gegen jeden andern. Sie müssen aber mit einer großen Klugheit und Vorsicht eingeleitet werden. Die Turnanstalten erfordern eine gründliche Betrachtung. Sie müssen unter strenge Aufsicht des Staates gesetzt werden; die Gesetze derselben sind zu revidieren und zu ändern; über die darin von mehreren Wohlmeinenden gerügten Mängel muß öffentlich Tadel ausgesprochen werden, und Jahn muß auf gute Art davon und aus Berlin entfernt werden. Dazu gibt vielleicht sein Wunsch, eine Landwirtschaft zu haben, die beste Gelegenheit, und man müßte ihm dabei eine goldene Brücke bauen, ihm vielleicht in Hinterpommern ein zweckmäßiges Etablissement mittelst einer Pacht oder Erbpacht geben an einem Orte, wo er unter strenger und unvermerkter Aufsicht und Kontrolle stände. Denken Sie über diese Ideen nach und sprechen Sie mit Fürst Wittgenstein und Rother darüber, welcher letztere in wenig Tagen in Berlin eintreffen wird. Natürlich muß die Sache geheim betrieben werden“.

Es scheint aber, als ob die Herren dann doch wieder von diesem Gedanken zurückgekommen sind. Denn am 25. März referierte der Rektor im Senat über eine Verfügung des Ministers an ihn, den Herrn Dr. Jahn zu Vorlesungen bei der Universität aufzufordern. Marheineke hatte deshalb sogleich, ohne Rückfrage an seine Kollegen, eine Aufforderung an jenen erlassen, diese jedoch uneröffnet zurückerhalten, und zwar, weil die Adresse an den Doktor, nicht an den Professor Jahn gerichtet war.[1] Der recht unüberlegte Schritt Marheinekes wurde vom Senat dadurch wieder gut gemacht, daß er sich in seiner Antwort an den Minister auf den Paragraphen der Statuten berief, der die Habilitation als Vorbedingung forderte für das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten. Er müsse deshalb weitere Schritte bei dem Herrn Jahn unterlassen und das Ministerium bitten, diesen zur Habilitation aufzufordern, bemerke jedoch, daß man an der Universität nicht wünschen könne, mit demselben in Verbindung zu kommen. Hierauf wurde Jahn, der sich selbst viel eingezogener hielt als im Jahr zuvor, von oben her zunächst in Frieden gelassen. Am 31. März eröffnete er in gewohnter Weise seinen Turnplatz in der Hasenhaide; und wenn das Berliner Bürgertum auch gleichgültig gegen seine Künste war und eher ärgerlich oder

1) „Dünkelhafter Narr!“ — so hat Freiherr vom Stein einmal den Turnvater genannt. Den Professortitel hatte Jahn schon früher erhalten, zum Doktor h. c., auf den er so wenig Wert legte, hatten ihn die Universitäten Jena und Kiel erst bei der Feier des Reformationsfestes kreiert. Euler, S. 535.

spottend abseits stand, so war der Eifer in den akademisch gebildeten Schichten bis in die Kreise der höheren Beamten um so größer.

Bernhardis Bericht über das Turnen.

Die Turnfehde ging freilich fort und verschärfte sich nur, als Jahn im Juli 1818 seine Turnfahrt nach Breslau machte. Die Berichte jedoch, welche Altenstein von den königlichen Regierungen einforderte, lauteten meist ganz beruhigend; besonders die Denkschrift, welche Bernhardi, Fichtes alter Freund, den der Minister dazu aufgefordert hatte, über das Berliner Turnen einreichte, war dazu angetan, alle Besorgnisse zu zerstreuen.[1] Bernhardi versäumte nicht, auf die persönlichen Schwächen Jahns hinzuweisen, seine Impulsivität und Leidenschaftlichkeit und die Gleichgültigkeit gegen konventionelle Formen. Aber er hob andererseits doch den Ernst seiner Gesinnung und seines Strebens hervor, sowie den pädagogischen Wert des Turnens, und lehnte es ab, darin die Wurzel der politischen Erregung zu sehen, deren Quellen er vielmehr in den Freiheitskriegen und der Umgestaltung des Staates mit allen ihren Folgen suchte. Sein Vorschlag ging dahin, das Turnen zur Schulsache zu machen. So schien es, als ob der Sturm noch einmal beschworen werden könne. Altenstein, der nicht verfehlte, Bernhardi für seine „in jeder Beziehung musterhafte und ausgezeichnete“ Darstellung seinen Beifall auszusprechen, verfügte zunächst, daß man auf die Ausmittelung eines näher gelegenen oder mehrerer Turnplätze Bedacht nehmen und daß Bernhardi wegen der gerügten Mängel mit Jahn und Eiselen in persönliche Verbindung treten solle. Dies geschah im Oktober; und eine Erklärung Jahns in den Berliner Zeitungen, worin er sein sogenanntes siebentes Turngesetz, das ihm besonders die Angreifer auf den Hals gezogen hatte, entschuldigte und eigentlich zurücknahm, zeigte deutlich an, daß auch ihm nichts mehr am Herzen lag, als mit der Regierung in Freundschaft und Frieden zu bleiben.[2]

Zurückhaltung Jahns.

1) Vergl. Euler, Friedrich Ludwig Jahn, S. 392, 405, 426, 447, 497.

Schuckmann hatte, sehr im Gegensatz zu der schwächlichen und ängstlichen Haltung Hardenbergs und Altensteins, sich von Anfang an für Jahns Bestrebungen lebhaft interessiert. Schon im Winter 1814 suchte er ihm, leider vergeblich, zwei öffentliche Säle für die Winterübungen zu verschaffen. Auf seinen Antrag erhielt Jahn ein Gehalt von 800 Talern, sein Gehülfe Eiselen ein solches von 450 Talern. Bornemann widmete dem Minister sein „Lehrbuch der von Fr. L. Jahn unter dem Namen der Turnkunst wieder erweckten Gymnastik“, von dem Schuckmann 50 Exemplare zur Verteilung in den Provinzen anschaffte. Auf ihn ging der Gedanke zurück, das Turnen mit dem Schulunterricht in Verbindung zu bringen. Von dieser Haltung ließ er sich nicht einmal durch den Lärm, den Jahns Vorlesungen erregten und die Angriffe des Literaten Wilhelm Scherer und des Professors Wadzek im „Gesellschafter“ und im Berlinischen Wochenblatt 1817 noch verstärkten, abbringen. Sie veranlaßten ihn, nicht bloß die Pädagogen Bellermann und Bernhardi, sondern auch den ihm befreundeten Obermedizinalrat von Koenen zu einem Bericht aufzufordern. Besonders der letztere sprach sich von ärztlichem Standpunkte sehr anerkennend über den Wert des Turnens aus; er arbeitete seinen Bericht, der die Ausführungen Wadzeks völlig widerlegte, unter dem Titel „Turnen und Leben. Ein Versuch auf höhere Veranlassung“ zu einer besonderen Schrift aus, die im August erschien.

2) Vergl. Euler S. 457f. Das siebente Turngesetz (in der „Deutschen Turnkunst“ 1816) lautete: „Welcher Turner irgend etwas erfährt, was für und wider die Turnkunst und unsere

Berliner Burschenschaft.

Auch die burschenschaftliche Bewegung gewann in diesem Jahre in Berlin an Boden. Auf dem ersten Burschentag in Jena, der nach den Beschlüssen von der Wartburgfeier auf Sonntag nach Ostern, den 29. März, eben dorthin berufen war und die Gründung einer allgemeinen Burschenschaft beschloß, war auch Berlin vertreten.[1] Im Sommer 1818 konstituierte sich die Burschenschaft an unserer Universität. Es geschah nicht ohne Kämpfe; denn hier wie anderswo mußte erst der Widerstand der Landsmannschaften beseitigt werden, welche sich, wie wir dabei erfahren, nun doch auch bei uns gebildet hatten. Noch niemals war an der Universität soviel Blut geflossen. Am 20. Juni aber machten die Landsmannschaften, wie es in einem Protokoll darüber heißt, „durchdrungen von dem Wunsch, die Einigkeit unter den Burschen wiederherzustellen, dem Verein, der die Begründung einer Burschenschaft zu seinem Zwecke hat, den Vorschlag zu einer gemeinsamen Beratung zur Feststellung eines Entwurfes für eine allgemeine Konstitution der Burschen“. Nach der Erklärung von seiten der Landsmannschaften, daß die „fünf dummen Jungen“, die auf den Zutritt zu jenem Verein gesetzt waren, für die Dauer der Verhandlung zurückgezogen und ein anderer Fall als Privatsache zu betrachten wäre, wurden von jeder Seite fünf Abgeordnete gewählt, welche die beschlossene Konstitution vornahmen und vereinbarten.[2] An der Spitze der Burschenschaft stand in diesem Semester Karl von Wangenheim. Er vertrat sie mit Jonas und Christ auf dem zweiten allgemeinen Burschentage, der im Oktober 1818 in Jena zusammentrat.[3] Dort wurden die Berliner zur geschäftsführenden Burschenschaft erwählt und mit der Vorbereitung der nächsten Versammlung, die in Berlin statthaben sollte, beauftragt.

Kongreß in Aachen; große Wendung in der allgemeinen Politik.

Während also die vaterländische Jugend an dem neuen Deutschland baute und mit feierlichem Ernst über die tiefsinnigen Fragen von Burschenrecht und Burschenbrauch disputierte, waren Europens Staatsmänner und Herrscher in Aachen versammelt, um den bereits wankenden Bau, der in Chaumont und Wien aufgerichtet war, zu stützen und die Geister der Revolution zu bannen. Denn überall bemerkten sie ein Knistern im Gebälk; in Spanien wie in Frankreich,

---

Übung derselben Freund oder Feind sprechen, schreiben und wirken: muß davon sogleich Anzeige machen, damit zu seiner Zeit und an seinem Orte aller solcher Kunden — mit Glimpf oder Schimpf — könne gedacht werden“. Die Feinde hatten darin Denunziantentum und die Grundsätze spanischer Inquisition entdecken wollen: „eine nichtswürdige Deutung“, wie Passow in seinem „Turnziel“ sagte, die er und andere Freunde Jahns, wie auch Bernhardi in seinem amtlichen Bericht, widerlegten.

1) Die Originalprotokolle der ersten beiden Burschentage im Berliner Geheimen Staatsarchiv, Rep. 77. XXVI, 1—3.

2) An der Spitze steht Jonas I als Vertreter der Burschenschaft. Es folgen Vollmer Guestphaliae, von Borcke Pomeraniae, Wagner Vandaliae, von Wittgenstein Neomarchiae, Johannes Neo-Pomeraniae, Großheim, Fromman, Schütze, Weißenborn.

3) Es waren zwei Brüder Jonas: Ludwig, der Theologe, der bei der Reformationsfeier in der Aula gesprochen hatte, und der hier gemeint ist, und sein Bruder Wilhelm. Letzterer, ein Mediziner, verlor bei einem Duell in diesem Semester ein Auge. Sie stammten aus Kottbus, Söhne eines Kaufmanns; der Vater war noch Jude gewesen.

in Italien wie in Polen regten sich Kräfte, welche den Bund der Mächte auseinanderzusprengen drohten. Es waren die Tage einer entscheidenden Wendung in der großen europäischen Politik, und ihre Rückwirkung hatte das preußische Unterrichtswesen, und mithin auch unsere Universität unmittelbar zu spüren. Hardenberg hegte noch immer den Wunsch, eine Politik der Mitte einzuhalten. Die Berufung Humboldts zu Anfang des neuen Jahres, sowie die Besetzung der Bonner Universität, vor allem die Anstellung Arndts, wiesen darauf hin. Aber schon in Aachen geriet er darüber mit dem Vorkämpfer der preußischen Reaktion, dem Fürsten Wittgenstein, hart aneinander. Wittgenstein erklärte sich aufs schärfste gegen die Anstellung des großen deutschen Patrioten und stellte geradezu die Kabinettsfrage: der König müsse sich zwischen ihm und Arndt entscheiden. Der Streit endigte damit, daß Wittgenstein wirklich aus dem Polizeiministerium schied: aber das Hausministerium ward ihm gelassen, und wenn er auch nominell im Januar sein altes Amt abgab, hat er es doch noch länger als ein halbes Jahr, bis in den August, verwalten dürfen. Wir werden noch sehen, wie gut er gerade diese Frist für sich und seine Pläne benutzt hat. Er hat später geäußert, der Staatskanzler sei durch den Geheimen Legationsrat Eichhorn beeinflußt worden, eine Angabe, die schwerlich des Grundes entbehrt. Dagegen ließ Hardenberg sich dazu herbei, Jahn zu opfern, vielleicht mit veranlaßt durch die Angriffe, welche von seinen österreichischen Freunden, die mit Wittgenstein eng verbunden waren, in Aachen gerade gegen das Turnwesen gerichtet wurden.

Die Kabinettsordre vom 11. Januar 1819. Verweis gegen Arndt.

Aber auch gegen Arndt zog sich schon in den nächsten Wochen das Ungewitter zusammen. Das Erscheinen des vierten Bandes vom „Geist der Zeit“ gab den Anlaß zu dem Verweise, der unter dem 11. Januar 1819 gegen ihn ausgesprochen wurde. An demselben Tage erschien die Kabinettsordre, welche das Verfassungsversprechen vom 22. Mai 1815 auf eine „angemessene ständische Vertretung“ einschränkte und Turnwesen, Presse und Unterricht mit Maßregelungen bedrohte. Die Stimmung, welche die hohen Kreise in diesen Wochen bereits beherrschte, brachte die Predigt zum Ausdruck, welche der Bischof Eylert zur Feier des Krönungs- und Ordensfestes am 24. Januar in der Domkirche zu Berlin hielt, und die er unmittelbar darauf veröffentlichte: „Ermunterung zum Kampfe wider den nachteiligen Einfluß unserer Zeit“. Es war die Aufforderung an die mit „dem Symbol der königlichen Huld Geschmückten“ und an alle diejenigen, deren Händen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in kleinerem oder größerem Kreise anvertraut war, dem „geheiligten Oberhaupte, unsrem König und Herrn“, beizustehen in der Abwehr der verderblichen Einflüsse, welche sich an Thron und Altar herandrängten.[1] Ein „erbärmliches

1) Berlin 1819 bei August Rücker, mit einer Vorrede vom 31. Januar. Königliche Bibliothek. Angebunden sind „Christliche Predigt eines Laien zur Feier des Krönungs- und Ordensfestes“ (bei Ferdinand Dümmler); zweitens „Ordenspredigt“ von Ph. B. [Philipp Buttmann?] (bei Stuhr in

Geschwätz“ nannte Schleiermacher die Rede in einem Brief an Arndt, worin er ihm die „große allerhöchste Nase“, die ihm bevorstehe, ankündigte und ihn mit den beiden, die er selbst im Jahre 1813 davongetragen habe, zu trösten suchte. Er konnte nicht anders als seinen Spott über die Torheit der Gegner ausschütten, welche in dem Geist, von dem er ganz durchglüht war, Kräfte der Hölle entdecken wollten. Aber dem König hatte der „Hofpfaffe“ nach dem Herzen geredet. „Schöne Rede gehört. Sehr zweckmäßig. Kann sich mancher ins Gewissen greifen“, mit diesen Worten hatte der hohe Herr, wie Schleiermacher dem Freunde schreibt, sich nach der Feier bei der Cour darüber geäußert.[1] Und wie alles dies gemeint war, zeigte die Kabinettsordre, in welcher der Verweis gegen Arndt befohlen war. Der König sprach darin mit dürren Worten die Drohung der Absetzung aus gegen jeden Lehrer, der ähnliche Grundsätze aufstelle und ähnliche unschickliche und unnütze Dinge vortrage; und er beauftragte den Minister sorgfältig darüber zu wachen, daß dergleichen nicht wieder vorkomme, jeden aber, der sich dergleichen erlaube, zur Anzeige zu bringen. Es war, trotz der Zusicherung, daß der Herrscher darum nicht die freie Diskussion beschränken wolle, in der Tat nichts weniger als die Fesselung der Freiheit der Gedanken.

Verwarnung und Protest der Universität.

Am 16. Januar entledigte sich Altenstein des Befehls, in der Art, die wir an ihm kennen, mit Worten, welche die streng gelehrte Forschung und den wissenschaftlichen Vortrag zu unterscheiden suchten von der nichtigen Schriftstellerei des Tages und einer aus seichtem Wissen entstandenen Anmaßung und jene als die Richtschnur für die Jugendlehrer bezeichneten. Dann würden die preußischen Universitäten in der Tat hohe Schulen und ein Segen für das Vaterland sein, und so auch ihre nach der Willensmeinung Sr. Majestät des Königs ihnen obliegende Bestimmung erfüllen. Aber die Universität wollte von einer so künstlichen Trennung wissenschaftlicher und politischer Produktion nichts wissen. In einer hochbedeutenden Entgegnung (vom 10. Februar) gaben Rektor und Senat ihren bangen Befürchtungen rückhaltlosen Ausdruck. „Denn wir müssen uns“, heißt es in dem Schreiben, „auf die peinlichste Weise gehemmt und gelähmt fühlen, wenn wir,

---

Berlin, Schloßplatz Nr. 2. Motto: „Die Weisen werden Ehre erben, aber wenn die Narren hochkommen, werden sie doch zu Schanden werden“); drittens „Einige Worte zur nähern Prüfung und Würdigung der Ordens- und Krönungspredigt des Herrn Bischofs Eylert und der merkwürdigen Angriffe ihrer Gegner“. Herausgegeben von B. (Hamm, Schultz und Wundermann) mit dem Motto: „Ex privatis odiis res publica crescit“. Die letztgenannte Schrift wendet sich wider die Gegenschrift des Professors Krug in Leipzig, die zunächst im dritten Stück des Hermes erschien und nachher besonders gedruckt wurde, und gegen eine Rezension in den neuen theologischen Annalen, April und Mai 1819. Der Verfasser bemerkt, daß die Predigt, kaum im Drucke erschienen, neue Gegner gefunden und in Zeitschriften, besonderen Broschüren und Gegenpredigten vielseitig beurteilt, bitter getadelt, sogar parodiert und travestiert sei, mit Ausfällen und persönlichen Spitzen, die man nicht hätte erwarten sollen.

1) Urkb.

die wir zu schriftstellerischen Arbeiten so vorzüglich berufen sind, hinter andern, welche ein so hohes Gut, als unsere Stellung im öffentlichen Lehrwesen ist, nicht zu verlieren haben, so bedeutend sollen zurückgesetzt werden, daß gedruckte Äußerungen, welche für unnütz oder unschicklich können gehalten werden — und ein anderes als subjektives und höchst wandelbares Urteil findet doch hier nicht statt — unsern ganzen Wirkungskreis sollen zerstören dürfen". Gerade die schriftliche Tätigkeit nannten sie einen unentbehrlichen Teil ihres Berufes. Sie wiesen darauf hin, daß dies gewiß auch die Ansicht der Regierung gewesen sei, als sie die Universität von der besonderen Aufsicht für wissenschaftliche Publikationen freigelassen und sie lediglich auf ihre allgemeine Amtsverantwortlichkeit gewiesen habe. Sie nahmen das Recht für sich und ihre Kollegen in Anspruch, in erster Linie mit in die allgemeine Diskussion eingreifen zu dürfen, und schlossen mit der Bitte an den Minister: „von Sr. Majestät dem Könige eine solche nähere Erklärung jener allerhöchsten Willensmeinung zu bewirken, welche die Sicherheit gewähre, daß in allen Fällen, wo nicht schon die Billigung des Censors den Schriftsteller gegen alle Ansprüche sicher stelle, kein öffentlicher Lehrer wegen angeblicher Vergehen der Presse ohne Urteil und Recht von seiner Stelle werde entfernt werden".[1]

Auch Arndt unterließ nicht, auf den Verweis, den ihm Altenstein, wie er an Schleiermacher schreibt, „trocken und etwas breit" aufgetischt hatte, „trockeneinfach" zu antworten. Zugleich aber richtete er auch an den Staatskanzler ein Schreiben, das, wie es in seinem Freimut und seiner Wahrhaftigkeit aus der Tiefe seines goldenen Herzens herauskam, auch auf Hardenberg des Eindrucks nicht verfehlte.[2] Über ihm die Hand zu halten war der Staatskanzler noch immer bereit. Jahn aber hatte bei ihm verspielt.[3] Gleich nach Neujahr erhielt er von der Regierung die Nachricht, daß diese die Berliner Turnanstalten unter eigene Aufsicht nehmen werde. Als er dennoch im März, wie gewöhnlich, in den Zeitungen die Eröffnung seines Turnplatzes zum 1. April anzeigte, erhielt er ein offizielles Schreiben von Bernhardi, worin ihm gesagt war, daß die Turnübungen nach einem Plan vorgenommen werden sollten, der sie in das gehörige Verhältnis zu dem gesamten Unterrichtswesen setzen solle, und daß die Wiedereröffnung seines Unterrichts deshalb hinausgeschoben werden müsse. Und als

Arndts Protest.

Turnsperre.

1) Urkb.

2) An Schleiermacher 8. Februar 1819, an Hardenberg 7. Februar. Heinrich Meißner und Robert Geerds, „Ernst Moritz Arndt, Ein Lebensbild in Briefen", S. 202 und 199.

3) In dem Jahnschen Hause glaubte man an ein persönliches Motiv für die Ungnade des Staatskanzlers. Demoiselle Hähnel war nämlich die intime Freundin der Frau Jahn gewesen, deren Landsmännin sie war (beide stammten aus Mecklenburg-Strelitz), und die sie an den Altar geleitet hatte. Aber in dem sittenstrengen Hause Jahns hatte man an ihrem Verhältnis zu Hardenberg Anstoß genommen und mit ihr gebrochen. Sie sei es nun gewesen, die den Staatskanzler gegen Jahn eingenommen habe. Daß die Dame dabei mitgewirkt haben mag, kann man durchaus glauben; denn wie groß ihr Einfluß war, zeigen unter anderem die Briefe des Grafen Pückler. Das eigentliche Motiv aber lag gewiß auf dem politischen Felde.

Jahn sich hierbei nicht beruhigte, sondern bei dem Kultusminister vorstellig wurde, erhielt er von dort einen scharfen Verweis zurück und den Befehl, sein Inserat sofort selbst in den Zeitungen zu widerrufen. Eine entsprechende Verfügung seitens der Regierung erschien bereits in den Berliner Blättern vom 16. und 17. März.

Nachtmusik für Jahn.

Die Aufregung, welche sich der Berliner Turngemeinde über die Sperre des Turnplatzes und die Maßregelung des geliebten Lehrers bemächtigte, machte sich noch am Abend des 17. in einer Demonstration Luft, bei der wir, da sie mit der Geschichte unserer Universität in näherer Verbindung steht, etwas länger verweilen müssen. Als Jahn ein Jahr zuvor seine Vorlesungen über das deutsche Volkstum beendigt hatte, war ihm von seinen Zuhörern zum Dank eine Abendmusik und ein Vivat dargebracht worden.[1] Jetzt wiederholten die größten Hitzköpfe unter seinen jungen Schülern diese Ovation. Anstifter war Franz Lieber mit seinen Brüdern Gustav und Eduard. Neben ihnen trat besonders Karl von Wangenheim hervor, der seit einem Jahr im Garde-Schützen-Bataillon, und zwar auf Avantage, diente, dennoch aber immatrikuliert geblieben war. Auch sonst erscheinen unter den Demonstranten uns bereits bekannte Namen, wie Zober, der jetzt Student war, und Hans Rudolf von Plehwe, der trotz seines Offizierranges nirgends fehlen durfte, wo es galt, im altdeutschen Rock den frommen und freien teutschen Gefühlen Luft zu machen. Es mochten im ganzen etwa 50 junge Leute sein (die Mehrzahl Studenten und Gymnasiasten, jedoch waren auch einige Handlungsbeflissene darunter), die sich am Abend des genannten Tages nach Einbruch der Dunkelheit vor dem Lieberschen Hause in der Breitenstraße versammelten. Wangenheim hatte die Musik angeworben, 12 Hoboisten von seinem Bataillon, welche von den Liebers, deren Vater Wechselmakler war, bezahlt wurden. Bis zu Jahns Wohnung in der Wallstraße waren es nur wenige Minuten, die man ganz still, ohne einen Zug zu formieren und bei dem Schein von einer oder zwei Laternen, zurücklegte; erst vor dem Hause Jahns wurde eine Fackel angezündet, welche einer der Teilnehmer, der junge Bergius, Sohn des Kammergerichtsrats, der Eichhorns Vorgänger als Syndikus an der Universität gewesen war, mitgebracht hatte.[2] Hier wurde nun Luthers Trutzgesang angestimmt, das Lied, das bei allen patriotisch-religiösen Feierlichkeiten dieser Jahre erscholl und damals die Stelle vertrat, welche heute unser „Deutschland, Deutschland über alles“ einnimmt.[3] Danach trat Franz Lieber vor und brachte das Hoch auf den Turnvater aus, ohne übrigens etwas Weiteres zu

---

1) Euler, S. 492.

2) Es mögen auch zwei Fackeln gewesen sein. Die Protokolle gehen hier wie bei den Laternen auseinander. Ein Fackelzug war es jedenfalls nicht.

3) So hallt ja auch Binzers weihevolles Abschiedslied aus, das bei der Auflösung der alten Burschenschaft auf dem Eichplatz in Jena gesungen wurde: „und unsre Burg ist Gott!“

sprechen als die Worte: „Es lebe Friedrich Ludwig Jahn! Hoch!“ Aber der Gefeierte kam nicht zum Vorschein. Als Wangenheim hinaufeilte, fand er statt seiner Eduard Dürre, Jahns Lieblingsschüler, den dieser vor drei Jahren mit Maßmann als Turnlehrer nach Jena geschickt hatte, denselben, der mit Scheidler und Robert Wesselhöft die Einladungen nach Eisenach abgesandt und bei der Feier auf der Burg als Vorsänger das Lutherlied angestimmt und den Segen über die Versammelten gesprochen hatte. Offenbar hatte Jahn sich absichtlich, um nicht noch mehr bei der Regierung anzustoßen, der Huldigung entzogen. Dürre trat nun an das Fenster und rief hinunter: „Jahn ist nicht zu Hause. Er wird den Willen für die Tat nehmen“. Worauf Plehwe in dem Überschwang seiner Gefühle hinaufrief: „Es ist mehr als guter Wille!“ Die Hoboisten spielten noch einen Marsch, und danach zogen die jungen Herren wieder ab, geräuschlos, wie sie gekommen; bereits an der nächsten Ecke lief alles auseinander. Kein Wächter der Nacht hatte etwas gemerkt; nur wildes Gerücht verkündete am nächsten Morgen die Untat. Der Polizeibericht enthielt nichts darüber, und der Distriktskommissarius entschuldigte sich, zur Rede gestellt, damit, daß die Sache in dieser „abgelegenen Gegend“ kein Aufsehen erregt; er selbst habe erst am folgenden Morgen davon erfahren. Demonstrationen aller Art waren aber verboten; der König wollte in seiner Residenz schlechterdings nichts davon wissen; der Minister des Innern hatte bereits im Sommer 1815, und zwar infolge der Aufzüge, welche die Studenten und die jungen Kaufleute zur Feier des Aufbruchs zum Kriege veranstaltet hatten, eine Verfügung dagegen erlassen.[1] Und wenn auch die Attentäter im Verhör aussagten, daß sie das Vivat nur aus Liebe und Anhänglichkeit an ihren Meister und aus keinem anderen Anlaß ausgebracht hätten, so war das offenbar eine Ausrede: sie hatten wirklich ihre Erbitterung über die Turnsperre austoben wollen. War das aber nicht bereits Auflehnung gegen die Staatsgewalt, frevelndes, revolutionäres Beginnen? Der Staatskanzler schien es wirklich dafür zu halten. Am 24. März forderte er den Fürsten von Wittgenstein, indem er ihm die Protokolle übersandte, auf, sich mit dem Unterrichtsminister zu besprechen und die Untersuchung einzuleiten, mit „Schnelligkeit, Ernst und Nachdruck“ zu verfahren. Am 27. wiederholte er die Weisung und befahl, alle Beteiligten außer den beiden Militärpersonen, für welche der König eine besondere Untersuchung vorbehalten habe, vor das Polizeigericht zu bringen. Dies war mit Bezug auf die beteiligten Studenten ein Eingriff in die Gerichtsbarkeit der Universität, der auch die Untersuchung, nicht bloß das Urteil, bei kleineren Polizeivergehen der akademischen Bürger zugeordnet war. Mindestens hätten Rektor und Senat in diesem Falle, wo es sich um eine gemeinschaftliche Untersuchung von Personen verschiedenen Gerichtsstandes handelte, mit hinzu-

1) Urkbd.

gezogen werden müssen. Statt dessen ging der Polizeiintendant Rück, der darin Wittgensteins Weisungen folgte, vor, ohne dem Rektor auch nur eine Anzeige zukommen zu lassen. Er forderte die Studenten, deren Teilnahme ermittelt war, vor sich, drohte, als diese der Ladung nicht Folge leisteten, sie realiter zu sistieren, und ersuchte den Rektor, dieselben zu veranlassen, sich ihm zu stellen.

Besonnene Haltung des Rektors und des Senats.

Die Haltung des Rektors — es war Weiss — war ebenso fest als besonnen. Er unterließ nicht, sich seiner Studenten, die sich klagend und schutzflehend an ihn wandten, anzunehmen, und billigte ihnen das Recht zu, die Annahme der Ladung zu verweigern; er forderte von dem Polizeiintendanten Auskunft über die Berechtigung seines Vorgehens und ließ sich auch durch den Hinweis auf den allerhöchsten Befehl nicht abhalten, sein Befremden darüber auszudrücken, daß die Universität übergangen sei; er legte Verwahrung ein wider die Anwendung von Gewalt gegen diejenigen Studenten, welche sich (denn eine Anzahl hatten sich doch gestellt) auch auf die wiederholte Ladung geweigert hatten, zu erscheinen. Aber er hielt den Protest zunächst noch zurück und sandte ihn der Polizei erst zu, als diese auch nach Beendigung der Untersuchung mit ihren Drohungen fortfuhr. Der Senat, dem der Rektor in der nächsten Sitzung, am 7. April, alles vortrug, billigte sein Vorgehen in allen Stücken. Er ersuchte die Studenten, die sich auch an ihn in längerer Eingabe gewandt hatten, mit väterlich-vertraulichen Worten, unter Hinweis auf die gegenwärtigen bedenklichen Umstände, alles unterlassen zu wollen, was ein nachteiliges Licht auf die Gesinnung der akademischen Jugend werfen könnte, und sich in allen zweifelhaften Fällen des Rates ihrer Lehrer zu bedienen. Aber er bat den Minister selbst um Schutz gegen die Übergriffe der Polizeibehörde und wies ausdrücklich auf die lobenswerte Stimmung der Studierenden hin, die, wie bisher immer, so auch bei dieser Gelegenheit sich bewährt habe.

Milde Bestrafung der Demonstranten.

Dies Vorgehen trug gute Früchte. Altenstein, der sich dabei von dem Justitiarius Geheimrat Frick, der nach Eichhorns Abgang und bis vor kurzem Syndikus der Universität gewesen war, und den erst Altenstein selbst in das Ministerium gezogen, und von Süvern, der dem Turnwesen immer ein warmes Interesse zugewandt hatte, beraten ließ, riet dem Staatskanzler, der Beschwerde des Senates nachzugeben und ihm die Untersuchung gegen die Studenten anheimzustellen; Hardenberg aber entsprach diesem Antrage. So siegten noch einmal Überlegung und Vernunft. Die Gymnasiasten und die anderen nichtakademischen Teilnehmer an der „Nachtmusik“, wie die Protokolle den Vorgang, der sich zwischen 8 und 9 Uhr abends abgespielt hatte, nennen, wurden mit Geldstrafen heimgesucht: Franz Lieber und sein Bruder Eduard mit fünf, die übrigen mit zwei Talern. Wangenheim erhielt drei Tage Arrest. Am schlimmsten erging es Hans Rudolph von Plehwe; er wurde zu vier Wochen Arrest und zur Versetzung nach Posen verurteilt, was man im Hinblick auf

seine Stellung und seine Beteiligung an der Wartburgfeier nicht ungerechtfertigt finden kann[1].

Altenstein suchte auch Jahns Schicksal zu verbessern. Am 25. März trug er bei dem König darauf an, ihm eine Anerkennung zuteil werden zu lassen, da er von der Leitung des Turnwesens zurücktreten müsse. Und daß auch der Turnvater nur von der Regierung sein Heil erwartete und an nichts weniger dachte als an Opposition und Aufruhr, bezeugte er von neuem, als er sich bei dem Minister, nachdem ihm Berlin versagt blieb, um eine Professur in Greifswald bewarb[2].

Sands Mordtat. Sein Alleinstehen.

Aber alle Vorsicht und alles Ausweichen konnten das Schicksal nicht wenden. Am 23. März war eine Tat geschehen, welche die Versöhnung unmöglich machte und den schon so starken Strom der Reaktion völlig entfesseln mußte: August von Kotzebue, der Litterat, in dem die jungen Schwärmer den Verächter ihrer Ideale, den Verräter am Vaterlande sahen, war dem Dolchstoß eines Fanatikers zum Opfer gefallen. Es war die Tat eines Einzelnen, die Ausgeburt eines überspannten Gehirns. Aller Spürsinn der Verfolger, all ihr Eifer, Komplicen des Mörders zu entdecken, führten zu nichts. Der einzige, an dessen Mitwisserschaft man glauben könnte, Karl Follen, hatte sich so gut gedeckt, daß auch ein zweifaches Verhör und die Konfrontation mit Sand selbst ihm nichts anhaben konnten; nicht einmal in Haft konnte man ihn nehmen, wozu sonst schon der leiseste Verdacht genügte. Die Tatsache, daß er Sand, dessen Abgott er war, mit Geld für die Reise versehen habe, mag feststehen. Einen zwingenden Beweis für seine Teilnahme oder auch nur für die Mitwisserschaft wird man auch darin nicht erblicken dürfen. Wenn er auf die Nachricht von der Schreckenstat alle Papiere, die ihn kompromittieren konnten, vernichtete, so hatte er genug auf dem Kerbholze, um die Verfolger zu fürchten. Auch das Zeugnis seines Freundes und Schwagers Ernst Münch, nach langen Jahren gegeben, kann noch nicht genügen; die entgegengesetzte feierliche Versicherung der Witwe, und mehr noch Follens ganzes weiteres Leben, seine Haltung als Schriftsteller, Professor, Politiker und Prediger, alles, was wir von dem in harter Arbeit und schweren Schicksalen gefestigten und gereinigten Charakter des Mannes wissen, spricht dagegen, daß er mit einer

1) Schleiermacher fand die Strafe doch sehr hart. An Arndt, 28. April 1819: „Der herrliche Junge ist dabei so fromm und weich, daß es eine rechte Freude ist“. Plehwe, der 1807 in die Armee eingetreten war, zählte damals erst 24 Jahre. Im Hausarchiv liegen die Eingaben an den König, den er mit seinem gewohnten „Du“ und als den „Gesalbten des Herrn“ anredet, und bei deren Lektüre man das Urteil, welches Hardenberg darüber gegen Wittgenstein fällte, verstehen kann: „Reif fürs Narrenhaus“. Über seine Beteiligung an der Wartburgfeier, besonders die Szene, die der stark Angeheiterte bei dem Empfang des Abendmahls aufführte, verbreitet sich Heinrich Leo des längeren. Später ist er dem Alkoholteufel ganz verfallen. Manche Mitteilungen über ihn hat Ludwig Gerlach, I, 98ff., zu dessen Maikäferkreis Plehwe gehörte. Ein Lied von ihm, ebenfalls sehr charakteristisch, auf den Tod der ersten Frau Ludwigs, ebd. S. 155.

2) Nach einer Mitteilung Stägemanns an Varnhagen vom 19. Mai.

solchen Schuld beladen durch das Leben gegangen sei. Überhaupt aber war der Einfluß der „Unbedingten“, wie die drei Follens und ihre Freunde sich nannten, niemals sehr groß gewesen und in neuerer Zeit sichtlich im Schwinden begriffen. Der Boden, auf dem ihre Lehre erwuchs, der der Rheinbundstaaten, hatte seit Jahren unter dem Einfluß der französischen Ideen gestanden. Aber schon in Jena waren sie auf eine andere Stimmung gestoßen; und je mehr sich das Burschenwesen ausdehnte, um so gemäßigter wurde sein Programm. Nur so war es möglich geworden, die Landsmannschaften, deren Auflösung oder Unterwerfung der Begründung der allgemeinen Burschenschaft überall voraufgehen mußte, mit in den Verband zu ziehen. Bei der Wartburgfeier, und mehr noch auf den beiden Burschentagen in Jena, besonders dem letzten im Oktober 1818, hatte es sich bereits gezeigt. Robert Wesselhöft, der noch vor einem Jahre mit Maßmann die Posse mit der Verbrennung der Schriften der Volksfeinde aufgeführt, war der Führer der Gemäßigten geworden. Daran hatte auch Follens Übersiedlung nach Jena im Herbst 1818 nichts geändert. Wesselhöft und seine Freunde, ein Rödiger, Heinrich von Gagern, Graf Bocholz und andere, waren zwar selbst in den Verein der „Schwarzen“ eingetreten, welche hier wie anderswo als ein engerer Kreis innerhalb der Burschenschaft sich zusammenschlossen, um von dort aus die Leitung zu beeinflussen und ihren Geist auszubreiten: aber es war gerade geschehen, um die Radikalen in ihrem eigenen Lager zu bekämpfen. Die Opposition gegen diese war im Laufe des Winters nur gewachsen; die wissenschaftlichen Abende, welche Follen und seine Freunde in Jena eingerichtet hatten, hörten noch vor Ende des Semesters auf, und Rödiger sprach sich aufs schärfste über die Anmaßlichkeit und das einfältige Naturrecht des deutschen Robespierre aus. Ja an der Wiege der Schwarzen, in Gießen selbst, brach der Zwiespalt aus. Dr. Karl Seebold, Privatdozent der Philosophie, der dort nach Follens Weggang die Führerrolle übernommen, wandte sich gegen die Lehre der Unbedingten, welche die sittlichen und religiösen Ideale nur aus dem Begriff von Volk und Vaterland ableiten wollten, und gegen den Grundsatz, daß dort, wo eine sittliche Notwendigkeit vorliege, für den von dieser Notwendigkeit Überzeugten alle Mittel erlaubt seien. Und so darf man es aussprechen, daß die Entwicklung der ganzen Bewegung bereits dahin drängte, die radikalen Elemente durch eigene Kraft zur Ausscheidung aus ihrem Schoße zu bringen.[1]

Geringer Einfluß der „Schwarzen“.

Das Messer Sands durchschnitt alle diese Hoffnungen. Was die Metternich und Wittgenstein immer gesagt hatten, daß der Geist des Verbrechens, der Anarchie und revolutionärer Gewalttat sich unter den hochgeschwellten Worten von Vaterland und Freiheit verbärgen, schien bestätigt, und mit einem Ge-

Beginn der Verfolgungen in Gießen und Darmstadt.

1) Vgl. zu diesem Abschnitt die vortrefflichen Untersuchungen von Herman Haupt, Karl Follen und die Gießener Schwarzen (1907), wo von den reichen Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs zum erstenmal ein weitgehender Gebrauch gemacht worden ist.

misch von Angst, Ingrimm und Rachsucht stürzten sich die Schergen der Reaktion auf die jugendlichen Schwärmer, die auf ihren Turnfahrten und Burschentagen die Ideale der großen Zeit des nationalen Kampfes festzuhalten und auszugestalten suchten. Am 18. April ward in Gießen der Oberappellationsrat Arens, der zugleich Professor an der Universität war und bereits als Rektor den Kampf gegen die Freiheitsfreunde und ihre Protektoren im Senat mit glühender Leidenschaft geführt hatte, mit der Führung der Untersuchung beauftragt. Im Mai begannen dort und in Darmstadt die Verhöre; auch in Karlsruhe und in Freiburg wurden die Untersuchungen sogleich in Gang gebracht; und nicht lange, so hatte man das ganze Netz der Vereinigung und ihrer engeren Gruppen, wie auch die Namen ihrer Führer in der Hand. Die wenigsten hatten ja etwas zu verbergen, und das meiste war ganz öffentlich verhandelt worden. Denn verboten waren bisher weder Burschenschaft noch Turnerei. Aber auch in den Geheimbereich der Unbedingten brachen die Inquisitoren ein, und hier fielen ihnen nun Briefschaften und Akten in die Hände, wie zum Beispiel der Verfassungsentwurf für ein republikanisches Deutschland von August Adolf Follen, aus denen wirklich hochverräterische Absichten hervorleuchteten. Viele dieser Fährten führten aber nach Berlin, wo im Sommer 1819 die Häupter zum großen Teil vereinigt waren, teils Studenten, teils auch solche, die bereits das Examen absolviert und eine Anstellung gefunden hatten oder suchten. Von Jena war zu Michaelis der Mediziner Wilhelm Wesselhöft herbeigekommen, Roberts Bruder, der mit ihm die Makulatur aus des Vaters Druckerei auf den Wartenberg geschafft hatte, welche dann Maßmann mit tönenden Worten als die Schriften der „Kamptz- und Schmalzgesellen“ dem Flammengericht überlieferte. Zu Ostern hatte sich aus Jena auch Ludwig Rödiger eingestellt, der die Festrede bei dem Siegesfeuer gehalten, und ebenso Gustav Asverus, von dem die Beschwerdeschrift der Studenten nach Jahns Nachtmusik stammte. Aus Freiburg kam, ebenfalls zu Ostern, Dr. Bader, der dort den engeren Verein ins Leben gerufen hatte; er war von Karlsruhe her als der Stifter dieses „revolutionären“ Bundes gemeldet worden. Ihm nahe stand der Mediziner Düring aus Darmstadt, eines der namhaftesten Mitglieder der Schwarzen, der im Winter 1818 mit Paul Follen in Freiburg gewesen war. Ebenfalls ein Süddeutscher, aus Mannheim, war Dr. Jung, der mit Rödiger, Adolf Follen, dem jungen Mühlenfels, einem Verwandten von Schleiermachers Frau, und andern Heidelberger Teutone gewesen war und mit Karl Follen in reger Korrespondenz stand. Von den übrigen Führern der Berliner Burschen sei an dieser Stelle Karl Ulrich aus Leobschütz genannt, der seit Jahren in der Bewegung stand und bereits schwere Kämpfe und wechselvolle Schicksale hinter sich hatte. Er hatte nach dem Kriege, den er mitgemacht, seine Studien in Breslau begonnen und war dort in die Landsmannschaft Silesia eingetreten, dann aber bei Beginn der burschenschaftlichen Bewegung in Verruf erklärt

Die Häupter der Burschenschaft meist in Berlin versammelt.

Karl Ulrich Führer der Berliner Burschenschaft.

worden wegen Indiskretionen, die er über die Landsmannschaft „Polonia“ verbreitet hatte; dies war als Bruch des Ehrenwortes betrachtet worden. Michaelis 1817 war er nach Berlin gekommen, und ein Jahr später seine Angelegenheit auf dem zweiten Burschentage in Jena dahin geregelt worden, daß die beiden Breslauer Landsmannschaften ihm eine Ehrenerklärung ausstellten. Seitdem war er an unserer Universität zu hohem Ansehen innerhalb der Burschenschaft gelangt, an deren Spitze er jetzt stand[1], da Wangenheim wegen seines Militärverhältnisses zurückgetreten war.

Stimmungen in der Burschenschaft.

Zu den Radikalen im Sinne der Follenschen Brüder dürfen wir kaum einen der Genannten zählen. Bader und Düring werden ihnen am nächsten gestanden haben.[2] Jung schützt vor dem Verdacht revolutionärer Gesinnung und Ziele die Tatsache, daß er in Reimers Hause lebte, mit ihm und Schleiermacher ganz intim stand, von Gneisenau, dem das Burschenwesen zuwider war, und der sich seit dem Herbst 1818 sogar von Schleiermacher sichtlich zurückzog, und von Blücher freundlich aufgenommen war. Wenn er früher, in seiner süddeutschen Heimat, vielleicht radikalere Züge getragen hat, so wird die Berliner Luft jedenfalls mäßigend auf ihn eingewirkt haben. Er muß nach allem, was wir von ihm hören, eine sehr sympathische Persönlichkeit gewesen sein. Heinrich Leo erschien er zur Zeit der Wartburgfeier als ein in jeder Weise kluger, äußerlich schöner und innerlich gewandter Mann, das wahre Bild eines deutschen Studenten, wie man ihn gern sah.[3]

Nun ist es freilich wahr, daß die Empfindungen über Sands Tat in der Studentenschaft und weit über sie hinaus in den Kreisen der akademisch Gebildeten alles andere waren als die des Abscheus. Daß in Kotzebue der Verderber der Jugend getötet sei, war die allgemeine Anschauung; nicht nur Mitleid, sondern Bewunderung hatte man für den Mörder. Und mancher unter den jungen Burschen erwog bei sich, ob er nicht recht daran tun würde, die Tat, die den Ruhm der Tyrannenmörder des Altertums erneuerte, zu wiederholen; wie ja im Sommer 1819 in dem Gießener Löhning, der den Dolchstoß gegen den Präsidenten von Ibel führte, Sand wirklich einen Nachfolger gefunden hat. Der junge Franz Lieber zum Beispiel bekannte in seinem Tagebuche: „Seitdem Sand sich geopfert hat, habe ich einen schweren Kampf zu kämpfen“; und er hatte bereits früher einmal, als Herr von Kamptz seine Schrift über die Wartburgfeier veröffentlichte, an Jahn die Frage gerichtet, ob es nun wohl Unrecht sei, den Kamptz zu töten. Es war

1) An dem Jahnschen Vivat war er gleichfalls in erster Linie beteiligt.

2) Über Bader und seinen Freiburger Verein bringt Ernst Münch in seinen Erinnerungen I, S. 312 ff. manche interessante Nachrichten.

3) Karl Gustav Jung, geboren 1793 zu Mannheim, promovierte zum Dr. med. in Heidelberg und war, auf Alexander v. Humboldts Betreiben, seit 1822 Professor der Anatomie in Basel. Gestorben am 1. Juni 1864. Gurlt und Hirsch, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte, III, S. 427. Callisen, Medizinisches Schriftstellerlexikon X, 68 f. und XXIX, 192.

dies aber schon die Folge der Unterdrückung von Gefühlen, die, wie unklar und verworren sie sein mochten, in ihrem Ursprung und Ziel wahrhaft idealische waren: der Sinnlosigkeit der Verfolger setzten diese Jungliberalen die eigene Unvernunft entgegen. Dennoch dürfen wir sagen, daß die Berichte der Universitätssenate an ihre Regierungen, welche immer den Gehorsam ihrer Studenten gegen die Gesetze betonten und revolutionäre Gedanken bei ihnen leugneten, im wesentlichen das Rechte getroffen haben. In der Masse der Berliner Studentenschaft wenigstens war das Empfinden durchaus gesund; in ihrer deutschen Begeisterung klingt immer ein preußischer Ton mit, der Stolz auf die preußischen Waffentaten in dem Kriege der Befreiung und die herzliche Neigung zu König und Vaterland. Ihre Führer waren überwiegend Söhne von Beamten und Pastoren, oft selbst Theologen, viele auch vom Adel. Es waren die Besten in der deutschen Jugend, welche das burschenschaftliche Ideal hochhielten, die Lieblinge der Professoren; und die meisten von ihnen haben in ihrem Leben gehalten, was sie in ihrer Jugend versprachen. Das religiöse Element war in ihnen noch stärker ausgeprägt als das politische und das vaterländische selbst. Ein Heinrich Leo, Hengstenberg und Stier, um nur einige zu nennen, haben sich später als die Heißsporne der Orthodoxie hervorgetan; und Graf Bocholz, der einst dem Prinzen Stourdza für sein Pamphlet auf die burschenschaftlichen Ideale die Forderung auf Pistolen zugeschickt hatte, ist schon Ende der 30er Jahre der Führer der katholischen Adelspartei in seiner westfälischen Heimat gewesen. Von dem sauertöpfischen, kopfhängerischen Wesen der Unbedingten, das der preußische Geheimratssohn Richard Rothe an den Heidelberger Teutonen beobachtete und mit so überlegener Schärfe kritisierte[1], wird in der Berliner Studentenschaft kaum etwas sichtbar.

Herkunft. Übergewicht der Gemäßigten.

Ein sprechendes Zeugnis für die Stimmung, die unter unseren Studenten in den Wochen nach der Schreckenstat von Mannheim herrschte, bietet der Brief eines jungen Kommilitonen, eines Schlesiers namens Lindenberg, an Maßmann, der seit einem Jahre als Turnlehrer in Breslau Anstellung gefunden hatte, über eine Ausfahrt nach dem Pichelsberge „am 2. des Wonnemonds“, wie er in altdeutscher Begeisterung schreibt, dessen Inhalt ich dem Leser nicht vorenthalten möchte. 86 Burschen, so erzählt er, waren ausgezogen, um den Frühlingsanfang am Ufer der Havel zu feiern. Mit Ballspiel, Wettlaufen und anderen Spielen vergnügte man sich, bis die Lehrer und Gönner, die man eingeladen hatte, kamen. Unter ihnen nennt er an erster Stelle Schleiermacher, De Wette und — Hegel; letzterer Name fast der beste Beweis, daß die revolutionäre Gesinnung über unsere Studentenschaft nichts vermochte.[2] Hasse und Jahn

Das Fest vom Pichelsberg, 2. Mai 1819.

1) In den Briefen an den Vater aus Heidelberg. A. Hausrath, Richard Rothe, I, S. 84f.

2) Man erinnere sich, daß Carové, der mit Hegel nach Berlin gekommen, obgleich selbst ein alter Heidelberger Teutone, immer die gemäßigte Richtung den Follens gegenüber ver-

waren ebenfalls aufgefordert, aber nicht erschienen.[1] Schleiermacher aber gab sich um so ungescheuter dem jugendlichen Treiben hin. Doch hören wir, was der Bruder Studio selbst unter dem frischen Eindruck des Festes darüber schreibt. „Als nun alles bereit und alle Plätze mit den Marken belegt waren, die wir von unseren Festordnern für 2 Tlr. 4 Gr. gelöst, zogen wir hinein in den Saal und sangen: ‚Sind wir vereint zu guter Stunde!‘ Zum Wein hatte jeder sein eignes Glas mitgebracht, doch ist keins wieder heimgekommen. Dann ermahnte uns Schleiermacher, das Lied: ‚Wem gebührt der höchste Preis?‘ zu singen, und nachdem sprach er: ‚Wir wollen trinken, daß der Geist, der die Helden von Görschen beseelte, nicht ersterbe!‘[2] Gläserklänge und fröhliches Jubelrufen antworteten ihm. Dann sprach Dr. Förster einiges über Kotzebues Tod und endete so: ‚Nicht Sands Lebehoch wollen wir trinken, sondern daß das Böse falle auch ohne Dolchstoß‘. Mir schien's, als würde nicht ganz laut Bescheid getan. Auch Jahns ward nicht vergessen. Endlich riß der Wein überall hindurch. An die Stelle des ruhigen Gesprächs trat jauchzende Lust; auch die Professoren wurden Jünglinge. Alles Bruder und Freund! ‚Lieber Bruder Schleiermacher‘, sagte Hermes: ‚Du bist ein zu herrlicher Kerl; laß uns Schmollis saufen‘. Und es geschah. Haake aber sprach zu demselben: ‚Schleiermacher, Du bist zwar sehr klein und ich sehr groß; ich bin Dir doch gar sehr gut!‘ Ich aber meinte: ‚Ach, wie wirst Du und alle morgen um 6 Uhr in deine Ästhetik finden!‘ Selbst vor Lachen und Trunkenheit stammelnd, führte er uns Salomonische Sprüche ins Gedächtnis. Alle riefen ihm zu: ‚Du liesest morgen nicht!‘ Und so ging's allen Doktoren, die dort waren. Ich weiß nicht, ob Du Schleiermacher kennst: ein alter, sonst so ernster Mann“. 175 Flaschen Rheinwein, so erzählt der fidele Bursch[3], seien ausgestochen worden, ein Quantum alkoholischer Getränke, dem die Stimmung, die sich allmählich der Gesellschaft bemächtigte, und die unser Berichterstatter noch weiter mit lebhaftesten Farben ausmalt, voll entsprach. Wir haben noch die Abrechnung, die von den drei Festordnern, darunter Aegidi, ausgestellt worden ist. Von einer Einnahme von 188 Tlr. 12 Gr. sind für Wein

---

treten hatte. Auch Herr von Kayser, der im Winter 1818 den Schwarzen eine mit Hegelschen Argumenten gespickte Absage zuschickte, war ein Heidelberger Teutone und später Mitglied des engeren Jenaer Bundes gewesen. Haupt, 130, 1. — Es waren im ganzen 14 Einladungen ergangen.

1) Für die von uns festgestellte vorsichtige Haltung Jahns ein neuer Beleg.

2) Es war die Schlacht, in der Scharnhorst, dem Arndt in jenem wundervollen Liede den schönsten Lorbeer gewunden, die Todeswunde empfing und auch das erste Blut von den Kommilitonen unserer Hochschule vergossen wurde. Eine ganze Anzahl derselben ist an diesem Tage gefallen.

3) In einem zweiten, späteren Brief an den Vater selbst nennt er 375 Flaschen; aber die Zahl des ersten Briefes ist groß genug, um die feucht-fröhliche Feststimmung zu verstehen; auch scheint, nach dem Preise zu schließen, der Wein nicht schlecht gewesen zu sein.

123 Tlr. und 2 Gr., für Essen 48 Tlr. 12 Gr. — und für zerschlagene Sachen 2 Tlr. 10 Gr. ausgegeben worden.

Karl Ulrich und Genossen gegen das Duell.

Auch Ulrich, so leidenschaftlich und aufbrausend er war (Ulrico furioso hieß er in Breslau), hatte mit den politischen Tendenzen der Follens nichts gemein. Es scheint vielmehr, als ob die Berliner Luft auch auf sein Temperament besänftigend eingewirkt habe. Was ihn früher so hitzig gemacht und von Duell zu Duell getrieben hatte, war, wie ein Bericht über den zweiten Jenaer Burschentag sagt, sein Polenhaß gewesen: darin habe der Grund aller seiner späteren Handlungen gelegen. Kaum aus dem Feldzuge von 1815 zurückgekehrt, hatte er alle Polen vor die Klinge gefordert. Im Winter 1818 auf 1819 war aber, wie anderwärts, so auch in Berlin die Bewegung überhaupt gegen das Duellwesen gerichtet, und Ulrich war darin im Gegensatz zu seiner früheren Haltung fast der eifrigste geworden. In dem Verfassungsentwurf für die Berliner Burschenschaft, der von seiner Hand war, hatte er sich gegen jedes Duell erklärt. Sein Freund Ludwig Christ, der, wie Ulrich selbst auch Jung nahestand, hat damals eine Schrift gegen das Duell verfaßt. Man sieht, es ist der alte Gedanke eines studentischen Ehrengerichts an Stelle der Waffenentscheidung, welcher hier wieder auftaucht.[1]

Schreiben den 3. Burschentag nach Berlin aus.

Mit vollem Eifer betrieben er und seine Freunde die Vorbereitungen zu dem dritten allgemeinen Burschentage, der unter ihrer Leitung im Oktober in Berlin stattfinden sollte. Seit dem Januar hatten die Landsmannschaften ihre Unterwerfung unter die allgemeine Verfassung der Burschenschaft ausgesprochen. Es waren die Marchia mit 24, die Hanseaten mit 26, die Silesen mit 21, die Polen mit 15, die Westfalen mit 24, die Pommern mit 33, die vereinigten Lausitzer und Sachsen mit 22 und die Vandalen mit 18 Mitgliedern. Am 25. Juni luden die Vertreter der Berliner Burschenschaft die auswärtigen Burschenschaften ein, den allgemeinen Tag am 10. Oktober durch je drei Abgeordnete zu beschicken. Bei Gustav Lieber in der Breitenstraße sollten sie sich melden. „Sendet feste Männer!“, so heißt es in einem der Ausschreiben von Ulrichs Hand: „Wir halten Berlin für den passendsten Ort, weil man von oben herab eine Versammlung hier am wenigsten vermutet, besonders wenn wir ein wenig still sind . . . . . Unterdessen laßt uns immer stärker werden im Glauben an den alten Gott und an unsere eigene Mannheit. Dann kehrt an unserm Arme die Freiheit wieder in unser altes deutsches Vaterland“.

Wittgenstein greift ein.

Aber in demselben Moment, ja fast in derselben Stunde, wo diese kecken Worte niedergeschrieben wurden, zog Fürst Wittgenstein die Schlinge an dem längst gestellten Netze zu, in dem sich die jungen Burschen fangen sollten. Vom 24. Juni datiert der eigenhändige eingehende Bericht des Ministers an den

---

1) In Jena, wo im Sommer 1818 noch über 100 Duelle ausgefochten wurden, sank ihre Zahl im nächsten Sommer auf 11.

König, worin er die Ergebnisse der Untersuchungen, die er mit den hessischen und badischen Kommissaren seit Wochen betrieb, zusammengefaßt hatte. Für Wittgenstein stand es fest, daß es sich um eine Verschwörung gegen die Krone und die Grundlagen der öffentlichen Ordnung handelte. Darin suchte er den Sinn des engeren Bundes, der in der allgemeinen Burschenschaft entdeckt war. Er wies auf die Verfassungsurkunde Adolf Follens hin, die in seinen Händen war: teils durch Verbreitung demagogischer Grundsätze, teils durch offene Gewalt würden diese Ziele angestrebt; auch Offiziere und Beamte wären in dem Bunde.

Die ersten Proskribierten.

Sein Antrag ging dahin, die beiden Doktoren Jung und Bader zu verhaften und die Untersuchung gegen sie zu eröffnen, und zwar, um das Geheimnis recht zu bewahren, in Spandau; beide sollten dorthin abgeführt werden. Ihr Verbrechen war die Teilnahme an einer Gesellschaft, welche Hans Rudolf von Plehwe gestiftet hatte. Sie pflegte bei ihm in der Kaserne am Montag Abend stattzufinden und hatte wohl daher ihren Namen, „das blaue Vergnügen“, erhalten. Es war ein literarisches Kränzchen, sicherlich eine ganz harmlose Ausgestaltung der von Karl Follen begründeten Diskussionsabende. Wittgenstein aber witterte darin einen der revolutionären Klubs, von denen er ganz Deutschland überzogen sah. Er hatte Plehwe, der jetzt bereits Hauptmann war, als „einen unserer gefährlichsten Schwärmer“ sogleich unter Polizeiaufsicht gestellt;[1] die Untersuchung gegen ihn gab er der Bestimmung des allerhöchsten Kriegsherrn anheim. Bei den übrigen, die er auf seiner Proskriptionsliste hatte, forderte er fürs erste nur die Beschlagnahme ihrer Papiere. Er nannte von den Berlinern Wesselhöft, Ulrich, Düring, Rödiger und außerdem noch den Referendar Leopold von Henning, der seit Ostern als Nachfolger Carovés der Repetent Hegels war.

Leopold v. Henning.

Daß nun gerade dieser jüngste unter den Lehrern unserer Universität den Spähern Wittgensteins zum Opfer fiel, muß fast als eine Ironie des Schicksals bezeichnet werden. Denn königstreuer und preußischer hat nie ein Lehrer unserer Universität empfunden als Leopold von Henning, der ihr bis an seinen Tod, fast ein halbes Jahrhundert, angehört hat. Auch war in ihm nichts von dem mystisch-schwärmerischen Wesen der Burschen und Turner. Geboren zu Gotha im Jahre 1791, aus einem thüringischen Geschlecht, hatte er seine ganze Ausbildung außerhalb Preußens erhalten. Sein Vater war als Gothaischer Major im Dienste Napoleons und des Rheinbundes 1809 in Tirol gefallen. Er selbst, von den Eltern zur Beamtenlaufbahn bestimmt, hatte seine Studien 1812 in Heidelberg begonnen und in Jena fortgesetzt, zu einer Zeit, wo es noch keine Burschenschaft und außerhalb Berlins kaum Turner gab. Der Krieg gegen Frankreich hatte auch ihn unter die Waffen geführt. Schon beim Ausbruch war er entschlossen gewesen, unter den preußischen Fahnen zu dienen; nur Napoleons Vormarsch, und

1) Danach scheint Plehwe noch nicht nach Posen abgeschoben gewesen zu sein.

danach der Waffenstillstand hatten ihn davon abgehalten; und in Verzweiflung darüber, wie er in seiner Vita, die er im Jahre 1821 bei der Habilitation eingereicht hat, schreibt, war er nach der Schweiz gegangen. Nachdem aber sein Landesherr zu den Alliierten übergetreten, war er mit dessen Kontingent ins Feld gezogen und, zum Leutnant befördert, noch bei der Belagerung Antwerpens und Lilles zugegen gewesen, hatte auch einige Gefechte im Norden Frankreichs mitgemacht. Die Hoffnung, das alte deutsche Reich in neuer Form wiedererstehen zu sehen, führte ihn, wie er in seiner Vita erzählt, nach Wien, aber nur, um hier zu der Erkenntnis zu gelangen, daß nicht bei Österreich, sondern bei Preußen das Heil des Vaterlandes liege. So kam er, von einem Grafen Flemming und Stägemann, die er beide in Wien kennen lernte, beraten, dazu, sich dem Fürsten Hardenberg anzutragen. Zu Königsberg in der Neumark erhielt er eine Anstellung in der preußischen Verwaltung. Er war kaum dort angelangt, als der Krieg gegen Napoleon von neuem ausbrach, den er nun in der rheinischen Landwehr mitmachte, als Adjutant des Generals Steinmetz, der ihm ein väterlicher Freund wurde, derselbe Offizier, der im September jenes Jahres in einem Brief an Gneisenau das preußische Programm mit scharfer Wendung gegen das undeutsche Wesen des Hauses Habsburg aufgestellt hat. Schon in Wien hatte Henning staatswissenschaftliche Studien getrieben. In Erfurt, wo er nach dem Kriege seine Laufbahn als Referendar von neuem begann, nahm er auch diese Studien wieder auf und vertiefte sie nach der philosophischen Seite. Dadurch aber wurde seine Neigung zur Theorie so stark, daß er, wie einst Solger, im Herbst 1818 seine praktische Tätigkeit ganz aufgab und nach Berlin ging. Hier ward er sofort von Hegel gefesselt: was er bei Fichte und Fries, und danach bei dem Kantianer Tennemann vergebens gesucht, glaubte er bei ihm gefunden zu haben. Er ist der älteste Berliner Schüler des Meisters geworden, und keinen hat dieser sich völliger zu eigen gemacht.

Für Hegel selbst war es höchst angenehm, gleich nach seinem Eintreffen in Berlin einen so reifen und so begeisterten Verehrer zu erhalten, um so mehr, da er Carové bereits zu Ostern verlor. Henning hatte seine Repetitionen zunächst nur in seiner Wohnung halten dürfen, weil der Senat, trotzdem Hegel und der Minister selbst sich für ihn verwandten, dabeigeblieben war, daß, wer in der Universität selbst lehren wollte, sich zuvor habilitieren müsse.[1] Als nun aber der Minister die Einrichtung des Repetenten-Institutes plante, konnte Henning wohl hoffen, noch vor der Habilitation, zu der er sich noch nicht reif fühlte, eine besoldete Stellung als Lehrer an der Universität zu erhalten. Statt dessen traf ihn das Los, seine Begeisterung für Preußen zunächst mit einer siebenwöchentlichen Gefängnishaft abbüßen zu müssen. Weshalb sie ihm von der

1) Schon gegen Carovés Anstellung hatte sich der Senat aus diesem Grunde erklärt. (Senatsprotokoll vom 16. Dezember 1818: „Dem Herrn Professor Hegel wegen der Repetierung

Weisheit der Regierung zudiktiert war, hatte er noch nicht begriffen, als er am 21. August entlassen wurde. Er hatte sich allerdings früher einmal an einer Adresse beteiligt, welche an den deutschen Bundestag um Erfüllung der im § 13 der Bundesakte gegebenen Versprechens von Repräsentativverfassungen gerichtet war, zu einer Zeit, wo dieser Wunsch von den leitenden Männern Preußens geteilt worden und allgemein in Deutschland verbreitet war; als Verbrechen konnten ihm das selbst ein Wittgenstein und Schuckmann nicht anrechnen; und so ward ihm ausdrücklich erklärt, daß er ohne Schuld erfunden sei. Ein Zeugnis über den Ausfall der Untersuchung konnte er jedoch nicht erlangen, und vergebens suchte er im Winter bei Altenstein um Erneuerung des Auftrages nach. Der Minister, der sich darin von Schuckmann beraten ließ, wies ihn ab; obschon Henning der Wahrheit gemäß versicherte, daß er von der Wichtigkeit eines öffentlichen Lehramtes zu lebhaft durchdrungen sei, um nicht überzeugt zu sein, daß auch der sittliche und staatsbürgerliche Ruf desjenigen, der darauf Anspruch mache, an der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes Anteil zu haben, unbescholten sein müsse, und daß er, wenn er sich hinsichtlich des gegen ihn ausgesprochenen Verdachtes der Teilnahme an verbrecherischen Unternehmungen nicht als völlig gereinigt betrachten zu können dürfte, es nicht gewagt haben würde, Se. Excellenz mit einem Gesuche zu behelligen. Erst nach einem Probejahr, und nachdem ihm der Regierungsbevollmächtigte, Staatsrat Schultz, selbst tadelloses Verhalten und volle Konformität mit den Grundsätzen

---

seiner Vorlesungen von seiten des Herrn Carovés im Universitätsgebände wiederholentlich zu erklären, daß der Senat nur darin willigen könne, daß solche im Universitätsgebäude gehalten würden, wenn der Herr Carové sich bei der philosophischen Fakultät habilitiert hätte“.) Wenn also Carové Ostern 1818 nach Breslau ging, wo er dann einige Semester Privatdozent gewesen ist, bis er im Jahre 1820 die akademische Karriere für immer aufgab (vgl. A. D. B. IV, 7 ff.), so ist dies vielleicht deswegen geschehen. Schon am 13. Januar 1819 hatte der Senat Gelegenheit, auch gegen den Versuch, Henning in eine solche Stellung zu bringen, zu protestieren. „Auf das Reskript des Ministerii“, so heißt es im Protokoll, „Herrn von Henning betr. soll berichtet werden: da in diesem Fall nach dem Willen des Ministerii von den Vorschriften der Statuten abgesehen werden solle, so habe sich der Senat zu einem möglichst vorsichtigen Verfahren verpflichtet gehalten und daher das Reskript so verstanden, daß Herrn von Henning nicht eher ein Auditorium einzuräumen sei, bis er sich gehörig legitimiert habe, eine der ihm aufgegebenen Verbindlichkeiten erfüllen zu wollen, und zwar spätestens bis zum Schluß dieses Semesters; übrigens könne der Senat nicht umhin, sein Bedauern zu erkennen zu geben, daß er über diese Angelegenheit gar nicht befragt worden sei, um so mehr, da ihm die Sache nicht so dringend scheine und Herrn von Henning aus dem Grunde Schwierigkeiten gemacht worden wären, um den Vorschriften der Statuten und der bisherigen Observanz nicht entgegen zu handeln. Herrn von Henning wird der Herr Rektor mündlich diese getroffenen Maßregeln bekannt machen und dabei andeuten, daß er zu der Repetierung der Vorlesungen des Herrn Professors Hegel sich nur eines Auditoriums bedienen könne, wenn er den ihm dieserhalb obliegenden Verbindlichkeiten genügt hätte“. — Man könnte daher annehmen, daß Henning schon die Repetitionen im Winter begonnen hat; aber in einer Eingabe an den Minister vom 25. November 1819 bemerkt er ausdrücklich, daß er „erst zu Anfang des vorigen Semesters“ als Nachfolger Carovés angefangen habe.

der Regierung bezeugt hatte, ist er in Gnaden aufgenommen worden. Vielleicht aber beruhte seine Verhaftung überhaupt auf einem Irrtum, auf einer Verwechslung nämlich mit dem von Henning, der sich in der burschenschaftlichen Bewegung wirklich hervorgetan und mit dem Grafen Bocholz jene Herausforderung an den Herrn von Stourdza erlassen hatte. Daß solche Fehlgriffe den Inquirenten auch sonst passierten, werden wir gleich sehen.

Es fällt auf, daß Jahn auf der Liste Wittgensteins fehlt. Daß dieser den Turnvater aufs Korn genommen hat, kann nicht bezweifelt werden. Er schöpfte aber seine Observationen zuerst wohl nur aus den Mitteilungen, welche die Hessen und Badener ihm gemacht hatten. Von Gießen waren ihm auch die beiden Welcker genannt worden, in denen Arens seine persönlichen Feinde haßte; und außer diesen Adolf Follen, der jetzt als Redakteur einer Elberfelder Zeitung den preußischen Behörden unterstand. Arndt, in dem Wittgenstein selbst den persönlichen Gegner haßte, um dessentwillen er jetzt sein altes Amt aufgegeben, hat er vielleicht selbst denunziert. Er behauptete, Beweise dafür in der Hand zu haben, daß der Bonner Professor mit Einleitungen beschäftigt sei, die zu einer Revolution und Umgestaltung der Staatsverfassung führen sollten.

Die ersten Verhaftungen.

Der Fürst hatte die Genugtuung, bei Hardenberg volles Einverständnis und Entgegenkommen zu finden. „Wirken Sie kräftig mit“, so schrieb ihm der Staatskanzler zurück, „es ist die höchste Zeit! Mir entgeht sonst aller Mut und alle Lust, weiter zu wirken“. Größere Bedenken hatte der König; aber auf das Drängen Hardenbergs gab auch er nach und unterzeichnete am 3. Juli die Kabinettsordre, durch die eine polizeiliche Untersuchungskommission eingesetzt wurde.[1] Vier Tage darauf, am Mittwoch, dem 7. Juli, fiel der sorgfältig vorbereitete Schlag. In der frühsten Morgenstunde drangen Wittgensteins Häscher bei den jungen Leuten ein, in denen er die Verschwörer gegen die deutschen Monarchien witterte, oder aus deren Papieren er Aufklärung über die Verzweigungen der großen Konspiration erhoffte, an die er glaubte oder zu glauben wünschte. Was sich nur an Schriftlichem in den Wohnungen der Überfallenen vorfand, auch ihre Kollegheft e und die Papiere ihrer Stubenkameraden, wurde von den Gensdarmen und Polizeisergeanten zusammengerafft, versiegelt und auf das Polizeipräsidium gebracht. Von der Überführung Jungs und Baders nach Spandau nahm man Abstand; sie kamen auf die Hausvogtei[2], Jung übrigens erst am 8. Juli. Plehwe war in Militärarrest gezogen.

1) Hausarchiv, Akten Wittgensteins betr. Einführung einer ständischen Landesverfassung, Vol. I, Rep. XCIX. Hardenberg an Wittgenstein, 30. Juni. Daneben Abschrift eines Briefes Hardenbergs an den König von demselben Tage. Die Kabinettsordre vom 3. Juli. Darin wird eine Kommission von 5—6 Mitgliedern genehmigt; es waren dann aber zunächst nur 2, und erst im September ist sie ergänzt worden. Noch am 4. Juni drängt Hardenberg beim König auf die Bestätigung.

2) Aktenmäßig steht dies nur von Bader fest. Ich nehme es aber auch für Jung an.

Der Senat will an der Untersuchung teilhaben; wird abgewiesen.

Der Senat der Universität, dem die Polizeiintendantur sofort Meldung von dem Geschehenen machte, nahm, von dem Rektor noch an demselben Tage zu einer außerordentlichen Sitzung berufen, sich seiner Angehörigen mit dem wärmsten Eifer an. Ohne den Anspruch erheben zu wollen, die Untersuchung vor das eigene Forum zu ziehen, ersuchte er, wie im April, die Minister der Justiz und der Polizei, einen Kommissarius von seiten der Universität in die Untersuchungskommission anzunehmen, welche zunächst nur aus dem Regierungsrat Grano und dem Justizrat Schmidt als Vertreter des Justizministeriums bestand. Aber der Erfolg entsprach diesen Bemühungen nicht. Wittgenstein selbst war schon gar nicht mehr in Berlin; er war am 9. Juli mit dem König in das Bad nach Teplitz abgereist. Statt seiner führte Herr von Kamptz, als der Direktor im Polizeiministerium, die Untersuchung, und er sowohl wie der Justizminister von Kircheisen wiesen den Antrag schroff ab. Von dem eigenen Minister aber, an den sich der Senat um Unterstützung seines Anliegens gewandt hatte, erhielt er statt dessen einen scharfen Verweis, weil er sich mit dem „an sich ebenso unstatthaften als unrätlichen Antrage“ an fremde Ministerien gewandt habe, anstatt den ordnungsmäßigen Weg über das vorgesetzte Ministerium innezuhalten.

Fortgang der Verfolgung.

Unterdessen ging die Verfolgung fort. Am 12. Juli machte die Polizei in dem Hause Georg Reimers ihren Besuch. Der Hausherr selbst war verreist.[1] Vergebens trat Geheimrat Eichhorn für die bedrängte Frau seines Freundes ein; er selbst war den Verfolgern längst verdächtig. Am folgenden Tage wurde der junge Franz Lieber verhaftet und in der Nacht zum 14. Juli der Hauptverschwörer: Ludwig Jahn. Auch gegen Gustav Asverus und Wilhelm Wesselhöft glaubte man jetzt genügendes Material zusammen zu haben, um sie festnehmen zu können; in der Nacht zum 15. Juli wurden beide zu den übrigen in die Hausvogtei gebracht.[2] Schon am 14. hatte man auch Karl Ulrich gefaßt, denn es hatte sich mittlerweile herausgestellt, daß man in dem zuerst inhaftierten Ulrich einen falschen ergriffen hatte, den Schweizer David Ulrich, Sohn eines Gymnasialprofessors aus Zürich. Aber auch diesem enthielt man, ebenso wie seinem Stubenkameraden, Konrad von Wyß, die Papiere vor, und nahm beiden, wie den anderen,

Der falsche Ulrich (David U. aus Zürich); seine Papiere kompromittieren De Wette.

1) Nach der Schweiz. Auf der Rückreise ist er in Leipzig mit v. Bury, einem Gießener Schwarzen, der den Follens besonders nahestand, zusammengekommen.

2) Schon am 11. Juli hatte die Untersuchungskommission die Akten über des Asverus Karzerhaft von der Universität eingefordert. Man hatte bei ihm im Karzer einen Dolch gefunden. Da aber der Disziplinarfall mündlich verhandelt war, waren keine Akten vorhanden. Die Tatsache selbst ward vom Senat bestätigt: Asverus habe erklärt, daß er den Dolch auf Reisen öffentlich bei sich zu tragen pflege. Es war das der Brauch bei den Turnern und Burschen, galt aber seit Sands Tat für hochverdächtig. Unter den Akten Wittgensteins im Hausarchiv findet sich unter anderm eine Denunziation aus der Universität über einen Anschlag am Schwarzen Brett, wonach ein Student einen Dolch zu verkaufen habe. Und General Kleist, der Sieger von Nollendorf, übrigens ein Ultra, sah sich veranlaßt, einen Dolch, der auf der Landstraße gefunden war, an sich zu bringen und ihn dem Polizeiminister als ein sicheres Indizium der Revolution einzusenden!

das Ehrenwort ab, sich nicht aus der Stadt entfernen zu wollen. Als der Rektor darauf hinwies, daß hier wohl eine Verwechslung vorliege, ward er zunächst keiner Antwort gewürdigt; und als er seine Frage dringender wiederholte und die Pflicht der Behörden andeutete, einen etwaigen Fehlgriff, zumal einem Ausländer gegenüber, dessen Landsleute sich dadurch gekränkt fühlten, so rasch wie möglich wieder gut zu machen, erhielt er in dem barschen Ton, der in Kamptz' Gewohnheiten lag, die Antwort, daß, wenn auch der Student Ulrich aus Zürich nicht der eigentlichen Teilnahme an demagogischen Veranstaltungen verdächtig sei, dennoch die Beschlagnahmung seiner Papiere zur Klärung der Sache für notwendig erachtet und er daher allerdings der gemeinte Student dieses Namens sei. Letzteres war gewiß nicht wahr. Man hatte in ihm wirklich den falschen ergriffen.

2. Die Ausstoßung De Wettes.[1]

Erste Vorladung De Wettes, 13. Juli.

Es scheint aber, als wenn man in den Papieren des Züricher Studenten in der Tat bereits einen Fund gemacht hatte, der die Untersuchung in einer anderen und dankbareren Richtung weiterzuführen versprach, eine Angabe nämlich, welche einen Lehrer der Universität zu kompromittieren geeignet war. Es war kein anderer als De Wette. Bereits am 13. Juli war dieser vor die Kommission zitiert worden. Jedoch hatten die Fragen, die man ihm dort vorlegte, mit Sands Tat noch nichts zu tun; er hatte sich nur über seine Teilnahme an Plehwes Montagsgesellschaft zu verantworten, welche die Untersuchung festgestellt hatte. In der Tat mußte er einräumen, daß er den Hauptmann durch Schleiermacher und Reimer, wie auch von den patriotischen Festen der Studenten her kenne, auch einmal im Laufe des Winters bei seinem Kränzchen in der Gardekaserne zugegen gewesen sei. Er hatte dort etwa 12 Herren getroffen, von denen er Reimer, Jung, den Turnlehrer Eiselen und den Grafen Schlabrendorff nennen konnte. Von dem Grafen Rantzau und zwei Leutnants von Weiher wußte er es nicht mehr genau. Auch über Ursprung und Zweck der Vereinigung konnte er nichts angeben. Die Unterhaltung sei wie in jeder anderen Gesellschaft gewesen; das einzig Besondere habe vielleicht darin bestanden, daß man aus dem Liederbuch für Alt und Jung gesungen habe.[2] Die

---

1) Hierzu vergl. meinen Aufsatz „Zur Entlassung De Wettes“ in der Philotesia für Paul Kleinert 1907 (S. 337—88), der im folgenden viele Ergänzungen erfahren hat.

2) Deutsche Lieder für Jung und Alt. Berlin 1818. In der Realschulbuchhandlung, 130 S. (Königl. Bibliothek). Eine Zusammenstellung der schönsten geistlichen und vaterländischen Gesänge, von der man wohl wissen möchte, wer sie gemacht hat; ich denke, Schleiermacher, Eichhorn und andere Freunde werden Reimer dabei geholfen haben. Anstatt des Vorworts stehen nur Luthers köstliche Verse: „Für allen Freuden auf Erden Kann niemand kein feiner werden, Denn die ich geb mit mein'm Singen Und mit manchem süßen Klingen“; und so fort das ganze Lied. Von ihm selbst sind aufgenommen „Ein feste Burg ist unser Gott“ und „Vom Himmel hoch“; von Gerhardt

Gesellschaft sei ihm eher wie alles andere als wie ein geordneter Verein vorgekommen. De Wette hatte, so darf man wohl hinzufügen, die Lust verloren, den Besuch zu wiederholen, da seiner kräftigen Natur das unklare Wesen Plehwes wenig zugesagt haben wird. Auch die Kommission wußte mit dieser Tatsache offenbar nichts anzufangen, und so ließ man den Verdächtigen zunächst wieder laufen.[1] Daß man aber ihn und seinen Kollegen Schleiermacher scharf im Auge behielt, konnten beide wahrnehmen, als am 9. Juli die Staatszeitung einen Artikel brachte, in dem sie beide mit kaum mißzuverstehenden Andeutungen als die eigentlichen Väter des deutschen Jakobinertums bezeichnet wurden: echt jakobinische Äußerungen und Lehren, so stand darin zu lesen, seien zum Teil aus Federn geflossen, welche zur Verbreitung der Grundsätze der Religion und Moral bestimmt seien. Diesen Anwurf beschlossen sie denn doch nicht auf sich sitzen zu lassen. Auch ohne Quellenzeugnis könnten wir wohl behaupten, daß vor allem Schleiermacher, mehr noch als De Wette, hinter der Beschwerde, welche die Fakultät hierauf einreichte, gesteckt hat. Er wußte, daß die Reaktionäre auch ihm an den Leib wollten, wie es das

Angriff in der Staatszeitung gegen die Theologen.

Protest der Fakultät.

„Befiehl du deine Wege“, „Nun ruhen alle Wälder“ und „Wie soll ich dich empfangen“. Von Angelus Silesius „Mir nach, spricht Christus unser Held“, von G. Arnold „Herzog meiner Seeligkeiten“. Goethe ist mit 4 Liedern vertreten, Uhland mit 3, Rückert mit 1 („Der Landsturm, der Landsturm“), Schenkendorf mit 4 (darunter das Gedicht auf „Scharnhorsts Tod“), Körner mit 7, Arndt mit 14 Liedern (darunter natürlich auch „Wem gebührt der höchste Preis?“, das Schleiermacher auf dem Pichelsberge am 2. Mai hatte anstimmen lassen). Auch Novalis, S. Dach, Claudius und manche Andere haben beigesteuert. Dazu eine Reihe von Volksliedern, wohl guten Teils aus Des Knaben Wunderhorn. Es fehlen nicht Adolf Follen und Karl Follen mit je einem Lied („An der Katzbach“ und „Brause, du Freiheitssang“). Und von dem Studiosus August, dem Dichter von der studentischen Feier des Reformationsfestes, waren sogar zwei Lieder abgedruckt, wovon eins das sehr wirksame Rachelied auf den russischen Winter 1812 („Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen“). Unter den geistlichen Gesängen erscheint auch „Jesus meine Zuversicht“. Das Buch war im Sommer 1818 ausgegeben worden, wie aus einem Brief Lückes vom 25. Juli d. J. hervorgeht, worin er einen Ausflug von Professoren und Burschen (auch Reimer und Plehwe darunter) begeistert schildert: zur Einweihung des Liederbuches, sagt er (Sander, S. 98). Natürlich fehlt das Buch nicht unter den Untersuchungsakten (Acta der Ministerialkommission betr. Schulen, Geh. St. A. Rep. 77, XXI, Nr. 6 Schl. [Schleiermacher]). Als revolutionär sind darin mit Rotstift 2 Lieder angestrichen: Arndts „Der Gott der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ und das Lied Karl Follens, bei dem besonders V. 3—4 markiert sind, weil sie direkt für die Burschenschaft gemacht seien:

V. 3. „Stolz, keusch und heilig sei, gläubig und Deutsch und frei Herrmanns Geschlecht! Zwingherrschaft, Zwingherrnsitz tilgt Gottes Racheblitz — euch sei der Herrschersitz, Freiheit und Recht!“

V. 4. „Freiheit, in uns erwacht ist deine Geistermacht: Heil dieser Stund! glühend für Wissenschaft, blühend in Jugendkraft sei Deutschlands Burschenschaft ein Bruderbund“.

1) An Fries schreibt De Wette am 20. Juli (Henke, S. 361): „Ich bin auch vernommen worden wegen einer Gesellschaft, die Plehwe montäglich hält, und die ich auch einmal besucht habe; man hält sie für einen politischen Verein. Es ekelt mich, von dieser Sache weiter zu schreiben“.

Gerücht bereits weithin, nicht ohne Übertreibung, verbreitete. Aber das konnte ihn nicht abschrecken. Gerade in solchen Momenten wuchsen dem großen Theologen die Kräfte, und kamen alle starken und freien Seiten seiner Natur hervor. Wie sehr er der Wortführer seiner Fakultät war, lehrt das Anschreiben derselben an den Minister, in dem sie über jenen Angriff Klage führte, nicht ohne die Rücksichtslosigkeit der Untersuchungsrichter in der Ladung De Wettes um eines so geringfügigen Anlasses willen zu erwähnen. Denn, obschon nicht Dekan — dies war Marheineke, der sich, offenbar absichtlich, zurückhielt, — hat Schleiermacher dennoch das Konzept dieses Schreibens entworfen.[1] Es enthielt die Bitte um Schutz gegen die Verleumdung, die in dem Zeitungsartikel liege, und um die Ausstellung einer Ehrenerklärung durch das Staatsministerium. „Ein hohes Ministerium", so schließt es, „wird gewiß in dieser gehorsamsten Bitte nur die Treue der Fakultät anerkennen, vermöge deren sie ein großes Gewicht auf offizielle Erklärungen legt, und den Wunsch, zu einer Zeit, wo der einmal aufgeregte Argwohn auch das reinste nicht verschont, ihren Ruf so unverletzt zu erhalten, als sie sich bewußt ist, es zu verdienen".

Aufnahme im Ministerium.

Die Eingabe fand den Minister nicht daheim. Auch er hatte es, gleich Wittgenstein, vorgezogen, dem Gang der Dinge aus der Ferne zu folgen; er suchte in Pommern Erholung von den Aufregungen der letzten Wochen, die ihn, wie er dem Staatskanzler gestand, bis ans Ende seiner Kräfte gebracht hatten.[2] Seine Räte waren sehr geneigt, den Professoren beizustehen. Zwei Schreiben, die unter den Ministerialakten als Entwurf liegen, bestätigen das auf eine höchst interessante Weise. Ihr Verfasser war Geheimrat Frick, in dem die Universität ihren besonderen Freund sehen durfte. In dem einen ward zwar die verlangte Erklärung abgelehnt, aber mit dem beruhigenden Zusatz, daß die in der Zeitung behaupteten Tatsachen, deren Wahrheit demgemäß vorausgesetzt werden müsse, auf die theologische Fakultät nicht bezogen werden könnten, da sie selbst sehr wohl wissen müsse und durch ihr öffentliches Lehren und Wirken auch hinlänglich beweise, daß die bemerkten Äußerungen von ihren Mitgliedern nicht ausgegangen wären. Das andere, das im Namen des Ministers selbst entworfen war und sich an den Polizeiminister Fürsten Wittgenstein persönlich wandte, nahm sich, wie es auch in dem Reskript an die Fakultät versprochen war, ihrer Beschwerde in einem ungemein warmen Ton an. Der Minister bekannte darin, daß er das schmerzliche Empfinden der würdigen Männer teile. Er gab zu, daß

1) Nur dies ist mir zu Händen (im Universitätsarchiv); daher kann ich nicht sagen, ob die Ausfertigung von Marheineke als Dekan unterzeichnet war. Unten rechts steht: „Concep. Schleiermacher. 23. 7. 1819". Links der Kanzleivermerk: „Erhalten den 25. ej., mund. den 26. ej." (ohne Namenszusatz — also wohl nur Vermerk des Kanzlisten).

2) Am 20. Juli. Königl. Hausarchiv, Rep. XCIX., Akten des Fürsten Wittgenstein, betr. die demagogischen Umtriebe und geheimen Verbindungen in Deutschland, Vol. I. Ein Stück gedruckt Philotesia 347, A. 12.

sie sich mit Recht gekränkt fühlten, und ersuchte den Amtsgenossen darum, die Kommission anzuweisen, nur dann zu einer Vorladung akademischer Lehrer und Geistlicher zu schreiten, wenn diese sich selbst zu rechtfertigen hätten, in diesem Falle aber ihn, den Unterrichtsminister, zu benachrichtigen. Leider kamen diese Briefe nicht in die Hände ihrer Adressaten. Nicolovius, der in Abwesenheit des Chefs die Geschäfte führte, fand den Inhalt zu wichtig, um ihn nicht vorher der Genehmigung des Ministers zu unterbreiten. Altenstein aber fand das Vorgehen seiner Räte inopportun; er schickte die Konzepte zurück, mit dem Marginale: „Kann vorerst cessieren, da ich diesen Gegenstand mündlich in Anregung bringen werde (31. Juli)“. So erklärt es sich, daß sich in der Registratur der Universität keine Antwort vorfindet; noch am 6. August wartete die Fakultät darauf;[1] sie hat dieselbe offenbar niemals erhalten.

Verhör des David Ulrich am 1. August.

In diesen Tagen aber waren die Bedränger De Wettes schon dabei, ihm eine neue Falle zu stellen. Noch immer hatte David Ulrich seine Briefschaften nicht ganz zurückerhalten; sein wiederholtes Ersuchen darum war, trotzdem der Senat es unterstützte, stets vergebens gewesen. Statt dessen erhielt er zum 1. August eine Vorladung vor die Kommission. Hier lieferte man ihm zunächst fünf der Briefe seines Vaters aus; zwei andere, vom 22. März und 12. Mai, erklärte man zunächst noch behalten zu müssen. Dann aber begann man ihn zu verhören. Zuerst mit einer allgemeinen Frage nach dem, was er von geheimen Verbindungen wisse, und wie sein Verhältnis dazu sei. Er antwortete, daß ihm solche ganz unbekannt wären, daß er auch von akademischen Äußerungen nichts zu sagen wisse. Zur Burschenschaft gehöre er nicht, ihr Wesen und ihr Treiben seien ihm aber wohl bekannt. Hierauf rückte man mit einem neuen Schreiben heraus, vom 20. April, das er selbst an seinen Vater abgesandt hatte. Darin stand das Wort zu lesen: „Sands Tat schadet der guten Sache“. Es war also ein Brief, den man unterschlagen, oder von dem man eine Abschrift genommen hatte. Ulrich verweigerte hierauf die Antwort, bevor man ihm sage, wie man zu dem Brief gekommen sei: übrigens könne er schreiben, was er wolle; in Gedanken und Mitteilungen habe die Freiheit keine Schranke. Jedoch ließ er sich zu der Erklärung herbei, daß er unter der guten Sache eine gute Konstitution verstehe. Sofort wurde inquiriert, wie nach seiner Meinung diese herbeigeführt werden solle, durch Gewalt oder als Geschenk? Der Züricher verweigerte zunächst abermals die Antwort, erklärte dann aber doch, der letzte Weg sei der rechtmäßige. Sofort hielten die Untersuchungsrichter ihm eine neue Stelle seines Briefes vor. Er hatte geschrieben: die Regierungen in Deutschland, besonders Preußen, hätten Grund zur Schonung und Vorsicht, weil allzu große Strenge eine schnelle Krisis hervorbringen könnte; falls aber die Revolution ausbräche,

1) Schleiermacher an Gaß, Briefwechsel, S. 177.

sei die Regierung schuld daran, weil sie Männer wie Schleiermacher und De Wette schikaniere und ausspioniere, ohne zu bedenken, daß es von diesen fast nur eines Wortes bedürfe, um das bestehende staatliche Gebäude umzustürzen. Worauf er diese Meinung gründe, war die Frage, welche man an ihn stellte. Ulrich verweigerte zum drittenmal die Antwort und blieb auch Drohungen gegenüber standhaft. „Der Ulrich", steht am Rande des Protokolls, „war anscheinend trotzig". Nun aber suchten die Herren noch eine dritte Stelle heraus, ein Wort De Wettes, welches Ulrich in dem Briefe mitgeteilt hatte. Derselbe habe in einer Studentenversammlung geäußert: wenn Sand einen unwiderstehlichen Trieb zu der Tat gefühlt habe, so habe er recht getan, sich als Werkzeug Gottes zu betrachten und als Märtyrer für die gute Sache zu sterben. Ob De Wette das wirklich gesagt habe? Ulrich versuchte die Stelle zunächst als harmlos auszudeuten, konnte aber am Ende nicht leugnen, daß er wenigstens dies aus den Worten herausgehört habe. Wo De Wette dies geäußert habe? Ulrich antwortete: bei ihm selbst. Er gab dann weiter an, daß er und seine Freunde oft zu dem Professor gingen, nicht um seinen Rat zu holen, sondern um sich mit ihm zu unterhalten. Bisweilen seien es zwei, oft acht und mehr gewesen; jedoch sei es zu lange her, als daß er etwas Näheres darüber aussagen könnte. Er selbst hatte übrigens bei De Wette niemals Vorlesungen gehört, war diesem aber durch einen Züricher Herrn persönlich empfohlen worden. Damit endigte für diesmal die Vernehmung. Am nächsten Tage kam Ulrich noch einmal und bat, das Protokoll ergänzen zu dürfen. Er bemerkte in bezug auf die Stelle seines Briefes über die Schädlichkeit von Sands Tat, daß dort ein von den Richtern ausgelassener Zusatz stehe, der den Sinn seiner Worte mildere. „Und doch", so hatte er geschrieben, „sind es gerade diese Männer, welche den oft aufbrausenden Geist der Jugend mäßigen und ihren Enthusiasmus zu guten Zwecken zu leiten suchen". Daran knüpfte sich noch einmal eine Diskussion zwischen ihm und der Kommission, wobei Ulrich sich ganz tapfer und verständig, wie am vorigen Tage, benahm, übrigens aber als Ausländer und Republikaner aus seiner politischen Gesinnung kein Hehl machte. Es seien, so sagte er, Zeiten möglich, wo die Revolution nützlich sei, und wo er selbst daran teilnehmen werde. Sie schände an sich nicht, jedoch kenne er Deutschland zu wenig, um an einen Nutzen der Revolution für dasselbe zu glauben.

Erklärung Ulrichs am 2. August.

Im Besitz dieser Aussage ging die Kommission abermals gegen De Wette vor. Am 8. August, einem Sonntag, erhielt dieser eine neue Vorladung auf den folgenden Tag, „behufs Vernehmung über einige in dem Briefe eines Studierenden ausgesprochene Tatbestände". Diesmal war De Wette nicht gewillt zu folgen. Indem er daher der Kommission gegenüber sein Nichtkommen mit der Angabe, daß ihm die Zeit fehle, motivierte, wandte er sich zugleich beschwerdeführend an den Fürsten Wittgenstein, der schon wieder nach Berlin zurückgekehrt war.

Zweite Vorladung De Wettes, 10. August.

Jedoch statt einer Antwort des Ministers kam am Montag nur eine neue Ladung; und als der Professor auch diese ausschlug, sah er sich am nächsten Tage, als er aus seinem Auditorium heraustrat, einem Gensdarm gegenüber, der ihm eine dritte Citation überreichte, „unfehlbar und ohne alle Weigerung noch denselben Morgen zwischen 9 und 2 Uhr zu erscheinen“; worauf er erklärlicherweise keine weiteren Einwendungen mehr zu machen wagte. In dem Verhör hielt man ihm nichts weiter vor, als den Satz über Sand. Er wurde gefragt, ob er dies Urteil wirklich für das seinige erkenne und, sofern dies der Fall sei, ob er es in einer Studentenversammlung ausgesprochen habe. De Wette erklärte zunächst, daß er sich für berechtigt halte, eine solche, sittliche Meinungen und Absichten betreffende Frage, die nicht in das Gebiet einer zur Untersuchung demagogischer Umtriebe und Verbindungen eingesetzten Kommission zu gehören scheine, abzulehnen, setzte dann aber doch hinzu, daß er das in Rede stehende Urteil über Sands Tat weder in seiner besonderen Fassung noch in dem damit zu verbindenden Sinne für das seinige erkennen könne, und mithin aufs bestimmteste in Abrede stellen müsse, solches in dieser Art je in einer Versammlung von Studierenden ausgesprochen zu haben. Er leugnete nicht, daß er mehrmals Veranlassung gehabt habe, sich über die Mordtat zu äußern, und es sei daher wohl möglich, daß er einzelne Sätze angeführt habe, die aus dem Zusammenhang gerissen von einem weniger aufmerksamen oder mit ihm nicht genau bekannten Manne in beinahe demselben wie dem angeführten Sinne verstanden sein könnten. Zum Schluß bemerkte er, daß er in seiner Stellung als Lehrer der Moral auf der hiesigen Universität es auf keine Art vermeiden könne, auch gegen Studierende seine Ansichten von der Sandschen Tat zu entwickeln; doch sei dies nur in rein moralischer Beziehung geschehen. Abermals entlassen, säumte er nicht, seinen Konflikt mit dem Polizeiministerium in dem ganzen Verlauf von dem ersten Verhör ab dem Unterrichtsminister vorzutragen, dessen Weisheit er, da es ihm hier nicht um seine Person zu tun sei, alles ruhig anheimstellen wolle.

Entrüstung der Studenten; der Senat sucht zu beruhigen.

Auch unter den Studenten, deren Empörung über die Verfolgung tief und allgemein war, hatten manche, unter Berufung auf die durch die akademischen Gesetze ihnen zugesicherten Freiheiten, sich geweigert, vor der Kommission zu erscheinen. Sie hatte der Senat, jedoch erst, als das Ministerium ihm die Pflicht dazu eingeschärft hatte, durch Anschlag am Schwarzen Brett ermahnt, den Ladungen zu folgen.[1] Den Kollegen aber wollte er weiteren Behelligungen nicht aussetzen. Indem er dem Minister die Beschwerde De Wettes überreichte, erklärte er

1) Der Schriftenwechsel darüber zwischen dem Senat und der Studentenschaft im Universitätsarchiv. Am 9. Juli war aus der Mitte der Studentenschaft eine mit 117 Namen bedeckte Klageschrift über den Überfall ihrer Kommilitonen Karl Ulrich und Barkow an den Senat eingereicht (präs. 11. Juli). Sie hatten damit eine Beschwerde verbunden über einen Anschlag des Rektors vom 2. Juli, worin die Studierenden „freundlich und ernstlich“ ermahnt waren, bei der auf den dritten des Monats

sich in einem besonderen Anschreiben von außerordentlicher Schärfe mit ihm solidarisch.[1]

Zuversichtliche Stimmung an der Universität.

Wie man sieht, war man an der Universität noch immer guten Mutes und verstand gar nicht recht, wie ernst die Lage geworden war. Wer hätte auch bereits etwas ahnen können von dem, was in diesen Wochen in Teplitz und dann in Karlsbad gebraut wurde und erst das Geheimnis eines kleinen Kreises war! Daß auswärtige Reklamationen der nächste Grund seien, war die allgemeine Meinung; ob sie aber aus Wien oder Petersburg oder sonst woher stammten, darüber stritt man. So meldete es Schleiermacher an Gaß, indem er seinerseits die Vermutung hinzufügte, daß Wittgenstein wohl jene Reklamationen erst extrahiert habe, da anderwärts so wenig ähnliches geschehe; „und nun", fährt er fort, „sind wir ganz allein in die Patsche hineingegangen". Man wußte, wie wir sahen, daß das Staatsministerium schon gegen die Willkürakte einer hohen Polizei aufgetreten war, daß es, durch eine Reklamation seitens des Buchhändlers Georg Reimer veranlaßt, bei dem König auf die baldmöglichste Einsetzung einer aus den „zuverlässigsten und erfahrensten" Männern bestehenden Justizkommission unter dem Vorsitz des Kammergerichts-Vizepräsidenten v. Trützschler angetragen habe, als eines Mannes, der die allgemeine „Opinion der Rechtlichkeit, Erfahrung und Unbefangenheit" für sich habe. Auch ließ sich kaum denken, daß Männer wie der Minister von Altenstein und seine vertrauten Räte, ein Nicolovius, Süvern, Frick und Johannes Schulze, mit denen man sich an der Universität im Grunde eins wußte, gemeinsame Sache mit den Verfolgern machen würden, statt sich der alten Freunde anzunehmen. Von dem Kampf, den die liberale Partei im Staatsministerium gerade in diesen Tagen gegen die Alleinherrschaft Hardenbergs und die erneute Kabinettsregierung führte, und der in

---

angeordneten Totenfeier des Staatsrats von Kotzebue durch gänzliche Vermeidung von allem, was zu einer Beschwerde über sie führen könnte, einen klaren und guten Beweis ihrer unbescholtenen Gesinnungen und ihres tadelfreien Betragens allgemein und ohne Ausnahme zu geben. Letztere, die in einem höchst erregten Tone, wie Ulrich, der sie geschrieben, ihn liebte, abgefaßt war, hatte der Rektor sehr übelgenommen, und die Studenten hatten sich zu einer Entschuldigung bequemen müssen. Dabei hatten sie jedoch bemerkt, daß ein solcher Anschlag, wenn er einmal unvermeidlich gewesen wäre, zu ihrer Schonung in lateinischer Sprache hätte verfügt werden müssen. „Das große Publikum, das es so schlecht versteht, uns richtig zu beurteilen, benutzt das Universitätsgebäude beinahe wie eine öffentliche Straße, und wenn ein großer Teil desselben es kaum begreifen kann, wie die Studenten an jenem Abend ruhig waren, wenn sich ohnehin das Gerücht verbreitet hat, es sei ein mit Insignien versehener Pedell ins Schauspielhaus geschickt worden, so müßte auch eine falsche Meinung von uns überhand nehmen, wenn jeder lesen könnte, wie diejenigen, die uns die Nächsten sind, und die uns besser kennen, eine so öffentliche und dringende Ermahnung an uns nötig finden".

Über die Totenfeier siehe den Bericht der Vossischen Zeitung vom 6. Juli 1819, ferner das Senatsprotokoll vom 14. Juli 1819.

1) Beide Schreiben gedruckt Philotesia, S. 351ff.

dem Reorganisationsentwurf für das Ministerium vom 26. August gipfelte, wird man in den Universitätskreisen nicht viel mehr gewußt haben als von den gleichzeitigen Vorgängen in Karlsbad. Aber im allgemeinen waren Schleiermacher und seine Freunde über die Strömungen in den hohen Regionen doch wohl orientiert; daß sie in Männern wie Humboldt, Boyen und Beyme Beschützer besaßen, kann ihnen nicht verborgen geblieben sein. Es kam hinzu, daß die Grundlosigkeit der Verfolgung sich von Tag zu Tag mehr herausstellte und die Untersuchungen ganz im Sande zu verlaufen drohten. Die Justizkommission, die das Staatsministerium schon Mitte Juli beantragt und der König für den Zeitpunkt, wo der Tatbestand durch die Untersuchungsrichter festgestellt sein würde, zugesagt hatte, war noch immer nicht gebildet — ein Zeichen, daß aller Spürsinn der Inquirenten noch nichts zutage gefördert hatte. Schleiermacher zweifelte nicht daran, daß dies das Ergebnis bleiben werde. „Meiner Überzeugung nach", schreibt er an Gaß, „werden sie nichts fischen, womit sie vor den Gerichten bestehen können, sondern höchstens ein paar unbesonnene Schreibereien". Nicht, daß die Gegner ihr Ziel, die Lähmung der akademischen Freiheit, erreichen würden, fürchtete er, sondern die Schlaffheit im eigenen Lager, wo man sich nicht dazu ermannen könne, „den gehörigen Lärm zu schlagen". Unbekümmert über „das unsinnige Zeug, das die Leute über ihn selbst schwatzten", oder die Besorgnis der Freunde, daß man nur seine Abreise abwarte, um auch über seine Papiere herzufallen, brach er mit den Seinen in der Frühe des 9. August, vielleicht noch ohne von der neuen Ladung De Wettes zu wissen, zu der längst geplanten Reise an den Rhein auf.

Schleiermacher reist an den Rhein.

Wittgensteins Depression.

In der Tat waren aber die Besorgnisse ihrer Gegner, daß ihre ganze Aktion mit einem Fehlschlag endigen könnte, nicht gering — so daß Wittgenstein, dessen Partei auch durch Humboldts Angriff in die Defensive gedrängt war, sich aufs äußerste deprimiert zeigte und drauf und dran war, die Flinte ins Korn zu werfen. Er fühlte sich tief geknickt und erklärte dem Staatskanzler, daß er die Verantwortlichkeit für Maßregeln, die von ihm herrührten, aber auf so viel Tadel und Mißbilligung stießen, nicht mehr tragen könne und sich daher bis auf weiteres von den Ministerialkonferenzen dispensieren müsse[1]. „Ich muß es Ihnen", schreibt er unter anderem, „mein alter, teuerer Freund, unterdessen freimütig gestehen, daß ich mich in diesem Augenblick seelenkrank befinde, daß meine moralischen Gefühle durch mancherlei Betrachtungen angegriffen sind, und daß ich mich vielleicht in einem etwas zu gereizten und niedergedrückten Zustand befinde. Ich halte es daher für meine Pflicht, alles sorgfältig zu vermeiden, was meinen vielleicht zu sehr aufgeregten Empfin-

1) Berlin, 21. August 1819. Eigenh. Entwurf, ohne Unterschrift, im Königl. Hausarchiv a. a. O., gedruckt Philotesia, S. 356.

dungen neue Nahrung geben und mich zu irgend einer Lebhaftigkeit hinreißen dürfte“[1].

Gibt das Polizeiministerium an Schuckmann ab.

Damals stand Wittgenstein schon nicht mehr an der Spitze des Polizeiministeriums; Mitte August hatte er die Geschäfte an Schuckmann abgegeben, unter dem das Departement als besondere Abteilung mit Herrn von Kamptz als Direktor konstituiert wurde. Daher mag es zu erklären sein, daß der Fürst noch nicht von der neuen Wendung in der Untersuchung gegen De Wette unterrichtet war, die seinen Trübsinn ganz zu verscheuchen geeignet war. Denn seit 24 Stunden war sein Nachfolger im Besitze des Aktenstücks, durch das man diesem Verderber der akademischen Jugend das Genick brechen konnte.[2]

Entdeckung des Briefes De Wettes an Sands Mutter.

Zwar die Fährte, auf die man die Spürhunde gesetzt hatte, die das Wild niederrissen, war längst gefunden. Man entdeckte sie bereits am 7. Juli unter den Papieren des jungen Wangenheim, die gleichfalls in Beschlag genommen waren, in einem Briefe des Schwagers von Sand, des Advokaten Dürrschmidt in Wunsiedel (dem Heimatsort des Mörders) an Professor De Wette selbst. Wangenheim hatte ihn und so auch die Abschrift eines Briefes von Sand an seinen Vater (der aber aus dem Gefängnis, also unter Kontrolle der Wächter geschrieben und der Berliner Polizei bekannt war) auf seine Bitte von De Wette erhalten und noch nicht zurückgegeben[3]. Dürrschmidt hatte darin den Empfang zweier Briefe De Wettes bestätigt[4]. Hiernach war es sofort klar, daß der eine dieser Briefe

---

1) Usw. Wir wissen freilich bei Wittgenstein niemals, wie weit solche Stimmungen, die er damals auch gegen andere Vertraute äußerte, echt waren. Er wußte, daß er den König durch nichts mehr in Unruhe setzen konnte als durch die bekümmerte Miene des treuen, nur um das Wohl seines königlichen Herrn und die Aufrechterhaltung des Thrones besorgten Dieners; und daß ebenso den Staatskanzler nichts mehr an ihn herantreiben würde als die Furcht, in seinem Kampfe mit Humboldts Partei den beim König einflußreichsten Mann zu verlieren. Jedenfalls ist deutlich, daß der Fürst die augenblickliche Lage als eine recht trübe ansah.

2) Ganz sicher aber bin ich auch hier nicht. Es ließe sich am Ende denken, daß Wittgenstein gerade darum seinen Trübsinn so sehr markierte, weil er bereits von dem Schriftstück, das diesem schlimmen Menschen den Garaus machen mußte, Kenntnis hatte. Um so stärker mußte die Wirkung auf das schwankende Gemüt des Staatskanzlers werden. Hardenberg selbst wird wohl auch darum gewußt haben, da ihm das Corpus delicti, De Wettes Brief an Frau Sand, sogleich zugeschickt sein wird. Ich bemerke noch, daß er den Entschluß bereits gefaßt hatte, mit der Opposition im Ministerium aufzuräumen, nach der Eintragung ins Tagebuch vom 19. August: „Ministerwechsel nötig“. Zum 22. August stehen bereits die Worte: „Albrecht hier. Wittgenstein“. Vgl. Treitschke, II, 594.

3) Hierüber liegt mir nur ein Protokoll vor über eine von Hardenberg unter dem 4. März 1820 befohlene Vernehmung des damals von neuem verfolgten Wangenheim, vom 10. März 1820.

4) Der Brief De Wettes an Dürrschmidt, vom 31. März, im Urkb. Dürrschmidts Antwort fehlt mir. Dagegen liegt der Dankbrief der Mutter für den an sie gerichteten Brief, vom 4. Mai 1819, in Abschrift bei den Akten. Dieser ward bei dem Lehrer Baumeister in Bonn, einem Freunde Calkers, im Dezember in Abschrift gefunden. Urkb.

an die Eltern selbst gerichtet sein mußte, und der Weg, den man einzuschlagen hatte, war damit gegeben. Er ging über München. Der Vertreter Preußens am bayrischen Hofe, General von Zastrow, erhielt schon am 9. Juli den Befehl, bei der Königlichen Regierung um Beschlagnahme der beiden Schriftstücke und die Vernehmung der Familie Sand über ihr Verhältnis zu dem De Wette anzuhalten. Den Bayern scheint der Wunsch der Preußen nicht ganz eingegangen zu sein. Wenigstens ließen sie sich recht lange Zeit und stellten damit die schon an sich geringe Geduld des Herrn von Kamptz, der vermutlich bereits die Fäden der großen Verschwörung, die zu Kotzebues Ermordung geführt, in der Hand zu haben wähnte, auf eine harte Probe. Erst am 5. August erschienen ein Richter und ein Aktuarius von dem zuständigen Landgericht in Wunsiedel. Über die Beziehungen der Familie Sands zu De Wette kam man bald ins reine. Sie stammten erst aus den Herbstferien des vorigen Jahres. De Wette hatte auf einer Reise, die er mit seinem Stiefsohn nach dem Fichtelgebirge machte, in Jena den jungen Sand kennen gelernt, und dies war für ihn selbst der Anlaß gewesen, in Wunsiedel, wohin er Ende August kam, dessen Verwandten einen Besuch abzustatten. Von diesen war der Professor, dem der Sohn die höchste Verehrung zollte, sehr freundlich aufgenommen worden. Er hatte bei Dürrschmidt übernachtet, und der Vater hatte ihm die Umgegend gezeigt. Den Sohn selbst hat er außer der flüchtigen Begegnung in Jena nie gesehen; er hätte wohl nach der Heimkehr, da Sand im Oktober in Berlin war, dazu Gelegenheit gehabt; aber jener hatte ihn nicht aufgesucht, da er ihn noch nicht daheim vermutete. Im übrigen suchten die guten Leute in Wunsiedel den Berliner Freund möglichst zu decken. Aber im Verlauf der Vernehmungen, die erst mit Dürrschmidt, dann mit seiner Frau, hierauf mit der Mutter, und zuletzt mit dem Vater, dem Justizrat Sand, vorgenommen wurden, kam genug zutage, um die Kommissare auf die rechte Spur zu leiten. Der Brief De Wettes an Dürrschmidt ließ sich nicht verbergen, und darin war der an die Mutter erwähnt, auch das Datum, der 31. März; und De Wette hatte in dem ersteren ausdrücklich gesagt, er habe sich deshalb nicht an den Herrn Justizrat selbst gewandt, um nicht etwa die Eröffnung des Briefes zu veranlassen; denn das Briefgeheimnis sei längst entweiht worden. Der gesuchte Brief fand sich nicht; der alte Sand brachte nur einen Dankbrief De Wettes an ihn selbst, vom 17. Oktober 1818, zum Vorschein. Den Inhalt des Briefes an seine Frau schilderte er als ganz harmlos: es hätten nichts als Worte des Trostes, aus dem Gebiete der Moral entlehnt, darin gestanden; die Tat selbst habe der Freund gemißbilligt. Aber die Mutter bekannte nun doch, daß sie den Brief an ihren zweiten Sohn, der in Kemnath als königlicher Appellationsgerichtsadvokat lebte, mitgeteilt habe; und dieser lieferte, als auch er am 7. August gerichtlich belangt wurde, das verhängnisvolle Schriftstück aus. Es war freilich nicht das Original, das, wie er sagte, vermutlich dem ältesten

der Söhne, Georg, einem Kaufmann in Sankt-Gallen, der aber jetzt auf einer Geschäftsreise in Frankreich begriffen war, mitgeteilt sei, aber immerhin eine Kopie von der Hand der Mutter, welche diese einem Briefe an den Sohn beigefügt hatte[1].

Am 12. August war General von Zastrow in der Lage, die konfiszierten Briefe, dazu die Originalprotokolle an das Berliner Polizeiministerium abzuschicken.[2] Am 19. kamen sie an Schuckmann; am 20. übersandte dieser alles, zugleich mit den Untersuchungsakten gegen David Ulrich und dem Brief des Studenten Lindenberg über das Pichelsberger Fest am 2. des Wonnemonds, an das Unterrichtsministerium. Altenstein war noch immer nicht von seiner Erholungsreise zurückgekehrt[3], deren Erfolg durch diese Akten, die ihm am 26. August vorgelegt wurden, nicht erhöht sein wird. Was kommen mußte, konnte er voraussehen: den Einbruch einer Partei, deren bildungsfeindliche Bestrebungen ihm nur zu wohl bekannt waren, in den Bereich der Wissenschaft, deren Pflege ihm Sache des Herzens und der Überzeugung war. Aber was sollte er machen? In der Ministerialkrisis hatte er seine Stellung genommen, trotzdem er der entscheidenden Aktion im August sich weise entzogen hatte. Er mußte jetzt wenigstens für sein Ressort Farbe bekennen. Noch am 26. August ward die Kabinettsordre aufgesetzt, die ihm befahl, De Wette dahin zu vernehmen, ob er den abschriftlich anliegenden Brief als den seinigen anerkenne, und sofort höheren Ortes Bericht zu erstatten.

---

1) Nach der Abschrift in den Akten des Fürsten Wittgenstein gedruckt in der Philotesia S. 360. — Auf die letztere Tatsache bezieht sich der zweite Satz, dessen Sinn mir aber auch so nicht deutlich wird: „Da der Brief von De Wette, der durchaus Geheimnis bleiben muß, in dem Augenblicke nicht nach Sankt-Gallen abgeschrieben werden kann, so folgt hier die Abschrift".

Damit ist also der Weg, auf dem der Brief De Wettes in die Hand der preußischen Regierung gelangt ist, lückenlos aufgedeckt, und alle früheren Vermutungen, z. B. die von mir schon bezweifelte Annahme, daß der alte Kottwitz, das Berliner Pietistenhaupt, die Entdeckung herbeigeführt habe, beseitigt. Man hätte dies aber längst wissen können, da es schon aus den Akten selbst im Januar 1820 beschrieben und gedruckt worden ist, und zwar in der Preußischen Staatszeitung. Wir kennen sogar den Konzipienten und haben sein eigenes Konzept in der Hand. Ich brauche kaum zu sagen, wer es war: Herr Ministerialdirektor von Kamptz. Ich konnte dies konstatieren aus der Nummer der Staatszeitung, die unter den Akten selbst liegt. Es war ein Stück der offiziellen Polemik, welche sich an die Katastrophe De Wettes anknüpfte. Den Anlaß gab ein von diesem inspirierter Artikel in dem „Weimarer Oppositionsblatt", und der von Kamptz verfaßte Artikel war dessen Widerlegung.

2) Im Geh. St.-A.; nicht in der Gesandtschaftskorrespondenz, die ich daraufhin für den genannten Aufsatz vergebens durchsucht hatte, sondern unter den Akten des Polizeiministeriums.

3) So nehme ich wenigstens an wegen des Zwischenraums von 6 Tagen, die zwischen der Zuschrift Schuckmanns und Altensteins Präsent.-Vermerk liegen. An sich waren Verzögerungen, wie wir sahen, bei Schuckmann ja nichts Ungewöhnliches. In diesem Falle wird aber auch er sich beeilt haben, die Akten weiterzusenden.

Vorladung De Wettes vor Rektor und Syndikus, 28. August.

Am 28. August erschien De Wette vor dem Rektor und dem Syndikus, denen der Minister das Verhör übertragen hatte.[1] Er konnte Angesichts des Tatbestandes nicht ableugnen, daß er einen Brief der Art, wie die ihm vorgelegte Abschrift, an die Mutter des Sand geschrieben habe, erklärte aber dennoch, daß er über die Identität nichts aussagen könne, da er kein Konzept des Briefes besitze und in den 5 Monaten, die seitdem verflossen, ihm nicht jedes Wort im Gedächtnis geblieben sein könne; zum Beweise wies er auf einen Schreibfehler in der Abschrift hin, der übrigens erst in Berlin hineingekommen war: „schlummernde Aufwallung“ statt „schäumende Aufwallung“. Vor allem aber berief er sich, denn auf diese Restriktion wollte er selbst offenbar wenig Wert legen, auf den Rechtssatz, daß ihm niemand die Rekognition einer bloßen Abschrift zumuten könne, und verlangte schließlich, daß ihm das Original vorgelegt werde.

Rechtfertigt sich gegen den Minister.

Welche Auffassung De Wette in diesem Moment von seiner Lage hatte, läßt sich kaum sagen, da intimere Äußerungen von ihm aus diesen Tagen leider fehlen. Es scheint aber, als ob die Stimmung des Unmuts, in die er durch die Quälereien Wittgensteins und Granos geraten war, die Besorgnis, daß es um seine Stellung geschehen sei, noch überwogen habe. Jedenfalls ließ er sich nicht einschüchtern und trat aufrechten Ganges seinen Verfolgern gegenüber. Diesen Eindruck erhält man auch durch die Eingabe an den Minister, die er seiner zu Protokoll gegebenen Erklärung zwei Tage später nachsandte, und worin er denselben um eine Fürsprache bei Sr. Majestät anging. Er hat sie später in einem Brief an Schleiermacher ungeschickt genannt und es überhaupt beklagt, daß er den Freund in jenen Tagen nicht bei sich gehabt habe.[2] Wir aber möchten den Brief nicht missen. Der Stolz, den er atmet, macht uns den Schreiber erst recht wert; und daß, wie er nach seiner Absetzung zu glauben schien, eine nachgiebigere Haltung sein Schicksal abgewandt hätte, war gewiß eine Täuschung. „Aber ich bitte um nichts“, so schreibt er darin, „als was Ew. Excellenz von selbst für recht und billig halten. Der Wahrheit, in deren Dienst ich stehe, kann nur mit Gerechtigkeit gedient werden, und ich leiste Verzicht auf jede Nachsicht und Gunst, welche der Sache derselben Schaden bringt. Ist

---

1) Die Verfügung des Ministers und das Protokoll, beide vom 28. August, hat De Wette selbst in seiner Aktensammlung (Leipzig 1820) mitgeteilt.

2) Vom 21. November, aus Weimar, Antwort auf einen fehlenden Brief Schleiermachers (Urkb. Abschrift aus den Akten des Polizeiministeriums, also interzipiert). „Wohl hast Du recht“, so schreibt er, „wenn Du fühlst, es sei alles anders gegangen, wenn Du in Berlin gewesen wärest. Ich hätte Dich gleich bei der Protokollaufnahme mit zu Rate gezogen, hätte die ungeschickte Erklärung nicht eingegeben, hätte, von Dir beruhigt, meinem Unmut nicht Luft gemacht in der Sünde wider den heiligen Geist, und so wäre alles nicht geschehen. Ich wollte mich gern trösten, wenn ich darin nur reine Fügung sehen könnte, aber ich fürchte, die Bösewichter haben es so angelegt“. Die hier genannte Schrift „Von der Sünde wider den heiligen Geist“ ist danach also erst in jener Zeit von ihm verfaßt und herausgegeben worden.

es erwiesen, daß ich als Lehrer der Jugend Schaden stifte, so will ich gerne abtreten und büßen. Aber diesen Beweis führe man nicht aus meinen oder hiesiger Studierenden vertraulichen Briefen, sondern aus meinen Schriften und öffentlichen Vorträgen". Er forderte ein vollständiges Zeugenverhör, er erbot sich seinerseits, Zeugen zu stellen, gerade solche, die jetzt verhaftet seien, denen er die Unrechtmäßigkeit dieser Tat ins Licht zu setzen gesucht habe, und er berief sich auf das Zeugnis aller derer, die ihn kennten, ob er durch seinen Lebenswandel und durch seine Gesinnung den Verdacht rechtfertige, daß er Grundsätze verbreite, welche das Leben zerstören würden. „Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit Sr. Majestät des Königs", so schließt er, „und die liberalen Gesinnungen Ew. Excellenz und im Bewußtsein meiner Unschuld sehe ich dem Ausgang dieser Sache getrost entgegen und verharre in tiefster Verehrung Ew. Excellenz gehorsamster Diener De Wette. Dr.". Altenstein säumte nicht, die Eingabe des Verklagten seinem Berichte an den König beizulegen.[1] Aber die Fürsprache unterließ er. Er deutete vielmehr an, daß bei der Untersuchung der demagogischen Umtriebe der Brief eines Studenten gefunden sei, der eine Äußerung De Wettes über Sands Mordtat enthalte.

Haltung des Königs.

Hierauf blieb zunächst alles still. Am 2. September ging der König nach Breslau zu den schlesischen Revuen, und das mag vielleicht der Anlaß für ihn gewesen sei, die Entscheidung hinauszuschieben. Der Schritt, zu dem ihn Wittgenstein und seine Hintermänner bringen wollten, ist ihm doch wohl nicht leicht geworden, und nicht bloß aus oft bewiesener Schwäche des Entschlusses, sondern auch aus sittlichen Bedenken, die ihm sein Sinn für Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit einflößte. Was man von ihm verlangte, war kaum etwas anderes als eine Wiederholung des Machtspruches, durch den sein Vater und Vorgänger einst den Rechtsgang gebeugt hatte, und der ihm in seiner Jugend in dem Lichte einer Verletzung der königlichen Amtspflicht von seinem Lehrer des Rechts, einem Svarez selbst, geschildert worden und auch ihm so erschienen war. Freilich hatte es sich in dem Falle des Pfarrers von Gielsdorf um ein Vergehen gegen das Dogma gehandelt; seine Entlassung war erfolgt aus dem Gesichtspunkt einer Verletzung religiöser und staatsbürgerlicher Pflichten. Jetzt aber sollte ein Satz gestraft werden, der die Grundlagen der Gesellschaft betraf, und dessen Konsequenzen zu sittlicher Verwilderung und bürgerlicher Anarchie zu führen schienen. Auch der Mann, der als Direktor im Kammergericht in dem Religionsprozeß des Pfarrers Schulz so mannhaft für die Unabhängigkeit der Gerichte eingetreten war, und der nun an der Spitze der preußischen Justizverwaltung stand, Staatsminister von Kircheisen, wie er jetzt hieß, votierte im Sinne eines Wittgenstein, so gut wie der Direktor im Polizeiministerium,

1) Berlin, den 30. August, Philotesia, S. 361.

Herr von Kamptz, der später selbst Justizminister werden sollte. Sie alle scheuten nicht vor einem Schritte zurück, der an den Schranken, die das Gesetz aufgestellt hatte, vorüberführte, und keiner wollte mildernde Umstände anerkennen: weder das Mitleid des Freundes, der nach Trostgründen sucht, noch den privaten Charakter des Schreibens, das erst durch die Verfolgung in die Öffentlichkeit gebracht wurde, oder die persönliche Ehrenhaftigkeit des Verfassers und die Verdienste, die er sich als Erzieher der Jugend um den Staat erworben hatte. Die politische Leidenschaft viel mehr als die Entrüstung über die sophistische und sittlich gewiß zweifelhafte Entschuldigung der Mordtat riß sie fort, machte sie taub gegen alle Bedenken und trieb sie dahin, den Angeklagten ohne Rechtsspruch ins Elend zu stoßen.

Wird von Eylert und Wittgenstein aufgestachelt.

Auf das Sorgfältigste bereitete Wittgenstein während des Königs Abwesenheit alles vor, um den Schwankenden vorwärts zu treiben. Da er das Polizeiministerium nun schon seit Wochen abgegeben, hatte er im Grunde mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu schaffen. In der Tat aber bot ihm seine Stellung als Hausminister die beste Gelegenheit zu den dunklen Wegen, die er liebte. Ohne zunächst aus seinem Schmollwinkel herauszukommen, hielt er, hinter den Kulissen stehend, die Drähte alle in der Hand, an denen er seine Puppen tanzen ließ. In seinem Nachlaß befinden sich mehrere Gutachten, die er von gesinnungsverwandter Seite über den Trostbrief De Wettes eingeholt hatte, und aus denen auf sein Vorgehen helles Licht fällt. Darunter ist besonders bemerkenswert eins von der Hand des Bischofs Eylert, das dieser in den ersten Tagen des September, und zwar mit Vorwissen des Königs, abgefaßt hat. Sehr geschickt ist darin von dem Bischof eben die politische Natur des Schreibens betont. Als „Philosophie“, meinte der geistliche Herr, könnte man am Ende dergleichen übersehen. „Ständen diese Ideen“, so schreibt er, „als solche isoliert da, gehörten sie dieser oder jener philosophischen Schule an, blieben sie in der abgeschlossenen Sphäre abstrakter Systeme, so möchte man sie sich selbst überlassen und von der Zeit, die sie gelehrt hat, auch ihren Untergang erwarten: aber sie leben nicht bloß im spekulierenden Verstande und der trocknen Vorstellung, sie sind auch in das Gemüt und seine Affekte eingedrungen; sie greifen tief und zerstörend in das wirkliche Leben ein; sie bilden Faktionen und schließen Bündnisse; sie bewaffnen sich mit dem Dolche und haben eine die bestehende Ordnung angreifende, politische, tief und weit verzweigte Tendenz erhalten“. Dies mache eine ernste, das Übel bei der Wurzel fassende, energische und konsequente Gegenwirkung notwendig: „Noch ist es damit Zeit; läßt man aber diesem Strome des Verderbens freien Lauf, ohne ihn in seine gesetzmäßigen Ufer zurückzuführen, so wird er bald alles verheerend überschwemmen, und wenn man dann wird helfen wollen, wird es zu spät sein“. Eylert forderte für das ganze deutsche Bildungswesen eine von Grund aus neue, von der Volksschule bis zu den Uni-

versitäten hinaufreichende, auf religiösem Boden ruhende Gestaltung, wenn das drohende Übel abgehalten werden und Gottes Segen nicht von uns weichen solle; und er erbot sich, Vorschläge in dieser Richtung zu machen.

Wittgenstein unterstützte diese Anklage in einem Schreiben, das er unmittelbar vor des Königs Rückkehr, am 10. September, aufsetzte. Er wies darin auf den Verdacht hin, in den das preußische Departement bei den größeren deutschen Höfen geraten sei, als ob man ein gewisses Streben und Treiben bei uns begünstige oder geschehen lasse, um solches in der Folgezeit zu irgendeinem politischen Zweck zu benutzen, und auf den Tadel, dem er selbst zu seinem großen Schmerz ausgesetzt gewesen sei, wenn er gegen solche Bestrebungen gesprochen habe. Es waren die Forderungen, welche seine Wiener Freunde, Metternich und Gentz, seit langem erhoben, und die sie seit der Ermordung Kotzebues unermüdlich gepredigt hatten. Im Grunde glaubte auch Gentz kaum an eine Verschwörung in eigentlichem Sinne.[1] Aber die Sache war ihm und seinem Brotherrn dazu angetan, um das Übel mit der Wurzel auszurotten. „Die wahren Täter", so hatte er an Metternich im April geschrieben, „sind und bleiben Fries, Luden, Oken, Kieser und andere, von denen die Universitäten um jeden Preis gereinigt werden müssen". In der Kabinettsordre vom 11. Januar hatte der preußische König selbst den Grundsatz ausgesprochen, daß Universitätslehrer, welche staatsgefährliche Gesinnungen verbreiteten, nicht mehr geduldet werden könnten, und soeben erst waren in Teplitz und Karlsbad die Normen festgestellt worden, welche das revolutionäre Gift von den Universitäten fernhalten sollten. Von Hardenberg war kein Widerstand zu erwarten. Seitdem er sich Metternich und Wittgenstein unterworfen und seine eigne Stellung gegen Humboldt und dessen Partei zu verteidigen hatte, gab es für den preußischen Staatskanzler kein Halten und kein Zurück mehr; und wenn die im Juli eingeleiteten Untersuchungen, die er und Wittgenstein zuerst betrieben, und zu denen sie beide den widerstrebenden König fortgerissen hatten, resultatlos zu bleiben drohten, so bot sich hier eine Gelegenheit dar, wie geschaffen, die in den böhmischen Bädern vereinbarten Grundsätze, die eben jetzt dem Bundestag zur Genehmigung vorlagen, zu befolgen und die Treue der preußischen Regierung gegen die dort eingegangenen Verpflichtungen zu betätigen. „Als eine unumgängliche Maßregel werden die beiden Höfe bei ihren Verbündeten den Satz der Notwendigkeit unterstützen, daß notorisch schlechtgesinnte und in die Umtriebe des heutigen Studenten-Unfugs verflochtene Professoren alsbald von den Lehrstühlen entfernt werden, und daß kein ähnliches von einer deutschen Universität entferntes Individuum auf den Universitäten in anderen deutschen Staaten Anstellung erhalte" — so hatte der diesem Falle entsprechende Satz schon in der Teplitzer Punktation gelautet, der

1) An Metternich, 14. April. Metternichs Nachgelassene Papiere III, S. 231.

am 20. September in Frankfurt für das gesamte Gebiet der Bundesstaaten gesetzliche Kraft erhielt. Hier war das erste Opfer gefunden. Es mußte fallen.

Gegenwirkungen.

In der Nacht zum 11. September kehrte der König zurück, und schon in den folgenden Tagen fanden die Beratungen statt, in denen De Wettes Schicksal besiegelt wurde. An Gegenwirkungen fehlte es nicht. Am 8. September hatte das Staatsministerium eine Immediateingabe an den König gerichtet, in der es auf die Willkür der von der Polizei geführten Untersuchung hinwies, unter anderm bemerkte, daß der Professor Jahn ohne alles Verhör bereits zwei Monate verhaftet sei, und darauf drang, eine Justizkommision zu bestellen, damit die Dinge einen den Gesetzen angemesseneren Gang nähmen. Wir haben darin ohne Frage den Einfluß der liberalen Gruppe, Beymes, Humboldts und Boyens, zu sehen, denen sich aber in diesem Punkte auch Kircheisen kaum versagt haben wird. Bei dem König jedoch fand diese Eingabe die übelste Aufnahme. Eine Kabinettsordre vom 16. September sprach dem Staatsministerium das allerhöchste Befremden über dies „tadelhafte Mißtrauen“ gegen seine ausgesprochenen Grundsätze aus und stellte in Abrede, daß die Polizei nach reiner Willkür verfahre. Die Vorstellung beruhe auf ganz irrigen Voraussetzungen, auch in bezug auf Jahn, und nicht die geringste Spur von Willkür sei in dem Vorgehen der Polizei vorhanden. Der König berief sich auf den Satz, den auch das Ministerium anerkannt hatte, daß die Privatsicherheit der öffentlichen aufgeopfert werden müsse, sobald und soweit es die Not gebiete, und daß es vermessen sein würde, dem König das Recht zu bestreiten, außerordentliche Maßregeln zur Sicherheit des Staates zu ergreifen. Indessen erklärte er, daß die Sache jetzt so weit gediehen sei, um dem Staatsministerium durch den Staatskanzler Nachricht von den Karlsbader Beschlüssen, sowie von dem bisherigen Gange der Untersuchung zu geben, und kündigte an, daß er, um die Gründlichkeit und Schnelligkeit der Untersuchung zu befördern, die Kommission verstärkt habe, durch die Ernennung des Kammergerichts-Vizepräsidenten von Trützschler zum Direktor unter Beiordnung des Kammergerichtsrats Hoffmann und des Kammergerichtsassessors von Gerlach. Eine bloße Justizkommission zu bestellen verweigerte er. Die vergrößerte Kommission sollte beide Rücksichten erfüllen und darum unter der Leitung der Minister von Kircheisen und von Schuckmann stehen. Von demselben Tage datiert die Kabinettsordre an den Präsidenten von Trützschler, die diesen von den gefaßten Beschlüssen in Kenntnis setzte.[1]

1) Die Eintragungen in Hardenbergs Tagebuch (Geh. St.-A.) lassen uns einen Einblick gewinnen in die Beratungen. Sie verraten aber zugleich, wie schwach die Umrisse sind, die wir Nachgeborenen uns von dem, was damals alle Gedanken der leitenden Männer Preußens erfüllte, machen können. Ich stelle die Notizen aus dem September, die sich darin auf diese Verhältnisse beziehen werden, zusammen.

1. Beim König zum Vortrag. Er geht morgen nach Schlesien. Um 10 Konferenz mit Schuckmann, Wittgenstein, Albrecht und Kamptz.

Am 18. September befahl der König, nachdem der Polizeiminister ihm Vortrag gehalten hatte, die Entlassung De Wettes.[1] So meldete es am Tage darauf Geheimrat Albrecht dem Staatskanzler, indem er ihm zugleich den Befehl zur Ausfertigung der Kabinettsordre anheimstellte. Dennoch ist das Ende des Monats herangekommen, ehe der König seinen Namen unter das Schriftstück setzte. Ob der Grund doch noch in gewissen Bedenken desselben lag, ist nicht festzustellen. Vielleicht kamen nur die Herbstmanöver dazwischen, die ihn vom 23. September bis gegen Ende des Monats fernhielten. Der Entlassungsbefehl.

Unterdessen wurde die Kabinettsordre fertiggestellt. Hardenberg hatte den Geheimrat Albrecht veranlaßt, sie selbst aufzusetzen. Am 24. erhielt er von diesem das Konzept, in dem nur noch der Monatstag auszufüllen war. Noch an demselben Tage setzte er es in Umlauf bei den Ministern Kircheisen, Schuckmann und Wittgenstein. Kircheisen, der zuerst votierte, unterließ nicht, ausdrücklich zu bemerken, daß er über die moralische Gewißheit, daß De Wette den Brief geschrieben, ebensowenig einen Zweifel habe als über die Rechtmäßigkeit der Entschließung Sr. Majestät des Königs. Schuckmann und Wittgenstein bezeugten ihr volles Einvernehmen mit diesem Urteil und mit dem Entwurf.[2] Kircheisen und Schuckmann haben noch am 24., Wittgenstein am 25. unterzeichnet. Gerichtet ist die Kabinettsordre an den Kultusminister. Am 30. September unterzeichnete sie der König. „Ich würde“, so heißt es darin, „mein Gewissen verletzen, wenn ich einem Manne, der den Meuchelmord unter Be-

---

3. Wittgenstein, Beckedorf, der vorher in Bernburg Erzieher gewesen, bei mir zum Essen — ein geschulter Mann, aber nicht von der Partei des Tags.

4. Stägemann, Eichhorn, Hoffmann zum Essen.

7. Gegen Mittag nach Berlin. Konferenz mit den Herren wegen der Untersuchungskommission um 3, nachher sie zum Essen gehabt.

9. Wittgenstein und Albrecht bei mir. Kourier von Bernstorff. Den Bericht des Ministerii an den König vom 26. August auf die Kabinettsordre vom 11. Januar kommentiert.

11. Rex die Nacht um 2 zurückgekommen. . . . Um 8 Uhr bei ihm. Dann bei Wittgenstein, wo ich Zichy gesehn. Dem König die letzten Berichte Bernstorffs und den Bericht der Minister cum commentario gegeben. Nach Glienicke zum Essen zurück, allein.

12. . . . Albrecht [und andere] in Glienicke.

13. Wittgenstein hier. Konferenz mit ihm und Schuckmann und Trützschler.

15. Nach Berlin mit Schöll. . . . Bernstorff.

16. Morgens um 9 zum König.

17. Oberpräsident Bülow gekommen.

22. Bei dem König, dem Kronprinzen, Pr. Wilhelm — petit diner.

23. Der König zu den Herbstmanövern. — Konferenz mit Kircheisen, Schuckmann, Wittgenstein.

29. Conférence avec M. K. [Kircheisen] et Schuckmann, Albr. et Kamptz — Diner avec eux, Bülow et Schöll.

30. Le roi reçoit le rapport à demain.

1) Letzteres offenbar auf Grund eines Votums, das Kamptz am 4. September abgegeben hatte.

2) Bei den Akten in dem angegebenen Konvolut.

dingungen und Voraussetzungen gerechtfertigt hält, den Unterricht der Jugend ferner anvertrauen wollte“. Vor allem Eylerts Gutachten hatte ihn, wie Wittgenstein diesem versicherte, dazu bestimmt.[1] Am 1. Oktober kam der Befehl in Altensteins Hände.[2] Vom 2. Oktober sind die Verfügungen, in denen der Minister dem Senat und De Wette selbst Mitteilung von der allerhöchsten Willenserklärung machte. Sie sind kurz und streng amtlich gehalten; aber das für den Verurteilten bestimmte Schreiben sandte Altenstein zunächst dem Rektor zu mit dem Auftrage, ihm solches unverzüglich mitzuteilen. „Ich tue dies in der Absicht“, fügte er hinzu, „damit ihn der Inhalt des Schreibens nicht unvorbereitet treffen möge“ — Worte, die es uns verraten, wie dem Minister und seinen Räten bei dem Urteilsspruch, den sie zu vollziehen berufen waren, zumute war.[3]

Der Senat tritt für den Kollegen ein.

Am 3. Oktober wurde dem Rektor Altensteins Verfügung eingereicht. Am 4. vormittags um 11 Uhr trat der Senat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Die Stimmung, welche sich der Versammlung bemächtigt hatte, klingt, wie aus dem Protokoll, so aus den Eingaben an den König und an den Minister wieder, welche beschlossen, und deren Wortlaut noch in einer Abendsitzung desselben Tages, um 6 Uhr, einstimmig gutgeheißen wurde. Mit ihrer Entwerfung waren der Rektor und Savigny betraut worden; aber von des letzteren Hand allein sind beide Entwürfe geschrieben. Die Eingabe an den König schließt sich an die Erklärung an, die De Wette an demselben Tage dem Senat übergeben hatte mit der Bitte, sie vor den Thron Sr. Majestät zu bringen. Er hatte darin zwar gegen die Anklage, den Meuchelmord auch nur indirekt gerechtfertigt zu haben, protestiert und ein Gericht sachkundiger Männer für sich gefordert, war aber immerhin über seine Erklärung vom 29. August insofern hinausgegangen, als er jetzt einräumte, der Charakter des Trostschreibens habe ihn das Sündhafte und Strafbare des der Tat zugrunde liegenden Irrtums und überhaupt die Schattenseite derselben nicht so gründlich herausheben lassen, wie er es in mündlichen Äußerungen gegenüber den jungen Leuten getan habe. Demgemäß legte auch der Senat den Ton mehr auf die entschuldigenden als die das Schreiben des Kollegen rechtfertigenden Momente, dessen Charakter, Lehrtalent und akademische

1) Noch am 28. September schreibt er dem geistlichen Freund, daß der König den Aufsatz mit Wohlgefallen und Interesse gelesen habe. Er setzt hinzu: „Auch darf ich vermuten, daß sein Inhalt die Entfernung des Verfassers dieses Schreibens vom Lehramt zur wohltätigen Folge haben muß.“

2) Ausfertigung im Geh. St.-A. Rep. 76, V, 6, II. Berlin. Universitätssachen 2, Nr. VII, mit dem Marginale von Altenstein: „Präsent. 1. Oktober“. Abschrift im Universitätsarchiv. In der Aktensammlung De Wettes fehlt die Kabinettsordre, die ihm selbst nicht mitgeteilt war; jedoch ist sie in der Verfügung des Ministers an ihn vom 2. Oktober wörtlich enthalten. Vergl. Philotesia, S. 341.

3) Die Entwürfe im Geh. St.-A. a. a. O. sind von Süverns Hand, der auch die anderen Verfügungen, als Referent, konzipiert hat; Korreferent war Nicolovius. Süvern urteilte über De Wette sehr scharf.

Erfolge er im übrigen mit warmen Worten pries, und gab seinem Gesuch überhaupt mehr die Form der Fürbitte, auch in der Art, wie er für eine gerichtliche Untersuchung eintrat. So war es in der Vormittagssitzung ausdrücklich beschlossen worden. Den Minister dagegen erinnerte der Senat unter Berufung auf die einschlägigen Gesetzesstellen an das Recht des Kollegen, vor den Richter gestellt und nicht ungehört verdammt zu werden. Beide Schreiben sind überaus klug, zugleich bescheiden und fest gestellt worden; in jeder Zeile verraten sie den klaren und besonnenen Geist ihres Verfassers.[1]

Wird schroff zurückgewiesen.

Einen Erfolg hatte De Wette von dem neuen Schritte nicht erwartet. Aber eine so schroffe Ablehnung des Gesuchs, wie sie dem Senat umgehend aus dem Kabinett zuteil wurde, hat auch er wohl kaum vermutet. „Ich muß annehmen“, so erklärte der König, „daß der Rektor und die Mitglieder des akademischen Senats den von dem Professor De Wette an die Justizrätin Sand geschriebenen Brief nicht mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen haben, wenn ich die Eingabe vom 4. dieses Monats entschuldigen soll. Der Professor De Wette ist entlassen, weil ihm sein Lehramt nicht weiter anvertraut werden kann, und bei diesem durch den Inhalt des vorgedachten Briefes vollkommen gerechtfertigten Beschluß muß es unabänderlich verbleiben“.

Daß damit alles zu Ende war, sah jedermann ein. Der Senat, der am 11. Oktober abermals zusammenkam, beschloß daher lediglich, die neue Kabinettsordre dem Ministerium ohne weiteren Zusatz einzureichen, und so auch dem Entlassenen selbst unter Bezeugung seiner innigen Teilnahme nur davon Mitteilung zu machen.

Abschiedsbriefe De Wettes an Ministerium und Fakultät.

Dem Vorgehen des Senats entsprach De Wettes Haltung. Wie von dem König, so nahm er auch von dem Minister und den Kollegen, dem Senat und der Fakultät Abschied, ohne auch nur mit einem Wort die Möglichkeit seines Bleibens zu berühren. Dem Minister und seinen Räten sagte er ehrerbietigen Dank für das Vertrauen, das ihm durch die Berufung an diese große Universität bewiesen sei, und die Wohltaten, die er von ihnen empfangen habe. „Das Gute“, so schreibt er, „das mir durch meine Versetzung nach Berlin und meinen hiesigen neunjährigen Aufenthalt, durch meine Stellung in diesen großen wichtigen Verhältnissen und diese erhebende und bildende Gemeinschaft zuteil geworden ist, steht mir in diesem entscheidenden Wendepunkte meines Lebens so lebendig vor der Seele, daß eine freudige dankbare Rührung alle widrigen und kleinlichen Gefühle unterdrückt. Indem ich unbefangen meine Eigentümlichkeit mit den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen vergleiche, sehe ich in meinem Schicksal

---

1) Vergl. die Senatsprotokolle. Beide Schreiben gedruckt Philotesia, S. 369ff., das erste nach der Abschrift, das zweite nach der Ausfertigung. Es versteht sich, daß alle diese Dinge mit De Wette persönlich verhandelt worden sind, sei es, daß er zu den Sitzungen des Senats mit herangezogen wurde, oder daß die Kollegen vor oder zwischen den Sitzungen mit ihm berieten.

etwas Natürlich-notwendiges, dem ohne eine andere Schuld als die der unbewachten Arglosigkeit zu erliegen ich mir freudig bewußt bin“. Er bat Altenstein zum Schluß, ihm noch persönlich vor der Abreise seine dankbare Ehrerbietung beweisen zu dürfen. Gegen den Senat betonte er den „wahrhaft herzzerreißenden“ Schmerz, den ihm das Ausscheiden aus einer Gemeinschaft bereite, welche ihre Wurzeln in der höchsten menschlichen Liebe, der Begeisterung für die Kirche, das Vaterland und die Wissenschaft habe: „Wohin mich auch das Schicksal führen mag, eine unauslöschliche Sehnsucht wird mich hierher als in meine verlorene Heimat ziehen, und dieses Gefühl darf ich ungeschwächt und ungetrübt in jedes neu anzuknüpfende Verhältnis tragen, da diese Universität, im Mittelpunkt eines großen deutschen Staates in einer merkwürdigen Zeit neu gestiftet und in der schönsten Blüte stehend, dem deutschen Vaterlande als Stern der ersten Größe glänzt“. Er dankte für den Gewinn, den ihm die gemeinsame Wirksamkeit mit so vielen durch Gesinnung und Wissenschaft ausgezeichneten, von der ganzen Nation verehrten Männern und die Stellung in einer von echtem Gemeingeist beseelten Körperschaft gebracht habe: „Wenn ich in mancher Beziehung anders und besser geworden, als ich vor neun Jahren hierher gekommen, so danke ich dies nächst Gott vorzüglich meinen hiesigen Freunden und Amtsgenossen“. Und er bat, daß Gott zum Heil der Kirche und des Vaterlandes diese Anstalt segne, „für welche mir fortan nichts als die stillen Wünsche meines Herzens darzubringen erlaubt ist, die aber nur mit meinem letzten Pulsschlag aufhören werden“. Den Abschiedsbrief an seine Fakultät endlich gestaltete er durch eine eingehende Auslegung des verhängnisvollen Briefes zu der Rechtfertigung, die ihm vor den Richtern abzugeben durch den Willen des Königs abgeschnitten war: da ihm ein Verhör vor dem staatlichen Gerichtshofe versagt war, so wandte er sich an die moralisch für ihn höchststehende Instanz, um vor ihr und angesichts der öffentlichen Meinung seine Sache zu führen.

Antwort der Fakultät.

Die Fakultät aber zögerte nicht, dem scheidenden Kollegen das Vertrauen zu bezeugen, um das er bat. An ihrer Spitze stand seit dem Beginn des neuen Amtsjahres Schleiermacher. Während der Katastrophe war er fern gewesen; erst kurz vor der Heimkehr, in Magdeburg, hatte er erfahren, was geschehen war.[1] Seitdem hatte er mit dem Freunde alle Schritte beraten und so auch das Schreiben entworfen, worin die Fakultät jene Erklärung des aus ihrer Mitte ausgestoßenen Kollegen am 25. Oktober beantwortete. Wie in den Kundgebungen des Senats war darin der Ton herzlicher, kollegialer Freundschaft und der Anerkennung für den Charakter und die Verdienste des Scheidenden angeschlagen. Die Fakultät dankte im eigenen Namen und in dem der ihr anvertrauten

1) An Gaß, 6. November: „Von De Wettes Entsetzung hörte ich zuerst in Magdeburg; doch war ich durch frühere Nachrichten vorbereitet“. (Dilthey, Drei Briefe Schleiermachers an Gaß.)

akademischen Jugend für alles, was er, der Scheidende, für sie und die Universität getan habe, und bat ihn, die Verbindung mit ihr für den Dienst der Wahrheit und die Förderung der Wissenschaft als unverletzlich durch irgend ein äußeres Ereignis anzusehen. Sie verhehlte nicht, indem sie darin nur De Wettes Eingeständnis wiederholte, daß er manches in seinem Schreiben genauer erwogen und vorsichtiger ausgedrückt haben würde, wenn er die Indiskretion, die mit dem Brief getrieben sei, hätte ahnen können; aber sie sprach es unumwunden aus, daß er doch nur von denen mißverstanden werde, welche das Einzelne nicht nach seinem Charakter und seinen Grundsätzen hätten deuten können.

Härte Altensteins.

Ob auch Altenstein auf den Abschiedsbrief geantwortet, ob er den Wunsch De Wettes, ihm noch einmal aufwarten zu dürfen, erfüllt hat? In den Akten findet sich darüber nichts; nur mit einem Wort deutete der Minister darauf hin, in dem harten Schreiben vom 23. Oktober, worin er ihm den Bescheid des Königs in bezug auf die Bitte De Wettes, seinen Handel in einer Druckschrift der Öffentlichkeit anvertrauen zu dürfen, mitteilte und abermals von den in dem Briefe an die Frau Sand ausgesprochenen, verbrecherischen Grundsätzen sprach; ein Vorwurf, den De Wette sofort scharf zurückwies. Hiernach werden wir anzunehmen haben, daß ihm die Tür des Ministers verschlossen geblieben ist.[1]

Bietet eine Gnadengabe an.

Dennoch ist es noch einmal zu einem Briefaustausch zwischen beiden gekommen. Der Senat hatte in der Eingabe vom 11. Oktober, nachdem er De Wettes Zustimmung ausdrücklich eingeholt, dem Minister die Bitte vorgetragen, dem vermögenslosen Kollegen sein bisheriges Gehalt zu lassen, damit der ohne vorhergegangene Untersuchung und Urteil seines Amtes so unerwartet Entsetzte nicht in Druck und Not gebracht werde und imstande sei, seine rühmlichen wissenschaftlichen Arbeiten fernerhin fortzusetzen. In dieser Ausdehnung, die gegen alle Grundsätze preußischer Finanzgebarung verstieß, war nun freilich an die Genehmigung des Antrages nicht zu denken. Aber andererseits hatte Altenstein doch das Gefühl, daß er für den Ausgestoßenen, dessen Notlage ihm bekannt war, etwas tun müsse; zumal da die Zeitungen gerade jetzt die Nachricht brachten, daß der Kriminalrichter Wilhelm Snell, der kürzlich nach Dorpat als Professor des Strafrechts berufen, aber auf die Denunziation der nassauischen Regierung wegen demagogischer Umtriebe (er hatte zu dem Kreise der Follens gehört) entlassen und eben jetzt auf der Rückreise in Berlin eingetroffen war, nicht nur ein ganzes Jahrgehalt, sondern auch ein gutes Stück Geld für die Heimreise ausgezahlt erhalten habe. Altenstein geriet daher auf den sublimen Ausweg, dem Abgesetzten, gleich als sei er verstorben (und er war ja auch ein bürgerlich Toter), eine Gnadengabe auszahlen zu lassen. Nachdem er sich

1) Alle diese Schriftstücke hat De Wette in der Aktensammlung gedruckt.

höheren Ortes die Genehmigung dazu geholt, sandte er unter dem 4. November De Wette eine entsprechende Anweisung als eine „außerordentliche Verwilligung“ zu.[1]

De Wette lehnt die Annahme ab.

De Wette hatte nur widerstrebend in den Antrag des Senats gewilligt. Der dringendsten Not war durch eine freiwillige Sammlung unter den Kollegen gewehrt; er hätte aber, wie er seinem Freunde Fries schon am 19. Oktober schrieb, auch den ganzen Gehalt „um den Preis auch nur der geringsten Erniedrigung“ nicht angenommen. So mußte er das Anerbieten des Ministers nur als eine neue Kränkung und Demütigung empfinden. Seine Antwort — es ist die letzte der von ihm gedruckten Urkunden — schrieb er schon von Weimar aus, wo ihn jene Verfügung erst erreichte[2], am 18. November. „Ew. Excellenz“, so lautet sie, „haben unter dem 4. dieses Monats mir bekannt gemacht, daß mir als außerordentliche Verwilligung der Betrag eines vierteljährlichen Gehaltes angewiesen sei. Verzeihen Sie, wenn ich, um meine Sache rein zu erhalten, diese, wie ich glaube, in guter Absicht gemachte Anerbietung, deren Annahme sich aber nicht mit meinem Ehrgefühl verträgt, ablehnen muß. Von einer Regierung, von der ich die Wiedereinsetzung in mein Amt als einfaches klares Recht fordern kann, von der ich, wenn ich mich auf Geldabmachung einlassen wollte, nicht nur den fortwährenden Genuß meines Gehaltes nebst Ersatz meiner anderen Emolumente und eine sehr bedeutende Entschädigung für außerordentliche Kosten und Verluste fordern könnte, darf ich den vierteljährlichen Betrag meines Gehaltes, noch dazu als außerordentliche Verwilligung, nicht annehmen, ohne meinem Rechte zu vergeben. Ew. Excellenz kennen mich besser, als daß Sie in dieser meiner Erklärung etwas anderes als strenges Ehrgefühl finden sollten. Gott weiß es, ich glaube an die Möglichkeit, daß der Mensch unter allen Umständen und Verhältnissen seiner Pflicht leben kann, und mein Herz erlaubt mir nicht, anders zu handeln. Wollen Ew. Excellenz etwas für mich tun, so bitte ich, dasjenige, was Sie von mir gegenseitig erwarten, stets nach diesem Maßstabe abzumessen“.

Man kann sich Altensteins Miene, als ihm dieser Brief vor Augen kam, ungefähr vorstellen. Aus den Akten freilich erfahren wir darüber nichts. Im trockensten Kanzleistil wird darin das Ergebnis dem Staatskanzler referiert: „Euer Durchlaucht verfehle ich nicht ganz gehorsamst anzuzeigen, daß der Professor

---

1) Vergl. dazu die Anmerkung in der Philotesia zu S. 377, zwei Notizen, welche für Altenstein und Wittgenstein sehr charakteristisch sind. Letzterer hatte sein Einverständnis mit der Auszahlung einer Unterstützung ausgesprochen. „Ich glaube nicht“, schreibt er an Altenstein am 20. Oktober, „daß es die Absicht Sr. Majestät gewesen ist, den Herrn De Wette außer Brot und in Verlegenheit zu setzen, sondern nur ihn wegen gewissen Grundsätzen [so] von dem Lehramt zu entfernen; ich werde mir erlauben, auf diesen Gegenstand noch einmal mündlich zurückkommen zu dürfen“. Und am 24. Oktober: „Vergessen Ew. Excellenz doch nicht, für den Herrn De Wette etwas zu tun: dieser Mann geht mir nahe und seine Lage liegt mir auf dem Herzen“.

2) Am 6. November war De Wette schon aus Berlin fort; Schleiermacher an Gaß (Dilthey, a. a. O.).

De Wette die ihm unnachgesucht verwilligte Zahlung eines vierteljährigen Gehaltsbetrages ausgeschlagen hat. Welche Ansicht der Sache ihn hierzu bewogen, werden Durchlaucht aus seinem an mich gerichteten Schreiben zu ersehen geruhen, welches ich abschriftlich ehrerbietigst beifüge".[1]

Fortsetzung des Kampfes vor der Öffentlichkeit.

Damit war aber die Diskussion noch nicht abgeschlossen. Aus dem Geheimnis der Untersuchung und privater Korrespondenzen drang sie in die Öffentlichkeit; und dem Streit in den Zeitungen und Flugschriften ging wieder ein geheimer Kampf innerhalb der Regierung zur Seite, der besonders Altenstein noch schwere Stunden bereiten sollte. Die Regierung hatte zunächst gar nicht die Absicht, ihre Sache vor das Publikum zu bringen; ihr wäre es das Liebste gewesen, wenn mit der Absetzung des rebellischen Professors alles ein Ende gehabt hätte. Aber die Gegner hatten kein Interesse daran, zu schweigen, am wenigsten De Wette selbst, dem daran liegen mußte, die Willkür seiner Richter öffentlich anzuklagen und sich vor der Welt zu reinigen. Kaum war er in Weimar angelangt, wohin, als in seine Heimat, er sich Anfangs November gewandt hatte, als in dem dortigen Oppositionsblatt ein offenbar von ihm inspirierter oder doch gebilligter Bericht erschien, der auf eine ihm sehr wohlwollende Weise über seinen Fall referierte. In den hohen Berliner Kreisen erregte dies den heftigsten Unwillen. Der König, dem Wittgenstein den Artikel vor die Augen zu bringen eilte, erklärte, daß nun keine Schonung mehr geübt werden solle, und gab den Befehl, den Brief De Wettes an Frau Sand sowie den Befehl seiner Entlassung zu veröffentlichen; er meinte dafür ein Berliner Blatt wählen zu müssen, verfügte dann aber auf Wittgensteins Antrag, daß man das Weimarer Oppositionsblatt selbst dazu veranlasse.

De Wettes Aktensammlung.

De Wette war seinerseits wohl kaum gewillt gewesen, den Brief der Öffentlichkeit vorzuenthalten; für den Nachweis, daß seine Äußerungen keineswegs den Sinn hätten, den seine Verfolger, indem sie das Briefgeheimnis verletzten, daraus herausgelesen, war es geradezu nötig, ihn zu publizieren. Er hatte den Gedanken, seine Sache der Allgemeinheit zu unterbreiten, gefaßt, sobald durch die schroffe Ablehnung der Fürbitte, welche der Senat für ihn an den König gerichtet hatte, die Unabänderlichkeit seines Schicksals evident geworden war; und es war der König selbst, gegen den er es zuerst aussprach, in dem ergreifenden Schreiben vom 16. Oktober, worin er von ihm und seinem Dienste Abschied nahm.[2] Er verehre, so heißt es darin, den königlichen Willen als den unabänderlichen Spruch eines ihm ungünstigen Schicksals und füge sich mit Geduld und Ergebung in das, was ihm bestimmt sei. „Nur, was selbst dem durch förmlichen Richterspruch

1) Wittgenstein bemerkt dazu in einem Brief an Altenstein vom 8. Dezember: „Daß Herr de Wette das ihm bewilligte Reisegeld nicht angenommen hat, hat mir eine recht tüchtige und derbe Nasze [so] für meine Gutmütigkeit zugezogen". Philotesia, S. 379, Anm. 37.

2) Nr. X in seiner Aktensammlung.

verurteilten Unschuldigen noch übrig gelassen ist, nehme ich in Anspruch, indem ich hiermit auf mein Gewissen und im Angesicht Gottes vor Eurer Majestät Königlichem Thron erkläre, daß ich unschuldig bin. Diese Erklärung wird mir Eurer Majestät Gerechtigkeitsliebe zu gut halten, ja Allerhöchstdieselben werden es mir nicht verargen, wenn ich dieselbe Erklärung durch die einfache Darlegung der Tatsachen mittels des Drucks vor dem deutschen Publikum abgebe". Damals dachte De Wette also an eine geordnete Darstellung des ganzen Handels. Eine Antwort aus dem Kabinett erhielt er natürlich nicht, aber Altenstein teilte ihm doch als Willenserklärung Sr. Majestät mit, daß er das Manuskript der betreffenden Schrift zunächst der Zensurbehörde einzureichen habe, worauf es noch der Minister selbst zu einer Superrevision erhalten müsse: eine Erklärung, die noch auf der Voraussetzung beruhte, daß De Wette nach der Absetzung preußischer Untertan sein oder bleiben werde.[1] Unterdes aber war De Wette von dieser Idee wieder abgekommen und hatte beschlossen, sich mit einem Abdruck der Urkunden zu begnügen, dem er nur ein kurzes Vorwort voranschicken wollte. Seine Bitte an den Senat, den Minister um die Herausgabe der Akten, soweit sie noch nicht in seinem Besitz seien, für ihn zu ersuchen, fand bei diesem bereitwillige Unterstützung; und auch der Minister ging, zwar nicht ohne Zögern, schließlich aber doch, wie es scheint, ohne höheren Ortes darum anzufragen, auf den Wunsch ein, soweit ihm die betreffenden Schriftstücke unbedenklich erschienen.[2]

Die Berliner Freunde, Schleiermacher insbesondere, waren nicht ganz mit dem Aufgeben des ursprünglichen Planes einverstanden. Sie hielten dafür, daß De Wette seinen Schritt vor der Öffentlichkeit ausführlich rechtfertigen müsse, und Schleiermacher sandte ihm ein Stück seines Entwurfes der Antwort der Fakultät auf seinen Abschiedsbrief zu. De Wette aber fühlte sich durch die Erklärung, die er dem Kultusminister mit der Bitte um die Aktenstücke gegeben hatte, daß er nämlich nur diese drucken lasse, gebunden, meinte auch wohl, daß er in dem Abschiedsschreiben selbst seinen Brief bereits genugsam erklärt und das, was etwa darin unter dem Eindruck des Momentes übertrieben gewesen sei, abgeschwächt habe. Um den 1. Februar kam die Aktensammlung, die in Leipzig gedruckt worden war,[3] nach Berlin, wo sie sofort das größte Aufsehen machte und alle Anhänger der Reaktion aufs neue in Harnisch brachte. Man dachte daran, der Schrift das Debit für den preußischen Staat zu entziehen, und mutete dem

---

1) Altenstein an De Wette, 23. Oktober, Nr. XIV der Sammlung, mit der Motivierung: „Damit diese Schrift nicht eine Verteidigung der in Ihrem Briefe an die Justizrätin Sand über die von ihrem Sohne verübte Mordtat ausgesprochenen verbrecherischen Grundsätze enthalte, wodurch unbewährte Gemüter irre geleitet werden könnten".

2) Für alles Nähere vergleiche Philotesia, S. 341.

3) Vorrede Weimar, 10. Januar 1820.

Kultusminister zu, seine Hand dazu herzugeben, indem man sich auf den früheren Befehl des Königs an ihn bezog, die Schrift unter dem Gesichtspunkt ihrer moralischen Grundsätze zu prüfen. Diesmal aber blieb Altenstein fest, gewiß von Frick bestimmt, der das Referat in der Angelegenheit hatte. Er versagte dem Ministerium des Innern und der Polizei, von dem er darum angegangen war, seine Mitwirkung: denn die ihm eingereichte Schrift enthalte lediglich die Aktenstücke über die Entlassung des Professors De Wette, ohne eine weitere Beurteilung oder Rechtfertigung der darin ausgesprochenen Ansichten; nur auf letztere aber habe sich die Prüfung des Inhaltes der erwarteten Druckschrift beziehen sollen, und es gehöre nicht zum Ressort des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, die Notwendigkeit eines Verbotes einer Schrift zu prüfen, in der Gegenstände der Theologie oder Moral nicht besonders abgehandelt seien. „Eventualiter“, so schließt der von Frick herrührende Bericht, „hält das Ministerium auch ein solches Verbot nicht für ratsam, teils weil es zu spät kommen, teils weil das Gouvernement durch das Verbot eines bloßen Abdrucks von Aktenstücken ein sehr nachteiliges Licht auf sich selbst werfen würde“.

Altenstein lehnt das Verbot der Aktensammlung De Wettes ab.

Die Gegner konnten darauf dasselbe erwidern, was De Wette Schleiermacher geantwortet hatte: daß die lange Auslegung, die jener seinem Trostbrief in dem Schreiben an seine Fakultät gegeben, die unterlassene Druckschrift ersetze, und daß er dadurch die Zensur und die Nachprüfung durch den Kultusminister umgangen habe. Wir werden noch sehen, daß sie dem Minister und seinen Räten ihre liberale Haltung in diesem Momente nicht vergessen haben. Zunächst aber fanden sie in der Sammlung, und zwar in der Antwort der Fakultät auf De Wettes Abschiedsbrief eine Handhabe, um den andern Jakobiner in derselben zu fassen, der noch viel gefährlicher erschien als der unvorsichtige De Wette. Vom 18. Februar datiert jener Bericht des Geheimrats Frick: am 23. ließ der König durch seinen Kabinettschef, Geheimrat Albrecht, den Fürsten Wittgenstein ersuchen, mit dem Herrn Staatskanzler über das Schreiben der theologischen Fakultät an De Wette Rücksprache zu nehmen. Das Ergebnis war die Einforderung der Fakultätsakten und die Entdeckung des Verfassers. Drei Wochen später trat unter Hardenbergs Vorsitz die neugebildete Ministerialkommission, in der die drei Hauptstützen der herrschenden Partei, Schuckmann, Graf Bülow und Wittgenstein, vereinigt waren, zusammen, um über Schleiermacher Gericht zu halten.

Hätte man nun den Verhaßten allein vor sich gehabt, so würde man wohl kurzen Prozeß mit ihm gemacht haben. Das Unangenehme war nur, daß das Fakultätsschreiben auch von den beiden Kollegen, Marheineke und Neander, unterzeichnet war, die mit den Verirrungen De Wettes gar nichts gemein hatten und eher als seine Gegner aufzufassen waren, und daß ferner eine Verfügung der Art im „Publico“, und besonders in der Gelehrtenwelt ein großes und unange-

Versuche, Schleiermacher zu verdrängen.

nehmes Aufsehen erregen und der hiesigen Universität vielleicht nachteilig sein würde[1]. Auch ließen sich, wie in dem Protokoll ausgeführt ward, mildernde Umstände für jene beiden finden, denn es war doch nur die Antwort auf einen Brief De Wettes gewesen, dessen abscheulicher Grundsatz keineswegs verteidigt, sondern ausdrücklich darin verworfen sei, wozu noch komme, daß De Wette ihn selbst gar nicht mehr aufrecht erhalte und fast verleugnet habe. Ferner sei wohl anzunehmen, daß die beiden Herren den Brief vor seiner Reinschrift nicht einmal gesehen und erwogen hätten, sondern nach flüchtiger Durchsicht und im überwältigenden und wohl zu entschuldigenden Gefühl des Mitleids mit ihrem mehrjährigen Kollegen unterschrieben hätten. Dem Verfasser dagegen ward aus denselben Argumenten, welche Marheineke und Neander entlasten mußten, der Strick gedreht. „Er, der klügesten und verschmitztesten einer, der den Wert der Worte genau kennt und wiegt und die Kraft des Ausdrucks in seiner Gewalt hat, verfaßte das Konzept des in Frage stehenden Schreibens mit Muße und Bedacht. Wegen alles dessen, was das Schreiben Zweideutiges und Anstößiges enthält, kann ihm daher die Vermutung der Übereilung, des Mißverstehens, der Unparteilichkeit oder eines zu weit getriebenen Mitleidens nicht zu Statten kommen, und zwar um so weniger, da er ganz der Mann ist, von dem man sich einer lebhaften Teilnahme an den bösartigen Verirrungen des De Wette versehen darf". Mehr noch ward dem Verhaßten die eigene Vergangenheit angerechnet: der Mißbrauch der Kanzel zu „politischen Vorträgen" und seine früheren politischen Aufsätze, insbesondere der Artikel im Preußischen Korrespondenten vom 13. Juli 1813, dazu noch drei Briefe an Arndt, welche unter dessen im Juli beschlagnahmten Papieren gefunden waren, aus denen im Protokoll die Sätze zitiert wurden, die ihn als Gesinnungsgenossen von Görres und Jahn, als Tadler der preußischen Verwaltung und als Beleidiger der königlichen Majestät hinstellen sollten[2]. Auch die begeisterte Schilderung jenes Studenten über das Pichelsberger Fest ward ihm jetzt zum Fallstrick: das Lied Arndts auf Scharnhorsts Tod, zu dem er die Tischgesellschaft angeregt hatte, und sein Toast auf den Geist, der die Helden von Görschen beseelte; dazu noch eine Äußerung, die er auf der Reise an den Rhein im Sommer des vorigen Jahres gemacht haben sollte, über die Notwendigkeit, die Kirchen, die katholische sowohl wie die protestantische, unabhängig vom Staate zu machen. „Wer so redet, so schreibt und so handelt", heißt es am Schluß des langatmigen Schriftstücks, „wie der Professor Schleiermacher nach diesem allem geschrieben, geredet und sich betragen hat, sollte nicht länger als Seelsorger, Prediger und akademischer Lehrer der Religion und Moral geduldet werden". Dennoch kamen die drei Minister überein, daß die Dienstentlassung

1) Bericht der Kommission vom 16. März 1820, Konzept gezeichnet Hardenberg und Bülow, dazu ein Anschreiben an den König eodem, Geh. St.-A., Rep. 77, XXI, Nr. 3, Urkb.

2) Veröffentlicht von Müsebeck in den Forsch. z. Brandenb.-Preuß. Geschichte, XXII, 216.

nach den Vorschriften des allgemeinen Landrechts, Teil II, Titel X, § 99 ff. gegen „den Schleiermacher“ zu verfügen wegen der besonderen Beschaffenheit der dabei zugrunde zu legenden Beweismittel bedenklich und schwierig sein möchte; und sie hielten es für ratsamer, zur Verhinderung des Übels, welches „der Schleiermacher“ in seinem großen Berliner Wirkungskreise unstreitig stifte, zu seiner Warnung und, wenn es möglich sei, zu seiner Besserung ihn nach seiner Dienstanciennität und mit Beibehaltung seines Diensteinkommens als Universitätslehrer wie als Prediger an eine andere Universität zu bringen. Sie hatten zunächst die Kirche und die Universität zu Greifswald mit ihm beglücken wollen. Aber die pommersche Universität scheint ihnen dann doch noch dem revolutionären Zentrum zu nahe gelegen zu haben; denn in dem Konzept sind diese Worte wieder ausgestrichen, und dafür ist Königsberg als der Ort einer gefahrloseren Wirksamkeit des Hochverräters gewählt worden. Nähere Gründe brauche man in diesem Falle nicht anzugeben. Wolle aber der Inkulpat die Versetzung sich nicht gefallen lassen, so habe er sich die Folgen, nämlich die volle Dienstentlassung, selbst zuzuschreiben.

Wir bemerkten, daß auch der Justizminister der konservativen Richtung angehörte. Diesem Beschluß seiner Kollegen aber versagte sich Kircheisen; sein Rechtsbewußtsein sträubte sich dagegen, und er erklärte, daß er sein Votum in einem besonderen Bericht an Seine Majestät abgeben werde. Wie Altenstein sich in diesem Moment verhalten hat, läßt sich leider nicht sagen, und nur vermuten, daß er sich dem Proteste Kircheisens nicht angeschlossen, aber auch nicht mit Schuckmann und Wittgenstein an der Verfolgung des Mannes sich beteiligt hat, der einst seinem Ministerium angehört hatte.

Daß Schleiermacher von dem gleichen Schicksal bedroht wurde, dem sein Freund erlegen war, konnte natürlich, zumal nach Einforderung der Fakultätsakten, nicht verborgen bleiben. Er selbst schreibt unter dem 21. März 1820 an Arndt, daß die Stadt seit länger als 14 Tagen voll davon sei. Er wird sich auf seine Freunde im Ministerium selbst beziehen, wenn er von den Äußerungen wohlunterrichteter Männer darauf schließt, daß wirklich solche Absichten gegen ihn obgewaltet, seit einigen Tagen aber die Gefahr für jetzt vorübergegangen sei und es daher scheine, als ob diesmal „Recht vor Ungnade“ gegolten habe. Aber die Akten waren der Fakultät noch nicht zurückgegeben, und „also“, fügt er hinzu, „wollen wir noch nicht zu früh triumphieren“. In der Tat blieb das Schwert über seinem Haupte schweben, und wir werden sehen, daß die Gegner noch einmal die Spitze gegen ihn zu richten versucht haben[1].

---

1) Auch von den Auszügen aus seinen Briefen an Arndt hatte er, wie er in demselben Briefe schreibt, gehört: „Aus Briefen von mir haben sie etwas extrahiert, das ich wahrscheinlich an Dich über Beyme geschrieben. Ich besinne mich gar nicht auf dergleichen; ist es Dir etwa gegenwärtig? Was ich Dir einmal über Wittgenstein geschrieben, das scheinen sie also nicht extrahiert, wenigstens nicht herumpräsentiert zu haben, sondern es fein für sich zu behalten. Auch

3. Stimmen für und wider die Verurteilung De Wettes.

Preßtrabanten Wittgensteins.

Unterdessen war der Zeitungskrieg schon wieder aufs heftigste entbrannt. Wenn aber im Sommer die Stimmen zugunsten des Mörders diejenigen, welche für sein Schlachtopfer laut wurden, übertönt hatten, so waren jetzt die ihrer Gegner die stärkeren. Der Brief De Wettes erregte in den Schichten, welche schon an und für sich gegen Turner und Burschenschafter eher eingenommen als freundlich gesinnt waren, weithin Entrüstung, die sich in Zeitungen und Broschüren Luft machte. Auch dabei freilich hatte Wittgenstein die Hände im Spiel; er bemühte sich auf alle Weise, ins Feuer zu blasen. Sein Nachlaß offenbart uns einen ganzen Stab von Mitarbeitern, den er um sich versammelt hatte. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft: Journalisten von Beruf und Gelegenheitslitteraten, darunter Gymnasiallehrer und Geheimräte, Beamte aus der Provinz und hohe Offiziere. Keiner war

v. Cölln.

eifriger als Friedrich von Cölln, derselbe Litterat, der einst das Unglück Preußens dazu benutzt hatte, um in seinen „Feuerbränden“ und „Vertraulichen Briefen“ den Zusammenbruch der alten Monarchie grell zu beleuchten, und der dafür im Gefängnis hatte büßen müssen. Jetzt hatte er längst Frieden mit der Regierung gemacht und seine gewandte Feder in den Dienst des herrschenden Systems gestellt. Er leitete ein litterarisches Bureau, das für die Bearbeitung der öffentlichen Meinung gegründet war und die Presse mit feindseligen Artikeln gegen die deutschen Jakobiner füllte. Von ihm stammten viel beachtete Berliner Briefe in der Allgemeinen Zeitung; auch redigierte er ein eigenes Organ, die „Neuen Freimütigen Blätter“. „Das ist nun der Kerl“, so schreibt in dieser Zeit Stägemann an Varnhagen, „der die Vertrauten Briefe und die Feuerbrände schrieb. Daß solche Miserablen den Thron nicht stützen, sondern stürzen, weiß der König recht gut“. Auch die Vossische Zeitung stieß in dasselbe Horn. Wir sahen, wie schon im Juli 1819 Kamptz in diesem Organ der Berliner Philister die große Verschwörung denunziert hatte. Andere Artikel hatten nach allgemeiner Meinung den Herzog Karl von Mecklenburg, den Bruder der Königin Luise, den schärfsten Reaktionär am Königlichen Hof, zum Verfasser.

Pauli.

Neben Cölln tritt Christian Moritz Pauli hervor, sein Mitredakteur an den Freimütigen Blättern, „ein halbverrücktes Haus“, wie Stägemann, der als Redakteur der Staatszeitung das Treiben dieser Leute aus der Nähe beobachten konnte, ihn in jenem Briefe nennt: ein Urteil, gegen das sich angesichts der Schreibereien und des Lebenslaufes dieses seltsamen Kauzes kaum etwas einwenden läßt. Er stammte aus Lübben, wo er als Konrektor gewirkt hatte; 1817 war er von dort nach Branden-

---

gut. Es bleibt beim alten Sprichwort vom Horcher an der Wand“. Die Stelle über Beyme ist wohl die in dem Brief vom 14. März 1818. Wittgenstein wird in dem Brief vom 28. Juni genannt; nach der Äußerung Schleiermachers aber möchte man fast annehmen, daß er noch eine andere Stelle im Sinne hatte.

burg versetzt worden, aber wegen seiner längst erschütterten Gesundheit abgegangen und nach Berlin übergesiedelt. Sein Ehrgeiz hatte sich höheren Zielen zugewandt. Schon von Lübben aus hatte er die philosophische Fakultät ersucht, ihn zum Lehramt, und zwar unter Befreiung von den vorschriftsmäßigen Bedingungen, zuzulassen. Als Legitimation hatte er ein Buch voll der verworrensten Gedankengänge, „Beiträge zur Sprachwissenschaft", eingereicht[1]. Damals hatte die Fakultät ihn sehr nachdrücklich abgewiesen[2]. Jetzt suchte er sein Ziel als Klient Wittgensteins zu erreichen. Er hatte sich im Mai 1819 durch eine Schrift gegen Jahn empfohlen und brachte sich jetzt durch einen Aufsatz gegen Carovés Schrift in den Freimütigen Blättern von neuem in Erinnerung. Aber Schultz, der neue Regierungsbevollmächtigte, an den er sich deshalb wandte, wollte sich für ihn nicht kompromittieren, und auch Wittgenstein konnte oder wollte, so gern er die Dienste Paulis benutzte, seinen Einfluß nicht für ihn zur Geltung bringen[3].

---

1) Eine erste Schrift, „Über die Sprachreinigkeit", war 1811 erschienen; die Beiträge kamen 1812/17 in zwei Teilen heraus.

2) U.-A. Phil. Fak. Litt. H. Nr. 1. Vol. I. Den Eindruck, den der Antragsteller auf die Fakultät machte, erkennt man aus den Voten ihrer Mitglieder. Böckh schreibt: „— — Man könnte ihm aber doch auf eine feine Weise zu verstehen geben, daß er Narrenstreiche treibe". Lichtenstein urteilte ähnlich; Rühs milder, indem er der Schrift, so einseitig sie sei, und so wenig er literarische Bocksprünge vertragen könne, dennoch Kenntnisse und Talente nicht absprechen wollte. Er wollte ihn sogar über manche ähnliche extravagante Köpfe stellen, denen man allgemein Weihrauch streue, und die man wohl auch zu uns zu ziehen gewünscht habe. Worauf das letztere geht, weiß ich nicht.

3) Im Nachlaß Wittgensteins a. a. O. ein kurzes Résumé des Aufsatzes gegen Carové, ein Gespräch Friedrichs des Großen und des Ermordeten. Kotzebue werden unter anderen die Worte in den Mund gelegt: „Jetzt tilgt man aber die Vernunft aus und folgt dem Wahn. Eine ästhetische Sekte fing die Teufelei an, eine mystische und altdeutsche folgte. Sie, im Verein mit einer quietistischen, unitarischen und republikanisch schwindelnden vollendete nun, was jene begonnen". Für den Zusammenhang, den man in diesen Kreisen zwischen den verschiedenen Strömungen der Epoche konstruierte, ein interessanter Beleg. Im Geh. St.-A. Rep. 92, Altenstein B, Nr. 19, befinden sich zwei Briefe Cölns an Wittgenstein vom 5. und 6. Dezember, zusammen mit einem Brief Paulis an Cölln, letzterer in Abschrift (alle drei also von Wittgenstein an Altenstein, unter dessen Papieren sie liegen, gesandt), woraus man die Bemühungen Paulis übersieht. Der Staatsrat Schultz hatte Pauli auf sein Gesuch ganz korrekt geantwortet, daß es hauptsächlich von dem Urteil abhänge, welches sich die philosophische Fakultät über seine bisherigen Druckschriften werde bilden können. Cölln dagegen behauptete gegen Wittgenstein, der Staatsrat habe als das größte Hindernis in den Augen des Herrn von Altenstein und der Fakultät seine Beschäftigung in dem literarischen Bureau und die Mitredaktion an den Freimütigen Blättern angegeben, da er dadurch seinem künftigen Berufe werde entfremdet werden, und geraten, daß er seine Stellung kündigen müsse. Auch begreife er wohl, setzt er hinzu, „daß Herr Schleiermacher, Hegel und Kompagnie einen künftigen Kollegen nicht mit mir in Verbindung und als Hilfsarbeiter im literarischen Bureau wissen wollen. Wenn aber Herr von Altenstein diese Meinung teilt, so gehört er entweder zu ihnen oder kennt mich und die Nützlichkeit des literarischen Bureaus nicht. Ich werde mich leidend in dieser Sache verhalten und überlasse es E. D., dem Herrn von Altenstein gelegentlich und ohne Beziehung auf jene Erklärung eine bessere und richtigere Meinung beizubringen" (5. Dezember). Und am nächsten Tage, mit dem Brief Paulis: „Wenn die Herren Professoren sich aus eigener Wahl ergänzen sollen, so werden wir keine gebesserten Fakultäten — am wenigsten

Kuhn. Ein Kleeblatt bildete mit diesen beiden Dr. August Kuhn, der Redakteur des „Freimütigen“, einst das Organ Kotzebues und Merkels, dessen Titelvignette, Huttens Porträt, mit seinem Inhalt sehr kontrastierte; denn es schwamm ganz in Wittgensteins Fahrwasser. Von ihm hat Schleiermacher in dem Brief an Freund Gaß vom 25. Februar 1820 ein sehr unvorteilhaftes Bild entworfen: „Die De Wetteschen Aktenstücke wirst Du hoffentlich gleich erhalten haben. Der Federkrieg, den man seitdem gegen ihn angefangen hat, ist auch recht jämmerlich, und hier hat man nun gar einen ganz versoffenen Schriftsteller, Kuhn, gegen ihn auf die Beine gebracht“. Aber in den herrschenden Kreisen urteilte man milder. Aus dem Blatte Kuhns erfuhr der König von dem Schreiben der Fakultät an De Wette, das zur Aufspürung seines Verfassers führte, und Kuhn erhielt dafür eine sehr schmeichelhafte Kabinettsordre.

Beckedorff. Zu diesen Männern der Presse gesellten sich nun noch diejenigen, die als Gelegenheitskämpfer in die Arena traten. Unter ihnen nimmt nach Zeit und Rang Ludolph Beckedorff den ersten Platz ein, ein Mann, der wie wenig andere in dieser Zeit in die Geschichte unserer Universität eingegriffen hat und uns noch lange und vielfältig beschäftigen muß[1]. Geboren am 14. April 1778 zu Hannover als Sohn eines Staatsbeamten und der „Mistress“ Beckedorff, einer in der hohen Welt sehr bekannten Dame, der vertrauten Kammerfrau der Königin von England, war er nach einem sehr unregelmäßigen Studiengang, den er als Theologe in Jena begann und in Göttingen als Doktor der Medizin schloß, als Nachfolger Suabedissens 1810 Erzieher des Kurprinzen von Hessen geworden, ein Amt, welches er im folgenden Jahre mit der gleichen Stellung bei dem Erbprinzen von Anhalt-Bernburg vertauschte. Die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung zog er im Sommer 1819 auf sich durch eine „an die Deutsche Jugend“ gerichtete „Rede über der Leiche des ermordeten August von Kotzebue“, die allgemeines

---

philosophische — erhalten und Schleiermacher schon für Gleichgesinnte sorgen“. — Pauli war zu Lübben am 9. Januar 1785 geboren. Nachdem er das Gymnasium in Gotha drei Jahre lang besucht hatte, studierte er in Wittenberg Philologie und Rechtswissenschaft, dann in Leipzig besonders Philosophie. Zum Dr. phil. promoviert, wurde er zunächst Hauslehrer in Hamburg. — Siehe über ihn den ausführlichen und anerkennenden Nekrolog eines Dr. Goedicke in dem „Neuen Nekrolog der Deutschen“, Jg. III (1825), Teil I, S. 244. Dazu Meusel, „Gelehrtes Teutschland“ XIX (1823), S. 73. Im Nekrolog heißt es über diese für die Geschichte unserer Universität nicht ganz belanglose Angelegenheit: „Alle seine Wünsche waren jetzt auf Erlangung eines akademischen Lehramtes gerichtet, wozu ihn innerer Beruf und eine unbezwingliche Sehnsucht hinzog, und schon von Lübben aus hatte er seine Wünsche zu erkennen gegeben. Er stand der Erfüllung derselben nahe, als er im Jahre 1821 an einem hitzigen Nervenfieber erkrankte“. Nach seiner Genesung und in dem Gefühl körperlicher Schwäche sei er nicht mehr zu bewegen gewesen, seine Wünsche aufs neue in Anregung zu bringen. Er hat dann zunächst am Französischen Gymnasium zu Berlin gelehrt, später am Friedrichs-Werderschen Gymnasium als Oberlehrer, wurde auch noch zum Professor ernannt. Er starb 1825.

1) Über Beckedorff A. D. B. II, 219 (Staffenhagen). Ferner Briefwechsel zwischen Adam Müller und Gentz, passim. Weitere Literatur siehe bei Varrentrapp, Johannes Schulze, S. 328.

Aufsehen erregt hatte. Es war eine der wenigen Stimmen, die sich für den Ermordeten erhoben hatten, eine Schrift, in der sich oratorischer Glanz mit wirklicher Ergriffenheit vereinigt zeigte. Eben in den Tagen, wo sich De Wettes Schicksal entschied, war Beckedorff daraufhin dem Staatskanzler vorgestellt worden, auf den er einen bedeutenden Eindruck machte. „Ein geschulter Mann, aber nicht von der Partei des Tages“, so lautet eine Aufzeichnung, die sich Hardenberg an dem Abend des 3. September, wo er ihn zum Essen bei sich hatte, in seinem Tagebuch gemacht hat. In Beckedorff tritt uns ein Freund und Gesinnungsgenosse Adam Müllers entgegen. Beide waren alte Bekannte, und zumal in den letzten Jahren, als Müller in Leipzig österreichischer Generalkonsul war und Beckedorff in Bernburg am Anhalter Hofe lebte, waren sie in regen Gedankenaustausch getreten. Durch Müller war Beckedorff auch an Gentz empfohlen, den er 1818 in Karlsbad aufsuchte, als er seinen Herzog dorthin begleitete. Beckedorff war ein Mann von feinen, höfischen Formen, gewandt und gefällig, und doch von der Sache, die er vertrat, innerlich gefesselt, vielleicht nicht so enthusiastisch wie Müller, dessen entzündbare Phantasie die Schwierigkeiten, die sich auf diesen Wegen türmten, allzu leicht überflog, und der sich schon im Besitz aller Positionen der Gegner träumte, aber von der gleichen, bis zur vollen Herstellung der alten Kirche gehenden Konsequenz des Denkens. Auch für ihn war die Losung in dem Kampf nicht nur, im Sinne von Gentz, Abwehr und Unterdrückung des revolutionären Geistes, die „Epuration“ der Lehrstühle und die Aufrechterhaltung der Disziplin, sondern mehr noch die Einwirkung auf den Geist der Universitäten und das gesamte Bildungswesen, die Erneuerung der „positiven Religion“, die Umgestaltung der Gesinnung des ganzen lebenden Geschlechtes. Auch er war kein Neuling mehr auf dem literarischen Felde; 1814 hatte er eine „Friedensrede“ veröffentlicht, in der er die Ideale der heiligen Allianz predigte, und 1818 war er in die Diskussion über die Vereinigung der Kirchen eingetreten, die er im Gegensatz zu einer bloß äußerlichen Versöhnung auf die Einigkeit in den Dogmen zurückführen wollte, als deren Kern und Mittelpunkt er die Lehre von den Sakramenten bezeichnete. Er stellte darin zwar noch Luther selbst den „Neologen“ gegenüber und bestritt diesen das Recht, sich auf den Reformator zu berufen, der die Vernunft dem Glauben gerade entgegengesetzt habe: aber für sich wollte er schon gar nicht mehr nach dem deutschen Reformator genannt werden und sprach es aus, daß denen, welchen es mit der Kirche Christi, mit der Gemeinschaft des Glaubens und der Lehre wahrer, gründlicher Ernst sei, nichts übrig zu bleiben scheine als Rückkehr in den Schoß der alten Mutterkirche, um dort im gläubigen Gehorsam das Herannahen der wahren Reformation ruhig zu erwarten[1].

1) Briefwechsel zwischen zwei Geistlichen bei Gelegenheit der Verhandlungen zur Kirchenvereinigung, herausgegeben von Dr. Ludolph Beckedorff, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1818. Korrespondenten sind der Pfarrer Neologus und der Pastor Paläologus.

Später hat er den Schritt in das alte Lager wirklich vollzogen und damit sich selbst mattgesetzt; er verlor sein Amt, in dem ihn seine hohen Gönner nicht mehr schützen konnten. Zunächst aber war er als Bundesgenosse auch an höchster Stelle willkommen. Zu einer festen Stellung gelangte er nicht sogleich, außer daß er in das Oberzensurkollegium gesetzt wurde, in dem bisher leidlich liberale Elemente, unter anderen auch Professor Wilken, waren. Wittgenstein nahm sich des brauchbaren Mannes sogleich aufs eifrigste an. Schon damals gehörte Beckedorff zu den Intimen des Fürsten, denen ein Einblick in den Brief De Wettes gewährt wurde. Als dann die Aktensammlung des letzteren erschien, hat er die Gegenschrift verfaßt, welche die bedenkliche Dialektik De Wettes am eingehendsten und schärfsten bekämpfte[1].

Snethlage.

Von sehr viel gröberem Korn war der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Konsistorialrat Bernhard Moritz Snethlage, ein Westfale, also Bischof Eylerts Landsmann, mit dem er in Hamm, wo er vordem Gymnasialdirektor gewesen war, zusammen gewirkt hatte. Dem mystischen Wesen, in dem Müller und Beckedorff sich gefielen, neigte er, dessen Bildung noch in die Epoche Friedrichs des Großen fiel[2], so wenig zu wie sein Freund Eylert. Aber auch dem Rationalismus war er feindlich gesinnt. Der Sohn eines Predigers, war er vor allem Praktiker, Pädagoge, ohne, ursprünglich wenigstens, viel für die neuhumanistische Tendenz, die auf den Berliner Gymnasien eine besondere Stätte gefunden hatte, übrig zu haben. Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium hat er den Unterricht in den beiden klassischen Sprachen in den oberen Klassen beschnitten und in den unteren die humanistische Bildung noch mehr zurückgedrängt.[3] Seine Schriften sind pädagogischen oder auch politischen Charakters, so gleich eine seiner frühsten, worin er

---

1) Einen lebendigen Eindruck von Beckedorffs Persönlichkeit erhält man aus einer Aufzeichnung Dürres, der im Juli 1824 eine Audienz bei ihm hatte. Als „ein großer, schöner Mann von den gefälligsten Lebensformen“ erschien der Geheimrat in seiner durch eine Glaswand gegen jeden Luftzug geschützten Stube dem jungen Lehrer, den er sogleich zu seiner Religions- und Staatsauffassung hinüberzuziehen suchte und ihm in diesem Falle jede Förderung seitens des Ministeriums versprach: „Ich möchte darum mich aufs neue der Theologie zuwenden, Vorlesungen bei ‚unserm Hegel‘ hören und gläubige Personen frequentieren. Er wolle dafür sorgen, daß die Regierung mich mit einem Stipendium für weitere Studien ausrüste. Darauf lud mich der freundliche Herr dringend und wiederholt ein, ihn doch öfter zu besuchen, und zwar, obschon er zu jeder Zeit, wenn es dränge, mich annehmen würde, am liebsten in den Abendstunden. Die ganze Erscheinung des Mannes machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Die Stille des abgeschlossenen Gemachs, der rote Schlafrock besonders, ein damals noch ungewöhnliches Garderobestück, der gemütliche salbungsreiche Ton ließen mich fast glauben, daß ich bei einem Kardinal zur Beichte gesessen“. (Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe, S. 344.)

2) Geb. am 28. Mai 1753 zu Tecklenburg, hatte er in Duisburg studiert und war dann längere Jahre Hauslehrer in holländischen Familien gewesen.

3) Um so auffallender, daß er 1804, als Massow die Gymnasialreform betrieb, scharf für das Griechische eintrat. Vgl. A. Heubaum, Die Reformbestrebungen unter dem preuß. Minister J. v. Massow (Mitt. d. Ges. f. dt. Erzieh.- und Schulgeschichte XIV (1904), 186ff.).

die französische Revolution bekämpfte.[1] Man darf ihn als einen schroffen Konservativen bezeichnen, dem die Philosophie leeres Geschwätz und der Liberalismus hochmütiges und pharisäisches Demagogentum war. Auch ihm gab Wittgenstein den Brief De Wettes zur Prüfung, und Snethlage äußerte seine Empörung darüber in einem längeren Gutachten. Er überreichte in der Folge dem Fürsten noch eine Abhandlung über die letzterschienene Schrift De Wettes, „Die Sünde wider den heiligen Geist“, die ihm in Verbindung mit dem Brief der sichere Beweis war, daß der Verfasser unter religiöser und sittlicher Maske die Revolution predige, und fügte von sich aus, ähnlich wie Eylert, Ratschläge hinzu, die sich gegen die verderbliche Richtung in der Staatsverwaltung wandten, wie das falsche Finanzsystem, wonach die Abgaben nach den Ausgaben und den Bedürfnissen des Staates bestimmt werden sollten, und die schlaffe Humanität, die zur Herrschaft gekommen sei. Dieser Aufsatz ist im Juni 1820 in den Rheinischen Blättern erschienen.

Joh. Friedr. Jacobi.

Merkwürdiger, aber bezeichnend für die Wucht, mit der in der großen Krisis alles, was den liberalen Tendenzen widerstrebte, auf eine Seite gedrängt wurde, erscheint es, daß auch ein Sohn Friedrich Heinrich Jacobis, nur ein halbes Jahr nach dessen Tode, sich an Wittgenstein herandrängte mit dem Anliegen, in dem Federstreit mit eingreifen zu dürfen. Es war der Präsident in Mainz Johann Friedrich Jacobi, und seine Schrift ein Sendschreiben an De Wette wider dessen Brief an die Mutter Sands.[2] Er war im Jahre 1816 in Berlin gewesen und hatte sich hier nach den Mitteilungen seiner Freunde, von denen er den Grafen Brühl und Marheineke ausdrücklich nennt, entsetzt über den destruktiven Geist, der in der theologischen Fakultät herrschte.[3] Fürst

1) A. D. B. XXXIV, 516 (Sander). Schriften: 1790/92 „De necessitate linguae Latinae in scholis literatis non neglegendae“. 1794/96 „Frankreichs Revolution ist warnend und lehrreich für alle Nationen“, 2 Teile. 1798 „Über den gegenwärtigen Zustand der niederen Schulen und ihre zweckmäßige Einrichtung“. 1800 „Über die Umschaffung der niederen Lateinschulen in kleineren Städten in Realschulen“. 1804 „Bemerkungen über Pestalozzis Lehrmethode“. 1805/22 „Über einige Hindernisse, welche den Erfolg der Erziehung und die Wohlfahrt der Städte aufhalten“. 1826 legte er sein Direktorat nieder, blieb aber im Konsistorium noch 10 Jahre. Starb am 7. Dezember 1840. Bischof Eylert hat ihm den Nekrolog geschrieben, in der Vossischen Zeitung vom 7. Dezember 1840.

2) Manuskript, $10^1/_2$ Folioseiten stark, im königlichen Hausarchiv, Wittgensteins Nachlaß, Rep. 20, Acta betr. Professor De Wette. Übrigens verleugnete Jacobi seine Herkunft nicht, sondern spricht davon in dem Begleitbrief an Ancillon vom 20. März 1820 mit Stolz und Nachdruck: „Zum letzteren [dem Glauben] bekenne ich mich freudig, ohne darum weder von einem Blute noch aus einer Schule zu sein, woher Sklavensinn und Knechtsfurcht hervorgehen: Friedrich Heinrich vom Geschlecht der Jacobi war mein Vater und Matthias Claudius mein Lehrer“.

3) Es sei, bemerkt er in dem Sendschreiben, dort besonders am Krankenbett der verstorbenen Gräfin Brühl darüber geredet worden, daß in der Universität den Studenten, „anstatt das kirchlich-christliche Normaldogma beizubringen, vielmehr die Unsinnigkeit desselben vor dem Richterstuhl der Vernunft bewiesen und zum Schluß des Lehrkursus mit Wehmut darüber bezeugt würde, nur das Gegenteil des Erwarteten herausrationalisiert zu haben. Ich teile den Wunsch der echt christlich-frommen Dame, daß solche Männer lieber jeden anderen wissenschaftlichen Lehrstuhl als

Wittgenstein war von dem Schreiben sehr angetan und legte es mehreren Freunden vor, darunter dem Grafen Brühl und Hufeland, die beide sehr beglückt antworteten. Hufeland riet dringend, es zu veröffentlichen. Auch Kamptz und Schultz lasen es und drückten ebenfalls ihre Freude aus. Nur Snethlage wollte nicht viel davon wissen; am wenigsten gefiel ihm, daß der Präsident sich zu seinem Vater bekannt hatte, der selbst ein Rationalist gewesen sei und gewiß nicht wenig dazu beigetragen habe, daß diese Philosophie zu einem solchen Unsinn ausgewachsen sei. Der Druck der Schrift ist dann, wie es scheint, unterblieben.

Brief-unterschlagungen.

Es waren nicht die einzigen Waffen, mit denen Wittgenstein seine Gegner bekämpfte. Er benutzte auch die geheimen Wege, die ihm von seiner früheren Stellung her vertraut waren, und auf denen er an Schuckmann und an seinen alten Untergebenen dienstwillige Helfer fand. Jener Brief De Wettes an Schleiermacher vom 21. November, aus dem wir vorhin einiges mitteilten, liegt im Hausarchiv[1], ebenso wie der Brief Schleiermachers an Gaß, in dem er sich über Kuhns Persönlichkeit so despektierlich geäußert hatte. Auch in Altensteins Nachlaß findet sich der letztere, und zwar in einer eigenhändigen Abschrift des Ministers, nebst einem Brief Wittgensteins an ihn, dessen Wortlaut hier doch wohl noch eine Stelle verdient. „Da das anliegende Schreiben“, so schreibt der Fürst, „vielleicht einige Bemerkungen enthält, die Ew. Excellenz interessieren dürften, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen dasselbe zu überreichen. Auf den Fall, daß Ew. Excellenz den Aufsatz des versoffenen Schriftstellers nicht kennen sollten, lege ich denselben ebenfalls hier bei. Dieser versoffene Schriftsteller hat aber eben wegen dieses Aufsatzes eine sehr schmeichelhafte Kabinettsordre von Sr. Majestät erhalten, und derselbe dürfte die Gelegenheit geben, dem Herrn Briefsteller noch einige bedeutende Weitläuftigkeiten zu veranlassen“. Was darunter gemeint war, haben wir oben gesehen.

Ohnmacht der Universität.

Was ließ sich gegen eine Regierung ausrichten, die, mit solcher Macht ausgestattet, solche Absichten verfolgte und solche Mittel zur Bekämpfung ihrer Gegner anwandte! Wenn Schleiermacher nach der Turnsperre den Plan einer privaten Turngemeinde durch Zusammenschließung der beteiligten Familien oder den einer Verbindung der deutschen Universitäten erwogen hatte, so war daran nach den Verhaftungen im Juli und nach der Erklärung des Bundestages vom 20. September, welche jede deutsche Universität, Lehrer wie Studenten, bedrohte,

---

den der kirchlich-christlichen Theologie zieren möchten. Wir meinten, daß, wenn ein Fürst Physiokrat sei, der Professor der Nationalökonomie statt dessen für das System der indirekten Steuern einträte, dieses als Vertrauensbruch zu ahnden sei“. Analog sei es mit der christlichen Lehre. Wie man sieht, eine Auffassung der akademischen Lehrfreiheit, der es gerade an diesem Punkte nicht an Nachfolgern gefehlt hat.

1) Urkbd.

nicht mehr zu denken. Jeder Versuch eines organisierten Widerstandes mußte platt zu Boden fallen. Den Universitäten, zumal in Preußen, dessen Regierung um so schroffer vorging, je mehr sie beflissen war, sich von dem Verdacht der Kollusion mit den Neuerern zu reinigen, blieb nichts übrig als bloße Proteste. Die Befehle, welche die alten Verbote der geheimen Gesellschaften auf die Burschenschaft anwandten, den auf den Oktober angesetzten Burschentag untersagten und die Vernehmung aller derjenigen Studierenden forderten, von denen man vermutete, daß sie an der Burschenschaft teilnähmen, mußten lediglich ausgeführt werden. Unsere Senatsprotokolle enthalten leider nichts darüber, ob die Einmütigkeit, die in seinen Beschlüssen gewahrt war, in Wirklichkeit bestand. Sie sind wieder, wie in den früheren kritischen Momenten, so einsilbig wie möglich. Daß die Anschauungen hier und da auseinandergingen, ist nicht zu bezweifeln, aber andererseits anzunehmen, daß wenigstens in dem Fall De Wettes auch diejenigen, die, wie Schmalz, der konservativen Richtung anhingen, mit den Kollegen gestimmt haben und sich überhaupt zurückhielten; den Beschlüssen, für den verjagten Kollegen einzutreten, wird sich keiner versagt haben.[1]

Unterdrückung der Burschenschaft.

Der Wille der Regierung wurde der Studentenschaft zunächst durch einen lateinischen Anschlag am schwarzen Brett eingeschärft. Die Vernehmung erlitt durch die Ferien einen Aufschub. Erst im November reichte der Senat 8 Vernehmungsprotokolle ein. Sie werden den Vorstehern der Burschenschaft, Ulrich und Genossen, gegolten haben. Aber auch bei ihnen war eine Verschwörung nicht zu entdecken gewesen, und so begreift man die Anfrage des Senats an den Minister, ob auch die übrigen 86 Mitglieder der Burschenschaft, die namhaft gemacht worden waren, vor das Universitätsgericht zitiert werden sollten, auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß kaum ein Resultat zu erwarten wäre; was dann vermutlich der Minister (denn der Sache geschieht weiter keine Erwähnung) verneint hat.[2]

Erfolglosigkeit der Untersuchung.

Um dieselbe Zeit verlief auch die im Juli mit so großem Lärm in Szene gesetzte Aktion Wittgensteins und seiner Genossen im Sande. Grano, der die große Verschwörung im Juli entdeckt oder, sagen wir lieber, erfunden hatte, war aus der Kommission ausgeschieden; er war nach Mainz in die Zentralkommission deputiert worden, wohin er den Referendar Dambach, der schon in Berlin das Protokoll geführt hatte, mitnahm. Die anderen Mitglieder, ein Trützschler, E. T. A. Hoffmann und der Assessor Wilhelm von Gerlach waren Männer, die auf die Stimme der Vernunft und des Rechtes hörten, so wenig sie im übrigen an den

---

1) Bei der Subskription für De Wette beteiligte sich Hegel mit 25 Talern.

2) Senatsprotokolle, Vol. II; 28. August, 4. Oktober, 10. November. Das Reskript des Ministers vom 26. August, das diese Maßregeln einschärfte, sowie ein zweites vom Anfang Oktober oder Ende September, worin er wiederholt auf die Vernehmung der Burschenschafter dringt, fehlen mir, doch läßt sich der Zusammenhang aus den Senatsprotokollen ersehen.

Burschenschaftern und ihren verworrenen Idealen Geschmack fanden. So sah sich die hohe Polizei genötigt, die Verhafteten, einen nach dem andern, zu entlassen.[1] Als sie aber an Dr. Ludwig Rödiger abermals Hand anlegte, entsagten Hoffmann und Gerlach lieber ihrem Auftrag, als daß sie sich der erneuten Willkür gebeugt hätten.[2]

Parteigänger der Reaktion an der Universität.

Nun darf man allerdings nicht sagen, daß die Eingaben des Senates an die Regierung durchaus die Stimmung in den Kreisen der Professoren widerspiegeln.[3] Daß Gegenströmungen vorhanden waren, bewies uns die Verbindung, in der wir Hufeland mit dem Fürsten Wittgenstein sahen. Im allgemeinen werden wir aber doch zugeben können, daß die Kabinettsjustiz, welche gegen De Wette beliebt worden war, und die Vergewaltigung der Lehrfreiheit, besonders durch den Beschluß des Bundestages vom 20. September, auch die konservativen Elemente unter den Professoren indigniert hat. Schmalz, der schon früher die verlorene Fühlung mit den Kollegen, auch mit Schleiermacher, wiederzufinden sich bemüht hatte, wird sich gehütet haben, die kaum geschlossene Versöhnung wieder aufs

---

1) Das Votum Hoffmanns über Franz Lieber im H.-A. Rep. XCIX, Acta des Herrn Fürsten zu Wittgenstein betr. das Turnwesen in Preußen. Asverus wurde am 16. November entlassen, aber unter Polizeiaufsicht gestellt. Wesselhöft um dieselbe Zeit; er erhielt am 21. die erbetene Erlaubnis, nach Jena abzureisen. Auch Karl Ulrich ward entlassen; er bat, zu Weihnachten nach Hause zu seiner Mutter reisen zu dürfen, die aus Gram krank geworden war. Bei Dr. Bader, der am 24. April immatrikuliert worden war, steht im Album bemerkt: „Ist des Landes verwiesen worden vom Fürsten Staatskanzler“, ohne Datum. Er scheint nach einem Bericht des Fürsten Wittgenstein an den König vom 8. November zunächst noch in Haft geblieben zu sein, da über ihn die Kriminaluntersuchung verhängt war.

2) Hierfür stehen mir allerdings nur die Aufzeichnungen Varnhagens in seinem Tagebuch zum 17. und 18. Dezember 1819 zur Verfügung. An der zweiten Stelle schreibt er: „Bestätigung der gestrigen Nachricht wegen des Austritts zweier Mitglieder der Justizkommission, wegen der neuen Verhaftung Rödigers. Herr von Gerlach will sich durch bloßes Zurücktreten nicht befriedigt halten, sondern einen besonderen, sehr ausführlich gehaltenen Bericht erstatten. Strenger, unabhängiger und daher kampfbereiter Charakter dieses Mannes, der zugleich, wie die ganze Familie, ein erklärter Gegner des Kanzlers, übrigens aber ein Ultra ist“. Aus den Akten kenne ich nur die kurze Verfügung des Senats, wodurch Rödiger am 10. März 1820 angewiesen ward, binnen 14 Tagen den preußischen Staat zu verlassen. Wilhelm von Gerlach hat übrigens den gleichen Konflikt zwischen Amtspflicht und Gehorsam gegen die königlichen Befehle noch zweimal zu bestehen gehabt, als Kammergerichtsrat im September 1821, als ihm die Vernehmung Reimers befohlen war, und als Präsident des Kriminalsenats zu Frankfurt im Juli 1834, als er einen angeblich demagogischen Auskultator arretieren sollte. Der letztere Fall hat, wie sein Bruder Ludwig wenigstens glaubte, seinen Tod herbeigeführt. Ein gastrisches Fieber ergriff den tief Erschütterten und warf ihn zu Boden. Leopold schrieb damals empört: „Mit solchem Servilismus, mit solchem Abstoßen aller selbständigen Kräfte will man dem übermächtigen Liberalismus entgegentreten“. Und später: „Ich kann nicht sagen, wie mich dieser Despotismus indigniert“. Der „lange“ Kleist oder „der blutige“, wie er später als Hauptverfolger der Demagogen genannt wurde, damals Rat im Justizministerium, nahm Partei gegen den tapferen Mann. Aufzeichnungen Ludwig von Gerlachs, I, 133, 220.

3) Die Einreichung der beiden Briefe vom 4. Oktober ist jedenfalls, wie im Protokoll ausdrücklich bemerkt wird, einstimmig erfolgt.

Spiel zu setzen. Marheineke, der im Juli sich unter dem Eindruck des ersten Schreckens noch zurückgehalten hatte, unterzeichnete dennoch den Brief der Fakultät an De Wette vom 25. Oktober und die herrliche Eingabe an den Minister vom 19., worin Schleiermachers Feder den Minister auf die Freiheit als den lebendigen Odem der Wissenschaft von Gott und seiner Lehre verwies.[1] Savigny, der sich zu dem Inhalt des De Wetteschen Briefes und zu seiner Schrift von der Sünde wider den heiligen Geist sicherlich nicht anders gestellt hatte als zu dessen früheren Schriften, übernahm es dennoch, wie wir sahen, die beiden Briefe an den König und den Minister zu entwerfen, worin der Senat gegen die Vergewaltigung des Kollegen protestierte. Bei den Reaktionären vom Schlage Wittgensteins und des Herzogs Karl von Mecklenburg galt er noch immer als behaftet mit dem revolutionären Gift.[2] Auch Hegel war diesen Kreisen als Philosoph, weil er zu denken wagte, verdächtig, und seine Beteiligung an dem Fest in Pichelsberg, sein Verhältnis zu Friedrich Förster, zu Carové und Herrn von Henning mußte den Spürsinn eines Cölln in der Tat in diese Richtung leiten. Indessen haben wir von ihm eine Äußerung (sie fällt allerdings etwas später, in den Januar oder Februar), welche von seiner früheren Haltung absticht und darauf deuten könnte, daß er bereits seine Stellung näher an der Regierung genommen habe. Schleiermacher hat sie überliefert, und wir wissen davon außerdem durch zwei Billets, die beide bei dieser Gelegenheit ausgetauscht haben. Anlaß war ein Rencontre, das sie außerhalb der Universität, auf einer Gesellschaft, miteinander gehabt hatten, offenbar bei einem Gespräch über das Thema, das alle Gemüter beschäftigte. Hegel verfocht in der Diskussion, die er selbst herbeigeführt hatte, mit Heftigkeit den Satz, daß der Staat das Recht habe, einen Lehrer abzusetzen, wenn er ihm nur sein Gehalt lasse. Schleiermacher brauste hiergegen auf. Diese Theorie, rief er aus, sei erbärmlich. Worauf Hegel mit einem gleich scharfen Wort antwortete. Die Sache erregte weithin Aufsehen. Bei Hof erzählte man sich, daß die streitenden Professoren miteinander handgemein geworden wären, und Schleiermacher wurde darüber sogar von Breslau her durch Gaß interpelliert.[3] In der Tat aber hatte er selbst, da er, wie er dem Freunde zurückschrieb, das erste unfeine Wort gesprochen, nach wenigen Tagen die Hand

Hegel für die Regierung; sein Zwist mit Schleiermacher.

1) Gedruckt Philotesia, S. 383 ff., und im Urkb.

2) Vgl. Varnhagens Tagebuch, 20. Dezember 1819: „Prinz Karl soll neulich gesagt haben, es gäbe vier Hauptumtriebler, Gneisenau, Schleiermacher, Grolmann und Savigny; Schleiermacher aber sei der Ärgste“. Und dabei hatte Gneisenau schon seit einem Jahr den Verkehr mit den alten Freunden gemieden, in deren Kreise er nach Varnhagens Mitteilungen als der „Marschall Seitwärts“ bezeichnet wurde.

3) Es ist der Brief, der Wittgensteins lebhaftes Interesse erregte. „Hier hat man in Hofgesellschaften erzählt“, so lesen wir darin, „wir wären mit Messern aufeinander losgegangen. Da aber diese Geschichte gar bis nach Breslau gekommen ist, so hätte sie bis dahin wenigstens ein Mord müssen geworden sein.“

zum Frieden geboten, in einem Entschuldigungsbrief, den Hegel sogleich in verbindlichster Form erwiderte. Beide hatten sich gegenseitig der vollen Achtung versichert und die Hoffnung ausgesprochen, sich in einer Fortsetzung der Diskussion über den Gegenstand zu verständigen, der, wie Schleiermacher schreibt, „in unserer gegenwärtigen Lage von so großer Wichtigkeit ist“, so daß sie, wie Schleiermacher dem Breslauer Kollegen meldete, gar nicht mehr überworfen waren. Daß Hegel die Entlassung De Wettes, zumal in ihrer Formlosigkeit, an sich gerechtfertigt habe, geht daraus noch nicht hervor und ist eher zu verneinen. Wenn er bei jener Gelegenheit den Anspruch des Entlassenen auf Fortbeziehung seines Gehaltes anerkannte, so muß er jedenfalls diese Verfügung seiner Verfolger gemißbilligt haben, womit die Tatsache, daß er einen bedeutenden Beitrag für die Spende hergegeben hatte, übereinkommt.

Solgers Isolierung.

Zu den Mitgliedern unserer Universität, die sich ablehnend gegen die steigende Verworrenheit in der akademischen Jugend verhielten, gehörte auch Solger, der darin, wie in seiner Philosophie, die Verwandtschaft mit dem Hegelschen Geiste verrät. In seinen Briefen an die Freunde Friedrich von Raumer, von der Hagen und Tieck finden wir mehr als eine Äußerung über die Einseitigkeit und Schiefheit der modischen Tendenzen. Besonders das mystisch-verschwommene Schwelgen in Rittergeist und Christentum war ihm verhaßt. Ihm erschien alles von Eitelkeit, Parteiung und Eigensucht erfüllt; selbst zu der Echtheit der christlichen Einheitsbewegung und der Synodalbestrebungen hatte er kein rechtes Vertrauen. „Laß sie immer“, schreibt er einmal, „von Glauben reden; es liegen andere Grillen von politischer Einheit und sittlicher Leitung der Menschen und dergleichen zugrunde“. Die Studenten, vor denen er die allgemeinen Schlagworte nicht nachbeten wollte, hatte er sich dadurch ganz entfremdet. Seine Vorlesungen, die zu der Zeit, wo er neben Fichte lehrte, zuweilen voller gewesen waren als die seines Kollegen, waren seit dem Kriege, wo nur noch Schleiermacher mit ihm konkurrierte, kaum besucht. Die Hoffnung, durch die dialogische Form, in die er seine Spekulationen kleidete, Kunst und Wissenschaft zu vermählen und das Verständnis seiner Philosophie zu erleichtern, schlug fehl: seine Bücher wurden kaum rezensiert. Und seine besten Freunde erklärten ihm, von Tieck abgesehen, der sie wenigstens zu verstehen glaubte, daß ihnen gerade das sokratische Gewand den Zugang zum Inneren versperre. Er schreibe, so bemerkt Solger selbst einmal in schmerzlicher Resignation, nur für die unsichtbare Gemeinde; und an anderer Stelle: „Ich lebe in dieser großen Stadt fast wie auf einer wüsten Insel“[1]. Ihm, für den Anschauung und

1) An Raumer 28. Januar 1818. An Tieck, den 16. Oktober 1816, I, 455: „Freilich wünschte ich wohl auch das Publikum aufmerksam zu machen, zumal da es scheint, als wollten sich meine Sachen nicht sehr verbreiten. Am Ende muß ich doch mich selbst damit langweilen, irgend ein Kompendium zu schreiben, um nur gehört zu werden, oder etwas gegen S[chmalz] oder gegen W[olf], über den es jetzt hergeht“.

Erkenntnis in eins fielen, für den das denkende Bewußtsein nur eine Form der Offenbarung war, alle Wahrheit und jedes Wahrnehmen nur Emanation des göttlichen Seins, mußte auch De Wette mit seiner auf Fries gestützten Philosophie, wie mit seiner rationalisierenden Theologie eine keineswegs erfreuliche Erscheinung sein. „Diejenigen unter unseren Philosophen und Theologen", schreibt er an Tieck (7. Dezember 1817), „die sich noch einigermaßen selbst verstehen, sehen doch zuletzt die Idee Gottes nur als eine Hypothese, als etwas bloß Vorausgesetztes an, um daraus die Gegensätze der menschlichen Erkenntnis entwickeln und herleiten zu können. Sie glauben nicht mehr an eine intuitive Erkenntnis, die sie für Phantasterei halten. Mir aber ist das Ziel alles Denkens die Entwickelung, wie die Anschauung wirklich werde, wie wir dahin kommen, sie als die eigentliche Wahrheit in allem unsern Erkennen innerlich zu erleben". Und am 1. Januar 1819, ebenfalls an Tieck: „Zwischen dem Rationalismus und der Vergötterung des Faktischen schwankt die Welt. Je enger beides miteinander verbunden ist, die Kunst zu denken und die höhere Erfahrung, desto lebendiger blüht die Wahrheit in dem menschlichen Geschlechte; denn desto näher ist ihnen das Wirken Gottes, in welchem die höchsten Gründe von beiden eins sind. Das Zerfallen beider Richtungen bewirkt auf der einen Seite den Aberglauben, dem die Gesetze des Denkens nichts gelten, auf der andern den schalen Unglauben, der alle Tatsachen nur soweit gelten läßt, als sie benannte Zahlen sind, mit welchen er rechnen kann. Dieser rationalistische Unglauben ist das goldene Kalb unserer neueren Philosophie vom Cartesius an, zu welchem Götzen das Volk Gottes ungeachtet aller Prophezeiungen und Züchtigungen immer wieder zurückfällt". Aber für die Rechte der Universität und die Freiheit der Wissenschaft glühte sein ehrliches Herz viel zu sehr, als daß nicht auch er durch die unerhörten Angriffe einer bornierten, mit der stumpfen Macht verbündeten Gesinnung erschüttert und empört gewesen wäre. Gerade ihm, der so oft schon der Wortführer des Senates gewesen war, vertraute dieser die Abfassung des Protestes an, den er am 6. Oktober gegen den Bundesbeschluß, mit seiner an Verleumdung grenzenden Anschuldigung der schlechten Gesinnung unter der Professorenschaft, erhob. Man kam überein, zunächst die Vorstellung an den Minister zu senden mit der Bitte, sie Sr. Durchlaucht dem Staatskanzler zu überreichen. Schon am 11. Oktober lag der Entwurf Solgers dem Senate vor, der ihn mit geringen Abweichungen genehmigte. Altenstein ging nach längerem Besinnen auf die Bitte der Universität ein und überreichte ihr Schreiben seinem hohen Chef.[1] Als der Senat davon, merkwürdig spät, unterrichtet ward, wandte er sich sofort, am 20. November, an den Staatskanzler selbst mit dem weiteren

Verteidigt die Rechte der Universität.

1) Unter dem 25. Oktober benachrichtigte er die Universität davon. Diese Verfügung lag mir nicht vor.

Ersuchen, die Eingabe nicht bloß der hohen Bundesversammlung in Frankfurt zu unterbreiten, sondern sie auch an die in Wien bevorstehenden Ministerialkonferenzen gelangen zu lassen. Auch Hardenberg ließ mit der Antwort lange auf sich warten. Als er sie gab (9. Januar 1820), hatte er soeben die neue Krise überstanden. Humboldt, Boyen und Beyme waren entlassen, und der Fürst war nicht mehr in der Laune oder gar nicht mehr in der Lage, einen Protest zu unterstützen, der von der Bahn der Reaktion, auf die er nun vollends getrieben war, weggeführt hätte. In einer kurzen Antwort lehnte er das Gesuch des Senates ab, da die kompetente Beurteilung der pflichtmäßigen, gewissenhaften und gemeinnützigen Amtstätigkeit und Wirksamkeit der Mitglieder der hiesigen Universität allein der oberen Staatsbehörde zustehe. Er werde daher sowohl die an den Bundestag gerichtete sogenannte Verwahrung vom 11. Oktober vorigen Jahres, als auch die nach Wien bestimmt gewesene Abschrift derselben zurückbehalten.[1]

Stirbt.

Dieser Protest ist Solgers letzte Arbeit gewesen. Daß auch sie das Schicksal haben sollte, unter dem sein ganzes Schaffen in den letzten Jahren gelitten, hat er nicht mehr erfahren. Während er noch an ihr schrieb, am 9. Oktober, erkrankte er, wenige Tage, nachdem seine Gattin ihm ein Töchterchen geboren hatte. Die politische Erregung, dazu eine Erkältung, vielleicht auch unbeachtete Symptome eines tieferen Leidens brachen schnell seine Kraft[2]. Er selbst wußte bald, wie es um ihn stand, und sah seinem Ende mit der Resignation entgegen, die der Grundzug seiner letzten Lebenszeit gewesen war; während er doch sorgen mußte, die leidende Gattin durch seinen Zustand nicht zu erschrecken. Das Übel setzte sich nach der Erzählung seines Biographen in eine Halsentzündung um, und am 20. Oktober entschlief er, auf der Höhe des Lebens und doch nicht mehr in der Fülle der Kraft und des Willens zum Leben.

Einweihung der Gedächtnistafel f. d. Gefallenen. Bestätigung des Frankfurter Ediktes.

Zwei Tage vor seinem Heimgange war Rektorwechsel gewesen; Goeschen empfing aus den Händen von Weiß die goldene Kette. Die Feier galt zugleich der Einweihung der Gedächtnistafel, deren eherne Lettern die Namen der 42 Söhne unserer Alma Mater nannten, welche in den Kämpfen für König und Vaterland in den Tod gegangen waren[3]. An demselben Tage, dem sechsten Jahrestage der Leipziger Schlacht, erhielt die Kabinettsordre, welche die Frankfurter Beschlüsse für Preußen zum Gesetz erhob, des Königs Unterschrift.

---

1) Siehe Urkb.

2) Vergl. Tieck, Solgers nachgel. Schriften u. Briefwechsel, I, 778ff. — „In der Jugend," so schildert der Dichter den Freund, „war er schlank und blühend, von mittler Größe. Sein Auge vom klarsten Blau, etwas hervorstehend; Gutmütigkeit und Adel der vorzüglichste Ausdruck seines Angesichts".

3) Sie war am Tage vorher aufgestellt worden, nachdem der Senat bereits seit $1^1/_2$ Jahren darüber beraten hatte. Solger war auch dabei vor anderen tätig gewesen. Noch im September ward er beauftragt, für die Aufstellung bis zum 18. Oktober zu sorgen und womöglich auch die Aufstellung der Büste des Königs von Rauch in der Aula, worein Friedrich Wilhelm nach langem Sträuben gewilligt hatte, zu veranlassen.

4. Der Regierungsbevollmächtigte. Erste Konflikte desselben mit der Universität.

Altenstein in Nöten.

Schon waren Altenstein und seine Räte, von dem Staatskanzler selbst vorwärts getrieben, dabei, die Ausführungsbestimmungen des Ediktes, welches das geistige Leben auf unserer Hochschule in Fesseln zu schlagen bestimmt war, auszuarbeiten. Eine schwere Aufgabe in der Tat, auch für einen Minister, der es gewohnt war, zwischen den von rechts und links andrängenden Strömungen sich hindurchzuwinden. Er selbst verhehlte gegen den Staatskanzler, dem er seine Vorschläge einreichte, nicht seine Bedenken und die Besorgnis, daß die Ausführung hinter der Erwartung zurückbleiben müsse. Denn wie solle, so fragte er, der Geist der Universitäten beeinflußt werden, welche Stellung solle den Kommissarien, die zu seiner Überwachung eingesetzt seien, zugewiesen werden? Würden sich auch Personen finden, die dazu bereit und imstande wären?[1] Und wie sollte, so fügen wir hinzu, die Entlassung der Lehrer erfolgen? Unbedingt nach dem Gutachten des Kommissars oder durch einen Instanzenweg? Auf dem Wege eines Wittgenstein und der Seinen, eines Snethlage, dem alles Philosophieren Unsinn war, oder eines Gentz und Adam Müller, welche in den norddeutschen Universitäten den „Fels des Protestantismus“ und also den Hort der Revolution erblickten, wäre es ja wohl ein leichtes gewesen — und daß es nach ihren Weisungen, eine Weile wenigstens, ging, bewies die österreichische Regierung, in deren weiten Ländern wirklich kein Burschenschafter zu finden war. Altenstein aber wollte Preußen gerade die geistige Führung in Deutschland verschaffen, es mit allen Blüten der Kunst und des Erkennens schmücken, und nur dem Schleiermacher und Konsorten den Kitzel austreiben, ihre Meinungen in Staat und Kirche zur Geltung zu bringen, statt die Blicke vertrauensvoll auf die Regierung zu wenden. Nur wenn ihm sein Herr und Meister, dessen Gesinnung im wesentlichen die gleiche war, die Stange hielt, konnte er hoffen, sich auf dem schmalen Pfade in der Balance zu halten. Gerade in Berlin, wo das Zentrum der liberalen Strömungen war, aber auch die Reaktion ihre Vorkämpfer und einflußreichsten Vertreter besaß, sah er einen Weg wie zwischen Scylla und Charybdis vor sich: jeder Schritt, den er von der Linie abwich, welche Schuckmann und Wittgenstein einhielten, drohte ihn in die Strömung zu treiben, welche nach dem Urteil jener Männer und ihres Anhangs geradeswegs in den Abgrund der Revolution hineinführte.

Wählt Friedrich Schultz zum Regierungsbevollmächtigten; dessen Entwickelung und Persönlichkeit.

In dem Staatsrat Friedrich Schultz glaubte der Minister dennoch einen Steuermann gefunden zu haben, mit dem er die Fahrt wagen könne. Denn in

1) Hardenberg an Altenstein, 7. Oktober 1819, eigene Aufzeichnungen Altensteins, Rep. 92, Altenstein (Nachlaß), A, Nr. 8, betr. Anstellung von Regierungskommissarien bei der Universität 1819. Altenstein an Hardenberg, 24. Oktober, eigenh. Mund., Rep. 92 Hardenberg (Nachlaß), K 30.

ihm besaß der Staat einen Beamten, dessen monarchische und bureaukratische Gesinnung ebenso fest war wie sein Sinn lebendig für alle geistigen und künstlerischen Interessen, und der, was noch mehr wert zu sein schien, den Kreisen der Universität nicht weniger nahe stand als dem Minister. Altenstein selbst war der Gründer seines Glücks gewesen, denn er hatte den kaum Fünfundzwanzigjährigen durch Verwendung bei Hardenberg 1804 als Assessor nach Ansbach gebracht, und durch ihn ganz besonders war Schultz in raschester Laufbahn hochgekommen. 1806 war er bereits Kriegs- und Domänenrat geworden, 1808 bemühte sich Altenstein, ihn bei Stein unterzubringen, der sich auch wirklich eine Zeitlang für den Strebsamen interessierte. Und als er dann selbst Minister wurde, ließ er seinen Schützling, im Mai 1809, alsbald nach Königsberg kommen, um ihn zu seinem Adlatus zu machen; bereits im Dezember 1809 war Schultz zum Staatsrat befördert worden. Altensteins Sturz brachte ihm keinen Nachteil; der Minister war ihm eher dankbar für das treue Mitgefühl, das er ihm dabei gezeigt hatte; 1813, als er Zivilkommissar von Schlesien wurde, rief er ihn sogleich wieder zu sich. 1814 ward Schultz im Ministerium des Innern für die Finanzangelegenheiten im Kultusdepartement angestellt, so daß er seit dem November 1817 wieder unmittelbar unter Altenstein arbeitete. In allen diesen Jahren standen beide in dem Verhältnis einer innigen Freundschaft. „Mein Teuerster“, „mein Lieber“, so nennt der Minister den Staatsrat, den er mit Anerkennungen und Liebenswürdigkeiten überhäufte, in seinen Briefen; er übernahm die Patenstelle bei einem seiner Söhne.

Nicht anders aber war die Stellung Schultzens zu den Kreisen der Universität. In Halle, wo er, nachdem er auf dem Joachimsthalschen Gymnasium vorgebildet war, studierte, waren Raumer, Solger und v. d. Hagen seine besonderen Freunde gewesen, und mit ihnen blieb er auch in der Folge eng verbunden; besonders zu Solger hatte er intime Beziehungen. In Berlin trat er schon im Jahre 1807 Schleiermacher nahe, der ihn in die Philosophie einführte und mit ihm eine Fußwanderung nach Freienwalde machte; er hat ihm damals den ältesten Sohn getauft und ihm diesen Dienst noch an mehreren seiner Kinder erwiesen, noch im Mai 1819 an einer Tochter.

Schultz war ein Mann von seltener Vielseitigkeit, und seine Vorgesetzten haben ihm in bezug darauf durchweg die glänzendsten Zeugnisse gegeben. Er war in seiner Arbeit gewissenhaft und umsichtig und voll Anteil für die ihm anvertrauten Aufgaben. Als die Breslauer Universität eingerichtet werden sollte, fand man dazu keinen Besseren als ihn, und ihm ist im wesentlichen ihre Einrichtung an Ort und Stelle zuzuschreiben. Ihre philosophische Fakultät kreierte ihn dafür bei der Einweihung zu ihrem Ehrendoktor, nachdem ihn die Gesellschaft für Schlesische Altertümer und Geschichte schon vorher zu ihrem Ehrenmitgliede gemacht hatte. Gleich seinen Studienfreunden führten ihn seine Interessen weit über die Grenzen seines Amtes hinaus, nicht bloß in das Gebiet der Philosophie, wo

er sich mit Solger berührte, oder der Dichtung, die ihn zu einem Bewunderer Goethes machte, sondern auch zur Beobachtung der Natur, zu geologischen und mehr noch zu optischen Versuchen, auf die er durch seine amtliche Tätigkeit in Ansbach als Inspektor einer staatlichen Glasfabrik geriet. Diese sind es gewesen, die ihm die Freundschaft mit Goethe vermittelt haben, dessen Farbenlehre er mit der gleichen Bewunderung, wie seine Poesien, aufnahm, und Goethe selbst war es, der den Verkehr anknüpfte: man weiß ja, wie sehr der Altmeister das Bedürfnis fühlte, gegenüber der Abweisung seiner Theorien durch die Physiker von Fach sich nach Bundesgenossen aus den Kreisen der Dilettanten umzusehen. Sein nächster Freund, Zelter, der Schultz von der Singakademie her kannte — denn dieser, der auch sang und spielte und sogar zu komponieren wagte, war mit im Vorstand und eine ihrer Hauptstützen — war es, der den Alten in Weimar auf den naturforschenden Staatsrat aufmerksam machte[1]. Seitdem hatte sich zwischen beiden ein Verkehr entwickelt, der bis an das Ende des Dichters ungestört geblieben und durch einen regen Briefwechsel wie durch wiederholte Besuche Schultzens in Weimar aufrechterhalten worden ist.

War nach alledem nicht zu hoffen, daß man in einem Manne, der so auf der Höhe der Bildung stand und soviel Beziehungen nach allen Seiten besaß, die Persönlichkeit gefunden hatte, welche den Intentionen des Ministers gerecht werden würde? Nicht bloß im Ministerium, sondern auch an der Universität war man dieser Meinung. „Wir sind mit Schultz sehr zufrieden“, schreibt Schleiermacher am 6. Dezember an Arndt; „er hat nicht bloß die beste Absicht, sondern auch das nötige Geschick, um, was böse gemeint war, zum Guten ausschlagen zu machen“. Aber allen Anlagen und Tugenden des Mannes war eine Eigenschaft beigemischt, die auf dem Boden der altpreußischen Bureaukratie häufig wuchs, aber bei niemand so ausgeartet war, wie bei Friedrich Schultz: eine Empfindlichkeit, die, gerade weil sie auf der andern Seite mit ungemeinem Zartsinn verbunden war, gegen jede Berührung reagierte und, wo sie sich verletzt glaubte, in einer Weise zum Ausbruch kam, die alles Maß und Ziel überschritt. Es war ihm dann völlig gleichgültig, wen er vor sich hatte, und jede Rücksicht auf seine Stellung, auf sein persönliches Wohl und Wehe, auf seine zahlreiche Familie verlor er dann aus dem Auge; von der Verteidigung ging er sofort zum Angriff über, zur Verdächtigung, zur Drohung mit Enthüllungen, welche die Stellung seines Gegners erschüttern würden, und die er jedesmal sogleich bis an den König bringen wollte. Solche Konflikte hatte er bereits in allen seinen amtlichen Stellungen gehabt; mit Hardenberg selbst war es im Herbst 1810 zu einem Zusammenstoß gekommen, der ihm eine Kabinettsordre einbrachte, in der ihm unter schärfstem

---

1) Siehe Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz, herausgegeben und eingeleitet von Düntzer, 1853, mit einer aus dem Nachlaß von Schultz geschöpften Lebensskizze, S. 1—130.

Tadel seiner pflichtwidrigen Äußerungen und falschen Anklagen seine Stelle gekündigt war.[1] Damals hatte sich sein Freund Raumer ins Mittel gelegt, und es war ihm gelungen, den tief Erregten zu beruhigen und ihn zur Annahme einer neuen Stellung in Schlesien zu bewegen: derselben, in der er später bei der Gründung der Universität Breslau sich so hervorragend beteiligen sollte. Es ist ein Beweis für die Tüchtigkeit des Mannes, daß die Regierung, trotzdem solche Vorfälle sich immer wiederholten, ihn dennoch nicht fallen ließ. Er selbst spricht einmal von der verzehrenden Eigenschaft des Rechthabens, des Trotzens auf sein Verdienst und das reine Bewußtsein, das in ihm gewesen sei; er habe sich davon nur durch die Einsicht befreien können, daß jede Ungerechtigkeit der Menschen eine wohlverdiente Strafe Gottes sei, und daß, wie Hiob es ausspreche, die Gerechtigkeit nicht von den Menschen, sondern von Gott zu erwarten sei. In Wahrheit aber ward diese Leidenschaft mit den Jahren nur stärker, und jene Ruhe, die er sich angeeignet zu haben glaubte, war nichts als eine Verstockung und Versteifung in Tugendstolz und Selbstgerechtigkeit. Er war mit einem Wort eine Querulantennatur, bei der manches, man kann es wohl nicht anders deuten, pathologisch zu erklären ist. Auch in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen hatte er eine merkwürdige Neigung, um die Ecke zu denken, und dann mit einer unbesieglichen Hartnäckigkeit Hypothese auf Hypothese zu häufen. Sogar Altenstein war bereits mehr als einmal mit ihm aneinandergeraten; und es ist zwar für die Nachsicht und Liebenswürdigkeit, aber nicht für die Menschenkenntnis des Ministers bezeichnend, daß er trotzdem diesen Mann in eine Stellung bringen wollte, die, wie keine andere, Entgegenkommen und gegenseitiges Verständnis verlangte: er wenigstens hätte wissen können, welche Rute er sich mit dieser Wahl band.

Seine Instruktion.

Am 24. November erhielt Schultz seine Instruktion, und noch an demselben Tage erklärte er dem König in einem Immediatschreiben unter dem Ausdruck des tiefsten und ehrfurchtsvollsten Dankes seinen ernsthaften Willen, den Irrwegen vorzubauen, zu welchen mißverstandene Begriffe die durch die Ereignisse der Zeit aufgeregte Jugend zu verleiten angefangen hätten. Dazu bot ihm nun freilich seine Vollmacht Anhalt genug. Sie gab ihm Gelegenheit, auf Schritt und Tritt in das Leben der Universität einzugreifen; und das galt nicht bloß für

1) 2. Nov. 1810, abgedruckt von Düntzer, S. 31 f. Schultz hatte dem König in einem Immediatschreiben die angebliche Gefahr und verfassungswidrige Lage, in der sich die öffentlichen Kassen befinden sollten, angezeigt. „Höchstdieselben“, so lautete die Antwort, „haben daraus mit größtem Mißfallen ersehen, daß der Staatsrat Schultz die unwillkürliche und in den Umständen gelegene Verspätung der Generalkassenetats mit einer auffallenden Übertreibung und zum Teil mit einer Aufstellung ganz grundloser Tatsachen, als den größten Nachteil verursachend schildert und sich nicht entsieht, seinen Vorgesetzten fälschlich Unordnungen Schuld zu geben, für die er nach seinen bisherigen Verpflichtungen hauptsächlich verantwortlich wäre, indem es ihm vorzüglich oblag, das neue Etatswesen zu fördern“ usw.

Verwaltung und Gericht, sondern auch für den wissenschaftlichen Betrieb, und nicht bloß für die Studenten, sondern auch für die Lehrer. An erster Stelle war in dem Edikt vom 18. Oktober vorgeschrieben, über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disziplinarvorschriften zu wachen. Um dieser Pflicht genügen zu können, sollten die Regierungskommissare nicht nur von seiten der Universität, sondern auch von seiten der Polizeibehörde von jedem Disziplinarfall unterrichtet werden und Kenntnis über das gesamte Leben und Treiben der Universität erhalten; sie sollten die akademischen Behörden auf jeden Fall, der diesen unbekannt geblieben oder nicht genügend von ihnen beachtet wäre, aufmerksam machen und zu einer Untersuchung auffordern. Der Universitätsrichter sollte ihnen allein untergeordnet sein und in allen Disziplinarsachen, wo zwischen dem Rektor oder dem Senat und jenen Verschiedenheit der Meinung obwalte, die Entscheidung haben. Sie erhielten ferner das Recht, sämtlichen Jurisdiktions- und Disziplinarverhandlungen beizuwohnen und nach Gutdünken deren Verfahren zu berichtigen oder zu vervollständigen; so wie sie auch befugt waren, außerordentliche Senatssitzungen durch den Rektor zu veranstalten. Die Entscheidungen der akademischen Gerichte in Disziplinarsachen sollten ihnen zunächst vorgelegt werden und ihre Unterschrift tragen, auch sollten sie das Recht haben, auf eine Verschärfung bei dem Ministerium anzutragen. Sie waren weiter befugt, einen Kommissarius aus den Ortsgerichten zu requirieren, Untersuchungskommissionen unter ihrem Vorsitz zu ernennen, alle Rekurse gegen Urteile der akademischen Behörden an das Ministerium zu bringen. Sie hatten für die Vollziehung der Strafen und für die Entfernung der Relegierten durch die Polizei zu sorgen; bei Unruhen und Exzessen hatten sie das Recht, die Polizei und eventuell das Militär zu requirieren. Und endlich, in Kriminalfällen, welche die akademischen Lehrer selbst betrafen, sollten sie dem Ministerium ungesäumt Anzeige machen und von ihm Instruktion einholen. Um ferner nach der Vorschrift des Ediktes auf den Geist der akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen und privaten Vorträgen zu achten und, wie es darin heißt, „ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethode ihm dennoch eine heilsame, auf die künftige Bestimmung der Jugend berechnete Richtung zu geben“, sollten die Bevollmächtigten sich über die Beschaffenheit der Vorträge der Dozenten und ihren Geist die erforderliche Überzeugung verschaffen, den Dozenten schriftlich oder mündlich ihre Bemerkungen zukommen lassen, die Lektionskataloge, mit ihrem Gutachten begleitet, dem Ministerium einreichen, über jede Zulassung eines Privatdozenten sowie über jede Anstellung und Beförderung eines Professors ihr Gutachten abgeben, die akademischen Institute beaufsichtigen und für ihre gehörige Instandhaltung sorgen. Sie sollten über dies alles mit den Fakultäten Rücksprache nehmen und zu diesem Zweck nicht allein den Sitzungen jeder Fakultät beiwohnen, sondern auch außerordentliche

Versammlungen durch den Dekan veranlassen dürfen. Das Edikt bestimmte endlich als die Pflicht der Regierungsbevollmächtigten, allem, was zur Beförderung der Sittlichkeit, der guten Ordnung und des äußeren Anstandes unter den Studierenden dienen könnte, unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen. Um diesen Zweck zu erreichen, wurden die Bevollmächtigten dahin instruiert, den herrschenden Geist und den Ton der Studierenden beständig zu beobachten. Sie hatten darauf einzuwirken, daß Studierende, die sich durch unangemessene Tracht oder durch unanständiges oder anstößiges Betragen nachteilig auszeichneten, durch die Rektoren erinnert und eventuell Disziplinarmittel gegen sie in Anwendung gebracht würden; die Entfernung der Anstifter eines solchen Geistes sollten sie beantragen, in dringenden Fällen selbst anordnen. Alle Freitische und Benefizien waren von ihnen zu kontrollieren, alle Zeugnisse mitzuunterzeichnen und genaue Ab- und Zugangslisten der Studierenden ihnen fortlaufend vorzulegen. Monatlich sollten sie Berichte über Disziplinarereignisse, den herrschenden Geist und die Beschaffenheit der Sitten an der Universität dem Ministerium erstatten, erhebliche Vorgänge aber außerordentlich an dasselbe berichten.

Die Wahrung der korporativen Rechte war, wie wir ausgeführt haben, der Grundgedanke unserer Statuten gewesen: aus der Idee der Universität und ihrem Zweck, sowohl als Wissenschaft treibender Korporation wie als Lehranstalt des Staates, war die Verfassung unserer Universität mit allen ihren Organisationen abgeleitet. Auf die Sicherung der akademischen Freiheit war alles darin angelegt: Wissenschaft und Lehre, Verwaltung und Gericht waren dem Gremium der Professoren, nach Senat und Fakultäten geordnet, anvertraut worden. Das Edikt vom 18. Oktober aber und die Instruktion, welche seine Ausführung bestimmte, hatten diesen Sinn der Statuten in ihr Gegenteil verkehrt; eine Vereinigung beider war unmöglich.

Im Ministerium hatte man diese Konsequenz nicht gezogen. Alle Formen der korporativen Verfassung sollten bestehen bleiben, kein Paragraph der Statuten war gestrichen worden, obgleich in jedem Satze der Instruktion vom 18. November ein Haken lag, durch den sie aufgehoben und unwirksam gemacht werden konnten; und je enger sich der Bevollmächtigte an den Wortlaut seiner Vollmacht hielt, je stärker er ihren Sinn preßte und seinen Einfluß zur Geltung zu bringen suchte, um so mehr mußte der Widerspruch zutage treten, um so häufiger und schärfer die Konflikte werden, von denen fortan die Universität, über die er gesetzt war, bedroht wurde.

Schultz untersagt Fr. Liebers Immatrikulation.

In der Tat währte der Friede, auf den die alten Freunde von Schultz gerechnet hatten, nur wenige Wochen. Schon um Neujahr kam es zu einem ersten

scharfen Konflikt, als Franz Lieber nach seiner Entlassung aus der Haft um die Immatrikulation bei der Universität nachsuchte. Sofort legte Schultz Verwahrung dagegen ein.[1] Varnhagen, der die Sache in seinem Tagebuch am 5. Januar erwähnt, berichtet am Tage darauf, daß auch der Professor Lichtenstein, der soeben von einer wissenschaftlichen Reise (zu Museumszwecken) nach Frankreich und England zurückgekommen war, von dem Staatsrat Schultz einen Fragebogen zur Beantwortung vorgelegt erhalten habe, wen er da und dort gesprochen, was er gegen diesen und jenen auf seiner Reise über den preußischen Staat geäußert habe und anderes.[2]

Verdächtigung Bekkers und Brandis'.

Die Nachricht über Lichtenstein hing zusammen mit einer Denunziation, die von Karlsruhe und Frankfurt her über Immanuel Bekker und Brandis eingelaufen war, welche im Herbst, nach Beendigung ihrer Forschungen in Italien, nach Paris gereist waren, um dort ihre im Auftrage der Akademie unternommenen Studien über das Inskriptionenwerk und die Aristoteleshandschriften fortzusetzen. Sie hatten von Turin aus, statt den kürzeren Weg über Lyon zu nehmen, die angenehmere Route über Genf, Basel und Straßburg gewählt, weil sie die Pariser Bibliothek doch nicht vor Mitte Oktober offen gefunden hätten. Straßburg aber wurde gerade in diesem Moment von den Hütern der öffentlichen Ordnung im neuen Deutschland mit besonderem Argwohn überwacht, da dort eine Reihe von deutschen Jakobinern versammelt war; die Polizeispione zählten vom 13. September ab an 50 Personen, Professoren, Studenten, Buchdrucker und sonstiges revolutionäres Gesindel, das sich in der Stadt Gutenbergs und Jakob Sturms ein Rendezvous zu geben schien. Besonders verdächtig war, daß diese Gelehrten und Akademiker, obwohl unbemittelt, in den besten Gasthäusern einquartiert waren, also offenbar aus einer fremden Kasse besoldet wurden. Darunter waren Hauptrevolutionäre, wie Görres, Welcker (der Jurist), Kekulé aus Darmstadt und andere. Bekker und Brandis, welche am 10. Oktober, einem Sonntag, in Straßburg angekommen waren, hatten keine Ahnung, in welche Räuberhöhle sie geraten waren. Von der Schrift Görres' und von seiner Verbannung wußten sie gar nichts; sie kannten überhaupt keinen von ihren deutschen Landsleuten, nur Welcker hatte Brandis einmal vor ein paar Jahren in Kiel gesehen. Außer Wirt, Kellnern und Zimmermädchen im Hotel zur Blume, wo sie abgestiegen waren,

---

1) Düntzer bemerkt, daß schon am zweiten Tage nach dem Amtsantritt von Schultz durch einen öffentlichen Aufzug der Landsmannschaften ein großer Skandal verursacht worden sei; der Minister, bei dem sich der Bevollmächtigte wegen der lässigen Betreibung dieser Sache seitens des Senates beklagt habe, sei jedoch nicht darauf eingegangen. In den Akten fand ich darüber nichts.

2) Die Stelle über Lieber lautet: „Staatsrat Schultz verweigert dem jungen Lieber die Immatrikulation und äußert sich darüber gegen Reimer zu dessen größtem Befremden; er billigt im ganzen alle neuesten Maßregeln". Auch mit Reimer war Schultz längere Zeit befreundet gewesen; in seinem Garten hatte er gewohnt.

dem Glöckner im Münster und den Gästen an der Table d'hôte hatten sie niemand gesprochen. Sie hatten sich überhaupt in Straßburg nur ein paar Stunden aufhalten wollen, um auf den Münsterturm zu steigen; und nur die Verzögerung der Paßausschreibung, die aber ihrem Wirt zur Last fiel, hatte es verursacht, daß sie erst am Dienstag ihre Reise fortsetzten. Ein harmloseres und folgsameres Gemüt als das des jungen Brandis konnte es gewiß nicht geben, und niemand war ferner von irgendeinem Anteil an dem politischen Leben als der weltfremde Bekker. Varnhagen, der davon durch Schleiermacher und beide Humboldts unterrichtet war, bemerkt in seinem Tagebuch mit Recht: „Bekker kennt keine Demagogen als die von Athen und Rom". Aber für die badischen Spione genügten diese Symptome, um finsteren Verdacht auf die Reisenden zu werfen. Sofort meldeten sie es nach Karlsruhe, von wo es nach Mainz an die Zentraluntersuchungskommission weitergegeben wurde; und diese stellte am 10. November den Antrag beim Bundestage, die in Straßburg beobachteten Deutschen gleich nach ihrer Heimkehr unter Polizeiaufsicht zu stellen, insbesondere aber die drei Professoren vor den Untersuchungsrichter zu bringen. Auch der preußische Gesandte am badischen Hofe, Herr von Otterstedt, säumte nicht, seine Regierung davon in Kenntnis zu setzen. Es war der erste Antrag, der von der Mainzer Kommission an den Bundestag gestellt wurde, und dieser richtete alsbald das Ersuchen an die preußische Regierung, dem Befehl nachzukommen. Auch Hardenberg gehorchte aufs Wort und beauftragte die Regierungsbevollmächtigten in Bonn und Berlin, die nötigen Schritte zu tun.

Mittlerweile waren Bekker und Brandis in Paris eingetroffen, wo sie mit Lichtenstein, der drei Tage nach ihnen ankam, noch zehn Tage zusammen waren. Noch immer hatten sie keine Kenntnis von der Anschuldigung, unter der sie standen. Sie waren bereits ganz in ihren Handschriften vergraben, als sie am 2. Dezember aus einer Pariser Zeitung erfuhren, welches Schicksal sie in der Heimat erwarte, und was für Verbrecher sie seien[1]. Ungesäumt sandten sie ihrem Minister einen Bericht über ihre Reise und forderten unter Protest gegen den geäußerten Verdacht Schutz gegen diese öffentliche Beschimpfung. „Je weniger wir", so schlossen sie ihre Erzählung, „darin irgend etwas entdecken können, was Tadel gegen uns, geschweige denn öffentliche Beschimpfung, begründen könnte, um so fester hoffen wir, daß Ew. Excellenz uns wenigstens bei dieser unerfreulichen Gelegenheit die Teilnahme und Anerkennung zu bestätigen geruhen werden, worauf wir durch angestrengte und nicht erfolglose Tätigkeit für

1) Der Zweck ihres Aufenthaltes in Straßburg hätte kein anderer sein können: „que celui de publier leurs libelles démagogiques et révolutionnaires et de les mettre en circulation dans l'Allemagne par la Suisse, l'Alsace et les Pays-Bas" — so heißt es in der „Correspondance particulière" aus Mainz vom 22. November, die sie in der Zeitung „La Renommée" zu Gesicht bekamen.

die Wissenschaft schon so lange einigen Anspruch zu erwerben bemüht sind". Der Minister beeilte sich, dem Staatskanzler seinen Unglauben an die Umtriebe der beiden Professoren zu bekennen, und bat ihn, diejenigen Maßregeln treffen zu wollen, welche zur Herstellung ihrer öffentlich gekränkten Ehre geeignet seien; da es nicht minder wichtig sei, daß Unschuldige gerechtfertigt und auch die wissenschaftlichen Institute, denen solche Männer angehörten, in ihrer Freiheit nicht beschwert würden, als daß wirklich Schuldige die Strafe nach Verdienst leiden sollten. Zu einer öffentlichen Erklärung wollte Hardenberg sich jedoch nicht hergeben. Er versäumte nicht, das „höchst ehrende Zeugnis", das den beiden Professoren durch den Herrn Minister ausgestellt war, dem Bundestag mitzuteilen; aber mit einer Erklärung in den Zeitungen wollte er sich nicht befassen: denn von Amts wegen sei ja nichts geschehen, was der Ehre der beiden Gelehrten zu nahe träte; die unwahre Nachricht sei auf den leider nur zu häufig wahrgenommenen Mißbrauch der Presse zurückzuführen und also durch die Betreffenden selbst zu korrigieren. Erst eine erneute Vorstellung Altensteins, der nun auch von der Akademie, an welche sich die beiden ebenfalls gewandt hatten, dazu angestachelt war, bewog den Staatskanzler, es dem Minister selbst zu überlassen, eine entsprechende Erklärung in die Öffentlichkeit zu bringen. Aber er vergaß nicht hinzuzufügen: „Ew. Excellenz sind gewiß mit mir darüber ganz einverstanden, daß eine derartige Erklärung eine besonders vorsichtige Abfassung erheischen wird, damit durch dieselbe der Bundestag und die Bundeszentraluntersuchungskommission nicht kompromittiert würden"[1].

Fortgang der Lieberschen Sache; Schleiermacher und Hegel.

Die Sache war so lächerlich, daß selbst Schultz nicht daran geglaubt und dem Staatskanzler in diesem Sinne berichtet hatte. Um so schärfer verfolgte er seinen Weg in der Lieberschen Sache. Sein Gegenspieler war hier wieder Schleiermacher, der auf die Nachricht, daß seinem jungen Freunde die Immatrikulation verweigert sei, im Senat den Antrag stellte, den Minister darauf aufmerksam zu machen, daß der Regierungsbevollmächtigte darin seine Instruktion überschritten habe. In derselben Sitzung (12. Januar 1820)[2] suchte er seine Kollegen fortzureißen zu einem Protest gegen die Bestimmung in der Instruktion des Regierungsbevollmächtigten, welche ihn verpflichtete, von den Privatdozenten

---

1) Die betr. Akten im Geh. St.-A., Rep. 76, V, Sektion II, Berlin. Universitätssachen, Abteilung XII, Nr. 7. Neben dem Schreiben Bekkers und Brandis' an Altenstein (Paris, 2. Dezember 1819) auch Abschrift der „Correspondance particulière" aus Mainz vom 22. November. Der Bericht an den Bundestag war von Pfister, badischem Mitglied der Zentralkommission. Auch an Schleiermacher, mit dem er in diesen Jahren in Korrespondenz stand, hatte Bekker, wie Varnhagen notiert, deshalb geschrieben.

2) Von dem gleichen Tage ist die Eingabe der Akademie an den Minister wegen Bekker und Brandis, welche ebenfalls von Schleiermacher, neben Buttmann, Erman und Tralles, unterzeichnet war.

die Vorlegung ihrer Zeugnisse zu verlangen und noch außerdem Erkundigungen über sie einzuziehen; er begründete den Antrag damit, daß unter diesen Umständen junge Dozenten, zumal von auswärts, Bedenken tragen würden, sich an der Universität zu habilitieren. Aber er gewann weder für den einen noch für den anderen Punkt die Mehrheit, und der Senat gab ihm nur die Vollmacht, den Regierungsbevollmächtigten, zu dem er noch immer seine alten Beziehungen aufrechtzuerhalten suchte, persönlich über sein Verfahren gegen Lieber zu interpellieren.

Der Briefwechsel, den Schleiermacher deshalb mit Schultz anknüpfte, trieb sofort eine neue prinzipielle Differenz hervor, als der letztere um Mitteilung der Gründe ersuchte, welche Schleiermacher zu seiner Haltung im Senat bewogen hätten. Schleiermacher verweigerte die Antwort und brachte die Sache vor den Senat, den er fragte, ob einem einzelnen Senatsmitgliede die Angabe der Gründe seiner Vorträge im Senat amtlich abgefordert werden könne. Hierin hatte er nun die Kollegen auf seiner Seite. Nur eine Stimme widersprach, und das war die Hegels, der zwar im allgemeinen seine Billigung des Grundsatzes aussprach, im gegenwärtigen Fall jedoch eine prinzipielle Erklärung vermieden sehen wollte; er gab ein Separatvotum zu den Akten, welches er damit motivierte, daß das Verhältnis zu dem Herrn Regierungsbevollmächtigten eine Sache des Vertrauens und also praktisch aufzunehmen und zu behandeln sei — ein Argument, welches gegenüber der Haltung, welche Schultz einhielt, wirklich wenig am Platze war.

Schultz aber machte nun von dem Rechte, welches ihm die Instruktion gewährte, Gebrauch: er ordnete eine außerordentliche Senatssitzung auf den 2. Februar an und trat hier mit der Forderung auf, ihm eine Erklärung darüber zu geben, auf welche Gesetze sich der Beschluß in der letzten Sitzung des Senats stütze. Man antwortete, ein Gesetz gebe es hierfür nicht, aber die Observanz spreche für den Beschluß, und ihr scheine die Instruktion des Herrn Regierungsbevollmächtigten nicht entgegenzustehen. Hier abgewiesen, kam Schultz sofort mit einer neuen vexatorischen Frage heraus: ob der Senat schon vor der Eröffnung der Untersuchung gegen die Burschenschaft von dem Bestehen derselben unterrichtet gewesen sei? Die Senatsmitglieder erklärten, daß sie um die Existenz der Burschenschaft nur nach ganz unbestimmten Gerüchten, keineswegs aber offiziell gewußt hätten, und daß dieser gänzliche Mangel an Gewißheit sie nicht hätte bestimmen können, eine Untersuchung deshalb zu veranlassen. Hierbei beruhigten sie sich aber nicht, sondern beschlossen außerdem — man sieht nicht, ob noch im Beisein von Schultz oder nach dessen Entfernung — eine ausführliche Auseinandersetzung über das bisherige Verfahren des Herrn Regierungsbevollmächtigten in dieser Angelegenheit bei dem Minister einzureichen; und da Schleiermacher mit der Abfassung betraut wurde, so wird darin

Der Senat appelliert an den Minister.

der Insinuation, die in der Frage von Schultz gelegen hatte, zur Genüge begegnet worden sein[1].

Neue Regungen des Burschenschaftsgeistes.

Nun wollen wir uns allerdings nicht verhehlen, daß das Treiben der akademischen Jugend den Professoren nicht so unbekannt gewesen sein kann, als sie in ihren offiziellen Erklärungen zuzugeben für gut fanden. Hatte doch im Grunde das Burschenwesen vor den Verfügungen im August und September gar nicht als verboten gegolten; denn die alten Edikte aus den neunziger Jahren waren so gut wie vergessen, und eine Kabinettsordre vom Dezember 1817 richtete sich ihrem Wortlaut nach auch nur gegen geheime Verbindungen. Die Burschenschaft aber war gerade gegen die Heimlichkeit des Verbindungswesens gerichtet gewesen; ihre Idee war, den Landsmannschaften ein Ende zu machen und die Studentenschaft über ganz Deutschland hin als eine nach innen und außen geschlossene Gemeinschaft aller Welt zur Wahrung der Größe und Ehre des Vaterlandes vereinigt darzustellen. Wenn sich die Berliner Burschen unter den Augen des Hofes und der hohen Polizei größeren Zwang auferlegt hatten, als es in Jena und in Gießen oder auch in Leipzig üblich sein mochte, so waren doch die akademischen Festlichkeiten, wie jener Ausflug nach Pichelsberg, die Reformationsfeier und die patriotischen Gedenkfeste, immer von ihren Führern geleitet worden. Dazu kam nun aber, daß das Auflösungsdekret die Form zwar zerbrechen, den Geist aber nicht hatte zerstören können, und daß dieser sich neue Formen, nun aber in Heimlichkeit und unter verdeckenden Namen, zu schaffen suchte. Noch im Oktober hatte eine Gruppe der Studenten den Antrag an den Senat gestellt, ihnen die Bildung einer Gesellschaft im Flemmingschen Kaffeehause zu gestatten, als deren Zweck die Lesung ausgewählter Bücher, Musik, Unterhaltung und dergleichen angegeben war; auch ein Statutenentwurf war beigelegt worden. Der Senat hatte geantwortet, daß er seine Genehmigung nicht

Convictorium.

---

1) Dies alles kann ich leider nur nach den Senatsprotokollen wiedergeben. Der Briefwechsel Schleiermachers mit Schultz im Januar wie das Anschreiben des Senats liegen mir nicht vor.

Als dritter Punkt wurde von Schultz in dieser Sitzung noch zur Beratung gestellt, ob das Auditorium 4 interimistisch dem Staatsrat Hufeland zu den medizinischen Staatsprüfungen eingeräumt werden könne; bei der Abstimmung hierüber entschieden 9 gegen 1 Stimme, daß dies auf kurze Zeit zulässig sein werde. — Sonst hatte Schultz eine Reihe von Maßregeln angeregt, die zum Teil ganz praktisch waren und auch von Schleiermacher als vernünftig anerkannt wurden, oder doch wenigstens sehr diskutabel erschienen. So hatte er seinen Neigungen gemäß, musikalische Übungen seitens der Studenten empfohlen und in einem Anschlag bestimmte Stunden dafür angesetzt, dabei aber außer Acht gelassen, daß dadurch eine Kollision mit den Theologen hervorgerufen wurde, deren wichtigste Kollegien in diese Zeit fielen. Der Senat, gewiß wieder auf Anregung Schleiermachers, drückte ihm sein Bedauern aus, daß er sich nicht zunächst mit ihm in Beziehung gesetzt habe. Ein anderer Antrag betraf den Fechtsaal, dessen Entfernung aus der Universität Schultz wünschte; in der Sitzung vom 26. Januar ward dies abgeschlagen, aber die Verlegung innerhalb der Universität beschlossen und ein Fechtmeister eingesetzt.

eher erteilen könne, bis die jetzt schwebenden Untersuchungen gegen die Verbindungen unter den Studenten zum Abschluß gelangt seien, zugleich aber dem Minister berichtet, daß man im allgemeinen gegen eine solche Gesellschaft nichts Bedenkliches zu erinnern finde. Es war jedoch klar, was wir auch sonst wissen, daß in diesem „Convictorium“, wie es sich nannte, die alte Burschenschaft fortlebte; auch hielt es sich den ganzen Winter über, und erst gegen Ostern 1819 ward es aufgehoben[1].

Bewaffnungsfest.

Aus diesen Kreisen ging auch jetzt wieder der Antrag hervor, das Bewaffnungsfest, wie man es nannte, das heißt die Gedenkfeier an die Erhebung vom 9. Februar 1813, die seit 1815 niemals ausgelassen war, in gewohnter Weise zu begehen. Der Senat glaubte die Erlaubnis nicht verweigern zu dürfen, wünschte aber doch gewisse Rücksichten dabei beachtet zu sehen. So sollte den jungen Leuten angedeutet werden, daß es diesmal schicklicher sein werde, Personen des Hofes zu der Feier nicht einzuladen: was also, wie daraus zu entnehmen ist, bisher geschehen war, sowie auch das Ministerium und der Lehrkörper bei dem Akt in der Aula stets vertreten gewesen waren. Ferner sollte der Rektor die Studierenden auffordern, dem Herrn Regierungsbevollmächtigten von der durch den Senat erteilten Erlaubnis Anzeige zu machen; und derjenige Studierende, der als Redner aufgestellt würde, sollte darauf aufmerksam gemacht werden, daß es der Senat zweckmäßiger finde, den Inhalt der Rede mehr als bisher „auf das Wichtige des Tages in historischer Hinsicht“ zu richten, mit anderen Worten, politische Anspielungen möglichst zu vermeiden. Aber dem Regierungsbevollmächtigten genügten diese Kautelen nicht. Er hatte in den Akten, die ihm von Hardenberg überreicht und emsig von ihm studiert waren, ein Protokoll der allgemeinen Versammlung vom 30. Januar vorigen Jahres gefunden, in dem die Feier des 9. Februar zur Sprache gebracht worden war. Die Versammlung hatte damals über das Festprogramm förmlich debattiert, von zwei zu Rednern vorgeschlagenen Studierenden, Christ und Krüger, den letzteren erwählt und ihn über den Inhalt seiner Rede instruiert, die Anordnung der Feier selbst aber

---

1) Vgl. das Senatsprotokoll vom 27. Oktober 1819. Ferner berichtet darüber der Geheimrat Frick in einem später zu erwähnenden großen Referat über die Berliner Burschenschaft. Dieser sagt jedoch, daß das Convictorium erst im November begonnen habe. Die Studenten hätten damals anfänglich in der Holzmarktstraße, später in der Letzten Straße ein Lokal gemietet; sie hätten einen Wirt eingesetzt, der für einen Mittagstisch sorgen sollte, ein Lesezimmer, einen Fechtboden und eine Vorrichtung zum Schwingen eingerichtet. Auch bestimmte Beiträge und ein Fechtgeld seien erhoben worden. Als eine eigene und neue Verbindung hätten sie nicht angesehen werden wollen, weil sie nicht nur jedem Studierenden von unbefleckten Ruf, sondern auch Nichtstudierenden und sogar Offizieren die Aufnahme zugestanden und den Plan ihrer Einrichtung dem akademischen Senat vorgelegt hätten. Frick scheint danach anzunehmen, daß das Convictorium eine Zeitlang vom Senate genehmigt worden sei. Dasselbe berichtet Stier, I, 127ff. Ich lasse es darum dahingestellt, ob der Antrag vom Oktober, der durch das Senatsprotokoll gesichert ist, später noch einmal mit besserem Erfolge erneuert worden ist.

den Vorstehern der Burschenschaft überlassen. Da nun die Antragsteller an den Senat zu denen gehörten, die in den Akten als die tätigsten Mitglieder der Burschenschaft angegeben waren, so zog Schultz mit Recht daraus den Schluß, daß die Feier auch diesmal nichts anderes sein werde als eine Veranstaltung der Burschenschaft, die, wie er dem Rektor schrieb, recht zum Hohn der Behörden, von denen die Strafe über die Mitglieder des Vereins noch nicht ausgesprochen sei, in Szene gesetzt werden solle. Ohne geradezu ein Verbot auszusprechen, forderte er dennoch, daß das Fest als ein Fest der Universität von Rektor und Senat zu veranstalten sei, und ersuchte den Rektor, diese Angelegenheit im Senate nochmals zum Vortrag zu bringen. Der Senat, den Goeschen zu einer außerordentlichen Sitzung am 22. Januar zusammenberief, konnte wohl nichts anderes tun als dem Verlangen nachkommen. Man beschloß, dem Komité der Studenten zu eröffnen, daß der Senat diesmal die Anordnung des Ganzen übernehme, bestätigte auch die von den Studenten genannten Festordner, behielt sich jedoch vor, noch drei andere beizugesellen, und zwar womöglich solche, welche die Feldzüge mitgemacht hätten. Als Redner war von den Studenten der Studiosus Gaupp[1] genannt worden. Die Kosten der Feier wollte die Universität übernehmen, in der Hoffnung, daß der Minister sie wiedererstatten werde. Der Senat sollte durch einen Anschlag zur Feier einladen, die Feier selbst durch eine kurze Rede des Rektors eröffnet und der Musikdirektor Klein gebeten werden, die musikalische Anordnung des Festes zu übernehmen. Geheimrat Schultz aber war auch damit noch nicht zufrieden gestellt. Die Rede Gaupps, die er sich im Entwurf vorlegen ließ, erschien ihm nicht geeignet, vor den Behörden und den Lehrern der Universität zum Vortrag gebracht zu werden; er reichte sie dem Ministerium zur Prüfung ein. In der Tat entschied dieses in seinem Sinne und gab ihm sogar auf, eine Abschrift der Rede zu seinen Akten zu nehmen. Es glückte dann noch, in dem Studiosus Bresler[2], einem Theologen, einen Festredner zu finden, der so zahm sprach, daß er auch vor dem argwöhnischen Gemüt des Regierungsbevollmächtigten Gnade fand, und so wurde das Fest in der angegebenen Form mit der Feier in der Aula und dem Bankett im Tiergarten begangen.

1) Es gab zwei Studenten dieses Namens, Ernst Theodor Gaupp aus Reichenbach in Schlesien, Sohn des Konsistorialrats G. in Breslau, der spätere Professor in Breslau, und Friedrich Gaupp aus Groß-Glogau, Sohn eines Regierungsrats. Beide waren am 4. November 1817 immatrikuliert und sind zusammen am 20. Juni 1821 rite abgegangen; beide waren Juristen.

2) Karl Heinrich Bresler, geboren den 19. Dezember 1797 zu Brieg, habilitierte sich Ostern 1822 an unserer Universität als Privatdozent der Theologie, schied aber schon Ostern 1825 wieder aus; von 1826 ab Professor und Prediger an der Landesschule zu Pforta. Von 1830 bis an seinen Tod, 21. November 1860, Pfarrer an St. Marien in Danzig, später Konsistorialrat und Superintendent. Er veröffentlichte 1846/47 eine Geschichte der deutschen Reformation, 2 Bde., 1850/51 in zweiter Auflage erschienen, und andere Schriften, besonders Predigtsammlungen. Nach seinem Tode 1863 kamen gesammelte Erzählungen von ihm heraus. Siehe Ascherson, Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der Berliner Universität, S. 220.

Aber dem Regierungsbevollmächtigten war es nicht recht zu machen. Es hatte bei dem Bankett natürlich nicht an Reden gefehlt; auch Schleiermacher hatte seinen Mund aufgetan, und er wird die Worte über Freiheit und Vaterland so gewählt haben, daß sie wohl den stürmischen Beifall der Studierenden erwarben, aber nicht allen Gästen, und am wenigsten der Regierung willkommen waren. Genug, am nächsten Tage stellte Schultz dem Minister vor, daß es für die Professoren große Bedenken habe, an den studentischen Festen teilzunehmen, und beantragte, es ihnen in Zukunft ganz zu untersagen. Er war dazu, wie er später äußerte, durch Mitglieder des Professorenkollegiums selbst veranlaßt worden, die sich durch die Einladung geniert gefühlt hatten und sich durch das Verbot seitens der Regierung für die Zukunft zu decken wünschten; wir werden dabei an Männer wie Marheineke, Hegel, Berends, vielleicht auch an Savigny, Wilken und Hufeland zu denken haben. Goeschen und Hegel waren bereits dem Fest ferngeblieben, und letzterer hatte sogar, nachdem er bereits die Einladung angenommen hatte, dem Wink von Schultz folgend, wieder abgeschrieben[1]. Der Minister erkannte die Bedenken des Geheimrats völlig an; aber ein Verbot hielt er doch nicht für geraten und gab ihm anheim, den Herren gelegentlich das Mißliche der Teilnahme an den studentischen Festen bemerklich zu machen; eine leise Erinnerung werde gewiß in solchen Fällen genügen, um sie willfährig zu stimmen[2]. Schultz aber behielt diese Verfügung in der Tasche und kam (um dies

1) Wir erfahren dies aus einem am 8. Februar 1821 von Schultz an den Rektor dieses Jahres, Lichtenstein, gerichteten Schreiben, worin er bemerkt, daß im vorigen Jahre der Rektor, Herr Professor Goeschen, und der Herr Professor Hegel die einzigen gewesen seien, die ihn vor der Feier von der Einladung benachrichtigt und auf seinen Wunsch die, wenn er nicht irre, bereits angenommene Einladung abgelehnt hätten. Gegen diese Insinuation legte Goeschen, den Lichtenstein davon in Kenntnis gesetzt, noch an demselben Tage Protest ein: er habe die Einladung sofort abgelehnt. „Hätte ich sie“, schreibt er, „einmal angenommen gehabt, würde ich es für ebenso untunlich gehalten haben, meine Zusage zurückzunehmen, wie in dem gegenwärtigen Fall. Ich erinnere mich übrigens wohl, daß der Herr Regierungsbevollmächtigte sich gesprächsweise dahin äußerte, daß er es überhaupt nicht passend fände, wenn die Studierenden zu ihren Festen ihre Lehrer einlüden und diese sich dadurch zur wirklichen Teilnahme bestimmen ließen. Ich habe mir aber auch damals schon erlaubt, dem Herrn Regierungsbevollmächtigten zu erwidern, daß ich im allgemeinen diese Ansicht nicht teilen könnte, daß ich es im Gegenteil für Pflicht hielte, gewisse Erweisungen der Liebe und des Zutrauens nicht von sich zu stoßen. Was mich damals bestimmte, die Einladung der Studierenden abzulehnen, war nicht die Überzeugung von der Unschicklichkeit der Sache überhaupt, sondern die besonderen Verhältnisse des damaligen Augenblicks waren es, die mich bestimmten“. Von Hegel dagegen schreibt Goeschen: „Herr Professor Hegel hatte, so viel ich mich entsinne, die Einladung im vorigen Jahr schon angenommen, als er erklärte, nicht erscheinen zu können“. Universitäts-Archiv, F. 13, Feier des 9. Februar.

2) A. a. O. Das Anschreiben Schultzens an den Minister vom 10. Februar fehlt mir, die Antwort des letzteren aber, vom 16. Februar, liegt in Abschrift einem Briefe des Regierungsbevollmächtigten an den Rektor vom 6. Februar 1821 bei. „Der für die Anwesenheit von Professoren bei Studentengesellschaften“, so heißt es darin, „von einigen angegebene Grund [daß man dadurch gerade mäßigend wirke] dürfte wohl selten und dann auch nur unvollständig erreicht werden. Wenn die natürliche Beschaffenheit der Jugend schon an und für sich überzuwallen

vorwegzunehmen) erst nach einem Jahr damit heraus, als die Einladungen zu dem Bewaffnungsfest an die Professoren bereits wiederum ergangen waren und, ohne die Studenten geradezu vor den Kopf zu stoßen, kaum noch zurückgenommen werden konnten. Das Fest verlief dieses Mal übrigens ohne jede Störung der Ordnung und in friedlichster Harmonie, aber es war, soweit ich sehe, das letzte seiner Art. Unter dem wachsenden Druck der Reaktion erlahmte schließlich die Lust bei der akademischen Jugend und ihren Führern, zumal da die meisten der Mitkämpfer, welche die Feier geleitet hatten und das belebende Element in ihr gewesen waren, bereits ins bürgerliche Leben eingetreten waren[1].

Sommerfest in Treptow, 18. Juni 1820.

Zunächst aber ließen sich weder die Studenten noch die Professoren durch die Querelen des Regierungsbevollmächtigten sonderlich stören, sondern suchten eher die Gelegenheit auf, ihm zum Tort ihren patriotischen und freiheitlichen Gefühlen Luft zu machen. Schon am 18. Juni, dem Tage von Belle-Alliance, waren sie wieder zu einem Sommerfest in Treptow vereinigt, was der Senat zwei Jahre zuvor bei dem Antrage der Studentenschaft ausdrücklich verweigert hatte; und Schleiermacher war wieder der frischeste und redefertigste von allen. „Unser munteres Studentenvolk“, so schreibt er zwei Tage später an Arndt, „welches sich Gott sei Dank durch alle Plackereien nicht knicken läßt, hat den 18. in Treptow gefeiert, und ich bin auf die Gefahr, daß wieder ein paar verhaftet und über meine ausgebrachten Gesundheiten inquiriert werden möchte, mitten unter ihnen gewesen; denn es tut wohl jetzt mehr als jemals not, sich durch das Leben mit der Jugend zu erquicken. Man sagt, wir haben noch eine große Nase vom Fürsten Staatskanzler über unsre Gelindigkeit zu erwarten; es scheint also noch alles bei'm Alten und Freund Schulz [so] oben auf zu sein. Einige hofften, in Wien würde etwas Milderndes unter die Karlsbader Tropfen gegossen werden; hiernach aber ist es kaum zu glauben“. Übrigens benahmen sich die Studenten auch bei dieser Angelegenheit musterhaft; die besonnensten und bei den Professoren beliebtesten Elemente standen an der Spitze; keine Spur von Unordnung kam vor, was sogar in der Staatszeitung anerkannt wurde.

Aber gerade das Lob von dieser Seite mußte Schultz und seine Hintermänner in den Ministerien der Polizei und des Königlichen Hauses irritieren, denn es bewies ihnen, daß die Neuerer selbst in der Umgebung des Staats-

---

geneigt ist, so tritt sie im Verein mit dem Selbst- und Freiheitsgefühl, oft auch mit der Rohheit des Studenten noch viel leichter aus ihren Schranken, und ihr durch den Genuß des Weins aufgeregter Geist kann Mahlzeiten gar bald in Gelage verwandeln, bei denen auch wohl zuweilen ein sehr besonnener Mann sich fortreißen läßt von dem wogenden Element der Jugend, wo aber gemeiniglich die Autorität des Lehrers, zu schwach, dieses zu beherrschen, in eine passive und deshalb wenig anständige Rolle sich zurückzuziehen genötigt ist“, und so fort noch Seiten lang im echten Altenstein-Stil.

1) Bei dieser Gelegenheit wurde die vorhin zitierte Korrespondenz geführt, zu der auch andere Schriftstücke gehören.

kanzlers noch nicht ganz ohne Einfluß waren und die mittlere Linie, von der sie jenen wegzudrängen suchten, innezuhalten sich bemühten.

5. Vorstoß des Fürsten Wittgenstein und seiner Freunde gegen den Kultusminister und seine Räte.

Revolutionäre Zuckungen; Kongreß von Troppau.

Gerade jetzt nahm die allgemeine Politik eine Wendung, welche alles Wasser auf die Mühlen der Reaktion treiben mußte. Am 13. Februar 1820, wenige Tage nach dem Bewaffnungsfest der Berliner Studenten, war der Herzog von Berry, auf dem die Nachfolge des bourbonischen Hauses ruhte, ermordet worden. Schon hatte General Riego in Spanien sein Pronunziamento gegen die reaktionäre Regierung in Madrid gemacht, und durch ganz Spanien hallten die Schlagworte der Revolution, Nation, Freiheit und Reform, wieder. Bald ging auch das Feuer in Neapel auf und ergriff sogleich den Kirchenstaat und die Schutzstaaten Österreichs in Italien, dessen Machtstellung zugleich durch die griechische Konspiration an der unteren Donau in Frage gestellt wurde. Auch der Zar, dessen Ehrgeiz durch die griechische Empörung freilich eher gereizt als gezügelt wurde, ward dennoch durch die Erschütterung des ganzen europäischen Systems, auf dem seine Stellung beruhte, und mehr noch durch die drohenden Anzeichen einer Erhebung Polens gefesselt. Niemals schien die Heilige Allianz mehr gerechtfertigt zu sein; alle Voraussetzungen Metternichs und Gentz' hatten sich erfüllt; Mord und Anarchie erhoben ihre blutigen Häupter, und nur engstes Zusammenhalten der Mächte, welche das neue Europa konstituiert und die Führung in ihm übernommen hatten, schien den bereits geöffneten Abgrund der Revolution schließen zu können. Am 23. Oktober nahm Hardenberg von dem Könige Abschied, um zum Kongreß nach Troppau zu gehen; wenige Tage darauf folgte ihm Friedrich Wilhelm selbst dorthin, wo sein Sohn, der Kronprinz, und die Beherrscher Rußlands und Österreichs schon auf ihn warteten. Unter den Scharen der Diplomaten, welche sich um die Monarchen und ihre leitenden Minister versammelten, war auch Wittgenstein; und hier gelang es dem Minister des Königlichen Hauses, König und Staatskanzler zu den Maßregeln fortzureißen, durch die er den Geist, den er haßte, in Preußen zu Boden zu schlagen hoffte.

Eylerts Denkschrift vom 16. Oktober 1819.

Wir bemerkten, daß schon im September 1819 Bischof Eylert seinem Gutachten über den Brief De Wettes eine Erinnerung an die notwendigen Reformen in Staat und Kirche angehängt und sich erboten hatte, diese, falls es an höchster Stelle erwünscht sei, ausführlich zu entwickeln. Schon am 16. Oktober war das Exposé, das er mit Zustimmung des Königs und auf Antrieb des Fürsten verfaßt hatte, fertiggestellt und von ihm an Wittgenstein nebst einem Immediatschreiben an seinen Königlichen Herrn übersandt worden. So liegt es von seiner Hand geschrieben, neun und eine halbe engbeschriebene Folioseiten, im Nachlaß Wittgensteins, unter der Überschrift: „Freimütige Bemerkungen über das Ver-

derben der jetzigen Zeit und Vorschläge, wie demselben entgegengewirkt werden könne. Ein Gutachten auf Allerhöchsten Befehl". Als das Resultat vieljährigen Nachdenkens bezeichnet Eylert in dem Begleitschreiben an den König sein Werk, dessen Inhalt in der Tat bedeutsam genug ist, um ein längeres Verweilen bei ihm zu rechtfertigen. Alle Schlagworte, mit denen seitdem in unserem Staate die Parteien der Reaktion die gegen Staat und Kirche andrängende Flut des Liberalismus abzudrängen versucht haben, begegnen uns darin und ebenso die Vorwürfe, die man von dorther im Laufe des Jahrhunderts gegen die Widersacher gerichtet, und die Charakteristik, die man von ihnen entworfen hat.

Eylert geht von dem Satze aus, daß die Schicht, in der die revolutionäre Flut ihre Quelle habe, die Klasse der akademisch Gebildeten, der Geistlichen, Beamten und Gelehrten sei, während das eigentliche Volk, die Masse der Nation in Stadt und Land, dem König, dem Vaterlande und seiner Verfassung treu und gehorsam geblieben sei. Den Sitz des Übels also müsse man angreifen, wenn man es mit seiner Wurzel ausrotten wolle, denn von dort sei es seit 40 bis 50 Jahren in Staat und Kirche eingedrungen, die es bereits mit Auflösung und Vernichtung bedrohe. Der Bischof verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er Zwang anwenden, den Geist töten, die wahre Wissenschaft verfälschen oder die Freiheit der Gedanken zerstören wolle; auch in dem Begleitschreiben an den König, dessen Erziehung ja in dem Sinne der Aufklärung und der Denkfreiheit gewurzelt hatte, und der, wie Eylert wissen mußte, diesen Prinzipien noch nicht untreu zu sein glaubte. Durch Zwangsmittel, sagt er, sei nichts zu erreichen: sie würden nur verstärkte Nahrung für die revolutionären Sekten sein. „Nur der Geist kann auf den Geist, nur das Herz aufs Herz wirken. Irrtümer können nur durch Wahrheit widerlegt und Leidenschaften nur durch das Übergewicht moralischer und religiöser Kräfte gezügelt und besiegt werden". Die Schule, die Erziehung allein werde das Übel beseitigen; wie dieses aus den Regierungsanstalten in alle Zweige der Administration, in alle Adern des Staates eingeflossen sei, so müsse es von dort her wieder aus dem Körper der Nation herausgeschafft werden. Indem dann aber Eylert die Mittel angibt, welche Frieden und Ordnung, Königstreue und Gottesfurcht im Volke wiederherstellen werden, weiß er (und das Zweideutige, das Heuchlerische in dem Mann kommt gerade darin zutage) nichts anderes zu raten als lauter Maßregeln der Gewalt und des äußeren Zwanges. Von der Volksschule bis zur Universität soll das gesamte Erziehungswesen reformiert werden. Auf der untersten Stufe verlangte er Beschränkung der Lehrobjekte, Einheit und Übereinstimmung in den Lehrmitteln und in der Ausbildung der Lehrer: Katechismus, Gesangbuch, und daneben nur ein zweckmäßiges approbiertes Lehrbuch, Beseitigung der einseitigen, intellektuellen Bildung oder der sogenannten Aufklärung, des unaufhörlichen Experimentierens, das seit 30 Jahren durch die Flut einer

heterogenen Masse von Lehrbüchern unverdautes Halbwissen ins Volk hineingetragen habe, und statt dessen eine einfache christliche Frömmigkeit nach den unverfälschten Grundsätzen des biblischen Christentums als Basis alles Unterrichts. Analog sind die Gymnasien zu behandeln. Auch hier ist eine Vereinfachung des Unterrichtsbetriebes zu fordern. Neben den alten und neuen Sprachen und der Mathematik soll die Geschichte in dem Geist des Ernstes und der Demut gelehrt werden. Alle Lehrbücher sind einheitlich zu gestalten und von den Behörden vorzuschreiben. Nur Lehrer von christlicher Rechtschaffenheit sollen angestellt werden, und hierauf ist bei der Prüfung ebenso sehr wie auf die Gelehrsamkeit zu sehen. Die Religion darf nur durch einen Lehrer, der durch christliche Grundsätze und Gesinnung bewährt ist, vorgetragen werden; der Unterricht ist morgens und abends mit einem Gebet anzufangen und zu schließen; religiöse Übungen und Gesänge sind gemeinschaftlich zu halten; bei dem Reifeexamen ist die feierliche Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu fordern; die kirchliche Einsegnung darf erst beim Abgang zur Universität vollzogen werden. „Die Wissenschaft“, so lesen wir, „welche auf den Akademien, namentlich im Fache der Theologie und Philosophie, gelehrt wird, hat das feste, positive Wissen verloren, und in die Stelle desselben ist eine exzentrische Willkür getreten, welche in anmaßender Neuerungssucht Systeme baut und zerstört und in diesem steten luftigen Wechsel die Sprache und Begriffe verwirret. Diese seichte Willkür im Lehren ist, was in der Natur der Sache liegt, in die herrschende Gesinnung eingedrungen und zügellose Frechheit geworden, die keine Ordnung mehr ehrt und jedes Gesetz mit Füßen tritt. Die akademische Freiheit hat sogar in unseren Tagen ihre Sphäre überschritten und ist revolutionäre Politik geworden, so daß unwissende, leidenschaftliche Jünglinge, die noch nichts gelernt haben, sich zu Lehrern der Nation und ihrer Fürsten aufwerfen und der Welt mit Gewalt ihre phantastischen Projekte aufdrängen. Dabei ist das Entsetzliche, daß die schwere Anklage über dies Unheil größtenteils auf die Lehrer und Professoren selbst als die eigentlichen Führer zurückfällt, und daß viele eben der Männer, welchen in guter Zuversicht das Vaterland seine schönsten Hoffnungen anvertrauet, die Jünglinge, statt sie für dasselbe zu erziehen, gegen dasselbe aufbringen. Ernste, durchgreifende, bindende Maßregeln sind hier vor allen Dingen nötig“. Dazu gehört: Fesselung eines jeden Lehrers an sein Fach, so daß er alles Fremdartige, dahin nicht Gehörige, namentlich die Politik, zu vermeiden hat; Genehmigung der Vorlesungen durch die Regierung; Herstellung des „alten guten Gesetzes“, wonach jeder Studierende wenigstens zwei Jahre auf einer vaterländischen Universität zubringen muß; Abgangsprüfung in Gegenwart des Regierungsbevollmächtigten, streng wissenschaftlich, wie sich versteht und unter Veröffentlichung der Zeugnisse; neben den akademischen Testimonien aber auch noch ein Zeugnis des Universitätspredigers über den fleißigen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes

und den Empfang des heiligen Abendmahles; „denn, wenngleich niemand zur Religiosität gezwungen werden kann und darf, so ist es doch charakteristisch und bedeutend, wenn der akademische Jüngling an den Übungen derselben gar keinen Anteil nimmt“; Einführung ferner eines Sittengerichtes für die Studierenden und Duellverbot bei Strafe der Relegation und Ausschließung des Relegierten von jeder Anstellung in den ersten 10 Jahren; Verbot des Borgens seitens der Einwohner einer Universitätsstadt an Studierende und Einziehung der Schulden zugunsten der Armenkasse; Beschränkung des Rektorats auf anerkannt gutgesinnte, ernste Männer und Ausdehnung der Amtszeit auf 5 Jahre. Das hieß also — um die Summe zu ziehen — Knebelung der akademischen Freiheit für Lehrer und Schüler, für Lehre und Verfassung.

Und wie der Schule, so soll auch der Kirche ihr höherer, göttlicher Charakter wiedergegeben werden; sie soll auf das von den Reformatoren wieder gereinigte herrliche Fundament, den Glauben an Jesum als den Heiland und Erlöser der Welt und auf die alles entscheidende Autorität seines Wortes, gestellt und gegen den „bunten Wechsel der jedesmal herrschenden Zeitphilosophie“ gesichert werden. Nur so werden wir hoffen können, daß die evangelische Kirche ihren höheren und göttlichen Charakter und das Amt der Geistlichkeit Würde und Kraft, Einheit und Zusammenhang wieder erlangen wird, während jetzt in dem törichten Wahn einer fortschreitenden Aufklärung das Positive und Historische des biblischen Christentums für eine Sache, die sich überlebt habe, gehalten und gelehrt wird. Um dem Staat die Würde und den Segen, ein christlicher Staat zu sein, zurückzugeben, darf niemand als Professor der Theologie angestellt und keinem die theologische Doktorwürde erteilt werden, der nicht zuvor durch ein gründliches und gelehrtes Werk bewiesen hat, daß er ein das biblische Christentum kennender und ehrender Mann sei. Keine das Christentum verhöhnende und seine Grundwahrheiten untergrabende Schrift darf gedruckt und jedes den christlichen Lehrbegriff in Anspruch nehmende und gegen denselben gerichtete Buch nur in lateinischer Sprache geschrieben werden. Eine gelehrte Sozietät evangelischer Theologen soll sich vereinigen, um eine christliche Zeitschrift unter der Autorität des Staates herauszugeben. Jeder Geistliche muß bei der Ordination eidlich verpflichtet werden, das Christentum rein und unverfälscht dem Lehrbegriff gemäß der Jugend und den Erwachsenen vorzutragen, und die Konsistorien haben bei den Prüfungen darauf vor allem zu achten, ob der Kandidat die dazu erforderliche wissenschaftliche und religiöse Tüchtigkeit habe. Ein übereinstimmender allgemeiner Landeskatechismus ist einzuführen und dieselbe Übereinstimmung auch für die Liturgie durchzusetzen.

Dementsprechend will Eylert auch die kirchliche Verfassung behandeln. Alles soll zweckmäßiger und einfacher gestaltet, von allen Experimenten abgesehen werden. Jetzt sind Konsistorien und Regierungen gegeneinander in dauernder

Opposition, und es ist nur eine Klage, daß es der Leitung des Kirchenwesens an Einheit, Konsequenz und Energie fehle. Nichts wäre schädlicher (so erklärt der Bischof und beweist damit aufs neue, wie weit er, der Reformierte, von den Grundgedanken seiner Kirche abgewichen ist), als wenn man die Kirche vom Staate ablösen und den Synoden anvertrauen wolle: „denn leider gerade in dieser Zeit haben vorzüglich die Geistlichen bewiesen, daß sie für diese Unabhängigkeit und Selbständigkeit weder wissenschaftlich noch moralisch reif sind“. Vielmehr ist die kirchliche Regierung in den Oberlandesgerichten zu konzentrieren.

So die Anschauungen des Mannes über Evangelium und Kirche, über Geist und Freiheit, der den König auf seinem Wege zur Union geleitet hat. Fürwahr, nichts kann den Geist, in dem die Vereinigung der beiden Kirchen des Protestantismus unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. durchgeführt worden ist, deutlicher machen als dies Erziehungsprogramm, das der erste Geistliche des Landes dem König vorzutragen wagen durfte, welcher einst der Schüler eines Sack und Svarez gewesen war. Die Schicht der Nation, in der der Geist der Aufklärung mächtig geworden war und danach die Abwandlung der deutschen Bildung sich vollzogen hatte, die wir in dem Rahmen der Geschichte unserer Universität verfolgten, aus der die Klassiker unserer Philosophie und Dichtung stammten und die Großtaten deutscher Wissenschaft, welche seitdem die Welt erobert haben, hervorgegangen waren, der auch die Führer in den Kämpfen für das neue Deutschland und die Träger der alle nationalen Kräfte entfesselnden freiheitlichen Ideen angehörten — sie sollte unter das Joch eines Kirche und Staat gleichmäßig zusammenpressenden Regimentes zurückgeführt werden.

Den Schlußstein seines Systems sah Eylert an der Spitze des Staates; nicht aber in der monarchischen Institution an sich (denn gerade in der Beamtenschaft fand er ja den Herd der Opposition), sondern ganz persönlich in dem Träger der Krone, dessen Wille, wie er sagt, gehemmt sei durch den anmaßenden Geist seiner Diener. „Der Staat“, so führt er aus, „hat keine lautere, unbesonnenere und bitterere [so] Tadler und Ankläger als gerade seine Beamten, und es ist ein allgemeines Urteil, daß der Sinn, der Wille und die Grundsätze des Landesherrn mit dem herrschenden Sinn, Willen und Grundsätzen der Behörden in einem sichtbaren Widerspruch stehen. Daher auch die allgemeine innige Verehrung und Liebe für jenen bei aller Unzufriedenheit mit diesen. Aus dieser Divergenz zwischen dem Herrn und seinen Dienern entspringt das große Unglück halber Maßregeln und die damit verbundene Schlaffheit, Zweideutigkeit und Umgehung der Gesetze. Aber ohne Furcht vor dem Gesetzgeber und dem Gesetze ist keine Zucht und Ordnung möglich, ohne Furcht und Zucht kann nicht einmal das kleinste Hauswesen bestehen, geschweige denn ein Staat, wo die Verschiedenheit der Ansichten und Bestrebungen ins Unendliche geht. Nichts als die Furcht vor der Strafe kann diese Verschiedenheit unschädlich machen, nur allein in der Furcht liegt der

Zentralpunkt der Kräfte, die abweichen und ihre eigenen Wege gehen wollen. Es wird darum allgemein gewünscht, daß der König den gegenwärtigen rechten Zeitpunkt benutzen und mit drohendem Ernst erklären möge, wie Er wolle, daß überall, in allen Behörden, in Seinem Geiste gearbeitet, daß jeden unausbleiblich Kassation treffen werde, der Seinen Absichten zuwider handle, und daß man bei der Anstellung der Beamten, besonders auf wichtige [so] Stellen, ebenso sehr auf die Treue ihrer Gesinnungen als auf ihre wissenschaftliche Qualifikation sehe".

Uns Nachgeborenen liegt die Ohnmacht dieses Ansturmes gegen die Geister, welche die Epoche geboren, die Vergeblichkeit der Hoffnung, sie zu zerstören, vor Augen. Schon unsere Väter haben den Durchbruch der Ideen in die Tiefe, den Eylert verhindern wollte, erlebt, und wir stehen mitten in der Flut, die heute jede Niederung unseres Volkstums überschwemmt und tausend Pfeiler, welche die alte Monarchie und ihre Kirche gebaut, längst unterwühlt hat. Damals jedoch hatte jener Ratgeber der preußischen Krone nicht unrecht, wenn er das Volk, den Mittelstand und die unteren Klassen als Hüter der Königstreue und des Vertrauens auf die wohlwollende und landesväterliche Gesinnung des Monarchen hinstellte. In dem ganzen Verlauf unserer Darstellung haben wir dies bestätigt gefunden; und es war von seinem Standpunkte aus ganz richtig, wenn er weiterhin auch die politischen Reformen, denen die Gegner den Staat unterworfen hatten, kritisierte und auf eine Ermäßigung der neuen Lasten und Abgaben, auf die Herstellung der alten Sparsamkeit nach dem edlen Beispiele der Frugalität des Königs und seines Hauses drang: ein Staat, der sich den Aufgaben versagte, welche ihm die Führer der Reformen gestellt hatten, und die ihn in die Flut einer hochgemuten und großen nationalen Politik hinausführen sollten, mußte einem System folgen, das, statt die Geister zu entfesseln, auf ihre Knechtung ausging.

Charakteristisch für Eylert ist, daß seine Äußerungen keinerlei pietistische Färbung haben. Darin, wie in manchen anderen Zügen, zeigt sich, daß er mit seiner Erziehung doch noch, wie der König selbst, in der rationalistischen Epoche wurzelte; gerade darum waren dem König seine Ratschläge so willkommen, dem das mystisch-katholisierende Element, das doch den Kern der reaktionären Bewegung ausmachte, im Grunde unsympathisch war. An der einzigen Stelle, wo dieses Wort vorkommt, bringt Eylert es in Verbindung mit der Richtung der Theologie, die er bekämpft. „Die systematische Zwietracht unter den Theologen", schreibt er, „ist in eine Gärung gekommen, die sogar eine mystisch-politische Tendenz erhalten hat, und nie war es nötiger als jetzt, die Diener der Kirche unter die Aufsicht und Leitung des Staates zu stellen". Aber, wie wir schon einmal andeuteten, die Entwicklung drängte auch diesen Flügel der protestantischen Reaktion in die katholisierende Richtung hinein oder wenigstens an die Seite

ihrer Vertreter; so wie der preußische Staat in das Bündnis mit Österreich hineingezwungen wurde, in dem bereits die Ultramontanen und alle Gegner der preußisch-deutschen Politik Zuflucht und Heil für sich erblickten.[1]

Wittgenstein und Karl Adolf Menzel.

Wittgenstein hatte kaum ein inneres Verhältnis zu den hohen Fragen, an die Bischof Eylert in seinem Gutachten gerührt hatte. Er nahm die Bundesgenossen, wo er sie fand; ob sie Eylert oder Beckedorff, Snethlage oder Schultz hießen, war ihm gleichgültig, wenn sie ihm nur Hülfe brachten in dem Kampf gegen die Gegner des Systems, das er fördern wollte. Auch in Breslau, wo ein ganzes Nest von Reaktionären war, gewann er einen Mitarbeiter, der fast noch eifriger und dienstbeflissener war als die Berliner, wieder einen Schulmann, den Prorektor am Elisabethanum, Karl Adolf Menzel, der seit dem Sommer 1818 Vorkämpfer in der Turnfehde geworden war, die nirgends stärker als in Breslau entbrannt war. Menzel war so wenig oder noch weniger ein Pietist als Eylert. Davor bewahrte ihn, der ebenfalls in der rationalistischen Luft Halles, als Theologe, gebildet war,[2] schon sein Freimaurertum, das, aus der Weltanschauung des 18. Jahrhunderts hervorgegangen, im strikten Gegensatz zu der politischen und religiösen Mystik der Epoche stand. Wenn er in späteren Jahren, als er seine bändereiche Neuere Geschichte der Deutschen schrieb, der Parteilichkeit für den Katholizismus beschuldigt worden ist, so ist er dazu nicht aus innerer Neigung gekommen, sondern gerade aus übertriebenem Gerechtigkeitsgefühl, wie kein Geringerer als Ranke geurteilt hat. Mehr aber noch waren es wohl örtliche und persönliche Motive, welche Menzel in die Opposition gegen die modische Deutschtümelei mit ihrem pietistischen Einschlag trieben, und die überhaupt in jenen Breslauer Streitigkeiten besonders wirksam waren. Er war, von den zwei Jahren in Halle abgesehen, niemals aus Schlesien herausgekommen; Breslaus Vergangenheit hatten seine ersten Arbeiten, Schlesiens Geschichte sein zweites größeres Werk gegolten; der provinzialen Sonderstellung Schlesiens, die es immer behauptet hat, hat er damals selbst in seinen historisch-politischen Anschauungen gehuldigt. Er gehörte zu den Lokalgrößen der schlesischen Hauptstadt; und so fühlte er sich mit seinen Landsleuten gereizt und geärgert, als die Professoren der neuen Universität, Gaß und Schneider, Wachler und vor allem Passow, der eben erst vom Gymnasialdirektor zum Professor erhoben war, die maßgebenden Stellen im Schul- und Prüfungswesen der Provinz erhielten und durchweg vom Ministerium wie vom Oberpräsidium bevorzugt wurden. Seine Feinde behaup-

---

1) Eylert selbst hat noch den Zusammenbruch seines Systems in Kirche und Staat gesehen: er ist 1851 gestorben. Ja er hat, wie überliefert wird, es an seinem eigenen Fleisch und Blut erleben müssen, wie vergeblich der Kampf war, den er geführt hatte: sein Sohn hat im März 1848 auf den Barrikaden gekämpft. — Väter und Söhne!

2) Geboren 1784, kam er 1802 auf die Fridericiana, die er 1804 verließ, so daß er also Schleiermachers Einfluß nicht mehr erfahren haben wird.

teten, es sei überhaupt verletzter Ehrgeiz bei ihm im Spiel gewesen; er habe sich vergebens um eine Professur bei der Universität bemüht. Hiergegen hat er sich öffentlich zur Wehre gesetzt, und ich weiß nicht, ob daran etwas Wahres ist. Jedenfalls hat der Gegensatz zur Universität sein ganzes Leben beherrscht, auch nachdem er später selbst als Schulrat und Direktor der Prüfungskommission an die Spitze des schlesischen Schulwesens getreten war. Ohne Ehrgeiz war er nicht, und seine hohen Verbindungen suchte auch er sich zunutze zu machen. So wandte er sich zum Beispiel nach dem Tode von Rühs an Wittgenstein mit dem Gesuch, ihm die Stellung eines Historiographe de Brandebourg oder als Geschichtsschreiber des Preußischen Königshauses zu verschaffen, wozu er durch seine Werke, die Schlesische Geschichte und die Geschichte der Deutschen, wohl mehr tauge als Rühs durch seine Geschichte von Schweden. Vor allem aber war er ein Schulmann, dem die Unordnung und Regellosigkeit des Treibens auf Passows Turnplatz ein Greuel waren, ein Schulmonarch, der den Widerspruch nicht gewohnt, aber sehr geneigt war, anderen Leuten das Konzept zu korrigieren; ohne Humor, scharf und sarkastisch, reizbar und kratzbürstig (Grünberg war sein Vaterland), im übrigen jedoch eine durchaus tüchtige, kernige Natur, von den Lehrern als Vorgesetzter fast noch mehr gefürchtet als von den Schülern, unermüdlich, nicht ohne Geist, gewandt und belesen.[1] Mit Wittgenstein verband ihn die Feindschaft gegen Altenstein, der in den Breslauer Streitigkeiten immer seinen Gegnern recht gab, und von dem er, statt Anerkennung in seinen Kämpfen für die Disziplin zu finden, im Herbst 1819 einen scharfen Verweis hatte einstecken müssen. So ward er dem Hausminister ein willkommenerer Bundesgenosse als Steffens, der, nachdem er seltsamerweise sich auf die Seite der Turnfeinde gestellt hatte, zu Neujahr 1819 nach Berlin zitiert worden war, aber das Ansinnen, das man dort an ihn richtete, gegen seine Freunde als Denunziant aufzutreten, mit Entsetzen von sich gewiesen hatte. Menzel war von stärkerem Stoff; mit Freuden leistete er Folge, als er ein Jahr später die gleiche Einladung erhielt, und ließ sich sogleich mit Wittgenstein und seinen Leuten, zumal seinem Kollegen Snethlage, in intime Beratungen ein.[2]

---

1) Ein Porträt des Mannes, dessen Züge mir zu dieser Charakteristik zu stimmen scheinen, findet sich in den aus seinem Nachlaß von Heinrich Wuttke herausgegebenen Studien „Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit und die Frage von der Unfehlbarkeit der biblischen Bücher in der christlichen Zeit“. Leipzig 1872. Darin eine auf persönlicher Erinnerung beruhende Biographie, auf die ich verweise. Menzel starb 1855. 1813 hat er während des Aufenthaltes der Königlichen Familie in Breslau dem Prinzen Wilhelm und seinem Bruder Karl geschichtlichen Unterricht erteilt. Vergl. Grünhagens Artikel in der A. D. B. XXI, S. 380; auch Schmidt in „Rübezahl. Schles. Provinzbl.“, 1830, Dezemberheft.

2) Darüber, sowie überhaupt über die Verbindung Menzels mit Wittgenstein, eine Reihe interessanter Briefe von ihm an den Fürsten im Hausarchiv Rep. XLIX, Acta Wittgensteins betr. Turnen etc. 1818/21.

Gutachten Beckedorffs.

Auch Beckedorff war in dieser Zeit von Wittgenstein herangezogen worden. Er lieferte mehrere Gutachten, die von ganz anderen Gesichtspunkten aus den Kampf gegen das Kultusministerium führten, trotzdem aber, wenn nicht von Menzel (worüber ich nichts sagen kann), so jedenfalls von Snethlage, der ihm überhaupt innerlich näher stand, willkommen geheißen wurden.[1] Wie weit Schultz schon damals in diese Intrigen verwickelt war, ist nicht deutlich, doch steht fest, daß Wittgenstein sofort auch seiner habhaft zu werden suchte.

Die Kabinettsordre vom 20. November 1820 zur Umgestaltung des Unterrichtswesens.

Erst in Troppau unter dem Druck der europäischen Konstellation, die wir andeuteten, und nach einem Kampf, dessen Schwere sich daran ermessen läßt, daß der König dabei von der Niederlegung der Krone sprach und Wittgenstein selbst seine alte Drohung, abzugehen, wiederholen mußte, kam dieser vorwärts.[2] Am 20. November vollzog der König, der schon am nächsten Tage nach Berlin zurückging, die Kabinettsordre an den Staatskanzler, worin er seinen Entschluß kundtat, das gesamte Unterrichts- und Schulwesen einer gründlichen Reform zu unterwerfen, die nicht bloß der Lehrmethode, sondern ganz besonders der Lehrerschaft, ihren Grundsätzen wie ihrem Betragen gelten sollte. Hardenberg erhielt den Auftrag, mit Altenstein darüber zu beraten und die Staatsminister von Schuckmann und Fürst Wittgenstein sowie Bischof Eylert daran teilnehmen zu lassen. „Sie werden dafür sorgen", so heißt es darin, „daß ein allgemeiner Plan ausgearbeitet und Mir vorgelegt werde, insonderheit aber, daß die Behörden, Konsistorien, Schulen und Universitäten von gefährlichen Irrlehrern, Verführern und Verführten gereinigt werden, und daß Mir, wo es die Verfassung erheischt, Vorschläge zu ihrer Entfernung oder Versetzung auf andere Posten gemacht werden. Um aber die Dinge richtig einzuleiten, sollen einsichtsvolle und unparteiische Männer, auf deren Gesinnung man sich verlassen kann, Rundreisen durch die Provinzen veranstalten". Hierzu waren bestimmt der Geheime Oberregierungsrat Koreff, der Geheime Oberregierungsrat Beckedorff, die deshalb beide in Altensteins Ministerium versetzt wurden, und der Konsistorialrat und Professor Augusti zu Bonn. Sie sollten die Provinzen untereinander verteilen und nach Beendigung ihrer Inspektionsreisen

---

1) Snethlage an Wittgenstein, 1. März 1820, H.-A. Rep. XLIX, Acta Wittgensteins betr. Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens pp. Er habe, schreibt er, gestern mit Beckedorff über dessen Aufsatz und seine eigenen Bemerkungen dazu ausführlich gesprochen. Beckedorff sei ein Mann von gesundem Verstand, richtigem Blick, sehr guten Kenntnissen und klarer Einsicht in die Bedürfnisse unserer Zeit; die Differenzen beträfen nur Nebensachen, in der Hauptsache seien sie einverstanden. Er rät, Beckedorff die betreffende Stelle zu geben, nämlich das Dezernat für die oberen Schulen im Kultusministerium. Am 23. März 1820 notiert Hardenberg in seinem Tagebuch die Ernennung Beckedorffs zum Geheimen Oberregierungsrat, um welche Stelle sich, wie die Akten zeigen, dieser schon bei Wittgenstein bemüht hatte.

2) Einen Einblick in diese Kämpfe und in die intime Verbindung, in der innere und äußere Politik miteinander standen, gewährt Hardenbergs Tagebuch, wo unter anderem zum 11. November von der Absicht des Königs abzudanken die Rede ist. Die gleiche Absicht Wittgensteins notiert Hardenberg ebd. unter dem 21. November: „Wittgenstein möchte sich wieder zurückziehen!!"

an den Staatskanzler und die anderen drei Minister Bericht erstatten, bezw. dem Staatskanzler selbst darüber mündlich Vortrag halten. Hardenberg erhielt ferner das Recht, diese Kommissare zu gemeinschaftlichen Konferenzen aufzufordern, sowie auch andere Personen hinzuzuziehen, „sei es vom Militär oder Zivil, vom Künstler- oder Gelehrtenstande, von geistlichen oder weltlichen Ständen“.

Der Auftrag war, wie man sieht, der Mission nachgebildet, welche drei Jahre zuvor, als es sich um die Einführung einer Verfassung für Preußen handelte, Beyme, Klewitz und Altenstein erhalten hatten. Die Abwandlung, welche seitdem in der preußischen Politik eingetreten war, kann nicht besser illustriert werden. Merkwürdig aber ist die Zusammenstellung der drei Personen, die hier beliebt war: neben dem katholisierenden Pädagogen der jüdische Glücksritter und ein Professor der Theologie, der vor einem Jahr aus Breslau an die rheinische Universität berufen war, ein Mann, dessen Eigenschaften kaum erfreulicher genannt werden können als die des Herrn Koreff[1]. Wittgenstein selbst übernahm es, diese Ordre an Altenstein zu überbringen. „Ihr Inhalt“, schreibt Hardenberg dem Freunde, „ist von großer Wichtigkeit und hängt mit den Maßregeln teils zusammen, von denen hier die Rede ist und die notwendig sind, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, welche allenthalben zerstört zu werden droht“. Er legte „seiner lieben Excellenz“ die strengste Geheimhaltung ans Herz, bis zu dem Augenblick, wo er sich mit ihm über die Ausführung näher vereinigt haben werde. Nur mit Wittgenstein sollte er zunächst verhandeln, Schuckmann und Eylert hingegen erst dann hinzuziehen, wenn er dem Staatskanzler seine Ideen mitgeteilt habe. Er selbst werde immer die Hauptrolle übernehmen müssen.

Hardenberg sucht die Sache in der Hand zu behalten und Altenstein zu decken.

Halten wir dieses Auftreten Hardenbergs mit den Plänen, die Wittgenstein verfolgte, zusammen, so sehen wir wohl, daß dieser sein Ziel doch erst halb erreicht hatte; denn für ihn kam es darauf an, Altenstein die Sache aus der Hand zu nehmen, ja mehr noch, ihn bei dieser Gelegenheit nicht bloß aus dem Spiel, sondern aus seiner Stellung oder doch wenigstens aus jedem Einfluß zu bringen. Statt dessen hatte aber der Staatskanzler alles darauf angelegt, seinen Freund im Zentrum der Aktion und sich in Verbindung mit ihm zu erhalten. Da kam nun die Entfernung Hardenbergs vom Schauplatze Wittgenstein sehr zustatten. Der Staatskanzler hatte vor der Wiener Reise noch einmal nach Berlin zurückkehren wollen, um dort erst die inneren Angelegenheiten in Gang zu bringen.

---

1) Auch er war jüdischen Stammes. Sein Großvater, namens Eschel oder Herschel, war noch Rabbiner gewesen; der Vater evangelischer Pfarrer; Augusti selbst machte sich durch seine Studien über das Alte Testament und die orientalischen Sprachen, die ihn anfangs in De Wettes Richtung führten, schon in Jena einen nicht unbedeutenden Namen. Sein Fleiß und seine Gewandtheit stehen ebenso außer Zweifel wie die Eigenschaften, die ich im Text andeutete, und für die u. a. ein Brief Altensteins an den Oberkammerherrn von Schilden aus späterer Zeit ein schwerwiegendes Zeugnis ablegt. Geh. St.-A. Rep. 92, Schilden, VII, 3; auch Rep. 92, Nachlaß Johannes Schulzes. Im Agendenstreit arbeitete Augusti aufs eifrigste für den König.

Reist nach Italien.

Statt dessen mußte er dem Wunsch des Königs nachgeben und den Österreichern nicht bloß sogleich nach Wien, sondern auch nach Laibach folgen, von wo ihn dann die Umstände noch weiter, über die Alpen, führten und ihn bis zum Frühling von Berlin fern hielten. So hatte Wittgenstein in diesen Monaten freie Hand, und er hat, von seinen Freunden unterstützt, die Chancen aufs beste auszunützen gewußt[1]. Hier fand er nun Gelegenheit, an Schultz, der schon in vollem Kriege mit seinem Minister war, heranzukommen. Schon am 5. Dezember ließ er ihm einen Aufsatz Beckedorffs zugehen mit der dringenden Bitte, sich bei der Sache zu beteiligen, und wiederholte am 12. Dezember seinen Versuch[2]. Worin die Anträge des Fürsten bestanden haben, ist wieder nicht klar; jedenfalls hatte er die Personalfragen sogleich ins Auge gefaßt. Das aber genügte Schultz nicht; er wünschte eine prinzipielle Erklärung und, um sich zu decken, die Autorisierung dazu von allerhöchster Stelle. In diesem Sinne besprach er sich zunächst mit Snethlage, der als der besondere Vertraute des Fürsten in diesen Verhandlungen erscheint, und gewann dessen Beistimmung. Wittgenstein ging, in einer persönlichen Unterredung am 15. Dezember, darauf ein und entwarf am 23. auf seinem Zimmer mit Snethlage, der dabei die Feder führte, die Kabinettsordre, durch welche Eylert, Schultz, Beckedorff und Snethlage selbst zur Äußerung ihrer Ansichten über eine Reform des gesamten Schul- und Bildungswesens im preußischen Staat bestellt wurden. Vom 24. Dezember ist die Ordre datiert, durch welche der König zu dieser gegen seinen Staatskanzler selbst gerichteten Intrige seine Zustimmung gab. Denn daran kann kein Zweifel sein: diese Kommission, ihre Zusammensetzung und ihr Ziel, war von der durch Hardenberg in der Kabinettsordre vom 20. November festgesetzten völlig ver-

1) Besonders Menzel ward nicht müde zu hetzen. „Allen Versicherungen und Beweisen“, so schreibt er dem Fürsten am 3. Dezember, „von einer ganz andern Tendenz des Gegenteils hält man die Frage entgegen: Warum aber besteht das Kultuswesen mit der seinigen? Warum walten die Herren v. Altenstein, Nicolovius, Süvern, Johannes Schulze usw. nach wie vor? Auf diesem Flecke sitzt der Schaden Israels, und so lange der nicht geschnitten ist, bleibt alles einzelne stückweise Kurieren erfolglos, ja es macht wohl das Übel noch ärger, weil die Partei die Wächter, die ihr gesetzt werden, gar bald in ihre Diener und Boten zu verwandeln versteht. Wahrlich, nicht ein zur Gegenwirkung in den Kultus geschobener Rat, nicht interimistische Kommissarien, Bevollmächtigte ohne Macht, und wie die versuchten Gegenmittel weiter heißen mögen, sondern nur eine durchgreifende, totale Umgestaltung des ganzen Departements, nur die Anstellung eines wohlgesinnten, unbefangenen, über Modenarrheiten und Hinhorcherei auf den Wind der Literatur erhabenen Mannes, wie Herr v. Bülow [der Oberpräsident von Sachsen] ist, zum Kultusminister kann dem Unrate steuern, den seit einigen Jahren die herrschende Phantasterei angefahren hat. Doch müßten auch die Räte entfernt werden, weil der Chef sonst sehr schlecht beraten wäre. Sie könnten füglich alle zusammen bei der Akademie in Lagado angestellt werden, welche die Sonnenstrahlen in Gurken herunterzieht und aushebt und neue Systeme aller Wissenschaften aussinnt“.

2) Wohl unter Zusendung des Menzelschen Briefes, wie er es auch an Snethlage getan hatte, der dem Vorschlage seines Breslauer Kollegen ganz beifiel: „Halb, Viertel oder Achtel“, schreibt er, „führen nicht nur zu nichts, sondern machen die Sache nur lächerlich und befördern selbst den Sieg der Gegner“.

schieden, ja verkehrte sie in ihr Gegenteil. Statt Altenstein mit der Führung zu betrauen, wurden dadurch die Waffen geschmiedet, welche ihm selbst und seinen Bestrebungen verderblich werden sollten.

Diese Kommission hat nun bis in den Februar mehrfach getagt. Am 27. Januar konnte Eylert Wittgenstein melden, daß die Arbeit getan sei und Schultz ihm dieselbe am nächsten Tage überreichen werde. Zum völligen Abschluß kam es doch erst nach einer Woche. Der 15. Februar ist das Datum des Berichtes, der das preußische Unterrichts- und Erziehungswesen auf die Basis eines in strengster konfessioneller Beschränkung gehaltenen Absolutismus setzen wollte. Ausgearbeitet hat ihn zum größten Teil Schultz, den die Kommission zum Berichterstatter gewählt hatte, der Freund Goethes, sein „Trefflicher“, sein „Treuer, Verehrter“, sein „Allerteuerster“, wie der Altmeister den Staatsrat in seinen Briefen zu nennen pflegte; so wie Schultz in seinen Briefen die Freundschaft Goethes als das höchste, ja das einzige Gut, das ihn in seinen Bedrängnissen halten könne, bezeichnet hat. Im Sommer zuvor hatte Schultz den Dichter, den er seit Jahren bewunderte, dessen Schriften ihm wie kaum einem zweiten vertraut waren, zum erstenmal gesehen, in Jena, wohin er mit den ihm befreundeten Künstlern, Schinkel und den Bildhauern Tieck und Rauch, gekommen war; es waren die Tage, wo Goethe diesen beiden zu den berühmt gewordenen Büsten saß. Dort hatte ihm Schultz seine Sorgen und den leisen Schimmer von Hoffnung, der sich noch biete, anvertraut. Jetzt meinte er diese Hoffnung nahe vor der Erfüllung zu sehen. Am 31. Dezember, dem Tage, an dem er das vierzigste Lebensjahr vollendet hatte, in der Mitternachtsstunde, die in das neue Jahr hineinführte, berichtete er ihm zum zweiten Male über den Kampf und seine Aussichten. „Sie erinnern sich“, schreibt er, „was ich Ihnen in Jena nächtlicher Weile, wie heute (eben schlägt es 12 Uhr! Gott gebe uns Heil und Segen!), über manche hiesige Dinge Unerfreuliches, doch mit einem Rest von Hoffnung, anvertrauete. Zwar auf anderen Wegen, als ich damals voraussehen konnte, doch ernstlicher, als zu erwarten stand, hat diese Hoffnung sich seit sechs Wochen der Erfüllung genähert; der wichtigste innere Kampf, der in einem ruhigen Staate je stattfinden kann, steht uns nahe bevor. Da habe ich denn ein großes Teil der Arbeit zu übernehmen, und meine Sorge, dem Satan den Weg zu verhauen, ist nicht gering! Die Unternehmung ist ungeheuer, und wie ich auch gesorgt habe, mich in meinem Innern sicher zu stellen, so werde ich doch von außen nun nicht so bald auf Ruhe wieder rechnen dürfen! Nur soviel weiß ich, und habe stets gewußt, daß die Teufel bald inne werden, es sei von ihnen wohlgetan, mich in Frieden zu lassen, wenn ich sie in Frieden lassen muß. Damit wollen wir uns für den schlimmsten Fall beruhigen!“ Er war in diesen Wochen wieder, wie seit Jahren, von seinem alten Brustübel gequält; kaum einmal in der Woche, und immer im geschlossenen Wagen, kam er aus dem Hause. Aber das hielt den Leidenschaft-

lichen nicht ab, seine Feder einem Werke zu leihen, mit dem er seinen Haß an den Gegnern kühlen konnte. Er glaubte wohl, sich mit dem Goethe-Wort, das er in einem der Briefe zitiert, trösten zu können: „Denn Trost ist ein absurdes Wort; Wer nicht verzweifeln kann, der soll nicht leben".[1] Eine peinigende Arbeit, so hat er es in dem Brief aus der Neujahrsnacht von 1821 selbst genannt — und ein peinlicher Anblick auch für uns, dieser Mann, der auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stand, und der im Grunde eine zartfühlende, feinsinnige Natur war, wie er nun, von seiner Leidenschaft gepeitscht, auf Wege sich verirrte, welche die deutsche Bildung unmittelbar zur Barbarei hätten hinabführen müssen.

Er selbst hat gesagt, daß er mit Beckedorffs Vorschlägen nicht durchaus einverstanden gewesen sei, da diese zum Teil eine Unterdrückung der Geistesfreiheit hätten befürchten lassen; er habe sich aber der Mehrheit der Kommission anbequemen müssen, zumal da seine Krankheit ihn verhindert habe, mit anderen Mitgliedern öfters persönlich zu konferieren und sich vollkommen auszusprechen.[2]

Ihr Inhalt.

Der Text der weitschweifigen Denkschrift, die mit ihrem larmoyanten Ton bisweilen fast in eine Kapuzinerpredigt ausartet, bestätigt diese Aussage durchaus. An einzelnen Stellen bemerkt man noch einen leisen Widerstand des Verfassers gegen die katholisierenden Tendenzen eines Beckedorff[3]; wie denn überhaupt die einzelnen Mitarbeiter deutlich zu unterscheiden sind, sowohl Eylert mit seiner Forderung straff gespannter Disziplin, als Beckedorff, auf den die grundsätzlichen Erörterungen und die positiven Vorschläge mit ihrer romanisierenden Tendenz zurückgeführt werden dürften, und Schultz selbst, dessen Geist in den schroffen Angriffen gegen die Herren vom Ministerium zutage tritt. Als „Rettung vor dem Abgrund, an dessen Rand wir stehen", führt sich die Denkschrift ein, „gegraben im Zentrum des Staates, an der Universität, welche dort gegründet, in den philosophischen und theologischen Systemen, die dort seit Jahren gelehrt worden sind, und denen das Ministerium selbst anheimgefallen ist. Von da hat das Verderben, das den Staat zu ergreifen droht, seinen Ausgang genommen: der Mangel an Pietät gegen Lehrer und Eltern, die Planlosigkeit und Willkür, die politische Begehrlichkeit, die Turnverbindungen, der Unglaube, die Lehre De Wettes, dessen Kollegen noch immer an der Universität die Herrschaft behaupten, die Unordnungen in der akademischen Jugend, und vor allem das Burschenwesen, das unter den Augen des Ministeriums sich hat bilden dürfen, das dort seine Ver-

1) An Goethe, Nenndorf, 1. August, Düntzer 237.

2) Düntzer in der Einleitung S. 80.

3) So, wenn gleich anfangs Gottesverleugnung und Dünkel auf menschliche Vollkommenheit, phantastischer Mystizismus und Frömmelei als das Ergebnis einer mangelnden positiv-christlichen Religionsansicht hingestellt werden und darin der Grund gesucht wird, daß z. B. in Bonn zwei Studenten zur katholischen Kirche übergetreten seien, oder wenn an einer anderen Stelle die Bewahrung freier wissenschaftlicher Forschung betont wird. K. Hausarchiv, Akten des Fürsten Wittgenstein, Verbesserung usw. Urkb.

teidiger selbst besitzt. Ausdrücklich wird 1809 als das Anfangsjahr dieser Entwickelung bezeichnet — das heißt die Zeit des Eintritts von Humboldt, Süvern und Nicolovius in das Ministerium; denn an Ancillon und Schmedding werden die Herren dabei schwerlich gedacht haben. Namen werden nicht genannt, weder Humboldt noch Altenstein noch einer seiner Räte; aber es ist der Geist Humboldts, gegen den der Kampf geführt wird, und den die Denkschrift auch noch unter seinem zweiten Nachfolger lebendig sieht. Gemeint ist wohl vor anderen Süvern, der in der Fichteschen Philosophie wurzelte, und diese selbst wird als die eigentliche Quelle des Verderbens aufgedeckt bis zurück zu dem Atheismusstreit, der ihrem Begründer die Tore von Jena verschloß und den Weg nach Preußen eröffnete. Derselbe König, der einst im Geiste eines Friedrichs des Großen dem Philosophen des Idealismus die Zuflucht in seinem Staate gewährte, wird jetzt angerufen, diesen als den Propheten alles Unheils zu verdammen und den Geist, der von ihm ausgeströmt sei, zu vertilgen. Und nun folgt eine Karikatur des Fichteschen Systems, die nur auf solche Leser berechnet sein konnte, welche nie einen Blick in die Schriften des Philosophen geworfen hatten, und die von dem vollen Unverständnis dieser Kritiker selbst beredtes Zeugnis ablegt. Neben Fichte, jedoch um eine Stufe niedriger, wird Schleiermacher als der Verderber der Jugend charakterisiert, der zur Durchführung des Fichteschen Systems, dessen Satellit er gewesen, eine unbeschränkte Lehr- und Lernfreiheit in Religion, Wissenschaft und Politik und dementsprechend eine politische Reorganisation angestrebt habe; durch seine öffentlichen Vorträge und Schriften, sowie auch in seiner Stellung als Mitglied des Unterrichtsdepartements von 1810 bis 1815 sei er beflissen gewesen, diese Ideen tätig zu unterstützen. „Besonders wirksam aber war derselbe“, so heißt es weiter, „durch seine im Jahre 1808 herausgegebene Schrift ‚Über Universitäten in deutschem Sinne‘, welche die äußere und innere Unabhängigkeit dieser Lehrinstitute von dem Staat und der Kirche als erstes Prinzip derselben aufgestellt und den Grund zu dem System verderblicher Universitätseinrichtungen gelegt hat, die von dem Ministerium seit 1809 bis jetzt in Ausführung gebracht worden sind, indem die Vorschläge dieser Schrift für diesen Teil der Unterrichtsanstalten ebenso genau von der oberen Behörde befolgt zu sein scheinen, als die Fichteschen Vorschläge in den Reden an die deutsche Nation für die unteren Erziehungs- und Unterrichtsanstalten“. Die geistige Kraft beider Männer, neben denen Arndt und Jahn noch an dritter und vierter Stelle genannt werden, wird anerkannt. Aber um so verderblicher sei die Wirkung, die von ihnen ausgehe. Wir unsererseits haben die Gegensätzlichkeit beider Männer in ihrem ganzen Sein und Wirken auf Schritt und Tritt verfolgt: es war fast der Grundton, auf dem sich für uns die Geschichte der Universität in den ersten Jahren aufbaute. Aber den Prinzipien gegenüber, welche in dieser Denkschrift vorgetragen wurden, standen sie in der Tat beide auf derselben

Seite: beide dienten sie dem deutschen Genius, der durch die Tyrannei jener Reaktionäre erstickt worden wäre.

Dem entsprechen die positiven Vorschläge, welche die Verfasser von ihren Prinzipien her aufstellen. Aus den Konsistorien, den Schul- und Prüfungskommissionen, den Universitäten, den Seminarien sind alle Anhänger der verderblichen Richtung zu entfernen; wer sich bekehrt, wird ermahnt und zurecht gewiesen werden müssen; die falschen Lehrbücher sind zu verbieten; auch an das Hauptwerk des Erziehungswesens wird man allmählich Hand anlegen müssen; der bereits gedruckte Entwurf des Schulgesetzes muß aufgehoben, der Reformplan vom König sanktioniert, aber sekret gehalten werden; und nur auf dem Wege der Verwaltung, durch einzelne Verordnungen, wird man ihn nach und nach einführen. Es folgen in der Reihenfolge, welche Eylert in seiner Denkschrift vom Oktober 1819 eingehalten, die Reformideen für Unterricht und Erziehung von der Volksschule ab bis zur Universität — neben den bureaukratischen Prinzipien des Bischofs, und schlecht genug damit gemischt, die christlich-germanischen Beckedorffs: Einteilung der Schulen in Stadt und Land nach Stand und Klassen, artweise, nicht stufenweise; Auslieferung des gesamten Schulwesens, vor allem des Religionsunterrichtes, an die Geistlichkeit; Ausmerzung alles zersplitternden Halbwissens, des Wort- und Phrasengeklingels, des dialektischen Blendwerks; und Durchführung einer zweckmäßigen Methode, nach der nur das Feste und Gewisse zu überliefern, das neumodische Verfahren aber, wonach nur die Fähigkeiten und die Geisteskräfte entwickelt werden sollen, als unstatthaft und verderblich abzuschaffen ist; Einwirkung mehr noch auf die Gesinnung als auf den Verstand; Bildung des Charakters durch Gewöhnung zum Gehorsam gegen die göttlichen Gebote und die irdischen Vorgesetzten, statt der Anleitung, sich selbst die Gesetze zu geben.

Was kann man nach solchen Proben noch von den Ideen dieser Männer in bezug auf die akademische Freiheit erwarten! „Die Universitäten“, so heißt es in der Denkschrift, „betrachten sich als wissenschaftliche Erfindungs- und Experimentieranstalten, da sie doch ihrem jetzigen Hauptzwecke nach Institute sind zur Bildung tüchtiger Diener der Kirche und des Staates“. Deshalb ist ihre Verfassung und die Lehrmethode umzugestalten. Die einzelnen Disziplinen sind wieder in feste Grenzen und zu einem positiven Kern zurückzuführen; zumal die theologische Fakultät muß wieder einen unerschütterlichen Mittelpunkt der Lehre erhalten, zu deren Durchführung, Verbreitung, Fortpflanzung und nötigenfalls Verteidigung sie berufen ist; die philosophische aber wird es sich gefallen lassen müssen, ferner nur als vorbereitende Fakultät zu gelten und, je nachdem sie eine der drei übrigen besonders vorbereitet, in Unterabteilungen zu zerfallen. Wer sich dem Dienste der Kirche und des Staates widmen will, wird einer ernsten Studienkontrolle zu unterwerfen, alle aber unter Spezialinspektoren zu verteilen

sein. Abstufungen sowohl in der Tüchtigkeit als auch in den Lehrwürden sind einzuführen und durch Prüfungen zu kontrollieren, die Disziplinargesetze für die Studierenden einer neuen, konsequenten Bearbeitung zu unterziehen. Weil die Gefahr, die der Kirche und dem Staate droht, von der kritischen und spekulativen Richtung herrührt, so ist diese zu beschränken und die geistige Tätigkeit auf die vernachlässigten praktischen, realen, experimentellen Wissenschaften, sowie auf die mechanischen und die schönen Künste vornehmlich zu richten[1]. Zum Schluß wird dann abermals auf den Gegensatz zwischen den führenden Klassen und dem guten und einfältigen Volk hingewiesen. Gerade jene, die über die Tyrannen schreien, seien die wahren Despoten. Man müsse das Volk von ihnen befreien, auch seine Stimme, die wahrhafte Stimme des Volkes, anerkennen, welche laut die Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe der Familie durch Festigkeit und Einigkeit im Glauben und in der Lehre fordere. Nur diese vermöge die schon wankende Treue im kirchlichen wie im bürgerlichen Leben wieder zu sichern — „und Treue ist diesem Volke Bedürfnis!“ Auf den Sinn des Königs ist der Hinweis berechnet, daß er durch die Stiftung, Erweiterung und Vermehrung der Lehranstalten und ihrer Mittel so vielfache und außerordentliche Beweise seiner Geneigtheit zur Beförderung geistiger Bildung gegeben habe: darum könne es keiner Mißdeutung unterworfen werden, wenn jetzt endlich geschehe, was nie hätte unterlassen werden sollen, nämlich die Wirksamkeit jener Anstalten zum wahren Wohle des Volkes und zu würdiger Erhebung des menschlichen Geistes in sichere Wege zu leiten und vor frevelndem Mißbrauch zu bewahren. Ferner die Versicherung, daß die Verfasser dem Minister trotz der scharfen Angriffe auf das System, das er vertrete, persönlich auf keine Weise zu nahe treten wollen, sondern seinen wohlgemeinten Bestrebungen und seiner treuen Ergebenheit gegen den König gern die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen[2].

Am 17. Februar überreichte Fürst Wittgenstein die Denkschrift dem König, mit einem Immediatbericht, in dem er noch einmal auf alle seine Bemühungen um die Unterdrückung des feindlichen Geistes und den Konflikt mit Hardenberg während des Aachener Kongresses zurückweist. Nunmehr hänge alles von des Königs eigener Überzeugung und von seinem Einflusse ab. „Ein Komponieren mit denen Personen, die das Verderben bis auf diesen Punkt geführt haben, und

---

1) Daß auf alle diese Vorschläge Beckedorff vor den anderen eingewirkt hat, geht zur Evidenz aus seinen übrigen Denkschriften hervor. Interessant ist es, daß zumal in bezug auf den letzten Punkt, die Pflege der praktischen und realen Wissenschaften, Adam Müller, sein Freund, in seinen Briefen an Gentz ganz ähnliche Vorschläge gemacht hat. Er rühmt es gegen diesen gerade als ein Zeichen des bereits eingetretenen Umschwungs, daß die spekulative Neigung nachlasse, und daß auf die realen Wissenschaften, z. B. auf die Pflege der Jurisprudenz an Stelle der politischen Wissenschaften, jetzt ein viel größerer Wert als vordem gelegt werde und ein viel stärkerer Trieb dazu vorhanden sei.

2) Vgl. den Abdruck im Urkundenband. Der Schluß bei Düntzer, S. 82.

die Vermutung, daß, wenn man solche nachdrücklich warnt und ermahnt, sie von diesem System und diesen falschen Grundsätzen abgehen, führt zu nichts. Ich will mit den Verfassern dieses Berichtes gerne glauben, daß diese Personen die Gefährlichkeit ihres Systems nicht eingesehen haben; aber eine Veränderung in ihrer Stellung ist unumgänglich und unerläßlich notwendig, wenn der wohltätige Zweck erreicht werden soll. Ohne diese Veränderung ist kein Heil, keine Besserung zu erwarten, und auch alles fernere Bemühen und jede künftige Aufmerksamkeit würde ohne solche unnötig und fruchtlos sein".[1]

Das Programm, welches Hardenberg in Troppau sich ausgedacht hatte, war damit umgeworfen. Weder zu der Kommission der drei Minister und des Bischofs unter Altensteins Vorsitz noch zu der Reise Koreffs und seiner beiden Kollegen

Sturz Koreffs.

kam es. Statt dessen fiel Koreff selbst in Ungnade bei seinem fürstlichen Patron. Wahrlich nicht etwa, weil er opponierte (denn wir wissen ja, wie sehr er sich als einer der ersten zum Kampfe gegen den Geist der Neuerungen gedrängt hatte), sondern als ein Opfer seiner persönlichen Eigenschaften, die uns auch sattsam bekannt sind, vor allem seiner Eitelkeit und Prahlsucht: nur diese machen einen Vorgang erklärlich, der sonst völlig sinnlos wäre. Er hatte einem französischen Parteiführer eine Schrift über die Verwaltung des Staatskanzlers übersandt, in der Hardenberg als Freund der liberalen Ideen geschildert war, und die er sogar durchgesehen und gebilligt haben sollte: diese Gerüchte hatte Koreff nicht nur bestätigt, sondern auch angedeutet, daß kein anderer als er selbst der Verfasser wäre. Wenigstens hatte der Franzose die Anspielung so verstanden; er hatte die Schrift nicht bloß in französischer Übersetzung veröffentlicht, sondern in einem Vorwort Koreff direkt als den Verfasser bezeichnet. Dadurch aber war nicht bloß dieser, sondern auch der Staatskanzler aufs äußerste bloßgestellt. Hardenberg war gezwungen, zumal in diesem Moment, den Schützling zu verleugnen. Der Bruch war vollkommen. Vergebens flehte Koreff um Gnade. Hardenbergs Neigung zu dem Vielgewandten war ohnehin längst erkaltet[2]. Es ist ihm dann freilich doch noch recht schwer

1) K. H.-A., Rep. XLIX, Acta Wittgensteins betr. Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens.

2) Schon am 3. Januar 1820 schreibt Graf Pückler-Muskau (Briefwechsel V, 255): „Koreff hat viel, aber nicht alles von seinem Einfluß verloren". Am 11. Januar: „Koreff sehe ich nie mehr beim Kanzler, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Epoche seiner hohen Gunst vorüber ist". Am 10. Mai 1820 (S. 300): „Koreff ist gänzlich aus dem Sattel gehoben, und man hört jetzt bei Tische nur noch über Juden schmähen und witzeln". Über den Bruch selbst vgl. den 7. Band der Briefe Pücklers. Der Verfasser jener Schrift war Benzenberg, und der Adressat Koreffs Constant. — Im Geh. Staats-A., in Hardenbergs Nachlaß, ein Brief Koreffs an Hardenberg vom 22. April 1821 und ein anderer Altensteins an den Staatskanzler vom 13. November 1821. Für Koreff wie für den Fürsten selbst ist recht interessant eine Mitteilung, die Pückler zum 3. Januar 1820 über den Tod Jeannettes und den Eindruck der Nachricht auf den Fürsten macht: „Der König annoncierte mir auch den Tod der guten Jeannette, und Wittgenstein bat mich, den Kanzler darauf vorzubereiten. Ich kam bei diesem gerade rechtzeitig, um mich zum zweitenmal zu Tisch

geworden, den Listenreichen loszuwerden. Denn Koreff hatte seine Stellung im Hause des Fürsten nicht bloß auf die Mademoiselle Hähnel gegründet, die von dem alten Verbündeten zu dem Fürsten, der sie selbst nicht entbehren konnte, sofort abschwenkte, sondern mehr noch auf die Fürstin, die geborene Schönermark, mit der der Staatskanzler völlig auseinander war, die sich aber ebensowenig abschütteln ließ; erst im Herbst gelang es der keck durchgreifenden Diplomatie des Grafen Pückler, seinen Schwiegervater von dem einstigen Günstling loszukaufen. Koreff ward unter dem Vorwande einer Studienreise nach England entfernt. Man dachte ihn dann an die rheinische Universität zu bringen, als deren Gründer er sich ansah. Auch dazu aber kam es nicht; sondern im April 1822 verließ er den vaterländischen Boden und machte so die Prophezeiung wahr, die er einst ausgesprochen hatte, daß das undankbare Vaterland seine Gebeine nicht besitzen werde. So ist auch unsere Universität dies unwürdige Mitglied losgeworden, und er hat in Paris den Zickzacklauf seiner Lebensbahn fortsetzen müssen.

Wir aber wenden uns zurück zu den gewundenen und verschlungenen Wegen, auf denen wir den Staatskanzler und die Minister, seine Freunde und seine Feinde, sowie unsere Universität, Lehrer und Studenten, zu begleiten haben.

Heimkehr Hardenbergs; Schultz versucht, ihn auf die reaktionären Pläne festzulegen.

Am 24. April traf Hardenberg von seiner Italienfahrt wieder in Glienicke ein. Er hatte sich nun mit der ganz veränderten Situation auseinanderzusetzen. Was blieb aber, nachdem Wittgenstein und seine Freunde den König auf ihre Seite gebracht hatten, anders übrig, als sich der vollendeten Tatsache zu fügen! Sie waren es jetzt, die ihm den Kappzaum angelegt hatten und ihn auf dem Steckenpferde reiten ließen, auf das sie ihn gesetzt hatten. Am 16. Mai hatte Geheimrat Schultz die Ehre, dem Staatskanzler auf seinem Landgut Vortrag über die Maßnahmen zu halten, die zur Bändigung des revolutionären Geistes und zugleich des Ministers des Kultus- und Unterrichtswesens nötig sein möchten. Ein Bericht von Schultz an den Staatskanzler selbst über die Ergebnisse der Konferenz vom 23. Mai wie ein anderer noch am Abend desselben Tages an Wittgenstein geschriebener lassen uns erkennen, was dort verhandelt worden ist. Hardenberg hatte danach dem Geheimrat (was diesen schwerlich überrascht haben wird) eröffnet, daß Seine Majestät der König aus den wichtigsten Gründen eine bedeutende Personalveränderung in dem Ministerium

---

zu setzen, und sprach dann mit Koreff, wie ich ihm die Nachricht beibringen sollte. ‚Ach', erwiderte Koreff, ‚glauben Sie doch nicht, daß ein alter vornehmer Mann Herz hat. Das ist ihm ganz einerlei'. Dies war denn auch in einem Grade der Fall, daß ich mich fast des Lachens nicht enthalten konnte, wie cavalièrement er die Sache aufnahm. ‚Offiziell', sagt Koreff, ‚wird aber morgen gewiß eine große Betrübnis erfolgen'".

der geistlichen pp. Angelegenheiten zu bestimmen geruht habe. Er habe es für nötig gehalten, die Stellen eines Direktors für die Unterrichtsabteilung, eines Rates und des Justitiarius neu zu besetzen, und Schultz beauftragt, Vorschläge zu machen und seine Gedanken über die Neuorganisation des Ministeriums zu äußern. Das war nicht das, was Wittgenstein und seine Alliierten wünschten; aber, wenn statt des Direktors der Unterrichtsabteilung, das heißt Süverns, und statt des Rates derselben, das heißt Johannes Schulzes, sowie für den Justitiarius, das heißt Frick, Ersatz in ihrem Sinne geschaffen wurde, so war in der Tat auch dem Minister Altenstein ein ganz gehöriger Kappzaum angelegt worden. Schultz bekannte nun dem Staatskanzler in seinem Bericht, daß er noch nicht imstande sei, bestimmte Vorschläge zur Besetzung der im Ministerium bevorstehenden Vakanzen zu machen, und bat daher um die gnädige Erlaubnis, an dieser Stelle nur einige vorläufige Gedanken über diese Organisation mit pflichtmäßiger Freiheit äußern und dabei nur diejenigen Personalvorschläge andeuten zu dürfen, welche an sich unbedenklich sein möchten. Was er darüber vortrug, mußte dem Staatskanzler zeigen, daß Schultz und seine Hintermänner sehr viel weiter auszugreifen gedachten, als er selbst für gut gehalten hatte. Schultz begann mit einer Insinuation gegen seinen Chef, indem er auf die persönlichen, unabänderlichen Verhältnisse hinwies, welche eine Verstärkung der oberen Leitung des Ministeriums unumgänglich nötig machten, da momentan jede straffe Führung der Geschäfte verhindert werde. Jede Abteilung und jeder Dezernent gingen bisher meist eigenen Ansichten und Absichten nach, was denn die größte Unzuverlässigkeit und Verschiedenheit in der Behandlung der Fragen und eine außerordentliche Zersplitterung der Kräfte zur Folge haben müßte. Auch der neu anzustellende Direktor der Unterrichtsabteilung könne dem nicht abhelfen, weil er immer nur einen Teil des Ganzen übersehe und mit dem Detail der Geschäfte zu sehr beschäftigt sei. Das Heilmittel des Schadens und die Erreichung der allerhöchsten Absicht sah Schultz in der Errichtung zweier neuer Instanzen. Einmal in der Anstellung eines Generaldirektors des Ministeriums oder, da dieses gemißdeutet werden möchte, eines Generalsekretärs, „welcher unmittelbar der Person des Herrn Chefs Excellenz anzuschließen sein dürfte“. Dieser Generalsekretär müsse Vollmacht haben, alle eingehenden Sachen unmittelbar nach Seiner Excellenz zu lesen und ebenso alle von Seiner Excellenz zu unterzeichnenden Konzepte unmittelbar vorher zu kontrasignieren; er müsse ferner dafür verantwortlich sein, daß die allerhöchst vorzuzeichnenden Grundsätze von dem Ministerium und allen zu diesem Ressort gehörenden Behörden genau befolgt würden, und daß nichts ungerügt bleibe, was denselben zuwiderlaufe. Er müsse ferner das Recht haben, den Sitzungen der Abteilungen des Ministeriums beizuwohnen, sowie den Geschäftsgang zu beachten und darauf einzuwirken, endlich auch die Geschäftsführung der Bureaus zu kontrollieren und für einen

schleunigen Betrieb in allen Teilen Sorge zu tragen. Die zweite Instanz werde eine Generalkonferenz sein müssen, welche alle Monate zusammentrete und aus gewissen Personen besonderen höchsten Vertrauens bestehe. Hierfür schienen ihm besonders geeignet der Herr Bischof Eylert, der Oberregierungsrat Schoell und der Konsistorialrat Snethlage, „wobei ich noch Herrn Wirklichen Geheimen Legationsrat Ancillon zu nennen wage, der schon ehedem Mitglied dieses Ministerii war und dessen ausgezeichnete Persönlichkeit ich nicht näher schildern darf, indem ich die Überzeugung äußere, daß seine Teilnahme an diesen Beratungen von wesentlichem Vorteil für die Sache sein würde". Erst hierauf äußerte Schultz sich über die Besetzung der bevorstehenden Vakanzen, welche nun weit weniger Schwierigkeiten unterworfen sein würde. Zum Direktor brauche man jetzt nicht gerade einen Mann von Fach, sondern nur einen tüchtigen Geschäftsmann von ruhigem und festem Charakter, ohne Vorliebe für irgendein System. Diesem dürfte man zugleich die Direktion über die Medizinalabteilung anvertrauen, die leider bisher zum größten Nachteil der Geschäfte eines Direktors entbehrt habe, so dringend das Bedürfnis danach nach dem Urteil aller Sachverständigen sei. Für die Ratsstelle im Schulfach schlug er vor den Geheimen Oberregierungsrat Beckedorff, der dadurch einen größeren Anteil an den Geschäften nehmen würde, als ihm bisher anvertraut gewesen sei, und als seinen Hilfsarbeiter den Oberkonsistorialrat Nolte und den Konsistorialrat Gaupp aus Breslau, für den sein Landsmann Menzel lebhaft eingetreten war.[1]

---

1) Daß auch Nolte, der sich übrigens schon im Winter 1807 auf 1808 gegen Beyme sehr irritiert über Fichtes Reden an die deutsche Nation gezeigt hatte, von der Reaktion als einer der Ihrigen reklamiert werden konnte, zeigt, in wie weite Kreise die Angst vor der Revolution bereits gedrungen war. Übrigens sollte er wesentlich nur für den technischen Teil in Frage kommen. — Jakob Gaupp, Freimaurer, 1767 bis 1823, Prediger und später Regierungs- und Konsistorialrat zu Breslau, war der Vater von Ernst Adolf, einem der beiden Vettern, von denen einer als Redner für das Bewaffnungsfest im Februar 1820 von der Studentenschaft ausersehen, aber von Schultz verworfen war (s. o.). Den Justitiarius Frick lernten wir schon im Fall De Wette kennen, und er wird uns noch häufig begegnen. In Altensteins Nachlaß, Geh. St.-A., Rep. 92, Altenstein A, 9a, liegt ein von ihm konzipierter, sehr interessanter Bericht des Ministers an Hardenberg, 28. Februar 1820, in dem nach einem klar geschriebenen Überblick über die Entwickelung des öffentlichen Geistes seit 1806 ausgeführt wird, wie unmöglich es für die bürgerliche Gewalt sei, auch mit der größten Strenge die Meinungen und Ideen zu vergewaltigen. Das Schriftstück, das nach einem Marginal Altensteins vom 19. März nicht abging, ist auch deshalb merkwürdig, weil Süvern eine Reihe von Korrekturen hineingeschrieben hat, welche die auch sonst vielfach sichtbare Differenz zwischen seinen und Fricks Ansichten zeigen. Wenn z. B. Frick schreibt, daß die Meinungen und Ideen durch äußere Gewalt, auch wenn sie die rechtmäßigste sei, nicht berichtigt, sondern nur befestigt würden, und mehr als die strengste polizeiliche Aufsicht ein gründliches wissenschaftliches Studium dazu beitragen werde, den Staat und die bürgerliche Gesellschaft vor den Gefahren zu bewahren, die von der weiteren Verbreitung und Einwirkung der falschen Lehren und Ansichten, an denen vielleicht die Mehrzahl unserer jungen Männer kranke, zu besorgen sei, so fügt Süvern hinzu, daß auch die Erzeugung strengerer und unzweideutigerer Grundsätze der Religiosität und Sittlichkeit in der Jugend dazu gehöre; usw.

Wäre dies alles verwirklicht worden, so hätten Schultz und seine Hintermänner gewonnen Spiel gehabt. Die Unterzeichner der Februardenkschrift wären dann sämtlich in dem Ministerium untergebracht worden. Denn daß Schultz den Posten des Generaldirektors übernommen haben würde, bedarf keines Wortes, obschon er in dem Bericht darüber hinweggeht und im Dezember sogar jede Auszeichnung sich verbeten und seinen Lohn ausschließlich in dem Bewußtsein, für die gute Sache zu arbeiten, hatte finden wollen. Er selbst sah es jetzt als notwendig an, mit in der Front zu stehen, und dort, wo es die Hauptstöße auszuteilen galt; an Mut aber gebrach es ihm, wie wir wissen, nicht.[1] Für das Ministerium wäre dann ziemlich die gleiche Institution geschaffen worden, die sich die Universität seit dem November 1819 gefallen lassen mußte. Altenstein hätte zu spüren bekommen, wie wohltuend das Halsband des Leibeigenen für denjenigen ist, der es zu tragen hat. Er hätte in der Tat sich nicht mehr rühren können, und es ist ein Beweis der geringen Achtung, welche die Rivalen vor ihm hatten, daß sie glauben konnten, er würde sich eine solche Sklavenstellung gefallen lassen.

Hardenberg schiebt die Entscheidung hinaus.

Aber die Rechnung war, so sorgfältig sie aufgestellt sein mochte, dennoch ohne den Wirt gemacht. Hardenberg machte es, wie wir es an ihm kennen;

Das Gutachten gipfelt in dem Rat, die jungen Männer, welche in die jetzigen Untersuchungen verflochten wären, von der Universität nicht deshalb zu verjagen und für das ganze Leben unglücklich zu machen, wohl aber strenge Aufsicht über sie einzurichten und den Exmatrikulierten zu bedeuten, daß sie erst Proben ihrer Gesinnung ablegen müßten, ehe sie zur Anstellung herangezogen werden würden.

Ebd. ein Schreiben Altensteins an Hardenberg, wie es scheint Reinkonzept (3. Februar 1820), worin auf den Nachteil der Verfolgung für die Frequenz der preußischen Universitäten hingewiesen wird, auch auf den Haß, der dadurch gegen Preußen genährt werde. Der Minister wünscht eine gewisse Inspizierung der Maßregeln auswärtiger Regierungen an Ort und Stelle, um festzustellen, ob die Verfolgungen dort so schwer seien.

1) Düntzer gibt a. a. O. S. 83 das Exzerpt eines schon vom 21. Mai datierten Immediatberichtes, worin Schultz sich ausdrücklich zur Annahme dieser Stellung bereit erklärt. Auch sonst lautet dieser Text ganz anders als das im Nachlaß Hardenbergs befindliche eigenhändige Mundum. Zum Direktor der Unterrichtsabteilung schlägt Schultz darin den Regierungspräsidenten Baumann in Königsberg vor, zum vortragenden Rat Nolte, dem man den Konsistorialrat Gaupp als Hilfsarbeiter beigeben möge. Als Justitiarius empfiehlt er Körner, und ebenso für die Generalkonferenzen die gleichen Personen, wie in dem zwei Tage später datierten Bericht. Auffällig ist es, daß er die Vorschläge bereits auf eine Allerhöchste Willensmeinung zurückführt. So auch den Namen des Kammergerichtsrats von Voß, der sich durch seine zuverlässige Gesinnung und seine schätzbare wissenschaftliche Bildung empfehle. Ob er sich damit nun in der Tat auf vorhergegangene Besprechungen bezieht oder diese in dem Bericht erst voraussetzt, bleibt, wie so vieles andere, im Dunkel. Mit Sicherheit läßt sich angesichts des um zwei Tage später datierten Mundums, das sich ausdrücklich als der am 16. von dem Staatskanzler befohlene Bericht kundgibt, nur sagen, daß wir in dem Düntzerschen Exzerpt einen nicht abgesandten Entwurf besitzen. Die vorsichtigere und unbestimmtere Fassung in der Ausfertigung wird man auf den mäßigenden Einfluß der Freunde von Schultz, etwa Wittgensteins oder Beckedorffs, auf den es besonders passen würde, zurückführen dürfen.

ein paar Schritte folgte er den Freunden, die ihn an dem Kappzaum nach rückwärts zerrten — aber ganz ließ er sich von ihnen doch nicht gängeln. Zunächst wußte er die Angelegenheit um ein paar Monate hinauszuschieben; und als er Ende Juli an die Ausführung ging, ließ er sich auf die beiden Kontrollinstanzen, des Generalsekretärs und der Generalkonferenz, garnicht ein und wählte die Persönlichkeiten für die neuen Stellen im Kultusministerium so, daß sie ihm selbst nicht schaden konnten und auch seinem Freunde Altenstein annehmlich waren, mit dem er sich überdies zuvor ins Einvernehmen gesetzt hatte. Ancillon, Gaupp und Nolte blieben draußen, und so auch Snethlage, den dies mit besonderem Kummer erfüllt haben wird. Bischof Eylert, den der Staatskanzler zulassen wollte, war zu ertragen; er schielte längst nach beiden Seiten.[1] Und in dem Hofprediger Theremin, der als zweiter geistlicher Rat berufen werden sollte, dem früheren Lektor des Französischen an der Universität und Mitgliede des Nordsternbundes, erhielt der Minister einen Rat, welcher die Gegensätze eher zu vermitteln als zu verschärfen geeignet war. Für das „eigentliche gelehrte Fach", d. h. die Stelle, die man Johannes Schulze nehmen wollte, bestimmte Hardenberg, wie er Wittgenstein am 8. September mitteilte, einen Mann, auf den diese Bezeichnung recht wenig paßte, der ihm aber sonst sehr geeignet erscheinen mußte, denn er war einer seiner vertrautesten Räte: den Geheimen Oberregierungsrat Schoell. Diesen hatte allerdings Schultz selbst, jedoch nur für die Generalkonferenz, vorgeschlagen, weniger wohl, weil er einen Gesinnungsgenossen in ihm zu finden glaubte, als weil er wußte, daß dieser Kreatur des Staatskanzlers Gesinnung etwas Gleichgültiges war. Ursprünglich Buchhändler in Paris, war Schoell durch Koreff, dessen Gedichte er verlegt hatte, in den Dienst des Staatskanzlers gekommen, in dessen Gunst der geschmeidige und vorsichtige Mann bald viel fester saß als sein unbesonnener Kollege, mit dem die Freundschaft sehr bald in die Brüche ging. Gerade seit Koreffs Sturz waren Schoells Aktien gestiegen, und im letzten Jahr hatte der Staatskanzler keinen seiner Räte näher an sich herangezogen als ihn, zumal in der auswärtigen Politik, von der die innere bestimmt wurde; er hatte ihn nach Troppau und Laibach und auf seine italienische Reise mitgenommen. Auch zum Nachfolger Fricks gedachte Hardenberg einen seiner Räte zu machen, den Geheimrat

---

1) Darauf deutet ein Brief des Bischofs an Altenstein hin (in dessen Nachlaß, Geh. St.-A. Rep. 92, Altenstein 64 F), aus Potsdam vom 11. Februar 1821, ein kurzes „Privatschreiben", das einer Aktensendung beigelegt war: „So manches in meinen Privatverhältnissen drückt, besorgt und lähmt mich, und längst fühlte ich Bedürfnis und Verpflichtung, mein volles Herz auszuschütten". Es waren, wie wir uns erinnern, die Tage, in denen Eylert und die drei andern über der Denkschrift saßen, durch die sie Altensteins Ministerium „stützen" wollten. Er bat, dem Minister seine Aufwartung machen zu dürfen, wenn er zur kirchlichen Feier (des Ordensfestes) nach Berlin komme. Man möchte wohl wissen, wie weit der fromme Mann bei diesem Besuch seinem gepreßten Herzen Luft gemacht hat.

Hellwig.[1] Schultz selbst kam nicht einmal als Direktor in Frage. Aber auch die Entfernung der alten Räte vermochten die Verschworenen nicht durchzusetzen. Nicht bloß Nicolovius und Süvern, sondern auch Schulze und sogar Frick blieben zunächst unbehelligt; und selbst von dem Eintritt der beiden geistlichen Herren, mit denen im September bereits verhandelt wurde, und die gleich bereit waren, sah man schließlich wieder ab; erst im Mai 1824 ist es, dann aber unter ganz veränderten Verhältnissen, zu einem Stellenwechsel im Kultusministerium gekommen.[2]

6. Der Kampf um den Universitätsrichter.

Veränderte Stellung des Verwalters der Universitätsgerichtsbarkeit.

Hatte Schultz somit in der Hauptfrage so gut wie nichts von dem erreicht, worauf er und seine Freunde sich Hoffnung gemacht hatten, so glückte es ihm, freilich auch erst nach schweren Kämpfen, besser auf seinem eigentlichen Felde, in seinem Amt an der Universität, wo er sich auf seine Instruktion und die Rechte, die sie ihm bot, stützen konnte. Das stärkste war die Macht, die ihm darin über die akademische Disziplin und ihren Verwalter, den Universitätsrichter, eingeräumt war.

---

1) Hardenbergs Tagebuch zum 29. Juli (Gespräch mit Wittgenstein) und zum 5. August: „Altenstein, den ich vorher über die beabsichtigten Veränderungen in seinem Departement sprach . . bei Tisch. Hellwig und Schoell zum Essen . .“ Ferner Hardenberg an Wittgenstein, Neu-Hardenberg, 21. August 1821 (Kön. H.-A., Acta des Fürsten Wittgenstein, Rep. XLIX, Verbesserung usw.) mit den Entwürfen der betreffenden Kabinettsordres: „Hierbei empfangen Sie die Kabinettsorders wegen der Veränderungen im Altensteinschen Departement, liebster Freund. Ich habe alles so zu fassen gesucht, daß der Zweck ohne Schwierigkeit erreicht werden kann, wenn ich nicht sehr irre. Die Hauptfragen werden von Sr. Majestät entschieden, Altenstein wird über mehrere Punkte der Ausführung gehört und deren Entscheidung dem König vorbehalten“. Dazu die Nachschrift: „Ich glaube verbürgen zu können, daß die neu zu ernennenden Personen im Altensteinschen Departement völlig zuverlässig und ganz im Sinne des Königs sind und es durch ihre Handlungen beweisen werden“. Die Verhandlungen zogen sich noch bis Ende September hin. Mit Theremin führte Schultz die Korrespondenz, im Kön. H.-A., a. a. O., und Geh. St.-A., Rep. 92, Hardenberg, $12^1/_2$. Von seinem Landaufenthalt zurückgekehrt, ließ der Staatskanzler es sich wieder angelegen sein, mit Altenstein sich zu verständigen. „Ich habe“, schreibt er am 23. September an Wittgenstein, „mit dem Minister von Altenstein gesprochen, wertester lieber Freund, und glaube versichern zu können, daß er die Königlichen Höchsten Befehle mit dem ihm eigenen rechtlichen Sinn verehren und pflichtmäßig befolgen wird. Es wird ihm auch natürlicherweise lieber sein, sie ohne sein Zutun zu erhalten, als wenn er Vorschläge dazu zu machen aufgefordert würde“.

2) Düntzer gibt auf S. 86 wieder das Exzerpt aus einer undatierten Kabinettsordre, von der er selbst bemerkt, daß sie eine geheime und ohne Folge geblieben sei. Danach sollte Schultz zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat und Direktor beider Abteilungen der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Eylert und Theremin zu vortragenden Räten, Schoell zum Mitglied, Hellwig zum Justitiarius ernannt, Nicolovius, Süvern, Schulze und Frick aber auf Wartegeld gesetzt werden. Auch dies Schriftstück kann nur ein Entwurf von Schultz' Seite gewesen sein. Es war aber schon ein Schritt zurück von den Anträgen im Mai und gewährt uns also einen Einblick in die schriftlichen und mündlichen Beratungen, die wir uns hinter den wenigen Aktenstücken, die zufällig erhalten sind, zu denken haben. Auch im Kön. H.-A. sind einige Fragmente dieser Art, so ein undatierter Brief Schildens, mit ungenannter Adresse, über Altenstein, den ich noch in den Sommer zu setzen geneigt bin.

Durch die Statuten waren Rektor und Senat als die Inhaber und Träger der akademischen Gerichtsbarkeit eingesetzt worden; der Syndikus war ihnen nur als Ratgeber und Gehülfe beigegeben, und nach diesem Verhältnis waren alle seine Befugnisse geordnet worden. Der Universitätsrichter dagegen, der an die Stelle des Syndikus gesetzt war, sah sich lediglich dem Regierungsbevollmächtigten untergeordnet; er sollte, wie Schultz wiederholt und mit Recht betonte, gleichsam seine rechte Hand sein. In jedem Satze seiner Instruktion, die an demselben Tage mit der Instruktion für den Regierungsbevollmächtigten (18. November 1819) ausgestellt war, kam das von Grund aus veränderte Verhältnis zwischen dem ständigen Verwalter der Gerichtsbarkeit und der Universität zum Ausdruck.[1] Und da nun der Regierungsbevollmächtigte bei jeder Meinungsverschiedenheit zwischen dem Richter und dem Rektor oder dem Senat die letzte Entscheidung hatte,[2] so mußte er nur um so mehr darauf bedacht sein, seinen Gehülfen unbedingt in der Hand zu haben; falls er überhaupt, was bei Schultz wenigstens zutraf, sein Amt als eine Kampfesstellung gegenüber der Universität auffaßte.

Als Schultz seine Stellung übernahm, verwaltete das Amt des Syndikus der Obertribunalsrat Scheffer, ein Beamter von Umsicht, Ruhe und Erfahrung, der niemals einen Konflikt mit dem Senat gehabt hatte. Er fand sich bereit, den Posten, der beiläufig eine Nebeneinnahme von 1000 Talern gewährte, auch nach seiner Umwandlung zu behalten, und ward von dem Regierungsbevollmächtigten selbst am 26. Januar 1820 in den Senat eingeführt. Aber vom ersten Moment an begann zwischen Schultz und ihm der Zank, und in wenigen Wochen hatte dieser den Kollegen krank geärgert. Es folgte im März ein Provisorium, indem ein Kammergerichtsreferendar namens Nagel mit der Vertretung des erkrankten Richters beauftragt wurde. Nagel war dem Universitätsgericht und den älteren Kommilitonen kein Unbekannter, denn er hatte erst vor wenigen Jahren die Universität verlassen, wo sein Lebenswandel keineswegs einwandfrei gewesen

Scheffer.

Nagel.

1) So z. B. in bezug auf die Teilnahme an den Senatssitzungen. Der Syndikus wird nach den Statuten dazu eingeladen, weil er Ratgeber und Gehülfe des Rektors und Senates in der Ausübung der Gerichtsbarkeit ist, jedoch nur für die gerichtlichen Geschäfte des Senates. Das Reglement vom 18. November 1819 aber sagt schlechtweg: „Er ist Mitglied des akademischen Senats“. Die Statuten fahren fort: „Er hat den Rang der ordentlichen Professoren“. Das Reglement erklärt: „Er darf weder akademischer Lehrer noch Privatdozent sein, hat aber den Rang der ordentlichen Professoren“. In den Statuten war ursprünglich über den Platz des Richters im Senat nichts ausgesagt worden; erst Schuckmann hatte verfügt (§ 10), daß er „für seinen Vortrag“ nächst den Dekanen seinen Sitz haben solle. Das Reglement aber enthält die noch heute geltende Bestimmung, daß er bei den Sitzungen sowie bei feierlichen Aufzügen die Stelle zur Linken des jedesmaligen Rektors einzunehmen habe (§ 5). Und so fort.

2) Vergl. § 4 der Instruktion für die Regierungsbevollmächtigten. Interessant ist, daß der Fall einer Differenz zwischen dem Syndikus und dem Senat in den Statuten gar nicht vorgesehen ist, geschweige ein Rekurs des ersteren an eine höhere Instanz als die Korporation, deren Organ er war. Nur zwischen ihm und dem Rektor selbst ist er als möglich gedacht, und dann dem Senat die Entscheidung überlassen, die innerhalb dreier Tage erfolgen muß (Abschnitt IV, § 7).

war. Schultz aber machte Miene, dem jungen Herrn, der wohl ganz bereit dazu gewesen wäre, nicht nur die kleineren Disziplinarfälle (die Nagel aus seinen persönlichen Erfahrungen als Civis academicus noch bekannt sein mochten), sondern auch die großen Sachen, über die Schultz mit dem Senat, wie mit dem erkrankten Kollegen, in Streit geraten war, anzuvertrauen und ihn unter seiner Verantwortung ganz an die Stelle des Universitätsrichters zu setzen; nur mit Mühe konnte der Senat sich dieses Anspruchs erwehren.

Prozeß Wangenheims und Ulrichs.

Der Kampf drehte sich in diesen Wochen, abgesehen von einer Reihe kleinerer Konflikte, um den Prozeß zweier Burschenschafter, der uns wohlbekannten Karl Ulrich und Karl von Wangenheim, welche der Regierungsbevollmächtigte am 23. Februar in Haft hatte nehmen lassen. Das Vergehen, dessen er sie beschuldigte, waren zunächst die Duelle, in die sie sich eingelassen; seine Absicht aber war vor allem, ihnen für ihre politischen Verbrechen an den Leib zu kommen. Er stellte am 10. März mit Umgehung des Senates den Antrag an den Minister, die jungen Leute wegen ihrer Teilnahme an der Burschenschaft und an dem Vivat für Jahn, für das Wangenheim bereits mit drei Tagen Arrest gebüßt hatte, mit Relegation und vorausgehender vierwöchiger Karzerhaft zu bestrafen. Zugleich trug er vor, daß der Senat wegen seines Verhaltens gegenüber der Burschenschaft seines Anspruchs auf die Gerichtsbarkeit in diesem Falle zu entsetzen sei. Der Senat suchte sowohl die beiden Angeklagten den Griffen des Universitätstyrannen zu entziehen als auch die eigenen Rechte zu schützen. In einer außerordentlichen Sitzung am 8. März ersuchte er den Minister, die Verhafteten gegen das Ehrenwort, sich nicht zu entfernen, zu entlassen. Der Antrag war noch nicht abgegangen, als von dem Minister selbst, dem der Rektor von sich aus darüber geschrieben, der Wunsch geäußert wurde, die Universität möge zunächst von einem Eingreifen in den Konflikt zwischen dem Universitätsrichter und dem Regierungsbevollmächtigten absehen; er hoffe, die Sache durch gegenseitigen Vortrag beider erledigen zu können. Darüber gingen vier Wochen hin, das Höchstmaß der Strafe, welches in die Verfügung des Senates gestellt war; und nun lief bei dem Rektor ein Schreiben Karl Ulrichs ein, in dem dieser in dem patzigen Ton, den wir an ihm kennen, unter Betonung dieses Umstandes seine Entlassung forderte. Goeschen säumte nicht, sich bei dem Minister für die Loslassung des Verhafteten zu verwenden, erhielt aber die Antwort, er möge die Bittschrift auf dem ordnungsmäßigen Wege durch den Senat und den Regierungsbevollmächtigten an das Ministerium einschicken. Der Senat, den der Rektor wieder zu einer außerordentlichen Sitzung am 25. März versammelte, schloß sich seinen Vorschlägen an: Ulrico furioso erhielt eine Rüge wegen der unpassenden Form seines Bittgesuches; im übrigen aber legte sich der Senat für die Verhafteten ins Mittel und beantragte abermals ihre Entlassung gegen die ehrenwörtliche Versicherung, in Berlin bleiben zu wollen.

Unterdes war Scheffer zwar gesund geworden, aber zur Fortführung seiner Amtsgeschäfte nicht mehr zu bewegen. Zum Glück fand sich in dem Kammergerichtsrat Brassert ein würdigerer Nachfolger als der strebsame Referendar. Am 12. April führte ihn Schultz persönlich in den Senat ein, und noch in derselben Sitzung referierte Brassert über die Strafsache Wangenheims und Ulrichs. Die Frage der politischen Vergehungen ließ er dabei ganz aus dem Spiel und beantragte nur wegen der Duelle, deren sie aktenmäßig geständig seien, erkennen zu wollen. Der Senat aber beschloß mit 7 gegen 4 Stimmen, daß in dieser Hinsicht das Erkenntnis so lange ausgesetzt werden solle, bis wegen des Anteils der Verhafteten an der Burschenschaft und ihrer hieraus folgenden Strafbarkeit ebenfalls erkannt werden könne. Der Universitätsrichter wurde ersucht, sein Gutachten hierüber dem Senat baldigst mitzuteilen. Der Sinn dieses Spruches ist nicht ganz deutlich; denn dem Senat konnte doch an der Verlängerung der Haft der armen Burschen, die nun schon seit mehr als 6 Wochen ihrer Freiheit beraubt waren, gewiß nichts liegen. Man wird wohl mit der Annahme nicht fehlgehen, daß die Mehrheit dadurch dem Anspruch des Regierungsbevollmächtigten, die angeblichen politischen Vergehungen dem Senat ganz zu entziehen, entgegenarbeiten wollte. Die nächste Folge war, daß der Universitätsrichter seine Niederlage mit dem Gesuch um seine Entlassung beantwortete. Es war ein Schritt, der gegen den Senat und im Sinne des Regierungsbevollmächtigten zu gehen schien; und offenbar hatte Schultz dabei hinter Brassert gestanden. Aber schon nach wenigen Tagen war der Universitätsrichter unter dem Einfluß, sei es der Professoren oder des Ministeriums, anderen Sinnes geworden, und stellte nun in einer außerordentlichen Senatssitzung, welche am 22. April infolge des Ministerialreskriptes einberufen war, seinen Antrag ganz im Sinne des Senates. Er referierte zunächst über die Teilnahme der Inhaftierten an der Burschenschaft und gab sein Gutachten dahin ab, daß der eigentliche Zweck der bereits aufgehobenen Verbindung nichts Strafbares enthalte, und daß, wenn auch in dem vorgefundenen Verfassungsentwurf Mittel zur Erreichung des gedachten Zweckes sanktioniert wären, welche, wie etwa Verruf und Duelle, mit akademischer Zucht und Ordnung nicht vereinbarlich wären, hierin nicht die Grundlage einer besonderen Strafbarkeit der Burschenschaft liegen könne, zumal da jene Mittel von allen Studierenden, in welchen Verhältnissen sie auch leben möchten, als zulässig anerkannt würden. Es könne mithin nur darauf ankommen, einzelne Ausbrüche solcher Selbstgewalt zu verhindern, und sie zu ahnden, so oft sie zur Kenntnis der akademischen Obrigkeit gelangten. Er beantrage daher, die Verhafteten lediglich wegen ihrer Duelle zu bestrafen, von denen Ulrich sechs, Wangenheim aber wahrscheinlich noch viel mehr auf dem Gewissen habe. Beide sollten das Consilium abeundi erhalten. Die Anklage wegen Teilnahme an dem Vivat für Jahn sei Wangenheim gegenüber gegenstandslos, da er bereits bestraft sei; für

Brassert.

Ulrich beantrage er 4 bis 5 Tage Karzerhaft, die aber auf die Untersuchungshaft anzurechnen seien. Der Senat stimmte dem allgemeinen Teil des Gutachtens einstimmig, und dem besonderen mit acht gegen eine, bezw. mit sieben gegen zwei Stimmen zu.

Es war eine eklatante Niederlage des Regierungsbevollmächtigten. Schultz empfand sie aufs schwerste, und seine Stimmung wurde dadurch nicht verbessert, daß Brassert, von dem er so ganz im Stich gelassen war, sich bewegen ließ, die einmal übernommene Stellung zunächst für sechs Monate, und nach deren Ablauf definitiv zu übernehmen. Für den Regierungsbevollmächtigten stand es fest, daß Altenstein und seine Räte hinter der Renitenz, die ihm der neue Richter, ganz wie sein Vorgänger, zeigte, zu suchen seien, und daß der Minister auch mit seinen Gegnern an der Universität Hand in Hand gehe. Um so mehr suchte er dem Richter seine Stellung zu verleiden, und dies gelang ihm aufs beste: auch Brassert war bald so mürbe gemacht, daß er wiederholt flehentlich um seine Entlassung bat und schließlich sich den Sitzungen des Senates ganz entzog. Für die Universität, ihre Verwaltung und die Gerichtsbarkeit, ergaben sich dadurch unleidliche Zustände, zumal da sich auch wieder, eine Folgeerscheinung der Edikte, die Händel in der Studentenschaft häuften und die Vergehungen gegen Zucht und Sitte mehrmals das Officium academicum in Tätigkeit setzten[1]. So blieb dem Senat nichts übrig, als das Entlassungsgesuch Brasserts durch eine eigene Eingabe zu unterstützen (1. November), worin übrigens unter Anerkennung der Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, welche der bisherige Richter in seinem Amt bewiesen, um baldige Ernennung eines „durch Geschicklichkeit, Kraft und Tätigkeit qualifizierten Mannes“ gebeten wurde.

Die Notwendigkeit einer Änderung hatte man nun auch im Ministerium eingesehen. Aber wo eine Persönlichkeit finden, welche auf dem Boden der neuen Edikte und der Instruktion vom 18. November 1819, die erst den Frieden zerstört hatte, allen Parteien gerecht werden konnte? Daß Schultz keinen duldete, der ihm nicht unbedingt ergeben war, das heißt in dem Kampf, den er gegen das Ministerium mit fast noch größerer Leidenschaft als gegen Professoren und Studenten führte, ihn unterstützte, war nur zu klar. So ward die Wahl des neuen Richters zu einer Machtprobe zwischen dem Regierungsbevollmächtigten und dem Minister. Schon im Sommer 1820, während der kommissarischen Verwaltung Brasserts, hatte sich ein Kandidat für die Stellung gemeldet, der Stadt-

---

1) Schon im Sommer 1820, und abermals im September reichte der Senat bei dem Minister eine Vorstellung ein gegen die überhandnehmende Rohheit und Unsittlichkeit unter den Studenten und ersuchte um die Entfernung der übel berüchtigten Wirtschaften im Universitätsbezirk. Mittelpunkt des Treibens waren die Dalchowsche Tabagie in der Letzten Straße und die Bernhardsche Wirtschaft in der Friedrichstraße Nr. 63. Aus der Studentenschaft selbst waren Klagen laut geworden.

syndikus Walther zu Neuruppin, dem der Obertribunalsrat Scheffer von der Vakanz Nachricht gegeben hatte; nach der Aussage von Schultz ein Mann von aufrichtiger Gesinnung und festem Charakter. Kaum aber war seine Bewerbung ruchbar geworden, als die Gegner von Schultz, so wenigstens behauptete dieser später, den Kandidaten mit Versprechungen und Drohungen, auch falschen Vorspiegelungen davon abzubringen suchten. Scheffer selbst und Frick sollten das meiste dabei getan und der Minister, als sich Walther von der Kandidatur nicht abbringen ließ, ihm haben sagen lassen, der Posten sei überhaupt nicht vakant — alles, ohne den Regierungsbevollmächtigten irgendwie davon in Kenntnis zu setzen. Als jedoch Schultz im März 1821 von dem Minister zu Vorschlägen aufgefordert wurde, unterließ er selbst jeden Vorschlag und überhaupt jede Äußerung; erst im Juni hatte er einen Kandidaten gefunden, der nach seinem Herzen war, und für den er sich nun mit voller Kraft einsetzte. Dies war der Assessor am Kammergericht Krause, ein junger, sehr energischer Herr, der sich auch durch höchsten Widerspruch nicht abschrecken ließ, sein Ziel zu verfolgen. Walther.

Denn je mehr Schultz für seinen neuen Protégé eintrat, desto weniger war man im Ministerium geneigt, diesen anzunehmen. Den Justizminister, der für die Ernennung des Universitätsrichters konkurrierende Gewalt mit dem Kultusminister besaß, hatte Altenstein auf seiner Seite; Kircheisen war von seiner starren Haltung längst zurückgekommen und hatte sich, wie übrigens der preußische Richterstand allgemein, gegen die überhandnehmende Willkürregierung mehr und mehr empört[1]. Sie hatten gehofft, Krause, den übrigens Schultz zunächst nur als interimistischen Verweser des Richteramtes empfohlen hatte, durch die Ernennung zum Regierungsrat und Justitiarius nach Königsberg abschieben zu können. Krause aber erklärte in Berlin bleiben zu wollen; er hielt seine Bewerbung aufrecht, obschon beide Minister ihm ihren Widerwillen nicht verhehlten, und ließ sich auch nicht beirren, als ihm Altenstein in mündlicher Unterredung zu verstehen gab, daß er kein Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit für das Amt haben könne. Der Minister berief sich dabei auf einen Vorgang, der dem Bittsteller wahrscheinlich von seinen Freunden gerade hoch angerechnet wurde: er war nämlich in einen Konflikt mit Studenten geraten, den er in einer nicht eben taktvollen Erklärung sogar in die Zeitungen gebracht hatte. Schultz unterließ es natürlich nicht, seinem Freunde in jeder Weise beizuspringen, auch mit Insinuationen gegen den Kultusminister, die diesen als den eigentlich Schuldigen an der herrschenden Verwirrung und als den Begünstiger der Demagogen hinstellten. Krause.

Im September 1821 appellierten beide Parteien an den Staatskanzler, wieder unter schweren gegenseitigen Beschuldigungen. Schultz mußte jetzt bereits gegen

---

1) Darüber gibt Varnhagen in den Beiträgen zur Preußischen Geschichte manche interessante Notiz.

von Reibnitz. einen neuen Kandidaten, den die Gegenpartei begünstigte, in die Schranken treten, den Geheimen Oberrevisionsrat von Reibnitz, der sich durch literarische Publikationen einen gewissen Namen gemacht hatte. Er ist später Honorarprofessor in der juristischen Fakultät geworden, da diese sich seine Bewerbung um das Ordinariat verbat[1]. Auch für die Richterstelle wäre er schwerlich der geeignete Mann gewesen. Doch waren es weniger seine persönlichen Eigenschaften, die Schultz ihm vorwarf, als wiederum seine Parteistellung: Reibnitz sei, so erklärte er dem Staatskanzler, von der Güte und Notwendigkeit der Verfügungen vom Jahre 1819 nichts weniger als überzeugt. Altenstein und Kircheisen bemühten sich, diesem Angriff durch Diskreditierung Krauses zu begegnen. Sie ersuchten den Staatskanzler, von diesem abzusehen, und zeigten sich bereit, den Regierungsbevollmächtigten sofort zu anderen Vorschlägen aufzufordern. Aber die Strömung in den höheren Regionen ging gegen sie. Schultz zerschnitt den Knoten, indem er unmittelbar an den König appellierte. Unter ausführlicher Schilderung seiner Kämpfe und mit drohendem Hinweis auf die revolutionären Gefahren, welche durch die schlaffe Wirtschaft an der Universität heraufbeschworen wären, erklärte er, daß er unter solchen Umständen die Geschäfte nicht mehr führen könne und um seine Entlassung bitten müsse. Erneute Proteste der beiden Minister, die sie an Hardenberg richteten, waren umsonst; am 17. Dezember kam eine Kabinettsordre heraus, durch welche Krause zum Universitätsrichter ernannt wurde. Schultz triumphierte. Dem Staatskanzler wie dem König selbst gab er unter Zusicherung seines heißen Dankes die Versicherung, daß nun alle Schwierigkeiten gehoben wären, daß er seiner Pflicht aufs treueste nachkommen und die Allerhöchste Verordnung vom 18. November ihrer Erfüllung entgegenführen werde[2].

7. Die Kabinettsordre vom 12. April 1822.

Antrag des Ministeriums auf Wegräumung der Rechtsschranken bei der Entlassung der Geistlichen und Lehrer.

Auch auf anderen Punkten drang die Partei wieder vor. Einmal eröffneten sich für die Entfernung der mißliebigen Mitglieder im Ministerium und ihre Ersetzung durch Gesinnungsgenossen neue Aussichten. Sodann wurde auch die Reinigung der Universität von ihren demagogischen Lehrern wieder ernstlicher ins Auge gefaßt; und zwar sollte dies in ganz umfassender Weise geschehen, auf Grund einer Änderung des geltenden Rechts. Bisher war den Pfarrern, gegen die wegen eines Amtsvergehens die Versetzung oder Absetzung ausgesprochen war, der Appell an die gerichtliche Entscheidung gestattet; und was für die Pfarrer galt, sollte auch für die Schullehrer Anwendung finden[3]. Dies Recht war ihnen

---

1) Darüber s. unten.

2) Die Akten über diese Kämpfe im Geh. Staats-A., Rep. 92, Hardenberg, H $12^1/_2$.

3) Landrecht § 531—535, Titel 11, Teil II. Die entscheidenden Paragraphen lauten: „Hat ein Pfarrer in seinem Amte grobe Exzesse begangen, so müssen die geistlichen Oberen ihm die

auch gelassen worden, als durch zwei Kabinettsordres, vom 17. Dezember 1805 und 10. Oktober 1809, die Entscheidung über die Versetzung oder Entlassung pflichtvergessener Pfarrer oder Lehrer den geistlichen und Provinzialbehörden entzogen und an die zentrale Instanz gebracht war. Jetzt stellte das Ministerium an den König den Antrag, die Schranken des Rechts, die sich der absolute Staat selbst auferlegt hatte, hinwegzubrechen und dafür lediglich den Rekurs an den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten zu setzen (22. Dezember).[1]

Neue Denkschrift Beckedorffs.

Um dieselbe Zeit, wo dieser Beschluß der Beratung unterlag, reichte Beckedorff (10. Dezember) bei dem Fürsten Wittgenstein zur Weitergabe an den König selbst eine Denkschrift ein, in der er noch einmal sein pädagogisches System in aller Ausführlichkeit entwickelt hatte. Was er in der Februardenkschrift für sich hatte behalten müssen, war hier rückhaltlos herausgebracht; sein ganzes Herz hatte er darin ausgeschüttet. Wäre das, was er hier vorschlug, angenommen, so wäre es fortan mit der geistigen Freiheit in Preußen, denn diese Reformen sollten wieder alle Gebiete des Unterrichts von der untersten bis zu den höchsten Stufen umfassen, vollends vorbei gewesen.[2] Der König aber zeigte sich von der Schrift, die er dem Fürsten bereits am 14. Dezember zurückreichen ließ, ganz angetan. „Da Ich versäumte", schreibt er in dem Handbillet, „Ihnen den Beckedorffschen Aufsatz zurückzugeben, wie Ich die Absicht hatte es zu tun, so schicke Ich ihn Ihnen anbei mit dem Bemerken, daß Mir seine darin entwickelten Ansichten und Grundsätze sehr ansprechend und befriedigend geschienen haben und die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit dieses einsichtsvollen Mannes aufs neue bekunden". Man kann nur annehmen, daß der hohe Herr sich über die Konsequenzen der von Beckedorff entwickelten Ideen, die seiner eigenen religiösen Grundanschauung völlig widersprachen, nicht klar gewesen ist.

Hardenberg muß folgen.

Hardenberg konnte nicht anders, als dem Strom immer nur folgen; und dem Unterrichtsminister wurde vollends alles über den Kopf hinweggenommen. Die Stimmung, in der Altenstein diese kampferfüllten Wochen durchlebte, wird deutlich aus einem Billet, das er am 20. Dezember an den Oberkammerherrn von Schilden, eine Persönlichkeit, die in diesem Regime der Unverantwortlichen eine wichtige Stelle einnahm, gerichtet hat.[3] Er hatte sich bei Hardenberg zum Besuch in Glienicke angemeldet, den sich dieser aber verbeten hatte. Statt

---

Führung seines Amtes vorläufig untersagen; wegen dessen Wahrnehmung die erforderlichen Anstalten treffen; die nähere Untersuchung verhängen und nach dem Bestande derselben ihm die Entsetzung andeuten" (§ 532). „Will sich der Pfarrer dabei nicht beruhigen, so steht ihm frei, auf förmliche gerichtliche Untersuchung und Entscheidung anzutragen" (§ 533).

1) Geh. St.-A., Rep. 92, Hardenberg H $12^1/_2$, Mund.

2) H.-A., Acta des Fürsten Wittgenstein betr. Verbesserung des Schulwesens usw. Geh. St.-A., Rep. 92, Altenstein A Nr. 7b.

3) In Schildens Nachlaß, Geh. St.-A., Rep. 92, Schilden I, A, 1a—d.

dessen sah Altenstein den Staatskanzler am 19. Dezember selbst bei sich eintreten. „Sein Besuch“, so schreibt er, „war mir eine Erscheinung. Ich benutzte aber solche Gelegenheit, um zu erklären, daß ich wünschte, über die Veränderungen, die bei meinem Dezernat beabsichtigt wären, bald ganz genau und vollständig unterrichtet zu werden, und daß ich voraussetzte, daß nichts festgesetzt werde, ohne mich gehört zu haben“. Er setzte dann seinem Chef auseinander, welche Folgen es haben werde, wenn das, was der bestimmte Wille des Königs oder das Beste der Sache an sich erheische, beiseite gestellt werde, um Dinge zu beginnen, welche keine solche Notwendigkeit hätten und nur nachteilig wären, sobald man heilsame Maßregeln im Wege der Kabale durchsetzen wolle. Hardenberg nahm diese Erklärung sehr ruhig und unbefangen auf. Er versicherte, sein Wunsch sei, mit dem Freunde ganz offen zu sprechen, und lud ihn nun zu einer näheren Unterredung nach Glienicke ein. „Ich setze auf alles dieses“, schließt Altenstein, „keinen großen Wert; denn sichtbar kann der Staatskanzler nicht frei handeln. In der Tat: sei der Entwurf wie er wolle, so habe ich doch die Beruhigung, den geraden Gang versucht zu haben“.[1]

Inhalt und Bedeutung der Kabinettsordre vom 12. April 1822.

Der Minister hatte richtig geurteilt. Solange der König in der Hand der Gegner war, konnte Hardenberg nichts machen. Immerhin verstand es der Staatskanzler, die Krisis abermals hinauszuschieben. Erst in der Kabinettsordre vom 12. April 1822 gelangte die Gegenpartei dazu, ihren Antrag vom 22. Dezember zum Gesetz erhoben zu sehen.[2] Der König erklärte darin, es sei ihm angenehm gewesen, daß das Staatsministerium in dem Berichte vom 22. Dezember pr. Vorschläge zu einem zweckmäßigeren Verfahren bei der Amtsentsetzung von Geistlichen und Jugendlehrern gemacht habe:[3] er stimme den darin aufgestellten Ansichten und darauf gegründeten Anträgen im allgemeinen bei und erteile dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten hierdurch eine bestimmtere Einwirkung auf die Amtsentsetzung der genannten Beamten; um so mehr, als derselbe nur dadurch die Richtung der Lehre zu leiten, sowie die pünktliche Befolgung der den Lehrern gegebenen Anweisungen zu sichern vermöge, und als bei der bisherigen Einrichtung durch die Einschiebung eines gerichtlichen Verfahrens die durch die Kabinettsordre vom 17. Dezember 1805 ausgedrückte Absicht, unwürdige Subjekte von dem wichtigen Amte der Religionslehre und Jugendbildung sofort zu entfernen, oft vereitelt sei. Der Antrag vom

---

1) Varnhagen schreibt zum 29. November 1821: „Jammer im Kultusministerium. Herr von Altenstein ohne Charakter, fügsam und höfisch; sehr verachtet deshalb“.

2) Gedruckt in der Gesetzsammlung 1822. Das Konzept in Hardenbergs Nachl., Geh. St.-A., Rep. 92, H 12½, ist von Tschoppe am 30. März entworfen, unterzeichnet von ihm und Hardenberg.

3) „Nun, und wie hat Ihnen denn die neueste Kabinettsordre gefallen?“, schreibt Schleiermacher an Blanc am 2. Mai 1822: „Um sie kurz und treffend zu bezeichnen, hat man sie hier als eine Bill behandelt und nennt sie: ‚Es ist Mir angenehm‘!“

22. Dezember hatte noch die Behandlung solcher Fälle im Kultusministerium (durch Vortrag zweier Räte und Beratung im Plenum) genau geregelt. Die Kabinettsordre aber ging hierüber leicht hinweg und übertrug die Entscheidung lediglich dem Minister selbst, in demselben Maße, wie sie in den beiden Ordres den früheren höchsten Behörden der geistlichen und Unterrichtsverwaltung übertragen worden sei. „Ich überlasse Ihnen solche um so mehr, als nur Sie Mir für die Meinen Absichten entsprechende Verwaltung Ihres Departements verantwortlich sind; und indem Ich auf diese Art die bisherige Einrichtung abändere, stelle Ich Ihrem Pflichtgefühle anheim, inwieweit Sie die Gutachten der vortragenden Räte in der betreffenden Abteilung Ihres Ministeriums, welche aber in jedem Falle ihre Meinung viritim zu den Akten zu geben haben, beachten wollen“. Nur der Rekurs an den Staatskanzler und den König war noch den Beamten, die versetzt oder entfernt werden sollten, vorbehalten. Hinsichtlich derjenigen Beamten, welche durch den König direkt ernannt wurden, d. h. der Superintendenten, Professoren und Direktoren der Gymnasien und gelehrten Schulen, sollte die Einschränkung gelten, daß der Minister vor ihrer Versetzung oder Entlassung darüber im Staatsministerium vorzutragen und letzteres die Entscheidung des Königs einzuholen habe. Es war eine Zentralisierung der Macht, ganz analog der Zusammenfassung der Landeskirche; die Aufstellung des Ministerialdespotismus, ohne daß für denselben eine andere rechtliche Schranke Geltung haben sollte als der Wille des Trägers der Krone. Den Antrieb aber zu dieser Höchstspannung des Absolutismus gab die Furcht vor der Unterspülung und Auflösung des herrschenden Systems durch den Strom der in der politischen und geistlichen Welt aufkommenden liberalen Ideen. Ungescheut gab die Kabinettsordre dies zu: „Die von dem Staatsministerium ausgesprochene Ansicht, daß die jetzige bewegte Zeit keine Motive an die Hand gebe, die Bande der Disziplin zu lösen und die Einwirkung der die Oberaufsicht führenden Behörde auf diejenigen, welche durch Rede und Schrift einen mächtigen Einfluß auf das Volk üben, zu schwächen, daß es vielmehr ratsam sei, jene Bande schärfer anzuziehen und diese Oberaufsicht zu verdoppeln, ist auch die Meinige. Ich habe darüber Meine Ansichten dem Staatsministerium in Meiner Order vom 11. Januar 1819 ausführlich eröffnet. Von der Richtigkeit dieser Äußerungen bin Ich noch mehr durch die Ermittelungen überzeugt worden, welche bei den Untersuchungen über die demagogischen Umtriebe gemacht sind. Zu Meinem Leidwesen hat sich hierbei ergeben, daß auch in Meinem Staate mehrere öffentliche Lehrer den Verirrungen der Zeit huldigen, anstatt wahre Intelligenz, welche die Grundlage des Staats ausmacht und auf jede Weise befördert werden muß, zu verbreiten, die Ausartungen derselben begünstigen, einen Oppositionsgeist gegen Meine Anordnungen zeigen und sich namentlich auf Angelegenheiten der Staatsverfassung und Verwaltung eine nähere oder entferntere Einwirkung anmaßen, welche mit

der pflichtmäßigen Führung eines Lehramts unverträglich ist. Ich kann und will die weitere Verbreitung solcher Verirrungen nicht dulden, da Ich denselben vorzubeugen und abzuhelfen den übrigen deutschen Regierungen schuldig bin; auch die Pflicht fühle, die gegenwärtige und kommenden Generationen vor Verführung zu bewahren, und nicht minder die Ehre des Lehrstandes und der Lehrinstitute es erfordert, von denselben unwürdige, Meinen landesväterlichen Absichten und ihrem hohen Berufe nicht entsprechende Individuen auszuschließen".

Neuer Versuch, Altenstein zu fesseln und seine Räte zu verdrängen.

Daß Altenstein an und für sich strafferer Zügelführung nicht abgeneigt war, haben wir bereits gesehen, und werden wir noch oft genug zu beobachten Gelegenheit haben. Aber der Geist, den die Kabinettsordre atmete, und dem sie dienen wollte, war nicht der seine. Sollte er sich ihm nun unterwerfen und widerwillig der Exekutor von Maßregeln werden, die er im Grunde seiner Seele verabscheute? Und konnten seine Gegner, welche ihn am liebsten ganz vom Platze gedrängt hätten, ihm diese Vollgewalt anvertraut sehen, ohne zu besorgen, daß er sie mißbrauchen oder in ihrem Sinne unausgenutzt lassen werde? Das müssen die Gedanken gewesen sein, welche die beiden Parteien bewegt haben, die im Rate des Königs miteinander rangen. Die Kabinettsordre selbst verrät es uns in den Ausführungsbestimmungen, die sie jenen Befehlen anhängt. „Ich weise daher Sie, den Staatsminister Freiherrn von Altenstein, an, gegen Geistliche und Lehrer dieser Art, ohne deshalb einen Antrag von den zunächst vorgesetzten Behörden abzuwarten, die Ihnen durch gegenwärtige Order erteilte Befugnis rücksichtslos in Ausübung zu bringen und zuvörderst gegen diejenigen, gegen welche wegen vermuteter oder erwiesener Teilnahme an demagogischen Umtrieben von Seiten des Staats Maßregeln genommen worden sind, sofort um so mehr zu verfahren, als gegenwärtig alle dieserhalb seit dem Jahre 1819 eingeleitete [so] Untersuchungen beendigt sind. Sie haben hierüber mit dem Minister des Innern und der Polizei Rücksprache zu nehmen, und Ich gebe Ihnen, dem Staatsminister von Schuckmann, auf, dem Staatsminister Freiherrn von Altenstein nicht nur alle die gegen Beamte seines Ressorts bisher ermittelte oder vielleicht künftig noch vorkommende [so] Data, sondern auch insbesondere diejenigen öffentlichen Lehrer anzugeben, welche Ihrer Ansicht nach von ihren Posten zu entfernen sind". Auch dieser Befehl aber, so bestimmt er lautete, genügte noch nicht. Beide Minister sollten über die niederen Beamten definitiv entscheiden, und nur falls sie sich nicht vereinigen könnten, die Sache im Staatsministerium zur Sprache bringen, welches in diesem Falle zu beschließen habe. Bei der Kategorie der höheren Beamten aber sollten beide im ersteren Falle unmittelbar an den König berichten, im zweiten Falle die Sache aber zur Beratung im Staatsministerium stellen, dem der Bericht an den König obliegen würde. Eine weitere Fessel für den Kultusminister war die Bestimmung, von der übrigens schon mehrfach Gebrauch gemacht war, für die nächsten fünf Jahre vor jeder Neuanstellung oder Beförderung eines

öffentlichen Lehrers die Äußerung des Ministers des Innern und der Polizei über das betreffende Individuum einzuholen, und eine vierte der Befehl, nach Verlauf von drei Monaten gemeinschaftlich mit dem Staatsminister von Schuckmann Bericht zu erstatten über das, was er bis dahin infolge gegenwärtiger Ordre getan habe. Und um keinen Zweifel über den Sinn der Ordre übrig zu lassen, folgte zum Schluß die Erklärung, daß der König unter keinen Umständen die Unterstützung aus öffentlichen Fonds, „welche nur für meine treuen Untertanen eine Aufhülfe gewähren können", gestatten werde[1].

Es war nicht alles, was Wittgenstein und seine Freunde sich ausgesonnen hatten, um den Unterrichtsminister auf ihrem Wege festzuhalten. So völlig, wie sie es wünschten, war er dennoch nicht unter ihr Kuratel gestellt worden. Der Aufsichtsrat, der mit Schultz als Vorsitzendem ihm zugedacht war, fehlte, und indem Schuckmann ihm als Aufseher zur Seite gestellt war, der Kollege statt des Untergebenen, war eine Form gefunden, welche der Verfassung des Staates mehr entsprach und dem Minister selbst einigermaßen erträglich war. Aber die freie Handhabung seiner Amtsgewalt war ihm dennoch versagt; er sollte mit gebundener Marschroute vorwärts gehen, und das Joch, das er auf sich nahm, mußte um so drückender sein, als er es unter dem Schein ministerieller Allgewalt zu tragen hatte.

Auch in sein Ministerium selbst hofften die Gegner endlich ihren Fuß setzen zu können. Zwei Tage vor jener Kabinettsordre, die alsbald publiziert wurde, hatte der König eine andere unterzeichnet, die den Beginn des ersehnten Reviriements, Eylerts Anstellung in beiden Abteilungen des Ministeriums für die geistlichen Angelegenheiten und den öffentlichen Unterricht ankündigte. In einem zweiten Schreiben von demselben Tage teilte der König dem Minister seine Absicht mit, noch andere Anstellungen zu verfügen, denn die Wichtigkeit seines Departements erfordere, daß es mit lauter Männern besetzt sei, „zu denen Ich nächst Ihnen volles Vertrauen habe". Eylert sollte zunächst Theremin als Gehülfen bekommen, sodann aber wären auch Ersatzmänner für Schulze und Frick in Aussicht genommen. Für beide ward die Zusage erteilt, daß ihr Einkommen ungeschmälert bleiben würde. Frick würde in die Justizverwaltung zurückgehen, da der König höre, daß er ein sehr geschickter Jurist sei; für Schulze solle ein Mann eintreten von gründlichen Kenntnissen, von anerkannter Rechtschaffenheit und zuverlässigen Grundsätzen, zumal da dem Vernehmen nach er hauptsächlich die Besetzung der Schullehrerstellen bearbeitet, auf die jetzt so sehr viel ankomme. Auch zu der Stelle des Justitiarius müsse ein Mann ausgesucht werden, gegen den gar nichts zu erinnern sei. „So, hoffe Ich, wird Ihr Departement

---

1) Alsdann noch der Befehl, bei allen anderen Beamten der Justiz und der Administration, „mit Ausnahme derer, welche richterliche Stellen bekleiden", entsprechend zu verfahren.

zweckmäßig eingerichtet und Sie imstande sein, Ihre Bemühungen für die wichtigen Gegenstände desselben dergestalt zu leiten, daß solches auch außer dem persönlichen Vertrauen, welches Ich zu Ihnen hege, dasselbe auch für sich erwerbe und erhalte". Aber Namen waren in dem Briefe nicht genannt und vorsichtig hinzugefügt: „Sie haben Mir übrigens ein vollständiges Etat Ihres hiernach einzurichtenden Departements vorzulegen und vorerst bis zu Meinem definitiven Beschlusse diese Meine Absichten noch nicht bekannt zu machen".

Mißlingt abermals.

Unter dieser Regierung aber war vom Befehl zur Ausführung ein weiter Schritt. Eylert und Theremin sind ins Ministerium getreten, und Frick hat ausscheiden müssen — aber alle drei erst zwei Jahre später. Schulze hat überhaupt das Ministerium nicht verlassen, in dem bis zu Altensteins Tode sein Einfluß immer stärker wurde, so daß schließlich keine Anstellung an den preußischen Universitäten und Gymnasien ohne seine Mitwirkung und maßgebenden Einfluß geschehen ist. Frick aber hat, solange er noch geduldet wurde, Altenstein in dem Kampf gegen die feindliche Richtung, der immer weiter ging, zur Seite gestanden; von seiner Hand sind, wie wir sehen werden, die einschneidendsten Reskripte und Verfügungen des Ministers entworfen; und wenn er schließlich hat weichen müssen, so geschah es mehr vielleicht, weil seine Stellung innerhalb des Ministeriums erschüttert war, wo Süvern als alter Schulmeister und Fichtianer der schärferen Richtung das Wort redete, als unter dem Drucke der Wittgensteinschen Reaktion. Denn sein Rücktritt fällt mit dem Zeitpunkt zusammen, wo bereits allgemeine Beruhigung und eine Abwandlung der bisherigen Politik vor der Tür stand.

Neue Bedrohung Schleiermachers.

Zunächst freilich lagen die Dinge für die Anhänger der liberalen Ideen schlimm genug. Es braucht keiner Worte, wer unter den demagogischen Lehrern gemeint war. Seit dem Sommer 1821 hatte die Regierung von Mainz her neues Material in Händen, um dem Verhaßtesten von allen, Schleiermacher, den Prozeß zu machen; und wir werden bald die Machinationen aufzudecken haben, die von seinen Gegnern mit Hülfe davon gegen ihn ins Werk gesetzt wurden. Vorher aber müssen wir die Anstrengungen verfolgen, die der Regierungsbevollmächtigte machte, um in seinem Bezirke, der ihm durch Einsetzung des neuen Universitätsrichters freigegeben war, nach seiner Weise Ordnung zu schaffen.

8. Die Verfolgung der Arminen.

Die Gründer der Arminia.

Seitdem er bei seinem ersten Versuch, die Demagogie in der Studentenschaft zu unterdrücken, von den beiden Universitätsrichtern im Stich gelassen war, hatte Schultz die Verfolgung nahezu aufgegeben; und da weder Brassert, noch der Minister, noch der Senat es für wünschenswert halten mochten, ihn dahin zu drängen, so konnten die Anhänger der burschenschaftlichen Ideen in der Studentenschaft wohl glauben, daß es mit den Edikten gar nicht so viel auf

sich habe; sie ließen sich in Sicherheit einwiegen und taten sich bereits im Sommer 1820 aufs neue zu einer Burschenschaft zusammen. Gründer derselben, der „Arminia“, oder des „Bundes der Herminen“, wie sich die Mitglieder auch nannten, war Graf Bocholz, der seit Jahren in der Bewegung stand und es sich förmlich zur Aufgabe gemacht hatte, von Universität zu Universität die Propaganda für die Burschenschaft zu tragen. Auch zu uns war er offenbar zu keinem anderen Zweck gekommen. Ohne sich noch immatrikulieren zu lassen (hatte er doch bereits den Krieg mitgemacht und war Ritter des eisernen Kreuzes), war er lediglich bemüht, die zerstreuten Reste der alten Burschenschaft aufs neue um das schwarz-rot-goldene Banner zu sammeln. Sein erster Gehülfe dabei war ein älterer Mediziner, Heyfelder, Sohn eines Deichinspektors aus Küstrin, der 1817 relegiert war, und zwar infolge tätlicher Beleidigung eines Kommilitonen aus der theologischen Fakultät, Friedrich Eduard Benekes, des späteren Philosophen[1]. Er war damals nach Jena gezogen, wo man ihm, dem Kartell mit Berlin zuwider, die Immatrikulation gestattet hatte. Hier wird er die Bekanntschaft des „heroischen Grafen“, wie Karl Hase Bocholz nennt, gemacht haben. Auch er kann also nicht mehr Student gewesen sein, da ihm ja die Immatrikulation verwehrt war[2]. Um diese beiden sammelte sich eine Anzahl jüngerer und älterer Semester, meist aus guten, ja vornehmen Häusern. So der Graf Eduard Adolf von Posadowsky-Wehner aus Dammitsch in Schlesien, der Vater des Staatssekretärs, und Leopold von Caprivi, der Vater des zweiten Reichskanzlers[3], ferner Ferdinand Freiherr von Rotenhan, später langjähriger Präsident der bayrischen zweiten Kammer, und noch eine ganze Reihe anderer Edelleute. Aus bürgerlichen Häusern finden wir im ersten Semester unter anderen den Theologen August Eyssenhardt, später Diakonus an Sankt Nicolai in Berlin, und Adolf Goeschen, den Sohn des Rektors selbst, der noch vor einem Jahr als Primaner zusammen mit Ehrenfried von Willich den König persönlich hatte aufsuchen wollen, um von ihm die Aufhebung der Turnsperre zu erbitten, damals aber von dem Posten im Eingang des Palais zurückgewiesen war; er war soeben frisch von dem Gymnasium gekommen. Unter den später eingetretenen Burschen ist besonders Ernst Förster zu nennen, Friedrichs jüngerer Bruder, der spätere Maler und Kunsthistoriker, Jean Pauls Schwiegersohn; er war von Jena herübergekommen. Rotenhan war in der ersten Zeit mit Bocholz und Heyfelder der

---

1) Beneke war Ostern 1817 aus Halle gekommen, wo er zu der Sulfuria gehörte, die der burschenschaftlichen Teutonia gegenüberstand. Zu Grunde lag ein Vorfall, der bei der Übergabe der Statuten am 26. April in der Aula stattgefunden hatte. S. u.

2) 1818 hatte er auch in Breslau versucht an die Universität zu kommen, war aber hier, dem Kartell mit Berlin gemäß, abgewiesen worden.

3) Karl v. Wangenheim ist der Vater des heutigen Führers des Bundes der Landwirte geworden.

Führer der Verbindung. Nach ihnen hat Caprivi sie länger als ein Jahr geleitet. Auch Eyssenhardt war später unter den Vorstehern, zu denen ferner Fessel, Ulrich, Hörner und Reisig gehörten, die ebenfalls schon im ersten Semester als Mitglieder des Bundes erscheinen[1].

Ihre Stellung zu den Landsmannschaften.

Es war zunächst noch eine kleine Schar, vielleicht an 30 Mitglieder, aber sie nahmen bald eine angesehene Stellung ein; und nicht bloß wegen ihrer gesellschaftlichen Position und der guten Erziehung, welche ihre Mitglieder genossen hatten, sondern auch wegen der studentischen Grundsätze, die sie vertraten. Wenn in der alten Burschenschaft die Fichtesche Richtung, die für das Ehrengericht an Stelle des Duells eintrat, sich mehr und mehr durchgesetzt hatte, so war das nur durch die autoritative Stellung, welche die Burschen durch ihre Zahl und den festen Zusammenschluß errungen hatten, möglich geworden. Nachdem aber die Allgemeinheit zersprengt war, waren die Parteiungen und damit die Fehden in der Studentenschaft wieder zu großer Blüte gekommen. Dadurch waren aber auch die Landsmannschaften, die im Jahre 1819 zurückgewichen waren, wieder emporgekommen und hatten von neuem den Anspruch erhoben, ihren Comment oder Brauch, wie man sagte, der Studentenschaft als das allgemeine Gesetz aufzudringen. In Berlin waren es, wie anderswo, noch die alten Namen: Marchia, Neomarchia, Pomerania, Thuringia. Ihre Zahl war sehr gering, zusammen kaum mehr als 40. Auch der landsmannschaftliche Charakter war fast verschwunden; sie nannten sich schon Corps und warben ihre Mitglieder ohne Rücksicht auf provinzielle Unterschiede. Es waren keineswegs die

---

1) Über die Arminia hat Pfarrer D. Wendland in den Burschenschaftlichen Blättern XIX, Sommersemester 1905, eine Studie veröffentlicht: „Ein Pfeifenkopf der alten Berliner Arminia“, die Beschreibung einer Reliquie aus dem Besitz eines der alten Arminen, des stud. jur. Ludwig von der Leithen, Sohnes eines Landrats aus Laer bei Bochum, der vom 18. Mai 1819 bis zum 16. Juli 1823 in Berlin immatrikuliert war. Auf diesem Pfeifenkopf von Holz sind die Namen von 26 Mitgliedern eingeschnitten, dazu auch der Zirkel, unter dem zwei gekreuzte Speere mit den Anfangsbuchstaben des Wahlspruches F. E. V. und dem Datum $18\frac{18}{VI}20$. Bocholz steht an der Spitze, Goeschen als letzter. Die im Text Genannten sind alle darunter, von Edelleuten außerdem noch von der Borch, von Keltsch, von Prittwitz, de Marees, von der Hagen, von Thuengen. Der Wahlspruch wird nicht „Freiheit, Ehre, Vaterland“, sondern „Freiheit, Einheit, Vaterland“ zu lesen sein. So nämlich wird er bezeichnet in der großen Denkschrift Fricks vom 3. August 1822, auf die wir noch mehrfach zurückkommen müssen. (Geh. St.-A., Rep. 76, V, Sekt. II, Berliner Universität, Abteilung XII, Nr. 8, Vol. I, Fol. 135—171.) Ebenso in einem Stammbuch des Burschenschafters Platz, stud. phil. aus Wertheim, mitgeteilt von Rechtsanwalt Dr. Dietz in den Burschenschaftl. Blättern XXI, Wintersemester 1906/07, S. 206. Daß die Dedikation in den Sommer 1820 fällt, sieht man aus dem Namen von Bocholz. Heyfelder fehlt; man könnte also glauben, daß er als Relegierter nicht rezipiert gewesen sei; jedoch behauptet Frick, daß er, und zwar mit Rotenhan, auf dem allgemeinen Burschentage in Dresden Ende September die Arminia vertreten habe. — Auch von den andern Mitgliedern des Bundes hat sich mehr als einer im späteren Leben hervorgetan. So ward Platz als Professor an den Lyceen von Wertheim und Karlsruhe ein sehr bekannter Pädagoge des badischen Landes, Goeschen starb als Generalsuperintendent, usw.

besten Elemente; nach Herkunft wie nach ihrem Auftreten standen sie vielmehr hinter der Arminia weit zurück. Aber sie verfochten auf das nachdrücklichste die alten studentischen Ehrbegriffe, und dagegen konnten die Idealisten, welche von dem Duellunfug nichts mehr wissen wollten, nicht aufkommen. Nur wem es gelang, die burschenschaftlichen Ideen auch auf der Mensur zu vertreten, konnte auf Beifall rechnen. Dieser Verbindung hatten die Schwarzen ihre Erfolge zu verdanken gehabt, wie auch die allgemeine Burschenschaft niemals die von Ludwig Christ vertretene Richtung sich zu eigen gemacht hatte.

Verfassung.

Die Herminen gingen den gleichen Weg. Auch sie waren gute Fechter, sowie sie durch Bildung und Erziehung sich vor der Masse der Studenten auszeichneten; und so kamen sie rasch zu Ansehen; bei den Landsmannschaften selbst erwarben sie sich Anerkennung. Wir erwähnten, daß der Tag von Belle-Alliance durch einen allgemeinen Ausflug der Studenten und Professoren nach Treptow gefeiert wurde; es ist kein Zweifel, daß die Herminen nicht bloß Anteil an der Feier genommen haben, sondern daß diese recht eigentlich von ihnen geleitet worden ist. Darauf deutet schon der Umstand hin, daß der 18. Juni 1820 von ihnen als Stiftungstag angesehen wurde.[1] Sie hatten ein Siegel, zu dem Maßmann,[2] der Bruder des Turnwarts und alten Burschenschafters, den Stempel in Holz geschnitten hatte, auch Legitimationskarten mit diesem Siegel, einem A im Eichenkranz,[3] und eine Konstitution, welche Graf Bocholz selbst geschrieben oder doch entworfen hatte.[4] Wahrung des Geheimnisses war vorgeschrieben; wer in Verbindungssachen vor den Richter zitiert wurde, hörte damit auf, Mitglied zu sein, mußte aber später eo ipso wieder aufgenommen werden (§§ 15 und 16). Im übrigen waren die Grundsätze wie die Farben von der alten Burschenschaft übernommen.[5] § 2 der Verfassung bestimmte, der Wahlspruch der Verbindung, der hier als „Freiheit-Gleichheit-Einheit“ bezeichnet

---

1) Geheimrat Frick hat in der großen Denkschrift über die Arminia vom 3. August 1822, der wir uns hier im wesentlichen anschließen, auf Grund der Untersuchungsakten den 12. Juni 1820 als den Stiftungstag genannt; wir dürfen aber in diesem Falle dem dokumentarischen Beweis, der auf dem Pfeifenkopf von der Leithens eingegraben ist, folgen.

2) Drei Brüder Maßmann sind zu unterscheiden. Der älteste war von Michaelis 1814 bis Ostern 1816 immatrikuliert, der zweite, H. F. Maßmann, von Ostern 1817 bis zum 22. November 1817; beide waren Theologen. Der dritte, Johann Karl, der hier gemeint ist, war Mediziner; immatrikuliert am 6. November 1819, relegiert 1822. Die Relegation wurde dann aufgehoben, und er hat am 18. November 1823 promoviert. Der Vater war Uhrmacher in der Mohrenstraße.

3) Oder auch „Berlin“ mit A im Eichenkranz. Nach Frick.

4) Ob er die Verfassung geschrieben hat, ist nach den Aussagen, welche Frick benutzte, nicht ganz sicher; es werden auch von der Borch und Fuß genannt. Beide sind mit unter den Namen auf dem Pfeifenkopf.

5) Frick spricht an einer Stelle seines Berichts allerdings von „rot-schwarz-gelb“ als „den Farben des ungestörten, tausendjährigen altdeutschen Reiches“. In dem Stammbuch von Platz aber steht immer „schwarz-rot-gold“.

wird, beziehe sich nur auf den Zweck des Vereins, volkstümliches Zusammenleben deutscher Burschenschafter. § 3 legte sämtlichen Mitgliedern des Bundes „christlich-deutsche Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte zum Dienst des Vaterlandes“ ans Herz.[1] Charakteristisch war die Gruppenbildung nach Klassen von je 10 Mann unter je einem Vorsteher, die in ihrer Gesamtheit die Repräsentanten der Burschenschaft waren. Aus ihnen gingen die Beamten hervor: der Sprecher, der Schreiber, der Aufseher des Fechtbodens, der Aufseher des Burschenhauses und der Rechnungsführer.

Burschentag zu Dresden.

Schon im Sommer 1820 trat man in Verbindung mit anderen deutschen Burschenschaften, und zu Michaelis nahm man teil an dem allgemeinen Burschentag, der in Dresden in den Tagen vom 29. September bis zum 5. Oktober tagte, und auf dem die allgemeine Burschenschaft wiederhergestellt wurde. Darüber hat Karl Hase in seinen Jugenderinnerungen berichtet. Er war selbst von Leipzig nach Berlin zu Fuß herübergekommen, um die neuen Bundesbrüder einzuladen, welche dann ihrerseits, wie er erzählt, nach Breslau und den nordischen Universitäten Abgeordnete schickten.[2] Hase spricht von dem Beschluß, daß die Burschenschaft sich in Politisches nicht einzumischen, sondern streng in ihrem akademischen Wirkungskreise zu bleiben habe. Das Protokoll, das sich in den Berliner Untersuchungsakten befindet, und auf das Frick sich bezieht, bestätigt dies durchaus. § 1 der Verfassungsurkunde von 1818, welcher die allgemeine Burschenschaft „eine Vereinigung, gegründet auf

---

1) Darüber aber, was sie unter diesem volkstümlichen Zusammenleben und unter christlich-deutscher Ausbildung verstanden, gingen die Auffassungen nach ihren Aussagen im Verhör weit auseinander. Der eine von ihnen, Fessel, erklärte: „Es war dies ein Begriff, der uns nur dunkel vorschwebte, und der aus der früheren allgemeinen deutschen Burschenschaft herstammt“. Ein anderer sagte, unter deutscher Ausbildung sei Ausbildung der Wissenschaften und Sprachen zu verstehen. Und ein dritter: unter volkstümlicher Bildung sei die Sittlichkeit verstanden worden. Nach § 4 seiner Verfassung zielte der Verein „auf Verbesserung des herkömmlichen Brauches, wie es der Gemeinwille als der Ausspruch des Geistes der Zeit erfordert“.

2) „Ideale und Irrtümer. Jugenderinnerungen von D. Karl Hase“. 1812. Bestätigt durch Fricks Bericht. Hase wohnte in Berlin bei Rotenhan. — Vertreten waren in Dresden die Universitäten Berlin, Breslau, Erlangen, Heidelberg, Jena, Leipzig, Tübingen und Würzburg; der Tübinger Abgeordnete war zugleich von der Burschenschaft zu Freiburg beauftragt. Wenn also die Arminen außer nach Breslau noch nach anderen norddeutschen Universitäten Einladungen haben ergehen lassen, so ist das ohne Erfolg gewesen. — Über Rotenhan siehe das Lebensbild, das sein Jugendfreund F. I. Frommann ihm gewidmet hat, „Hermann Freiherr von Rotenhan“ (1882). In Berlin war er immatrikuliert am 28. April 1820 und ist rite abgegangen am 24. März 1821; er ging dann nach Würzburg, wo er wiederum in die Burschenschaft eintrat, und von da nach Erlangen. Hier stand ihm unter anderen Stahl besonders nahe, mit dem er den Bund am Vorabend von dessen Taufe schloß. 1821, im Herbst, vertrat er seine Burschenschaft auf dem Bundestage in Streitberg, wo er zum Vorsitzenden ernannt wurde und im Verein mit Stahl die christlich-germanischen Ideale gegen das Eindringen revolutionärer Bestrebungen siegreich verteidigt haben soll. Frommann, S. 18 ff. Über die Berliner Zeit, wo er besonders Savigny hörte, gibt das kleine Buch, das überhaupt wenig ergiebig ist, so gut wie nichts.

das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Volkes“ nennt, ward „wegen der möglichen politischen Beziehungen“ dahin abgeändert: „Alle deutschen Burschenschafter sollen sich mit gleicher Teilnahme und mit gleicher Liebe für ihr Vaterland und nach dem Bilde der Einheit Deutschlands als Brüder umfassen“. Aber der Zwiespalt, der von Anfang an in der Burschenschaft vorhanden war, ließ sich nicht ausgleichen, denn er lag in den Grundsätzen, denen sie folgte, selbst. Gegen den Anspruch der Landsmannschaften, ihren „Brauch“ mit Duellzwang und Verruf der Gesamtheit der Studierenden aufzuzwingen, gab es kein anderes Mittel als dasjenige, welches Ludwig Christ und seine Freunde vorgeschlagen hatten. Das Extrem konnte nur durch das Extrem bekämpft werden. Die Burschenschaft erkannte dies im Grunde selbst; in Dresden ward beschlossen, den Verruf möglichst zu verbannen und dahin zu streben, daß der akademische Senat selbst ihn als Strafe ehrloser Handlungen verhänge; nicht die Ehrlosigkeit, sondern die begangene ehrlose Handlung solle öffentlich ausgesprochen, jedem der Umgang mit dem Verrufenen erlaubt, ja sogar einigen von der Gesamtheit der besondere Auftrag erteilt werden, auf den Verrufenen zur Erkenntnis seines Fehlers und zur Besserung seines Charakters einzuwirken. Das Duell ward als vernunftwidrig, zwecklos und auf einem Vorurteil beruhend anerkannt; darum solle ein Ehrengericht eintreten und jedem, der aus Grundsatz sich niemals schlagen zu wollen erkläre, solches gestattet sein. Aber zugleich traf man doch die Bestimmung, daß der Betreffende, da zur Zeit der Zweikampf noch unentbehrlich sei, als Nichstudent anzusehen sei, und daß die Burschenschaft jede schroffe Gegenüberstellung gegen die Landsmannschaft zu vermeiden und nur dann jede Gemeinschaft mit ihr abzubrechen habe, wenn sie auf ein gemeinschaftliches Ehrengericht nicht eingehen würde. Der christliche Charakter wurde betont, aber zugleich bestimmt, daß auch Juden aufgenommen werden könnten, falls sie erweisen könnten, daß sie sich christlich-deutsch ausbilden wollten; und sogar Ausländer sollten aufgenommen werden, falls sie die Burschenschaft, in deren Kreis sie einträten, in Verfolgung ihrer Grundsätze und ihrer volkstümlichen Ausbildung nicht stören wollten. Das Prinzip der Öffentlichkeit als der Grund, auf dem die Burschenschaft stehen sollte, ward abermals in Dresden als das eigentliche Ziel bezeichnet; aber zunächst sahen sich die Burschen, mehr noch als die Landsmannschaften, gezwungen, das Licht zu scheuen, die Formeln ihres Bekenntnisses vorsichtig und selbst zweideutig zu fassen, und wenn nicht wahrheitswidrige, so doch die Wahrheit umgehende Mittel anzuwenden, wie zum Beispiel die Verpflichtung, sich vor dem Richter als nicht zugehörig zur Burschenschaft zu bezeichnen.

Stellung zu Duell und Verruf.

Schon im Winter kam in der Berliner Arminia die Unausführbarkeit des Programms zutage. In den Michaelisferien waren Verhandlungen mit den Landsmannschaften über die Regulierung der Duelle und des Verrufes geführt worden,

welche einige Aussicht auf Erfolg boten. Kaum aber hatte das Semester begonnen, so zogen die Landsmannschaften ihre halbe Zusage wieder zurück, und im Januar waren bereits alle Verhandlungen abgebrochen. Seitdem setzten die Herminen unter sich selbst ein Ehrengericht ein, das von den Vorstehern gebildet war. Zugleich aber kam es zu Differenzen in ihrem eigenen Schoße, denn auch hier waren die alten Gegensätze zwischen den Anhängern der strengen Observanz, der sogenannten Altdeutschen, die sich besonders aus den Mitgliedern der alten Burschenschaft rekrutierten, und dem Gros der Studentenschaft, dem das Programmatische wenig am Herzen lag, und das mehr an ein frohes Burschenleben dachte, lebendig geblieben. Zu letzterem gehörte auch von der Leithen, der vor dem Richter darüber allerhand zu Protokoll gegeben hat. Die Altdeutschen, so sagte er aus, hätten geäußert, es sei jämmerlich, sich über solche Kleinigkeiten zu erregen, wie Duelle und Komment; man müsse höhere Zwecke im Auge behalten, wie man sich nämlich volkstümlich ausbilde. Sie hätten überall sittlich und selbst auf Kommersen heilig erscheinen wollen, und ein lustiges Wort sei gegen ihre Grundsätze gewesen. So hätten sie das Liederbuch, das aus der Allgemeinheit der Studentenschaft hervorgehen sollte,[1] verurteilt, und sich wohl gehütet, andere zu fragen, ob sie dazu beitragen wollten, aus Furcht, daß diese einige lustige Kommerslieder hineinbringen könnten. Caprivi, Eyssenhardt und seine Freunde hätten sich alle ersinnliche Mühe gegeben, nur gute und sittsame Lieder einzurücken. Sogar das Fuchsenhänseln hätten sie für Todsünde erklärt. Man sieht, es war der Geist der Schwarzen, der hier wieder auflebte.

Die zwei Strömungen in der Arminia.

Der Zerfall der Berliner Burschenschaft war bereits nahe, als im März 1821 ein Eingriff von außen den Prozeß beschleunigte. Damals gelang es den Universitätsbehörden, bei der Verfolgung der Duelle, die niemals zahlreicher gewesen waren, das Treiben der Landsmannschaften aufzudecken. Aus den Papieren eines der Senioren, eines gewissen Sorge, stellte man nicht nur ihre Namen fest, sondern auch die ihrer burschenschaftlichen Gegner. Infolge davon kamen noch im März die Herminen in einer Versammlung auf einer Wiese beim Gesundbrunnen, wo sie schon im Sommer beraten hatten, zu dem Beschluß, die Burschenschaft aufzulösen. Nach den Ferien verband man sich dennoch aufs neue, aber nicht mehr in der alten Form, sondern in Gestalt eines Ehrengerichtes, so daß man dem Senat selbst Anzeige davon machte, auch die Namen der Ehrenrichter offenbarte. Der eigentliche Leiter bei dieser Umwandlung war Leopold von Caprivi. Es versteht sich, daß in der neuen Form wesentlich doch die alten Gedanken fortlebten. Man behielt das Fechtzeug, man behielt auch die Farben bei, sowie

Aufdeckung der Landsmannschaften.

Umwandlung der Arminia in ein Ehrengericht.

1) Eyssenhardt war es, der den Druck bei Decker besorgt hat. Ein junger Decker war mit unter den Gründern.

ohne Zweifel die meisten Mitglieder der alten Burschenschaft auch der neuen Verbindung angehörten und manche neue hinzukamen. Auch die gemeinsamen Ausflüge kehrten wieder. Man zog jetzt Sonnabends zu Wasser nach Stralau, wo man noch im August getagt hat. Auch die Landsmannschaften, deren Vorsteher und Mitglieder mit verhältnismäßig geringen Strafen davonkamen, ließen sich durch die Verfolgung nicht weiter stören; sie bestanden nicht nur weiter, sondern hielten auch ihre Kartellverbindungen nach auswärts aufrecht. Schon im Juni kam dies zutage, gelegentlich einer Untersuchung an der Universität Greifswald gegen die Landsmannschaft der Pommern.[1] Aus ihren am 17. Juni beschlagnahmten Papieren ergaben sich die unzweideutigsten Beweise, daß die Berliner Senioren sich mit der Greifswalder Landsmannschaft über gemeinsame Verrufserklärungen verabredet und den Komment danach zu gestalten versucht hätten; so daß das Berliner Universitätsgericht abermals eingreifen mußte und schwere Strafen über die Schuldigen verhängte. Auch die Herminen wurden in die Untersuchung gezogen und zum Teil bestraft; aber nur wegen ihrer Teilnahme an Duellen und mit Karzerhaft, während von den Landsmannschaften drei Senioren relegiert wurden. Die Existenz der Arminia und des Ehrengerichts dagegen wurde ganz mit Stillschweigen übergangen. Der Universitätsrichter (es war noch Brassert) stellte in dem Bericht, den er dem Regierungsbevollmächtigten zur Genehmigung vorlegte, diesem lediglich anheim, ob gegen die Arminia und die Teilnehmer an dem Ehrengericht ein besonderes Verfahren einzuleiten wäre.

Schultz verschleppt die Sache.

Schultz hatte schon nach Beendigung der ersten Untersuchung in dem Bericht, den er darüber am 13. Juni 1821 dem Minister einreichte, bemerkt, daß es bei der einstweilen vollkommen beruhigten Lage für die Erhaltung der Disziplin unter den Studenten keiner besonderen Vorkehrung bedürfe, dabei aber die Insinuation wiederum nicht gespart, daß die Untersuchung in der Weise, wie sie geführt wäre, überhaupt nicht zu einem rechten Ziele führen werde und, wenn ernsthaft betrieben, die Disziplinarbehörde nur kompromittieren könne. Noch auffallender war, daß er auch die zweite Gelegenheit vorübergehen ließ, obgleich damals das Material für eine Verfolgung auch der Arminia noch reicher zutage gekommen war wie bei der ersten Untersuchung. Es ist gar kein Zweifel, daß er die Sache absichtlich verschleppte; solange der Universitätsrichter ihm nicht zu Willen war, wollte er nichts damit zu tun haben. Es war ihm ganz recht, wenn die Dinge dadurch noch in ärgere Verwirrung gerieten; er hoffte, dadurch die Gegner an der Universität und im Ministerium um so mehr kompromittieren zu können. Dabei unterließ er niemals, Anspielungen auf die Kollusion zwischen

1) Frick bemerkt über diese, daß sie sich soeben erst gebildet habe; was wohl ein Irrtum ist, da der Stiftungstag des Korps Pomerania in das Jahr 1810 zurückdatiert wird.

dem Minister und den Demagogen einfließen zu lassen. Andererseits wollen wir nicht in Abrede stellen, daß auch Brassert sich sehr lau gezeigt hat, und ebensowenig, daß im Ministerium selbst keine große Lust herrschte, die Edikte in aller Strenge durchzuführen.

Beginnt mit Krause die Verfolgung Leopold v. Caprivis.

Kaum aber war die Ernennung Krauses zum Universitätsrichter erfolgt, so legte der Regierungsbevollmächtigte Hand ans Werk. Material dazu boten ihm bereits die Aussagen der Herminen selbst und die Anzeigen, welche von ihren Gegnern, den Landsmannschaftlern, seit dem März 1821 gegeben waren. Dazu kamen dann noch drei weitere Gelegenheiten, um durchzugreifen. Einmal der Abgang Leopold von Caprivis, der am Ende des Jahres die Universität verließ, um sich zum ersten Staatsexamen zu melden. Als dieser sein Abgangszeugnis, das vom 28. Dezember datiert war, in die Hand bekam, las er darin, daß er als Mitglied des Ehrengerichtes in Untersuchung gewesen sei und, da noch kein Erkenntnis darüber erfolgt, dieses zu gewärtigen habe. Als er sich darauf bei der Prüfungsbehörde stellte, erhielt er von dort den Befehl, zunächst jenes Erkenntnis beizubringen. Alsbald wandte er sich an Schultz mit der Bitte, das Erkenntnis beschleunigen zu wollen. Der Regierungsbevollmächtigte ließ ihn zunächst auf die Antwort warten; am 23. Januar aber gab er die Erklärung ab: er sei gern dazu bereit, aber die frühere Untersuchung sei zu unvollständig geführt worden; der Petent könne sie beschleunigen, wenn er vor dem Universitätsrichter seine Aussagen noch einmal zu Protokoll geben wolle. Caprivi ging nächster Tage zu Krause. Der aber erklärte, er könne ihn nicht eher vor sich lassen, bevor Caprivi ihm das Abgangszeugnis aufs neue eingehändigt, also abermals Student geworden sei. Darauf wollte sich der Kandidat begreiflicherweise nicht einlassen. Um nun zu seinem Ziel zu kommen, wandte er sich direkt an den Minister mit der Bitte, ihn zum Staatsexamen zulassen zu wollen, da das von dem Universitätsgericht beliebte Verfahren ihn zu lange aufhalten werde. Unterdes aber hatten sich Schultz und Krause schon von anderer Seite her einen Zugang, um an ihm heranzukommen, eröffnet. Anfang Januar war es geglückt, eine Duellaffäre aufzudecken, in welche ein Mitglied des Ehrengerichts verwickelt war, und dabei hatte sich herausgestellt, daß das Paukzeug der Arminia, wie auch die Farben, noch im Gebrauch war. Der Paukant aber war oder sollte vielmehr sein, denn das Duell war noch nicht zustande gekommen, der Stud. jur. von Reibnitz, ein Sohn des Geheimrats, der soeben der Rival Krauses bei der Bewerbung um das Richteramt gewesen war; der junge Mann war dabei übrigens nicht für sich, sondern für seinen jüngeren Bruder, der noch nicht recht fechten konnte, eingetreten. Ferner hatte man weitgehende Geständnisse von einem jüdischen Studenten namens Ahlenfeldt erlangt[1], der im Sommer für unwert erachtet

1) Julius Ahlenfeldt, stud. phil., aus dem Königreich Polen, Sohn eines Privatmannes.

worden war, sich den das Ehrengericht anerkennenden Studierenden anzuschließen; wie übrigens Caprivi selbst schon bei der zweiten Untersuchung im Sommer eingestanden hatte. Besonders die Aussagen Ahlenfeldts führten in die Organisation der verbotenen Verbindung tiefer hinein und zeigten auch die weitere Verzweigung über andere Universitäten. So konnte der Regierungsbevollmächtigte am 10. Februar den Universitätsrichter anweisen, vorzugehen. Gleich am nächsten Morgen wurden die Papiere von einer Anzahl Verdächtiger, darunter auch Caprivi, in Beschlag genommen und am 19. die Untersuchung eingeleitet.

Arminia und Polonia.

Hier kam nun bald alles zutage. Daß die Arminia nicht mehr bestand, daß sie im Frühjahr 1821 aufgelöst war, ließ sich nicht leugnen. Auch dem Ehrengericht konnte man formell nicht viel anhaben, wie begründet auch der Verdacht sein mochte, daß sich darunter doch nur die alte burschenschaftliche Organisation versteckte. Kompliziert aber und für die Angeklagten sehr bedenklich wurde die Sache dadurch, daß sich Beziehungen herausstellten zwischen den Vorstehern der Arminia bezw. des Ehrengerichts und den Mitgliedern einer national-polnischen Verbindung, der „Polonia“, welche, ursprünglich als Landsmannschaft ins Leben getreten, später sich nach Art der deutschen Burschenschaft entwickelt und in Berlin und Breslau aufgetan hatte. Auch in ihr gab es einen engeren und einen weiteren Verein. Der engere nannte sich „Verein der Freunde“ oder auch nach dem Erkennungszeichen seiner Mitglieder den „Verein *II* K“. Äußerlich auch sie eine durchaus harmlose Gesellschaft, mit dem Zweck, Literatur und Freundschaft zu pflegen. Aber aus den Papieren, besonders den Statuten, ergab sich, daß dies ausdrücklich nur als Vorwand angegeben war, und daß hier in der Tat nichts Geringeres bezweckt wurde als die Herstellung eines freien Polen nach dem Beispiel und Vorbilde der französischen Revolution. Strengste Geheimhaltung war zur Pflicht gemacht, ebenso unbedingter Gehorsam gegen die Oberen. Mitglieder waren meist Söhne angesehener posenscher Gutsbesitzer, darunter ein Stablewski und ein Koszorowski, welche beide schon im Februar durch Schultz ausgewiesen waren, weil sie sich Beleidigungen gegen den Universitätsrichter erlaubt hatten.[1] Neben ihnen sind zu nennen als Gründer der Berliner Polonia von Koszutzki und der Mediziner Marcinkowski, Sohn eines Posener Bürgers, wohl derselbe, der durch die Marcinkowskischen Vereine in der national-polnischen Bewegung später eine so bedeutende Stellung gewonnen hat.[2] Merkwürdig aber ist, daß als die eigentlichen Gründer

---

1) Sowohl auf der Straße wie auf der königlichen Redoute, beim Hofträteur Jäger, und zuletzt noch auf dem Subskriptionsball im Konzertsaal des Schauspielhauses. Beide wurden von Gensdarmen bis Frankfurt gebracht, protestierten dann zwar gegen die Beschuldigung, die sie für falsch erklärten, wurden aber durch mehrfachen Zeugenbeweis widerlegt.

2) Marcinkowski war schon am 9. Oktober 1817 immatrikuliert. „Matrikel abgelaufen Oktober 1821“.

und Führer des Vereins der Freunde zwei deutsche Namen genannt werden, ein Stud. med. Ludwig Köhler aus Warschau, dem Ende 1820 die Statuten von dort gesandt waren, und mit ihm ein Berliner, namens Sachse, der überhaupt nicht auf der Universität gewesen war, wohl aber, wie sich bei der Untersuchung herausstellte, erst im Bureau des Staatskanzlers, danach in der Kanzlei des Auswärtigen Amtes, und zuletzt als Privatsekretär des Ministers von Humboldt gearbeitet hatte. Die große Mehrzahl der Herminen, und ebenso auch des Ehrengerichts, war sicherlich ohne jede Kenntnis von diesem Treiben, die Vorsteher aber, vor allem Caprivi, zweifellos kompromittiert. Er und seine drei Freunde, Eyssenhardt, Hörner und Fessel, haben höchst wahrscheinlich Näheres über die polnische Verbindung gewußt, mag auch die nächste Absicht ihres Kartells nur auf die Anerkennung des Ehrengerichts seitens der Polen gerichtet gewesen sein. Caprivis Sache war also recht bedenklich, und man kann sich nicht weiter wundern, daß gegen ihn mit Schärfe vorgegangen wurde. Er sowohl wie seine drei Freunde und eine Reihe der Polen wurden in Haft genommen; er selbst kam zunächst, am 13. März, in das Polizeigefängnis und wurde acht Tage später in das Fürstenhaus überführt, in dessen Hintergebäude Polizeigewahrsame angebracht waren. Ihre Sache wurde kriminell behandelt (es stand Festungshaft bis zu sechs Jahren darauf) und den ordentlichen Gerichten unter Leitung und Anweisung der beiden Minister Kircheisen und Schuckmann überwiesen, die Abfassung des Urteils aber dem Oberlandesgericht zu Breslau übertragen, während die Arminia und das Ehrengericht als akademische Verbindung dem Universitätsgericht überlassen wurden.

Der Spruch des Senats.

Schon Ende Mai konnte der Universitätsrichter die Akten dem Senat zum Spruche vorlegen; an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, am 29. und 30. Mai, berichtete er darüber im Senat. Daß die Arminia als geheime Verbindung anzusehen sei, konnte keinem Zweifel unterliegen. Nach dem Edikt vom 20. September 1819 und der Kabinettsordre vom 18. Oktober jenes Jahres stand darauf die Strafe der Relegation. Die Sachlage schien klar zu sein, und der Senat stimmte dem Urteil des Richters, diese Strafe auf sämtliche Mitglieder der Arminia auszudehnen, lediglich zu, zugleich aber auch dem weiteren Antrag Krauses, die jungen Leute fast sämtlich zur Begnadigung zu empfehlen, unter Verwandlung der Strafe in die Unterschrift des Consilii abeundi und eine vierzehntägige Karzerhaft. Unter ihnen waren manche noch aus dem Stiftungssemester, so Eyssenhardt, Fessel, Reisig, von der Leithen, Graf Posadowsky und von der Hagen. Manche hatten bereits die Universität verlassen, aber der Senat beschloß, auch diese zur Anzeige zu bringen. Dreien war in der Untersuchung nichts nachgewiesen: Rodewald, De Marées und Goeschen, von denen doch di beiden letzteren schon im Sommer 1820 das schwarz-rot-goldene Band getragen

hatten.[1] Die Teilnahme am Ehrengericht wurde ebenfalls als Vergehen gegen die Gesetze geahndet; es wurde als eine neue Verbindung aufgefaßt, womit also die Auflösung der Arminia als feststehend angesehen wurde, ohne daß dies als ein Milderungsgrund für die Teilnahme daran betrachtet wäre. Jedoch wurden hierfür nur sieben Angeklagte mit Karzerhaft von 8 bis 14 Tagen und der Unterschrift des Consilii abeundi bestraft, darunter der Stud. Bormann, weil er im Besitz der Waffen des Ehrengerichts gewesen war, und Karl von Reibnitz, der mit ihnen hatte fechten wollen. Diesem wurden 14 Tage Karzer zudiktiert. Alle anderen, welche das Ehrengericht nur anerkannt hatten, kamen mit einem Verweis oder, falls ihnen die Anerkennung nicht nachgewiesen werden konnte, mit einer Verwarnung davon. Es waren alles in allem 84 Studenten.

Caprivi, Hörner und Uterhardt werden von der Begnadigung ausgeschlossen.

Drei der Angeklagten aber sahen sich von der Begnadigung ausgeschlossen: Caprivi, Hörner und Uterhardt. Vor allem Caprivi wurde jede Milderung der Strafe verweigert. Ihm dürfe, so heißt es in dem Erkenntnis, nur bezeugt werden, daß er fleißig gewesen sei. Caprivi war der Sohn einer Witwe; sein Vater, ein früherer Oberst, war erst im August 1821 gestorben. Er selbst war 24 Jahre alt, in Berlin geboren, auf dem Friedrich Wilhelms-Gymnasium erzogen, und hatte seit Michaelis 1818 bei uns studiert. Von der Schule hatte er die besten Zeugnisse mitgebracht; auch auf der Universität hatten ihm seine Lehrer nur Gutes nachsagen können; niemals war er bestraft worden. Eingetreten war er in die Arminia, wie er in seiner Verteidigung betonte (und wir haben nicht das Recht, ihm die Glaubwürdigkeit darin abzusprechen) wegen der großen Spaltungen, die zwischen den burschenschaftlich Gesinnten und den Landsmannschaftlern bestanden hatten, und aus dem Wunsche, zu einer besseren und sittlichen Ausbildung der Studentenschaft beizutragen. Seit Michaelis 1820 war er ununterbrochen im Vorstand gewesen, zumal das Ehrengericht war ganz sein Werk. Seine Talente und seine geistige Überlegenheit hatten ihm diese Stellung verschafft. Dem hat sein ganzes späteres Leben entsprochen. Als Obertribunalsrat und Kronsyndikus, als Mitglied des Herrenhauses ist er eine Zierde des preußischen Juristenstandes geworden.[2] Damals aber erzürnte er seine Richter

1) Bei Goeschen heißt es im Senatsprotokoll: „Als der Teilnahme verdächtig wurde auf das Consilium abeundi angetragen, jedoch beschlossen, ihn ab instantia freizusprechen, worin der Universitätsrichter beitrat“, und bei De Marées: „Für den dieserhalb in Untersuchung gewesenen Studiosus De Marées wurde eine Lossprechung von Strafe beschlossen“. De Marées war ein Dessauer, Sohn eines Kammerrats oder, wie er gelegentlich der Immatrikulation eines jüngeren Bruders im Album genannt wird, Kammerdirektors. Er war ein Verwandter Friedrich von Raumers und wohl ein Neffe des Professors De Marées am Joachimsthalschen Gymnasium.

2) Geboren am 10. September 1797, starb er am 25. Dezember 1865. Vermählt war er mit Charlotte Köpke; sein Sohn Georg Leo, der zweite Kanzler des Reiches, erblickte zu Charlottenburg am 24. Februar 1831 das Licht der Welt. Sehr herzlich spricht von ihm Ehrenfried v. Willich, Schleiermachers Stiefsohn, der als Auskultator 1829 in seinem Hause verkehrte, in seinen Erinnerungen (Aus Schleiermachers Hause, 1909): nie werde er die fröhlichen, traulichen Stunden vergessen, die er bei ihm und seiner Frau, meist mit Eyßenhardt, verlebt habe.

aufs schwerste durch die Art, wie er seine Verteidigung führte. Sie achteten nicht der Entschuldigung, die in der Rücksicht auf seine Mutter, deren einziges Kind er war, und die ihr Mann in beschränkten Verhältnissen zurückgelassen hatte, liegen mochte, oder auch in der Zweideutigkeit, welche die burschenschaftliche Bewegung infolge der Bedrückung von oben angenommen hatte. Sie erklärten den Angeklagten deshalb der Begnadigung für unwürdig, weil er, wie es in dem Erkenntnis heißt, erst nach beharrlichem und frechem Leugnen in der Untersuchung und vor Gericht zugestanden habe, Mitglied und Vorsteher des Bundes gewesen zu sein. Auch Hörner, der übrigens schon zweimal bestraft war, hatte gravierende Dinge begangen, besonders in einer Aufzeichnung aus dem Juli 1819, worin er sich in überaus hitzigen und verworrenen Exklamationen über die „hundsvöttische Verfolgung“ jener Wochen ergangen hatte. Er und der dritte von der Begnadigung Ausgeschlossene, Uterhardt, waren Ausländer; Hörner aus Wertheim, Sohn eines Hofkammerrats, ein Neffe des Geheimrats Eichhorn, Uterhardt aus Friedland in Mecklenburg, wo sein Vater Bürgermeister war. Von den Verurteilten legten 28 Rekurs beim Minister ein. Dieser Weg war ordnungswidrig, und Altenstein überwies daher die Rekursgesuche zur Berichterstattung an den Senat, der das Erkenntnis am 15. Juni durch den Regierungsbevollmächtigten samt den Prozeßakten in 6 Konvoluten zurückreichen ließ; er fügte die Erklärung hinzu, daß die Rekursgesuche seiner Auffassung nach unbegründet und die Strafe nach den Gesetzen verwirkt sei; was Schultz seinerseits nicht unterließ zu bestätigen.[1]

Altenstein kommt Caprivi zu Hülfe.

Der Minister hatte nun keineswegs die Absicht, jene Strafen zu verschärfen, sondern ihn leitete gerade der Wunsch, größere Milde walten zu lassen. Er war dabei, wie Schultz und seine Freunde ihm vorwarfen und wir nicht leugnen können, von persönlichen Rücksichten mit bestimmt. Der junge Caprivi hatte sich an dem Rekursgesuch nicht beteiligt, aber er hatte schon im Februar aus dem Untersuchungsgefängnis heraus, und abermals am 8. Juni sich direkt an den Minister mit einer Eingabe gewandt, worin er Se. Excellenz an die Freundschaft erinnerte, die ihn seit Jahren mit seinen Eltern verknüpft hatte. Auch von anderer Seite war in ähnlicher Weise eingewirkt worden. So hatte der Kammergerichtspräsident Woldermann schon im Februar den Justizminister bestimmen wollen, über den Formfehler im Abgangszeugnis, der höchstens einen Verweis rechtfertige, hinwegzusehen, und im September legte er noch einmal ein Wort für den Angeklagten ein. Genug, Altenstein wünschte, daran ist kein Zweifel, vor allem Caprivi der Strenge des Gesetzes zu entziehen. Frick, der als Justitiarius des Ministeriums wieder das Referat hatte, richtete daher alle seine An-

1) Zumal bei Reibnitz, der ebenfalls unter den Petenten war, betonte er, daß er mit dem Maße seiner Bestrafung wohl zufrieden sein könne.

strengungen auf den Nachweis, daß die Rekursgesuche begründet wären, womit der Gnadenweg also nicht beschritten zu werden brauchte. Das Ehrengericht suchte er als eine öffentliche Institution hinzustellen und betonte, daß die Auflösung der Arminia, die gerade von Caprivi herbeigeführt war, freiwillig erfolgt sei, dies also als ein starker Milderungsgrund anzusehen sei. Auch darauf lenkte er in dem Referat, das als Immediatgesuch gestaltet war, den Blick, daß man die Burschenschafter, welche sich durch Fleiß, Sittlichkeit und Abscheu gegen die Renommisterei und den Duellunfug der Landsmannschaften immer ausgezeichnet hätten, doch nicht härter als diese bestrafen dürfe; man würde sonst Gefahr laufen, sich Heuchler zu erziehen. Er meinte ferner, daß Caprivi und Hörner, wie übrigens auch Fessel und Eyßenhardt, die Universität nichts angingen, da sie ja in gerichtlicher Untersuchung ständen, und beantragte, Hörner, der kaum noch in Verbindung mit der Universität stehe (denn er war seit Neujahr 1820 Hauslehrer beim General von Kessel), sowie Caprivi selbst einer Provinzialbehörde zu genauerer Aufsicht zu übergeben. Eyßenhardt, der bereits früher die Aufnahme in das Wittenberger Predigerseminar nachgesucht habe, sei dorthin zu schicken; Fessel müsse man als Mediziner der Universität Greifswald zuweisen, wo es nur eine geringe Anzahl von Studierenden gebe, die man leicht beobachten könne; Förster, der seit Ostern 1821 zur Malerei übergegangen sei und schon beim Professor Wilhelm Schadow arbeite, müsse nach der Vollendung seiner Bilder Berlin verlassen, und ihm sei der Arrest, den er im März und April erlitten, als Strafe anzurechnen. So daß also schließlich kein anderer härter bestraft werden sollte als der Ausländer Uterhardt, der bereits aus Berlin hinweg nach Göttingen gegangen war: ihm müsse man, so erklärte der Ministerialrat, da er im März gegen den Regierungsbevollmächtigten die Wahrheit hartnäckig verschwiegen und gerade bei ihm die Milderungsgründe zweifelhaft wären, den Aufenthalt auf preußischen Universitäten versagen. Alle Übrigen aber solle man nach dem Antrag des Universitätsrichters mit dem Consilium abeundi und einem Arrest bis zu 14 Tagen bestrafen, der jedoch auf die Untersuchungshaft angerechnet werden müsse.

Dieser Bericht, der von Süvern scharf bekämpft wurde und zu einem überaus heftigen Meinungsaustausch zwischen ihm und dem Referenten führte, ward von Altenstein nicht genehmigt. Der Minister machte es vielmehr so, wie wir es auch sonst an ihm kennen: er werde, so bemerkte er zu dem Referat Fricks unter liebenswürdigen Worten der Anerkennung für die gründliche Übersicht der Resultate der Untersuchung, die Sache aus einem „allgemeinen und höheren Standpunkte“ ausführen, das hieß, sich direkt an den König wenden. Appelliert an den König.

Und damit hatte er Erfolg. Zu Hülfe kam ihm der Umstand, daß auch das Schicksal der Polonia, und zwar durch des Fürsten Radziwill Einfluß, außerordentlich gemildert wurde. Schon am 11. Juli hatte der König eine Kabinetts- Milde Bestrafung der Polen.

ordre an Kircheisen und Schuckmann erlassen, wonach lediglich gegen Ludwig Köhler die Kriminaluntersuchung ihren Fortgang haben sollte. Bei den Übrigen wurde die Strafe aus Gnade in eine polizeiliche Ahndung verwandelt; und zwar wurden Marcinkowski und Kuszinski als Mitbegründer der Verbindung mit einem halben Jahr, die anderen Söhne der Schlachta mit je drei Monaten, die vier Mitglieder der Arminia aber, welche von dem Zwecke der Polonia unterrichtet waren, mit sechswöchigem Festungsarrest bestraft. Hinzugefügt wurde, daß, wer noch einmal derartiges wage, die höchste gesetzliche Strafe zu gewärtigen habe.[1]

Kabinettsordre vom 18. September über die Arminia, und ihre Auslegung durch Altenstein.

Das Schicksal der Arminia wurde am 18. September nach einem Vortrag des Ministers durch eine Kabinettsordre geregelt. Diese bestimmte zunächst freilich nichts weiter, als daß die den Gesetzen gemäß von den akademischen Behörden in Berlin und Breslau gesprochenen Urteile sofort zur Publikation gebracht werden sollten. Jedoch ward hinzugefügt, daß der König vom Minister binnen möglichst kurzer Zeit die Vorschläge zur Begnadigung der dazu geeigneten Individuen erwarte. Demgemäß erklärte Altenstein in einem Anschreiben an den Senat die Rekursgesuche der Verhafteten für nichtig. In bezug auf Caprivi und die mit ihm besonders inkulpierten Studierenden legte er die Kabinettsordre so aus, daß den vier Vorstehern der Arminia gegenüber jede weitere Eröffnung zunächst ausgesetzt bleiben müsse, da er über sie mit der Königlichen Ministerialkommission noch besondere Rücksprache genommen habe. Auch über den „Maler“ Ernst Förster vertagte er zunächst die Entscheidung, bevor die Vorfrage über ihn erledigt sei, ob er noch als Student zu betrachten sei oder nicht. Er forderte den Senat auf, zu seiner näheren Information die Gründe für die Begnadigung, und zwar ausführlich über jeden Einzelnen, sobald als möglich einzureichen, nicht bloß im allgemeinen, wie es bei Caprivi und anderen von der Begnadigung Ausgeschlossenen geschehen sei, sondern überall bestimmte Tatsachen anzuführen. „Die vorzügliche Beschleunigung dieser Anzeige“, so schließt die Verfügung, „wird dem Rektor und Senat zur strengsten Pflicht gemacht“.

Schuckmann und Kircheisen, der Senat und Schultz gegen Altenstein.

Wie sehr dem Minister daran lag, dem jungen Caprivi zu Hülfe zu kommen, bewies er durch einen Brief an den Justizminister, den er schon am nächsten Tage darum anging, ob die Strafe für denselben schon in der Kabinettsordre vom 11. Juli mit ausgedrückt sei: eine fast naiv zu nennende Frage, da es sich, wie Kircheisen und Schuckmann in einem gemeinsamen Schreiben ihm erwiderten, hier um zwei ganz verschiedene Vergehungen und zwei ganz verschiedene Fora handle, die Arminia als Disziplinarsache, die Polonia aber kriminalrechtlich behandelt worden sei.[2] Auch bei dem Senat stieß der Minister mit seiner Ent-

1) Übrigens erhielt dann auch Sachse Festungshaft, die er in Magdeburg verbüßte. Er ist später nach Paris gegangen, dann aber nach Berlin zurückgekehrt, wo er sich als Lithograph niederließ.

2) 19. Oktober, pr. 14. November.

scheidung auf Widerspruch; und in der Tat war die Besorgnis, welcher derselbe Ausdruck gab, daß nämlich die sofortige Publikation des Erkenntnisses, ohne die vier Hauptschuldigen mit einzuschließen, einen äußerst nachteiligen Eindruck auf die Studentenschaft und auf die Ruhe der Universität machen werde, nicht unbegründet: es werde das allgemeine Erstaunen herbeiführen, da ja der Grund nicht bekannt sei. Der Senat trug darauf an, die Publikation ohne jede Ausnahme zu verhängen; nur wenn der König seine Befehle aufrecht erhalte, werde man, wenn auch nicht ohne schwere Bedenken, den Befehl ausführen. Auch die Gründe für die Begnadigung glaubte der Senat bis dahin zurückhalten zu müssen. Es bedarf keiner Worte, daß Schultz nicht säumte, diese Meinung des Senates auch für die seine zu erklären. So hatte sich also die Lage, seltsam genug, dahin verkehrt, daß der Regierungsbevollmächtigte, der zur Knebelung der Universität eingesetzt worden war, der Senat, der sonst die Rechte der Universität gegen ihn verteidigt hatte, und der Richter, den Schultz als seine Kreatur betrachtete, gemeinsam gegen den Minister Front machten, und daß Altenstein sich der Studentenschaft in höherem Maße annahm als die Universität.[1]

Schultz in offener Rebellion.

Schultz hatte schon im Sommer den Verzögerungen des Ministers gegenüber zu einem neuen Angriff ausgeholt, der alles, was er früher gewagt hatte, hinter sich ließ. Er hatte dessen Berichte an den Staatskanzler als der Wahrheit widersprechend, sein Benehmen gegen ihn als eine Verletzung von Treu und Glauben und die ganze Tendenz seines Vorgehens als einen Versuch gekennzeichnet, die allerhöchste Verordnung gegen die Burschenschaft abermals zu vereiteln.[2] Hätte Altenstein hierauf geschwiegen und dem Wunsche des Senates nachgegeben, so wäre dies seiner Abdankung gleichgekommen. Was Schultz wagte, war offene Rebellion, und der Minister hatte nicht gesäumt, ihm dies zu erkennen zu geben. Auf sein Vorgehen, so schrieb er ihm zurück, welches alle Schranken seiner Stellung und das Subordinationsverhältnis gegen den ihm unmittelbar vorgeordneten Chef verkenne und verletze, werde das Geeignete besonders erfolgen; zunächst aber habe er die Pflicht, sich unbedingt den Befehlen seines Chefs zu fügen. Als Rebellion betrachtete der Minister auch das Verhalten des Senates, zumal die willkürliche Hinausschiebung, die er sich mit der Begründung für die Begnadigungen erlaubt habe. Der Universität gegenüber war der Umweg über den König, den er gegen Schultz vorhatte, nicht nötig und Widerstand seitens

Der Senat erhält einen Verweis.

1) Gestützt auf sein leidliches Einvernehmen mit dem Senat und dem Rektor des letzten Jahres, Wilken, hatte Schultz im Sommer einen Versuch gemacht, dem letzteren für das nächste Jahr, unter Aufhebung der Wahl, wiederholt das Rektorat zu verschaffen. Wirklich wurde zunächst die Wahl hinausgeschoben; es gelang dann aber dem Minister, der direkt an den König ging, diesen Bruch der Statuten von der Universität abzuwenden. In Friedrich von Raumer, der durchaus nicht zu der Schleiermacherschen Richtung gehörte, wurde ein Rektor gewählt, welcher als der Regierung genehm gelten konnte; auch er hatte dem alten Senat angehört. — Urkb.

2) 8. August. Antwort auf eine Verfügung des Ministers vom 27. Juni.

seiner Kollegen im Ministerium der Polizei und des Königlichen Hauses nicht zu besorgen. Umgehend, schon am 29. September, ließ er dem Senat einen Verweis zukommen, wie ihn unsere Universität aus dem Ministerium nicht oft erhalten haben wird. Als eine völlige Verkennung seiner Pflichten, eine Insubordination nicht nur gegen die Befehle des Ministers, sondern des Königs selbst bezeichnete er den aufschiebenden Schritt des Senates, dessen Bedenken sämtlich sich erledigen würden, wenn die Ausfertigung der Relegation solange ausgesetzt werde, bis die Entscheidung über Caprivi und Genossen bekannt geworden wäre; da der König nur eben die Publikation, nicht aber die Vollstreckung des Urteils befohlen habe. Bei Vermeidung der in § 352, Tit. 20, Teil II des Allgemeinen Landrechts den Vergehungen wider die Subordination angedrohten Strafen wurde der Senat aufgefordert, der früheren Verfügung sofort in ihrem ganzen Umfange Folge zu leisten.[1] Die Herren vom Senat waren meist in die Ferien gereist.

Replik des Rektors und des Richters

Der Rektor aber war daheim geblieben. Er und der Richter replizierten sofort, daß sie nach Rückkehr der beurlaubten Senatoren alsbald eine Senatssitzung anberaumen und die Sache zum Vortrag bringen würden; im übrigen aber lehnten sie jede Schuld ab. „Die Pflicht zur gewissenhaften und schleunigen Ausführung der allerhöchsten Befehle“, so schrieben sie zurück, „ist und wird von uns stets, und hier um so mehr anerkannt, als wir wissen, wie hart die Verurteilten durch Verzögerungen betroffen sind, welche in keiner Art zu verschulden wir uns bewußt sind und unser Verfahren darlegen wird“. Schultz unterließ nicht, in einer Beischrift seinerseits zu erklären, daß auch er in bezug auf die ergangenen Verfügungen so schleunigst als möglich tun werde, was Pflicht und Ehre gebiete.

Die Stimmung Altensteins wurde nicht verbessert, als von Kircheisen und Schuckmann der von uns angedeutete Bescheid auf seine Frage über Caprivi einlief; und da die beiden Minister auch auf eine erneute Anfrage hierbei beharrten, so konnte er in bezug auf seinen Schützling nichts weiter tun, als ihn der Königlichen Gnade empfehlen. Im Oktober hatte auch er den Urlaub angetreten. Nach den Ferien aber nahm der Kampf mit dem Senat und dem Regierungsbevollmächtigten seinen Fortgang. Am 21. des Monats teilte der neue Rektor Friedrich von Raumer den heimgekehrten Kollegen die ministerielle Rüge mit und vereinbarte mit ihnen die Beantwortung. Sie traten durchaus für Wilken und den Richter ein. „Sie haben“, so erwiderten sie dem Minister, „durch ihre ebenso dringende als ehrerbietige Eingabe nicht nur ihrer Pflicht, sondern auch der einstimmigen Meinung des Senates entsprochen, und es kann hier von einer Vergehung wider die Subordination um so weniger die Rede sein, als nächst der ehrerbietigen und pflichtmäßigen Angabe der obwaltenden Bedenken für die Aus-

Rechtfertigung des Senats.

---

1) An den Regierungsbevollmächtigten ergingen die entsprechenden Schreiben und Beschwerden über das Verhalten des Senates.

führung der Befehle gesorgt ist".[1] Der Schritt hatte keinen weiteren Erfolg, als daß er eine verschärfte Rüge des Schreibens nach sich zog, in dem die Schranken der Bescheidenheit auffallend überschritten seien. Weiteren Aufenthalt machte der Modus der Votierung, der im Senate beliebt wurde. Denn statt, wie Altenstein tadelnd bemerkte, das Generalkonzil der Professoren zusammenzuberufen oder die Fakultäten gemeinsam beraten zu lassen, wurde jedem einzeln in einem Zirkular sein Gutachten abgefordert; da es sich aber um 30 Personen handelte, dauerte dies Verfahren wochenlang. Am 22. November war man endlich so weit, um den Bericht in einer neuen Senatsversammlung festzustellen. Eine Erkrankung des Universitätsrichters, die seinen Gegenbericht verzögerte, und die Zuschrift des Regierungsbevollmächtigten, dem der Bericht wieder vorgelegt werden mußte, brachten weitere Verzögerung, so daß Altenstein schon zu Ende des Monats eine allerhöchste Mahnung zur Beschleunigung erleben mußte. Erst am 7. Dezember war er in der Lage, die Vota des Professorenkollegiums zu studieren. Auch in seiner Neubesetzung blieb der Senat bei der alten Auffassung stehen. Caprivi und Hörner waren wieder von der Begnadigung ausgeschlossen, und Schultz sekundierte dem Bericht in seiner Weise. Gegen die Begnadigung wollte auch er, von jenen beiden abgesehen, nicht sprechen, aber nicht, weil in dem Verhältnis des Vergehens zum Gesetze selbst irgend ein Entschuldigungs- oder Milderungsgrund für die Verurteilten zu finden sein möchte. „Ich werde vielmehr", schreibt er, „vollständig dartun, daß alles, was selbige in dieser Absicht aufstellen möchten, lediglich die Umgehung oder Vernichtung des hohen Zweckes dieser Gesetzgebung bezielt". Nur weil es als eine moralische Unmöglichkeit erscheine, eine so große Anzahl meist gut gearteter und fleißiger junger Leute für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen, sprach er für Gnade statt Recht.

Schlußbericht Altensteins; tritt für die Begnadigung Caprivis ein.

So war das Jahr fast abgelaufen, als der Minister endlich am 27. Dezember dem König seinen Bericht abstattete.[2] In warmen Worten trat Altenstein für die Begnadigung Caprivis, mit dem er eine persönliche Unterredung gehabt hatte, ein. Er wies auf die von schweren Schicksalsschlägen gebeugte Mutter hin, gegen die der Sohn, der seinen Leichtsinn schwer bereue, sich stets pietätvoll gezeigt habe, und auf das grenzenlose Unglück, das sie beide durch die Relegation treffen würde. Ein Jahr habe er bereits verloren und dazu die sechswöchige Festungshaft erduldet. Gleichzeitig aber wandte sich der Minister gegen Schultz, der seine beispiellose Nachsicht mit immer stärkerer Insubordination und völliger Gehorsamsverweigerung belohnt und recht eigentlich die Jünglinge in das Verderben habe fallen lassen, da er niemals den Versuch gemacht habe, bestimmte

1) Näheres darüber in einem Briefwechsel, der zwischen dem Ministerium und dem Universitätsrichter im Oktober erfolgt war.

2) Das Konzept, wieder von Fricks Hand, ist vielfach von Altenstein korrigiert; abgesandt und mundiert am 28. Dezember.

Anträge, wie dem Übel vorgebeugt werden könne, zu stellen und seine zunächst vorgesetzte Behörde zur Verfolgung des allein richtigen Weges zu veranlassen. Von der Anklage, die nach der Bestimmung des Allgemeinen Landrechts die Verweigerung des Gehorsams bedrohe, wolle der Minister absehen, erwarte aber, daß Seine Majestät, deren allerhöchstem Ermessen er alles Weitere anheimstelle, ein solches Benehmen nicht ungeahndet lassen werde.

Letzter Kampf Altensteins mit Schultz.

Der Abschluß des Kampfes war auch dies noch nicht. Gerade in diesen Wochen war Altenstein des an sich so schwachen Rückhalts an seinem hohen Chef gänzlich beraubt worden. Am 7. Dezember kam die Nachricht nach Berlin, daß der Staatskanzler in Genua gestorben sei. Schultz mochte daraus neue Hoffnungen schöpfen, zumal da in Herrn von Voß ein ausgesprochener Reaktionär an die Spitze des Ministeriums trat. Aber Voß starb bereits nach wenigen Wochen, und wenn die Reaktion darum auch nicht nachließ, so verlor doch die persönliche Angelegenheit des Regierungsbevollmächtigten die politische Bedeutung, die sie gehabt hatte, gerade weil die Bewegung selbst abflaute und die Besorgnis vor der Revolution in den höheren Kreisen zu schwinden begann. Und nur um der schönen Augen von Schultz willen hatten Wittgenstein und Schuckmann ihn nicht zu Hülfe gerufen. Sie glaubten schon viel zu tun, als sie ihm im Mai 1823 durch Herrn von Kamptz den Rat erteilten, die Erklärung abzugeben, daß es ihm fern gelegen habe, Altenstein zu beleidigen.[1] Wirklich ließ Schultz sich zu einem einlenkenden Schreiben an seinen Chef herbei. Er mochte hoffen, dadurch die Entscheidung des Königs gegen die Studenten zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Aber gerade diese fiel am 11. Juni im Sinne des Ministers aus. „Aus vordringender landesväterlicher Gnade“, so erklärte der König, „wolle er das in Gemäßheit der obwaltenden Gesetze ergangene Erkenntnis des akademischen Senates nicht in seiner ganzen Strenge vollziehen lassen“. Aufgehoben ward die Relegation nicht, wohl aber ihre Vollziehung suspendiert und den Bestraften die Fortsetzung ihrer Studien in Berlin oder auf einer anderen heimischen Universität nach den vom Minister darüber zu erlassenden Bestimmungen gestattet. Diese bestanden in einer Reihe von Kautelen. Die Schuldigen mußten protokollarisch ihre völlige Lossagung von jeder gesetzwidrigen Verbindung versichern. Sie wurden unter die Aufsicht der entsprechenden Behörden gestellt; für das erste Jahr ihres praktischen Dienstes wurde ihnen die Überweisung an die Provinzialbehörden zudiktiert, von denen sie ein Zeugnis des Wohlverhaltens zu erwarten hatten, und alles nur auf Widerruf bewilligt. Ausgeschlossen von allen vorstehenden Bestimmungen blieben die Studenten Hörner und Uterhardt, d. h. die Ausländer und der Maler Förster. Jedoch wurde bei diesen dreien die Relegation in

Der König entscheidet über die Arminia im Sinne Altensteins.

1) Düntzer S. 94.

das Consilium abeundi verwandelt, „wobei ihnen zu eröffnen ist, daß sie eine Anstellung in Meinen Staaten nicht zu gewärtigen und weder hier noch in einer anderen einheimischen Universitätsstadt sich aufzuhalten haben“. Caprivis Name kam nicht vor: er war stillschweigend in die Begnadigung mit eingeschlossen. Am 26. Juni teilte der Minister dem Senat die Verfügung mit, indem er unter Hinweis auf die Vollmacht vom 7. Juli 1821 die ernstliche Weisung hinzufügte, jeder Spur neuer Verbindungen im Keime entgegenzutreten, da fortan von Gnade nicht mehr die Rede sein würde. Damit war diese Sache endlich so ziemlich aus der Welt geschafft worden. Nur im Februar 1823 gab es noch ein Nachspiel, indem eine Anzahl von nachträglich festgestellten Anhängern der Polonia wie der Arminia in gleicher Weise wie die anderen bestraft wurde.

Letzter Kampf zwischen Schultz und dem Senat.

Schultz aber ruhte nicht, bis er das Verhängnis über sich herabgezogen hatte. Die Freundschaft mit der Universität, wenn sie überhaupt bestanden hatte, war längst wieder in die Brüche gegangen. Im November 1823 fühlte er sich dadurch gekränkt, daß der Senat ihn von den Beratungen für die Festlichkeiten, die man für die Verlobungsfeier des Kronprinzen veranstaltete, ausschloß.[1] Bald darauf geriet er mit dem Rektor — es war seit Michaelis 1823 als Nachfolger Raumers Hoffmann, der erst vor zwei Jahren in das Lehramt zurückgetreten war, — noch einmal auf das Heftigste aneinander. Veranlassung war ein Antrag von Studierenden der Theologie, ein Disputatorium unter einem

---

1) Düntzer S. 96: Schultz habe den von den Studierenden beabsichtigten Fackelzug zu hintertreiben gewünscht, sich dann aber hernach durch besondere Umstände veranlaßt gesehen, gegen den Fürsten Wittgenstein gerade den Wunsch auf Genehmigung auszusprechen. In den Senatsprotokollen wird dies nicht bestätigt. Danach hatte schon der Rektor auf die Nachricht, daß die Studenten einen Fackelzug beabsichtigten, sie durch einen Anschlag aufgefordert, von diesem Vorhaben als verbotswidrig abzusehen, dann aber auf den Einspruch des Regierungsbevollmächtigten, der diese Angelegenheit zu den Disziplinarverhältnissen ziehen wollte, die Sache durch den Universitätsrichter vor den Senat bringen lassen, der dann das Gleiche beschloß. Von einem Redeakt wurde bei dieser Gelegenheit abgesehen, und die Illumination, welche der Senat beabsichtigte, unterblieb auf Einspruch des Ministers, da höchstem Befehl zufolge bei dieser Gelegenheit öffentliche Gebäude nur erleuchtet werden dürften, wenn solches auf Kosten der Bewohner derselben geschehe. Nach dem Auftrage des Ministers wurde ein Glückwunschschreiben verfaßt, welches dem Kronprinzen durch den Rektor und je ein Mitglied der vier Fakultäten überreicht wurde. — Bei dem Regierungsjubiläum des Königs am 27. November 1822 war ein Festakt veranstaltet worden. Der Rektor hatte eine deutsche Rede gehalten, da Böckh bestimmt erklärt hatte, daß er zum Halten einer lateinischen Rede für gegenwärtigen Fall nicht verpflichtet wäre. Buttmann hatte ein lateinisches Gedicht verfaßt; von Doktorpromotionen war abgesehen worden. Von einem gewissen Interesse war der Beschluß, der bei dieser Gelegenheit vom Senat am 6. November 1822 gefaßt wurde, für die Privatdozenten, für die es häufig in der Aula bei den Festen an Platz gefehlt hatte, eine Bank an der Barriere des inneren Raumes aufzustellen, auf welcher „benannte Herren Platz zu nehmen ersucht würden“. Ferner die Bestimmung, daß während der Feier die Szepter der Universität nicht von den Pedellen gehalten, sondern auf Kissen am Katheder niedergelegt werden, und daß die Pedelle, vor der Tür des großen Hörsaales stehend, dort die Ordnung zu erhalten bemüht sein sollten.

aus ihrem Kreise gewählten Vorsitzenden halten zu dürfen: Sonntags zwischen 11 und 1 Uhr in dem Auditorium Nr. 9. Es waren Schüler Neanders, und dieser, der damals Dekan war, unterstützte lebhaft das Verlangen der jungen Leute. Es war gewiß ein harmloses Verlangen, und daß Neander Bürgschaft dafür leistete, konnte die Löblichkeit des Zweckes nur noch mehr versichern. Dennoch glaubte Hoffmann seine Zustimmung, ohne die Meinung des Regierungsbevollmächtigten erkundet zu haben, nicht geben zu dürfen. Schultz aber lehnte den Antrag ab. Es sei, so erklärte er, sehr bedenklich, solche Disputationen zuzulassen, wenn es nicht unter dem Vorsitz eines Ordinarius geschehe; doch selbst dann glaube er dieselbe nicht ohne die Genehmigung des Herrn Ministers gestatten zu können. Dieser Bescheid lief beim Rektor ein, während er gerade den Senat zur Sitzung versammelt hatte (28. Januar 1824). Auch hier herrschte keine Neigung, die Studenten sich selbst zu überlassen: wenn aber ein Dozent, sei es ein Professor oder ein Privatdozent, die Übungen leite, würde dabei kein Bedenken obwalten. Damit war auch Neander einverstanden, und er schlug nach Rücksprache mit dem Führer der Petenten, einem Herrn Stellwag aus Frankfurt am Main, den Privatdozenten Böhmer als Leiter der Vereinigung vor. Damit, meinte er, würde jedes Bedenken aus dem Wege geräumt werden und ein Appell an den Minister nicht mehr nötig sein; denn jeder Dozent habe ja die Befugnis, Disputatorien zu veranstalten, und Böhmer selbst habe sich bereits mit der Absicht getragen, in diesem Semester solche anzukündigen. Hoffmann berichtete dennoch an den Minister und erhielt dessen Genehmigung zu dem Vorschlag, der seinen eigenen Ansichten über den Nutzen solcher disputatorischer Fortbildung ganz entsprach. So schien alles in gute Wege geleitet zu sein, als am 25. Februar, wieder während der Senatssitzung, ein Schreiben des Regierungsbevollmächtigten einlief, worin er den Schritt des Rektors bei dem Minister als eine Dienstwidrigkeit bezeichnete, da solche Schreiben erst ihm selbst vorgelegt werden müßten. Hoffmann beschwerte sich über diese neue Chikane mit starken Worten bei dem Minister; aber von dieser Beschwerdeschrift selbst forderte der Regierungsbevollmächtigte, daß sie ihm zunächst vorgelegt werde. Der Erfolg war, daß aus dem Disputatorium nichts wurde und Schultz von seiten des leitenden Ministers, des Grafen Bülow, Recht behielt. Eine Kabinettsordre vom 21. Mai legte den strittigen Paragraphen der Instruktion vom 18. November 1819 dahin aus, daß in der Tat alle Berichte der akademischen Behörden wie der Direktoren und Vorsteher der akademischen Sammlungen und Institute durch den Regierungsbevollmächtigten an das vorgeordnete Ministerium gehen sollten, daß ferner in Ansehung der Vorlesungen mit Einschluß der Disputatorien lediglich in Gemäßheit des angeführten Artikels zu verfahren sei, und daß der Regierungsbevollmächtigte als der Amtsvorgesetzte des Rektors in Rücksicht sowohl auf die Aufsicht über dessen Amtsführung als zum Zwecke der Beschwerde und des Rekurses anzusehen,

letzterer mithin den Erinnerungen, Bestimmungen, Anweisungen des Ersteren bis auf abändernde Verfügung des beiden vorgesetzten Ministeriums Folge zu leisten verbunden sei. Ja selbst die Universitätsunterbeamten sollten in ihrer Amtsführung und zumal in allen die Erhaltung der Geschäftsordnung betreffenden Angelegenheiten der Aufsicht und den Anweisungen des Regierungsbevollmächtigten untergeordnet und letzterer befugt sein, in allen Angelegenheiten, an welchen er teilhabe und konkurriere, ihnen unmittelbar Anweisungen zu geben, welchen sie pünktlich Gehorsam zu leisten hätten. Altenstein war damals verreist, und als sein Stellvertreter machte Graf Bülow der Universität Mitteilung von dieser Willenserklärung Seiner Majestät. Wir wissen, daß dieser Minister nicht zu den Freunden der Universität gehörte, und ihm mag der scharfe Ton zuzuschreiben sein, in der die Verfügung gehalten war. Auch das Disputatorium ward völlig verworfen: es sei zweckwidrig, und die Art, wie dabei von Rektor und Senat verfahren sei, sowie die von beiden dabei aufgestellten Bedingungen könnten nur gemißbilligt werden. „Seine Majestät“, so heißt es, „haben mich allergnädigst beauftragt, dies dem Herrn Rektor und dem Senat zu eröffnen und dabei zu erkennen zu geben, daß die bemerkte Tendenz gegen die Gesetzgebung vom Jahre 1819 das Allerhöchste Mißfallen erregt hat und schlechthin nicht geduldet, sondern nachdrücklich geahndet werden sollte“.

Schultz wird entlassen.

Hier also hatte Schultz noch einmal einen Sieg erfochten. Es war aber der letzte, der ihm beschieden war, und für ihn völlig unfruchtbar; denn an demselben Tage ward ihm in einer zweiten Kabinettsordre das Urteil gesprochen. Schon am 16. März hatte der König die Einsetzung einer Untersuchungskommission über die Zwistigkeiten zwischen dem Minister und dem Regierungsbevollmächtigten verfügt. Die Zusammenstellung derselben (sie bestand aus Schuckmann, Wittgenstein und Lottum) bezeugte, wie gern man Schultz zu Hülfe gekommen wäre. Auch die Kabinettsordre vom 21. Mai legte noch einmal sein Geschick ihm selbst in die Hand. Zwar erklärte ihm der König darin sein allerhöchstes Mißfallen über die ungeziemenden Äußerungen und die Insubordination, deren er sich schuldig gemacht habe, und wies ihn an, fortan seinen Dienstobliegenheiten in Gehorsam und Unterordnung zu dem ihm vorgesetzten Ministerium treu nachzukommen, unterließ aber im übrigen jede Anordnung und legte dem Minister lediglich auf, nach Ablauf von weiteren sechs Monaten über die Haltung des Geheimrats zu berichten. Schultz aber betrachtete diese Willenserklärung des Königs als eine Preisgebung seiner Ehre und reichte am 26. Mai sein Entlassungsgesuch ein, da ihm zur Fortführung seines Dienstes in dieser Lage jede Kraft gebreche. Auch dann noch hätte er sein Geschick wenden können, denn immer aufs neue bauten ihm die Nachsicht des Königs und die Fürbitte der Freunde goldene Brücken. Sein Nachfolger war zunächst nur mit der provisorischen Führung des Amtes betraut. Aber

das Ende war nach einigen Weiterungen doch, daß er am 6. Juli seine Entlassung erhielt.[1]

9. Letzte Verfolgung Schleiermachers. Triumph der Reaktionäre.

Neues Anklagematerial gegen Schleiermacher.

Es fällt auf, daß Schleiermacher in späteren Jahren diesen schweren Kämpfen ferngeblieben ist, er, der in ihren Anfängen wieder im Vordertreffen gestanden hatte. Der Grund liegt gewiß in der Verfolgung, die seit dem Sommer 1821, wie ihm nicht verborgen geblieben sein wird, bereits von neuem drohte und mit

1) Über den Ausgang von Schultz vgl. Düntzer S. 97ff. — Da die weitere Entwicklung des Handels für die Universitätsgeschichte nicht von Betracht ist, können wir davon absehen. Der Kampf mit dem Minister zog sich noch bis in den Sommer 1825 hin. Er wurde zuletzt am Kammergericht geführt, wo der Minister die Anklage auf Beleidigung anhängig machte. Der Prozeß wurde vom König niedergeschlagen. Schultz aber behielt, abgesehen von der Einnahme, die ihm seine Stellung als Regierungsbevollmächtigter gebracht hatte, sein volles Gehalt von über 3000 Taler. Im Juli 1825 ging er nach Wetzlar, und zwar auf Rat von Wittgenstein, der sich in früheren Jahren selbst dort aufgehalten hatte. Seine Natur hat er auch in späteren Jahren nicht verleugnet, nur daß sich sein Verfolgungseifer jetzt auf das Gebiet der antiken Geschichtsschreibung und gegen die römischen Schriftsteller wandte. Die Entdeckung vermeintlichen römischen Mauerwerks an dem Turm auf dem Karlsmund und dem Heidenturm am Dom zu Wetzlar, wie an den Grundmauern des Königspalastes zu Gelnhausen führte ihn zur Forschung über die römische Architektur, deren Reste er vom Rhein bis in den Böhmerwald, unter anderm auch auf dem Kyffhäuser, feststellen zu können meinte. Diese Beobachtungen führten ihn zu der weiteren Entdeckung, daß in Koblenz die ehemalige Colonia Trevirorum gefunden werden müsse, und daß frühestens unter Vespasian, wahrscheinlich aber noch später der Name von da auf das heutige Trier übertragen worden sei. Leider erwähnt aber bereits Pomponius Mela den Namen von Confluentes; also, folgerte Schultz, müsse dessen Werk eine Fälschung sein, ein Schicksal, das er dann auch Vitruv und weiter dem Itinerarium Antonini, dem Valerius Maximus, Varro, Columella und Gellius bereitete. In ihnen allen sah er ein Chaos pfäffischer Geschichtsfälschungen des Mittelalters: kurz, er mißhandelte die alten römischen Schriftsteller gerade so, wie die Berliner Studenten. Als er nach einigen Jahren nach Bonn übergesiedelt war, legte er eine Reihe dieser Untersuchungen in einem Buch nieder, durch das er Niebuhrs Römische Geschichte vernichten wollte, in der Hoffnung, damit zugleich wieder ein staatsrettendes Werk zu tun, indem er die staatsgefährdenden Ansichten Niebuhrs und Savignys über die allgemeine Geschichte als unhaltbar nachweise und sie durch die mit seinen politischen Anschauungen übereinstimmenden verdränge. Sein Glaube an die Richtigkeit seiner Beweisführung war genau so stark, wie in seinem Kampfe mit der Burschenschaft und dem verhaßten Minister. „Opus gravissimum“, so schreibt er an seinen alten Universitätsfreund Friedrich Schlosser, „eine Bombe in ein Pulvermagazin! Darauf Totenstille, endlich Zetergeschrei von allen Seiten. Ob sie mich werden sieden oder braten wollen, weiß ich nicht; ich gebe ein Jahr Bedenkzeit. Gott wird mit mir sein!“ Das alles ist offenbar pathologisch zu nehmen. Um so trauriger, daß seine Freunde, zum Beispiel Goethe, der ihm dadurch seinen Dank abstattete für die Anerkennung der Farbenlehre, aber auch Philologen und Historiker von Ruf, wie Heinrich Leo, Friedrich Osann, Gottfried Hermann und Wachler, der ihm im Namen der Breslauer philosophischen Fakultät dankte, freundliche, wenn auch nur allgemeine Anerkennung spendeten; während ein Mann wie Heinrich in Bonn aus Haß gegen Niebuhr ihn sogar anstachelte und in seine Irrtümer hineinhetzte. So war es fast ein Glück für ihn, als er im Juni 1834 weiteren Enttäuschungen durch den Tod entrissen wurde; denn noch in demselben Jahr erschienen die Kritiken von Klenze und Walter, welche seine Phantasien für immer beseitigten.

der Kabinettsordre vom 12. April 1822 akut wurde. Damals ward nämlich von der Mainzer Zentraluntersuchungskommission auf Grund neuer Materialien, die in den Briefschaften Arndts und Reimers gefunden waren, ein Bericht über seine revolutionäre Tätigkeit und Gesinnung zur Kenntnis des deutschen Bundes und weiterhin der preußischen Regierung gebracht, an den gewiß deren eigener Bevollmächtigter, der Regierungsrat Grano, einen Hauptanteil gehabt hat. Als besonders gravierend waren die Briefe Schleiermachers an Arndt bezeichnet, von denen allerdings der eine, vom 27. Januar 1819, aus dem wir bereits die Bemerkungen gegen Eylert und den König selbst kennen gelernt haben, für Schleiermacher peinlich genug sein mußte. Daraufhin hatte schon im September 1821 der Geheimrat Tschoppe einen Antrag bei der Ministerialkommission eingebracht, worin die Gegenstände einer neuen Untersuchung formuliert waren. Indessen wissen wir bereits, daß unter dieser Regierung nichts so heiß gegessen wurde, wie es gekocht war, und daß besonders Altenstein nach einem Ausdruck Schleiermachers selbst die Kunst besaß, die allzu heißen Gerichte solange abzukühlen, bis sie unschädlich waren. Und niemals hat der Minister eine größere Meisterschaft darin gezeigt als durch die Art, wie er die zu Zeiten sehr drohende Gefahr von dem Haupte Schleiermachers abgehalten hat. Die Kabinettsordre vom 12. April 1822 war, wie schon bemerkt, ganz auf Schleiermacher gemünzt, und Schuckmann fand darin eine willkommene Gelegenheit, um an dem Verhaßten, dem er seine Verdrängung aus der Unterrichtsverwaltung zuschrieb, Rache zu nehmen. Die Kabinettsordre hatte, wie bemerkt, drei Monate als Frist vorgesehen, innerhalb derer von den beiden Ministern über ihre Ausführung Bericht abgestattet werden sollte. Am 5. Juni forderte darum Schuckmann seinen Amtsgenossen, dem er die von Kamptz' Hand entworfene Darstellung der Vergehungen Schleiermachers übersandte, auf, jenem Befehl zu genügen und den Inkulpaten darüber zu vernehmen. Altenstein sprach im allgemeinen seine Bereitwilligkeit aus, fühlte sich dann aber durch den Ton eines Schreibens verletzt, worin Kamptz Vorschläge zur Ausführung der allerhöchsten Kabinettsordre gemacht hatte. Eine Unterredung, die er vor der Abreise Schuckmanns nach Karlsbad mit diesem gehabt hatte, führte nach Schuckmanns eigenem Vorschlag zu einer Vertagung bis nach seiner Rückkehr. Unterdessen strebte aber Altenstein selbst aus dem Staub der Akten hinaus; und auch Kamptz war im Begriff, seine Urlaubsreise anzutreten.[1] So kam es abermals zu einem Aufschub bis in den Herbst; und da im Oktober Altenstein erst seinen eigentlichen Urlaub antrat, gelang es ihm, bis in den Winter hinein jede weitere Besprechung über den Gegenstand zu vermeiden. Er hatte im Sommer Schuckmann klar gemacht, daß bei der

Altenstein entzieht Schleiermacher den Angriffen Schuckmanns u. Kamptz'.

1) Im Zusammenhang hiermit stand eine anfängliche Urlaubverweigerung für Schleiermacher, der ebenfalls eine Ferienreise anzutreten wünschte; erst nach Einholung allerhöchster Erlaubnis wurde sie ihm gestattet.

Untersuchung die allgemeineren Gesichtspunkte von den besonderen Fragen über die Briefstellen zu trennen wären. Schuckmann versuchte dann freilich, als die Herren alle wieder in Berlin waren, die Dinge übers Knie zu brechen, indem er kurzweg, ohne der Konferenz, in der alles besprochen werden sollte, zu erwähnen, auf eine baldmöglichste Beseitigung drängte; aber er verstand sich doch auf die weiteren Ausflüchte Altensteins dazu, eine solche unter Hinzuziehung seines Ministerialdirektors von Kamptz zu veranstalten. Sie fand am 22. Dezember 1822 statt und führte im Laufe des Januars zu drei Verhören Schleiermachers vor dem Berliner Polizeipräsidium, wo er sich über die Briefe, die er an Arndt und Reimer geschrieben hatte, zu erklären hatte. Das Protokoll, das darüber aufgenommen wurde, sollte die Grundlage bilden für den Immediatbericht der beiden Minister an den König, zu dem sie durch die Kabinettsordre vom 12. April 1822 aufgefordert waren. Wie lange aber brauchte Altenstein, um die Akten durchzustudieren und das Gutachten durchzuarbeiten! In der Konferenz hatte man sich dahin vereinigt, daß bereits auf der Basis des Mainzer Berichtes das Urteil gegen Schleiermacher gefällt werden müsse. Die Konsequenz desselben fordere seine Absetzung. Wenn er bleibe, so würde dadurch das Edikt vom 20. September 1819 illusorisch werden. Als aber Altenstein endlich, am 22. April 1823, Schuckmann den Entwurf übersandte, konnte er nicht umhin, allerhand Ausstellungen an dem Verfahren zu machen, deren Korrektur zu seinem größten Bedauern ohne eine völlige Umarbeitung des ganzen Entwurfes nicht möglich sein werde. Am liebsten würde er, wie er dem Kollegen ankündigte, selbst einen neuen Entwurf aufsetzen; leider aber fehle es ihm an der Zeit. Da aber Eile nötig sei, so bitte er Schuckmann, seinerseits dies veranlassen zu wollen. Schuckmann konnte nicht wohl anders, als darauf eingehen, und Kamptz machte sich sofort von neuem an die Arbeit. Aber obgleich er mit Altenstein noch einmal konferierte, vermochte er nicht dessen Beifall zu erlangen. „Es ist mir schmerzlich“, schrieb dieser am 9. Juli zurück, „bei dem so freundlichen Bestreben des Herrn Geheimen Rats von Kamptz, auf meine Ideen einzugehen, und bei der sich gegebenen so vielen Mühe in Umarbeitung des ersten Briefentwurfs abermals mit dem neuesten Entwurfe, so sehr viel mehr er auch dem Zweck entsprechender ist als der erste, nicht einverstanden sein zu können“. Neue Besprechungen und Änderungen folgten, bis man endlich so weit war, einen gemeinsamen Bericht aufzusetzen, der bis zur Absendung an den König völlig fertiggestellt ward. Es war darin freilich alles ungemein gemildert und so viele Rechtsbedenken eingestreut worden, daß sie den Antrag auf Amtsentsetzung, der schließlich doch gestellt wurde, fast überwucherten. Immerhin blieben die Äußerungen Schleiermachers in den Briefen an Arndt bestehen; und wenn es auch nur Privatbriefe und für die Augen des Freundes bestimmt gewesen, worauf Schleiermacher nachdrücklich im Protokoll hingewiesen, und wenn er, wie eben-

falls bemerkt wurde, sein Bedauern über sie ausgesprochen hatte, so blieb doch noch vieles zurück, was ihm hätte gefährlich werden können. Es fehlte nur noch, und so liegt der Bericht bei den Akten, die Unterschrift der Minister selbst; was doch nicht anders zu erklären ist, als daß es trotz allem nicht zur Absendung gekommen ist — mit anderen Worten, daß Schuckmann und Kamptz von Altenstein an der Nase herumgeführt worden sind. Man kann es Schleiermacher freilich nicht verdenken, wenn er sich über diesen Unterrichtsminister aufs bitterste geäußert hat. Andererseits können wir aber auch Nicolovius nicht Unrecht geben, wenn er später einmal, als Schleiermacher in einen neuen Zwist mit seinem Chef geraten war, seinem Kollegen Neander andeutete, daß Altenstein in schweren Gefahren sein Beschützer gewesen sei.

Revirement in Altensteins Ministerium.

Dennoch konnte auch Altenstein sich nicht seines Sieges rühmen. Gelangten doch gerade jetzt die Gegner zu dem lang erstrebten Ziel, die Ihrigen in sein Ministerium zu bringen. Eine Unpäßlichkeit des Ministers, die ihn zu einem längeren Urlaub zwang, hatten sie benutzt. Frick mußte aus seinem Amte weichen; er ward ins Finanzministerium versetzt, und ein Geheimrat Wolfahrt sein Nachfolger. Auch Theremin kam, zum Oberkonsistorialrat erhoben, ins Ministerium. Johannes Schulze durfte bleiben, und auch Süvern, dessen Dezernat übrigens mehr und mehr eingeschränkt wurde, konnten oder wollten die Gegner nicht mehr beseitigen. Nicolovius aber mußte sich abermals eine Beschneidung seiner Stellung gefallen lassen. Er hatte bisher beide Abteilungen des Ministeriums dirigiert; jetzt mußte er die Unterrichtsabteilung abgeben und zwar an den bösesten der Demagogenverfolger, Herrn von Kamptz, der noch dazu seine Stellung im Polizeiministerium beibehielt — eine in ihrer Art einzige Kombination, die, wie nichts anderes, den Geist dieser Regierung und ihre Tendenz, die Fesselung der geistigen Interessen durch polizeiliche Gewalt, verriet.

Beckedorff wird Schultz' Nachfolger.

An die Stelle von Schultz aber trat der andere Mitverschworene Wittgensteins, Beckedorff, dessen Ideal die Katholisierung aller Bildung im preußischen Staate war. Zwei weitere Kabinettsordres (von Kamptz konzipiert und von Bülow als dem Stellvertreter Altensteins unterzeichnet) machten es jedermann deutlich, wohin die Regierung steuerte. Die eine wandte sich gegen die Burschenschaft.

Neue Edikte.

Sie bestimmte, daß diese in Zukunft nicht als bloße Studentenverbindung, sondern nach dem Edikt vom 20. Oktober 1798 und vom 6. Januar 1816 als eine verbotene geheime Verbindung angesehen und behandelt werden und daher kriminalgesetzlich, daneben aber auch mit der Relegation und mit der Unfähigkeit zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes bestraft werden sollte. Untersuchung und Bestrafung ihrer Mitglieder sollten vor die ordentlichen Gerichtshöfe, und nur die davon abhängige Relegation vor die akademischen Behörden gehören. Die allgemeine Polizei aber, als die Aufsichtsbehörde über alle geheimen und verbotenen Verbindungen, sollte die polizeiliche Untersuchung haben, nach deren

Schluß das Polizeiministerium nach Maßgabe der erzielten Resultate die Sache entweder an die Justiz abgeben oder weitere Maßregeln und Bestimmungen treffen würde. Die zweite Ordre (wie jene, vom 22. Mai) betraf die Verletzung der akademischen Disziplin. Der König verfügte darin zunächst die Fortführung der Institution der Regierungsbevollmächtigten über den vom Bundestage beschlossenen Zeitraum von fünf Jahren hinaus und ordnete diese sowohl wie die Universitätsrichter in bezug auf die Kontrolle der burschenschaftlichen Verbindungen unmittelbar dem Ministerium unter. Den Rektoren und Senatoren wurde angedroht, daß, im Falle sie nicht mit dem gebührenden Ernst die akademische Disziplin heben und ihre übrigen Pflichten erfüllen würden, der König an ihrer Stelle andere ernennen würde. Die langen Sommerferien wurden aufgehoben und dafür die kürzeren Oster- und Herbstferien, wie sie vor 1806 bestanden hatten, wiederhergestellt. Den Studenten sollten fortan alle Reisen ins Ausland und nach anderen inländischen Universitäten nur mit Genehmigung des Polizeiministeriums und nach Ausweis notwendiger Geschäfte erteilt werden. Endlich wurde das Interdikt, welches bisher nur auf Jena lastete, auch auf die Universitäten Tübingen und Basel ausgedehnt. Beide Edikte wurden alsbald öffentlich bekannt gemacht und ein reicher Segen von Verfügungen, welche die Ausführungsbestimmungen enthielten, ergoß sich in den nächsten Wochen aus den Ministerien des Innern und des Unterrichts über die Regierungen und Universitäten des Staates.[1]

Schlimme Aussichten für die Liberalen.

Fürst Wittgenstein durfte zufrieden sein. Und fast noch größer war die Freude auf dem Johannisberg, wo Metternich, der auf die Krise in Berlin mit eingewirkt hatte, in diesen Tagen eintraf, um die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse am Bundestage ins Werk zu setzen.[2] Waren die Demagogen bisher mit Ruten gezüchtigt, so konnte man nach diesen Vorgängen wirklich kaum etwas anderes erwarten, als daß sie fortan mit Skorpionen gestraft werden würden.

---

1) Sie sind alle gedruckt bei Koch, „Die Preußischen Universitäten“, II, S. 119 f., 147 ff., 531 ff. Der Besuch Basels war wegen der Anrüchigkeit seiner Lehrer, das heißt Karl Follens, Snells und De Wettes, von denen der erstere damals auswanderte, Tübingen wegen der dort blühenden burschenschaftlichen Verbindungen verboten worden.

2) Vgl. „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren“ IV, 94 ff., besonders den Brief an Gentz vom 12. Juni: „Hatzfeldt hat in Berlin ganz greulich aufgeräumt. Münch [Freiherr von Münch, der österreichische Gesandte in Frankfurt am Main] nennt ihn den moralischen Herkules. Dort ist die Partei am Leben angepackt worden. Man hat eine vorübergehende Unpäßlichkeit des Herrn von Altenstein benutzt, um sein ganzes Departement zu verändern. Bernstorff fühlt sich tief gekränkt, und Wittgenstein zittert ob des zu Guten. Der König scheint mir wie ein Mann gehandelt zu haben, der nur eine Veranlassung erwartet, um mit Keulen dreinzuschlagen“. Zitiert von Varrentrapp, Joh. Schulze, S. 343.

Drittes Kapitel.

Unter dem Gestirn Hegels.

1. Friede und Versöhnung.

Besorgnisse an der Universität.

So war auch der Eindruck, den man an der Universität von diesen Ereignissen empfing: man sah nichts anderes vor Augen als neue Bedrückungen und Eingriffe in die Freiheit der Verwaltung und der Wissenschaft. Einen Blick in die Stimmungen dieser Tage gewährt ein Brief der Frau Professor Horkel an ihren Freund Twesten vom 1. Juni 1824. „Hier ist wieder", so schreibt sie, „alles in Gährung; Umwälzungen aller Art tragen sich zu. Man denkt immer, daß man bald am Ziel ist, allein unerschöpflich sind die Herren der Regierung in Neuerungen. In unserm Ministerium sind eben keine erfreulichen Veränderungen vorgefallen. Nicolovius hat man die Direktion des gesamten Unterrichtswesens abgenommen und sie dem famosen Herrn von Kamptz übergeben, auch ist das liberalste Mitglied, Geheimrat Frick, ins Finanzministerium versetzt Man war gespannt, wie sich Altenstein dabei benehmen würde, allein der Gute hat eine bewundernswürdige Geduld, bleibt immer Minister, wenn er gleich nichts mehr zu sagen hat". Besonders schmerzlich sei die Halbierung der langen Ferien. „Der erste Kamptzsche Beschluß ist, daß er uns die vortrefflichen langen Herbstferien genommen; wir alle genießen sie dies Jahr zum letzten Male;[1] künftig werden nur vier Wochen Oster- und Michaelisferien stattfinden. Daß die ganze Universität Lust hat, Trauer anzulegen über dies und vieles mehr, werden Sie begreifen. Man läßt sich doch ungern nehmen, was man einmal besessen. Und wie schrecklich ist es, wenn man bedenkt, wohin diese Neuerungen und diese Wut, Kabinettsordres ohne Maß und Ziel auszuteilen, führen können. Keiner ist mehr sicher an dem Platz, wo er steht".[2] Mehr aber noch zitterten die Freunde

1) Nach dem Edikt war selbst diese Hoffnung nichtig.

2) Dieser Kummer der trefflichen Frau wird noch begreiflicher, wenn man die Ausführungsbestimmungen liest, welche Schuckmann in der Verfügung vom 16. Juni dem Edikt gab; denn er nahm der Universität gerade die erste Hälfte der Ferien fort, wodurch das Semester bis zum 15. September verlängert und die Ferien wahrhaft zu Herbstferien wurden. Und das in einer Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen gab und eine Reise an den Rhein die Hälfte der noch gebliebenen Vakanzen verschlingen mußte! Auch den Studenten wurde jede Möglichkeit, schon vor Schluß der Vorlesungen davonzugehen, genommen; denn eine zweite Verfügung des Ministers bestimmte,

um Schleiermachers Schicksal: denn Kamptz wisse zu gut, wie dieser ihn verachte. Schleiermacher selbst freilich verlor seine Ruhe keinen Augenblick. „Er scheint“, so schreibt die Freundin, „seinen Verstand zu schärfen, um seinen Gegnern sein Übergewicht fühlbar zu machen“.[1]

Neue Verfolgungen.

Niemals waren die Untersuchungen gegen die geheimen Umtriebe mit größerem Eifer geführt worden. In Halle hatte man im Mai 33 Studenten relegiert, 102 consiliiert; der Prorektor Gesenius war zur Strafe für die Lässigkeit gegen die Demagogen abgesetzt und Staatsrat Jakob oder von Jakob, wie er seit seiner russischen Professur hieß, durch Kabinettsordre auf drei Jahre zum Prorektor ernannt worden. Endlich hatte auch der Spürsinn der Verfolger in dem Jünglings- und Männerbunde eine wirkliche Konspiration entdeckt. Von Woche zu Woche wurden neue Verdächtige in das Schloß von Cöpenick und in die Hausvogtei eingeliefert; darunter auch frühere Berliner Burschenschafter, wie Gustav Asverus und noch im Sommer Franz Lieber, der erst vor einem halben Jahre von Rom und seiner griechischen Irrfahrt heimgekehrt war und seine Studien, sogar mit königlicher Unterstützung, in Halle fortgesetzt hatte. Ein Zirkular, welches Schuckmann am 4. Juni an alle außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten erließ, schilderte ausführlich, jedoch in krasser Übertreibung, die weitverzweigte Verschwörung und erhob die schwersten Anklagen gegen die deutsche Jugend, die durchweg von dem revolutionären Gifte angesteckt sei.[2]

Einführung Beckedorffs in den Senat.

Am 2. Juni versammelte sich der Senat unserer Universität in außerordentlicher Sitzung, um die neuen Verfügungen zu vernehmen, sowohl diejenigen, welche den Zwist zwischen Geheimrat Schultz und der Universität entschieden, als die, welche die akademische Disziplin betrafen. Der neue Regierungsbevollmächtigte selbst war zugegen und führte sich, noch bevor der Rektor die Erlasse

---

daß ihnen die Reisepässe erst während der letzten Woche des Semesters ausgehändigt werden sollten. Weiter machte der Minister den Provinzbehörden die genaueste Aufsicht auf die Anwesenheit von Studierenden fremder Universitäten zur Pflicht, da die Erfahrung gelehrt habe, daß durch dergleichen herumtreibende und burschenschaftlich hausierende Subjekte die Studierenden auf den einheimischen Universitäten zu Unfleiß, Herumtreiben, unnützem Aufwand, auffallender, unanständiger und unsittlicher Tracht und geheimen Verbindungen verleitet würden. Sie sollten ohne Rücksicht auf ihre Legitimation sofort von Polizei wegen bestraft werden. Der Unterrichtsminister hatte durch Verfügung vom 9. Juni auch das Beherbergen fremder Studierender untersagt, weil es überhaupt mancherlei Nachteil für den Fleiß und die Finanzen der Wirte sowohl als der Gäste mit sich führte und die wechselseitigen Besuche der Studierenden verschiedener Universitäten nicht selten Störungen der Ruhe und der Ordnung zur Folge hätten. Zuwiderhandelnde sollten eine das Doppelte der Zeit der geschehenen Beherbergung betragende und im Wiederholungsfalle zu verschärfende Karzerstrafe zu gewärtigen haben. Der einzige Ausnahmefall ward einem leiblichen oder Stiefbruder oder einem sonst nahe Verwandten gewährt: aber auch dann dürfe kein unerlaubter, zumal das Verbindungswesen betreffender Zweck der Reise vorliegen.

1) Für Schleiermacher fürchtete in diesen Tagen auch noch Varnhagen, während er den Gerüchten über die von Kamptz' Seite bevorstehende neue Verfolgung bereits den Glauben versagte.

2) Koch II, 1, S. 123.

zur Kenntnis der Senatoren gebracht hatte, mit kurzer Ansprache in der Versammlung ein. Obgleich er vermuten müsse, so sprach er, daß seine Stellung bei der Universität nur von kurzer Dauer sein werde, könne er sich doch durch den ihm gewordenen Auftrag nur geehrt fühlen, da er ihn mit so würdigen und ausgezeichneten Männern in ein wenn auch nur vorübergehendes Verhältnis setze, und er erbitte sich für die Dauer seiner Wirksamkeit das gütige Zutrauen des Herrn Rektors und des ganzen verehrlichen Senates. Das waren ungewohnte und unerwartete Töne! Nun war freilich Beckedorff ein Mann der sanften Rede, und es ließ sich bei ihm wohl denken, daß den linden Worten harte Taten folgen würden. Jedoch noch im Verlauf der Sitzung zeigte es sich, daß er nicht aus eigenem Antriebe, sondern im höheren Auftrage so zarte Saiten aufgezogen hatte. Denn die Reihe der ministeriellen Reskripte schloß mit einem Anschreiben an den Senat, worin die Zufriedenheit des hohen Ministerii darüber zu erkennen gegeben wurde, daß keiner der hiesigen Studierenden in die neuen Untersuchungen wegen geheimer Verbindungen verwickelt worden sei: darin spreche sich sowohl die verdienstliche Wirksamkeit der akademischen Obrigkeit und der förderliche Einfluß der Herren Professoren überhaupt als auch der gute Geist aus, der im allgemeinen unter den hiesigen Studierenden herrsche. Auch diesen, so schloß das Schreiben, solle darum die Zufriedenheit der hohen Behörden in angemessener Weise ausgedrückt werden; was dann in Form eines Anschlages zum Beschluß erhoben wurde.

Friedensabsichten der Regierung.

Jeder Tag bestätigte von neuem, daß System in der Sache und die Absicht der Regierung darauf gerichtet war, den Kampf als beendigt anzusehen. Zumal Kamptz konnte sich nicht genug tun, um dies deutlich zu machen, und er verfuhr dabei genau so übertreibend und täppisch, wie früher bei der Ausführung der königlichen Befehle gegen die Demagogen; er kokettierte förmlich mit seinen liberalen und toleranten Gesinnungen.[1] Und wirklich lag diesem hartgesottenen Rationalisten an der kirchlichen Reaktion gar nichts, mochte er auch

1) Varnhagen, den Kamptz gern als Sprachrohr benutzte, hat in seinen unschätzbaren Aufzeichnungen manche interessante Notiz darüber aufbewahrt. So erklärte ihm der Ministerialdirektor einmal seine Bewunderung für die französische Verfassung von 1790; und noch besser sei die von 1793: aber sie lasse sich eben auf unseren Staat nicht anwenden — womit er nur ähnliche Gedanken aussprach, wie in seiner Erstlingsschrift, die er unter seines Lehrers Pütter Leitung im Jahre 1790 verfaßt hatte. Ein andermal, im Januar 1825, erzählte er Varnhagen, den er auf der Straße traf, die ganze Streitsache des Staatsrats Schultz und fragte ihn dann, ob er vielleicht noch ein Mittel wisse, wie auf denselben einzuwirken sei. Bei dieser Gelegenheit nannte er frischweg den Fürsten Wittgenstein als die einflußreichste Person, von der alles ausgehe und abhänge. „Wenn der das wüßte“, setzt Varnhagen hinzu, „der selbst immer geflissentlich seine Wirksamkeit verbirgt und ableugnet!“ Im Weitergehen grüßten ihn zwei vorübergehende Herren. „Wissen Sie, wer das ist?“, fragte Kamptz. „Nein.“ „Der eine war der berüchtigte Witt-Döring, der andere ein Polizeidiener, der ihn auf dem Spaziergange begleitet“ — der bekannte Kronzeuge, dessen Verräterei die in Cöpenick Inhaftierten so schwer belastete.

zu Zeiten mit Beckedorff und seinesgleichen an einem Strange ziehen; gerade die Verbindung des mystisch-neumodischen Wesens mit dem Jakobinertum war ihm verhaßt. In seiner Heimat, dem Vaterlande von Johann Heinrich Voss, gab es noch kaum Orthodoxe oder, um mit Unkel Bräsig zu reden, „Petisten“ vom Schlage des Pastors Gottlieb Baldrian. Ihm sei es, so hatte Kamptz schon im April zu Varnhagen geäußert, nur um die Sache zu tun – das hieß in seiner Sprache, seinen Willen durchzusetzen und das System, dem er diente, zu behaupten, den Staat der Bureaukratie; wobei es ihm freilich in der Regel passierte, daß er das eine dem andern gleichsetzte. Schuckmann war kaum anders gesinnt. Auch Wittgenstein war kirchlich indifferent. Ihm lag noch mehr als jedem andern an dem Besitz der Macht. Nur daß er damit nicht so protzte, wie Herr von Kamptz, der in seinen reichsfürstlichen Augen doch nur ein Parvenu war. Ihm genügte das Bewußtsein, der eigentliche Macher, der „Minister hinter der Gardine“ zu sein; zumal da er klug genug war, um zu wissen, daß man im feindlichen Lager ihn sehr wohl als solchen kannte. So daß auch er trotz all der harten Edikte den Frieden wollte. Trug doch Schuckmann selbst beim König damals darauf an, die beiden Führer der Polonia mit den deutschen Namen, Köhler und Sachse, die noch immer in Magdeburg saßen, nach einem weiteren halben Jahr in Freiheit zu setzen. Und Varnhagen konnte schon am 7. Juni in sein Tagebuch schreiben: „Herr von Kamptz läßt sich in seinem neuen Amte sehr mild und versöhnlich an; er hat unter anderem, und das ist ein wahres Wunder, an Schleiermacher eine Visitenkarte gesandt“. Als sich dann im Juli die beiden täglich des Morgens in dem „Brunnengarten“ in der Husarenstraße trafen, wo sie eine Kissinger oder Karlsbader Kur absolvierten, nach den Rezepten, welche die Besitzer der Anstalt, Dr. Struve und Apotheker Soltmann, zusammengestellt hatten, war es stets dem Herrn Ministerialdirektor ein besonderes Vergnügen, sich mit dem alten Gegner freundlichst zu unterhalten[1]. Und als Böckh seine Königsgeburtstagsrede gehalten hatte, bat Kamptz im Namen des Ministers um die Einsendung derselben, da es der angelegentliche Wunsch des Ministers sei, durch ihre Drucklegung zu zeigen, „wie diejenigen, welche bei so feierlichen Veranlassungen den Beruf und den Vorzug haben, zu der studierenden Jugend zu reden, diese ehrenvolle Gelegenheit benutzen können, um als getreue Verkündiger der wahren Absichten der Regierung wohltätig auf den Geist und die Gesinnung der Jugend ein-

1) Varnhagen, 6. August. Diese große Sehenswürdigkeit besaß Berlin erst seit einem Jahr. Vgl. darüber Rumpf, Berlin und Potsdam, 1823, II, S. 175. „Man findet hier die künstlichen Karlsbader, Emser, Marienbader und andere Wasser in der seltensten Vollkommenheit. Ein großer schöner Garten und bei ungünstigem Wetter ein gedeckter 250 Fuß langer Gang dient den Trinkenden zur Bewegung“. Der Garten lag gegenüber dem Kammergericht; die Husarenstraße ist die heutige Hollmannstraße.

zuwirken". Böckh säumte nicht, einen Korrekturabzug einzureichen, und der Druck wurde alsbald genehmigt, unter Äußerungen größter Zufriedenheit sowohl über die Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des Inhalts wie über die in derselben herrschende beifallswerte Gesinnung und die klassische Form.[1] Auch die neue Ferienordnung erwies sich erträglicher, als man gefürchtet hatte. Schon am 20. August konnte Varnhagen folgendes notieren: „Seit der Verordnung, daß die Ferien nicht mehr so lange dauern sollten, um die Umtreibereien der Professoren und Studenten zu hindern, haben hier die Vorlesungen zum Teil noch früher aufgehört und Professoren und Studenten sogleich Urlaub zur Reise erhalten: Ritter nach Paris, Schleiermacher nach Rügen, Studenten sogar nach Wien. Es ist, als ob es keine Verordnung jener Art gäbe".

Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse.

Gerade in diesen Tagen erneuerte die hohe Bundesversammlung in Frankfurt am Main die Karlsbader Beschlüsse. Ausgegangen war diese Aktion von den süddeutschen Höfen, von denen Baden schon im Jahre vorher das Wiener Kabinett flehentlich darum angegangen hatte. Auch Bayern, geängstigt durch Unruhen in Erlangen, an denen sich die Konskribierten beteiligt hatten, und mehr noch durch die Aussicht, vor den neuen Ständen den finanziellen Bankrott eingestehen zu müssen, wünschte nichts anderes; Minister von Zentner, der Vater der bayrischen Verfassung, selbst brachte Metternich, mit dem er in Tegernsee zusammentraf, den Entwurf für das neue Edikt entgegen. Auch die preußische Regierung gab ihre Zustimmung; der König dankte dem Fürsten noch im September in einem persönlichen Schreiben für seine Arbeiten auf dem Johannisberg und äußerte das vollkommene Einverständnis zwischen den Interessen Preußens und Österreichs. Dies blieb für ihn der Grund- und Eckstein seiner Politik. Noch immer genügte der leiseste Verdacht liberaler Gesinnung, um die königliche Ungnade unweigerlich nach sich zu ziehen. Als Herr von Witzleben, der Generaladjutant, einmal wagte, von dem Wahn und der Übertreibung in der Verfolgung der Demagogen zu sprechen, und von den Nachteilen, die es für den Staat selber haben könne, erwiderte der König, halb scherzend, halb verdrießlich: „Sind wohl selbst auch ein Demagog?"[2] Aber der Sorge, daß die Herren in Wien, zumal in der auswärtigen Politik, ihn weiterführen könnten, als ihm lieb und nützlich wäre, konnte doch auch Friedrich Wilhelm sich nicht mehr entziehen; Nagler, den neuen Gesandten am Bundestage, entließ er dorthin mit den Worten: „Schon meine Denkungsart kennen. Mit Österreich immer gut Freund bleiben. Aber nicht von ihnen an der Nase führen lassen".[3]

---

1) Übrigens hatte Böckh auf den Rat Hoffmanns einige Stellen, die ihm doch Anstoß zu erregen drohten, verbessert. Urkbd.

2) Wieder eine Angabe Varnhagens, zum 6. August.

3) Auch diese Notiz schöpfe ich aus den Aufzeichnungen Varnhagens, die sich in dieser Zeit außerordentlich bewähren. In denselben Zusammenhang gehört ein Wort, welches er von

Neue Abwandlung der allgemeinen Politik.

Wir bemerken hier schon eine leise Einwirkung der allgemeinen Abwandlung, welche sich seit einem Jahre in der europäischen Politik vollzog, und die in der Abschwenkung Englands in der spanischen und bald auch in der orientalischen Frage von dem politischen System, welches auf den Kongressen von Chaumont und Wien gegründet worden war, ihren Ursprung hatte. Die Besorgnis der Österreicher war vielleicht größer, als es augenblicklich nötig gewesen wäre. Aber der Zug der Dinge trieb Preußen unwiderstehlich dahin, sich von der Politik Metternichs abzuwenden und näher an Rußland heranzurücken, welches seinerseits durch den Abfall Englands zur Aktion auf der Balkanhalbinsel gedrängt wurde. Dadurch wurde die Berliner Regierung auch den deutschen Fragen gegenüber entlastet und konnte sich mehr als früher auf sich selbst stellen und verlassen.

Letztes Ausklingen des Konfliktes.

Die größere Ruhe, welche so in Preußens innerer Politik einkehrte, kam auch unserer Universität zugute, deren ganze Entwicklung bis zur Julirevolution hin unter diesem Horizont aufzufassen ist. Der Friede mit der Regierung blieb in allen diesen Jahren ungestört. Im Sommer 1824 gab es freilich noch ein kleines Geplänkel, das aber von beiden Seiten nur als Rückzugsgefecht geführt wurde. Der Senat wehrte sich gegen den Vorwurf, der ihm in der Kabinettsordre vom 21. Mai gemacht war, als ob er in seinem Vorgehen gegen die Burschenschaft sich den Tendenzen der Gesetzgebung vom Jahre 1819 feindselig gezeigt und in seinem Erkenntnis vom 22. April 1822 sogar eine Rechtfertigung der Burschenschaft ausgesprochen habe, und er blieb bei dieser Ansicht auch dann, als der Minister den Wortlaut der Kabinettsordre zu rechtfertigen suchte. Auch in anderen Fällen, so in der Frage des theologischen Disputatoriums und der Versagung des dem Universitätsrichter zustehenden Stimmrechtes, wollte der Minister eine Verletzung der Gesetze, in letzterem Falle sogar des betreffenden Abschnittes der Statuten, erkennen. Aber er bemerkte ausdrücklich, daß überall kein Zweifel vorliege gegen die Reinheit der Gesinnung des Rektors und des Senates und ihr Streben nach treuester Pflichterfüllung; darum sei das Vertrauen zu ihnen so wohlbegründet und unberührt geblieben, wie es bisher fest bestanden habe und ferner bestehen werde.[1] Hierauf antwortete der Senat nicht mehr; es

---

Adam Müller vernahm, mit dem er zu Anfang des Monats in Leipzig zusammentraf: „Adam Müller versichert, der Graf Bernstorff habe sich ganz von Metternich entfernt, und dieser sehe in jenem jetzt nur noch einen entschiedenen Feind; bloß Münch halte noch einen Schein des Verhältnisses fest, aber das könne doch nicht viel helfen“.

1) In bezug auf das Disputatorium bemerkte der Minister, daß die Königliche Kabinettsordre vom 21. Mai keineswegs die Zweckwidrigkeit von Disputierübungen an sich behaupte. Es sei vielmehr nur die Rede von den eigentümlichen Verhältnissen der zu Anfang dieses Jahres beabsichtigten theologischen Disputierübungen, welche teils mit bedenklicher Öffentlichkeit hätten angestellt werden sollen, teils die wichtigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion Zweifeln und Angriffen hätten bloßstellen können in einer Zeit, wo die Grundlehren des christlichen Glaubens durch bedauerliche Behelfe und Fehler nur allzu sehr erschüttert wären und Zweifel und Parteiungen nicht gefördert, sondern vermieden werden sollten. Vgl. U.-A. S. 1. Vol. IV.

wurden in der Sitzung vom 11. August nur Berichtigungen der ministeriellen Verfügungen zu Protokoll gegeben, von weiteren Vorstellungen dagegen abgesehen.[1]

Beruhigung der Studentenschaft; Erlöschen des Burschenschaftsgeistes.

Auch der Verkehr des Senates mit Beckedorff bewegte sich weiter in dem verbindlichen Ton, den jener gleich bei Antritt seiner Stellung angeschlagen; und mit Krause stellte sich ein geradezu freundschaftliches Verhältnis her. Kleine Differenzen, die dann und wann auftauchten, wurden jedesmal durch gegenseitiges Übereinkommen rasch geschlichtet. Auch seitens der Studentenschaft kam nichts vor, was die Eintracht hätte stören können. Hierfür haben wir ein sehr starkes Zeugnis in einem Brief Ludwig Feuerbachs, der seit Ostern 1824 in Berlin studierte, an seinen Vater vom 6. Juli: „An Trinkgelage, an Duelle, an gemeinschaftliche Fahrten usw.“, so schreibt er, „ist hier gar nicht zu denken; auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch allgemeiner Fleiß, solcher Sinn für etwas Höheres als bloße Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille, wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus“. Während in Halle das burschenschaftliche Treiben nicht aufhörte (noch im Jahre 1826 tauchten dort Tracht und Farben der Burschenschaft wieder auf und wurde die Existenz der Landsmannschaften aufs neue festgestellt), war das Korporationswesen in der Berliner Studentenschaft, soweit man sieht, völlig verschwunden. Schon im Frühjahr 1825 bemerkte man kaum noch den altdeutschen Rock. Das Ideal Altensteins, die Atomisierung der Studentenschaft, war erreicht; der Senat aber unterstützte den Minister mit allem Nachdruck. Als im Jahre 1826 acht Studenten einen wissenschaftlichen Verein gründen wollten und die Statuten einreichten, wurde deren Genehmigung versagt; und die einzige Verbindung, die in diesen Jahren gestattet wurde, war ein Gesangverein, der im Sommer 1827 sich auftat, eine Konzession, die sogar Schultz schon im Jahre 1821 gewährt hatte.

Unter diesen Umständen säumte die Regierung nicht, die strengen Vorschriften zu lockern. Auch die Zensur wurde mit großer Milde gehandhabt. Reimer, der noch im Sommer 1824 sich bitter über die harten Maßregeln im Vertrieb seiner Bücher beklagt hatte, erlangte im Januar darauf in persönlicher Unterredung mit Kamptz alles, was er wünschte. In bezug auf die Schriften der Universität wurde festgestellt, daß die Gelegenheits- und andere offizielle Schriften außer den Dissertationen, die sogleich freiblieben, dem Regierungsbevollmächtigten vorgelegt werden müßten, sonst aber weiterer Zensur nicht unterworfen werden sollten. Unter Schultz würde dies eine Quelle ärgsten Haders geworden sein; Beckedorff aber fand niemals Gelegenheit, seine Genehmigung

1) In bezug auf das Disputatorium heißt es im Protokoll: es habe keine andere Art von Öffentlichkeit dabei vorkommen können und sollen als die, welche bei allen Vorlesungen, die im Universitätsgebäude stattfänden, vorhanden sei, nämlich daß kein Studierender vom Hospitieren ausgeschlossen sei.

zu versagen. Bald darauf wurde Jahn freigelassen, und wenn ihm sein Wohnsitz auch noch fern von Berlin angewiesen wurde und die Regierung ihn unter ihrer sorgenden Obhut behielt, so war er wenigstens aus den Mauern der Festung heraus. Auch Franz Lieber ward zu Ostern entlassen, und ein Jahr darauf Gustav Asverus. Diese und andere durch gerichtliches Erkenntnis; zu großem Unwillen Schuckmanns und Kamptz', die darin mit Recht eine Desavouierung ihres Vorgehens erblickten und es als eine persönliche Niederlage empfanden. Aber gegen die allgemeine Strömung konnten auch sie nicht an. Um dieselbe Zeit ward die Verbindung der Polizei- und der Unterrichtsverwaltung gelöst; Kamptz behielt seine Abteilung in Altensteins Ministerium, aber er trat als Wirklicher Geheimer Rat in das Justizministerium über; man nannte ihn bereits im Scherz den Demagogenchef. Im Sommer 1825 wurde auch der Besuch der Universität Jena den Studenten wieder freigegeben und das Turnen, allerdings in Verbindung mit den Gymnasien, wieder eingeführt.

Griechenbegeisterung.

Schon ward der Einfluß, den die große Wendung im Westen Europas hatte, stärker empfunden, und die liberalen Ideen begannen aus der akademischen Schicht in die tieferen Regionen hinabzusinken. Vor allem der griechische Freiheitskampf war es, der ihnen zum Durchbruch verhalf. Was im Beginn des Aufstandes der Hellenen fast wie Hochverrat angesehen war, wurde jetzt von oben her befördert. Der vorsichtigste und höfischste aller Professoren, Staatsrat Hufeland, durfte im Frühjahr 1826 seinen Namen an die Spitze eines Aufrufes zur Sammlung von Geldern für die Aufständischen setzen, und der König selbst zeichnete, allerdings anonym, 1200 Friedrichsdors. Der Dekan der theologischen Fakultät, Marheineke, bat im Namen seiner Studenten, auch unter ihnen eine Liste zirkulieren zu lassen; in den Gymnasien und in allen Klassen der Gesellschaft wurde gesammelt; durch ganz Deutschland hin wurden Hülfsvereine gebildet.

Die Regierung hält die Edikte aufrecht, aber wendet sie nicht an.

Hätte sich die Erregung der Gemüter noch in der früheren Art geäußert, so würde die Regierung sicherlich die Zügel nicht so gelockert haben. Auch gab sie die Prinzipien, auf denen sie stand, keinen Augenblick preis. Daß es ihr Ernst war mit den Edikten, welche jedes freie Wort abschnitten, und daß sie die Macht hatte, die Zügel in jedem Moment wieder anzuziehen, sollte sich nach der Julirevolution in den dreißiger Jahren zeigen, als die burschenschaftliche Agitation von neuem begann und die liberalen und demokratischen Ideen an Stelle der romantischen Freiheitsideale der früheren Jahre die studentischen Verbindungen beseelten; mit brutaler Härte, ohne jedes Erbarmen hat sie da die neue Bewegung niedergeschlagen. Zunächst aber kam sie ohne Anwendung ihrer Diktaturparagraphen aus, und nicht bloß, weil sie für sich freiere Hand bekommen, sondern weil die Erregung, die sich der Gemüter seit dem großen Kriege bemächtigt hatte, selbst abgeflaut war. Weder von der Beamtenschaft,

die bis in die höchsten Stellen hinein für Reichsstände geschwärmt, noch von den Studenten war irgend etwas zu befürchten. Ja es war bereits in der Schicht, welche die meisten Mitglieder der alten Burschenschaft gestellt hatte, eine Reaktion eingetreten, während die unteren Klassen zunächst noch immer abseits standen und, wenn nicht feindselig, so doch apathisch gegenüber diesen Idealen verblieben. Wir werden es an mehr als einem Beispiel auch innerhalb des Kreises der Universität erkennen, wie weit dieser Stimmungswechsel in den oberen Schichten schon vorgeschritten war.

Stimmungswechsel in den oberen Schichten.

Altenstein hatte, wie wir wissen, längst darauf hingewiesen. Nur um so eifriger suchte er jetzt, wo er sogar an höchster Stelle Gehör fand, in seinem Sinne zu wirken; zumal daß unsere Universität, die ihm immer als das Vorbild für die anderen Universitäten des Staates vorgeschwebt hatte, so ruhig und folgsam war, machte ihn glücklich.

2. Hegels Emporkommen und erstes Auftreten in Berlin.

Es war die Atmosphäre, in der Hegel zur Macht emporstieg. Wir werden darum nicht mehr sagen dürfen, daß er es gewesen sei, der sie geschaffen. Bemerkten wir doch, daß er in Heidelberg und sogar noch in seinem ersten Berliner Jahr sich der burschenschaftlichen Bewegung angenähert hatte. Aber niemand hat sich in der Tat rascher als er dem neuen Geiste akkommodiert, weil er diesem mehr als jeder andere nach Herkunft und Anlage verwandt und, man darf sagen, durch seinen Lebensweg wie prädestiniert war, um in der Richtung zu wirken, in welche der öffentliche Geist in diesen Jahren hineingelenkt wurde.

Verhältnis Hegels zu dem neuen Geist.

Als Hegel nach Berlin kam, war seine Entwickelung längst abgeschlossen. Länger als ein Jahrzehnt war es her, seit er sein erstes großes Werk, das glänzendste, das er geschaffen, und in dem bereits die Summe seiner Philosophie enthalten war, herausgegeben hatte, die Phänomenologie des Geistes. In der dreibändigen Wissenschaft der Logik hatte er danach, in den Jahren seiner Entfernung von der Universität, das System seiner Dialektik ausgebaut und gleichsam die Himmelsleiter aufgestellt, an der die Geister der oberen und der unteren Welt, die er wie in einer Riesenkugel eingefangen hatte, auf- und niederstiegen. Er war bereits den Fünfzigern nahe. In seiner Fakultät gab es keinen, der älter war. Unter den Theologen war ihm Schleiermacher um ein gutes Jahr voraus; nach der Anciennität aber hatte Hegel auch vor ihm den Vorrang. Die Juristen übertraf er — außer Sprickmann, der aber bereits nicht mehr mitzählte — in beiden Beziehungen; selbst Savigny hatte sich erst ein Jahr nach ihm habilitiert; und wenn Hegel der Universität zwischendurch zehn Jahre ferngeblieben war, so hatte das philosophische Katheder, das sein alter Freund und Kollege Niethammer ihm am Gymnasium zu Sankt Aegidien in Nürnberg aufgerichtet, ihn in den Stand gesetzt, sein ganzes System nicht nur

Seine Entwickelung ist bereits vor Berlin abgeschlossen.

literarisch zu vollenden, sondern auch lehrend, wenn schon nur vor Gymnasiasten, vorzutragen. Nur die beiden Jahre seiner „Verbannung“, wie er sie genannt, als Redakteur der Bamberger Zeitung, hatten ihn aus seiner Lehrtätigkeit, aber nicht aus seiner schriftstellerischen Betätigung herausgerissen.

Im Tübinger Stift; Hauslehrer in Bern und Frankfurt.

Seine Anfänge reichten noch über die Epoche hinaus, die mit dem Zusammenbruch des alten Reiches so viel tausend Werte in Staat und Kirche, in Recht und Gesellschaft außer Kurs gesetzt hatte. Er war ein Jahr auf der Universität, im Stift zu Tübingen, als die Revolution in Frankreich ihren rasenden Lauf begann. Sie hatte bereits ihren halben Kreislauf durchmessen, als er, im Herbst 1793, nach bestandenem Magisterexamen als Hauslehrer nach Bern ging. Nirgends ward der Gegensatz gegen die Demokratisierung der französischen Gesellschaft stärker empfunden als in der aristokratischen Republik, die seit Jahrhunderten mit dem französischen Königshause verbunden war, und deren Söhne noch vor einem Jahre in dem letzten Verzweiflungskampfe für dasselbe geblutet hatten. In einer ihrer ersten Familien, im Hause des Stadtschultheißen Steiger, fand Hegel Anstellung. Noch war diese Stadt altkonservativer Staatsgesinnung von der Revolution nicht erreicht worden; aber im Norden und Süden der Schweizerberge brandeten bereits ihre Wogen, als er drei Jahre darauf nach Deutschland zurückkehrte, zunächst nach Stuttgart zum Besuch der Verwandten, von da Anfang 1797 in den neuen Frondienst als Hauslehrer nach Frankfurt. Wenige Monate zuvor waren die Franzosen noch im Lande gewesen. Sie hatten Baden, Württemberg und Bayern überschwemmt. Hier waren sie von Erzherzog Karl gepackt und in wilder Verwirrung, gerade an Frankfurt vorüber, über den Rhein zurückgeworfen worden. Als Hegel in Frankfurt eintraf, lagerten die Truppen des Kaisers jenseits des Grenzstromes in weitem Bogen um Mainz her, zum Angriff und zur Verteidigung gerüstet. In diesem Moment aber fiel auf den Schlachtfeldern Italiens und in den Tälern Kärntens und der Steiermark die Entscheidung. Das Genie Napoleons, seit einem Jahr in glänzender Entfaltung begriffen, beugte die Macht des Kaisers und seiner Vasallen. Im Herbst führte ihn sein Weg durch die Schweiz, über Bern selbst, an den Rhein, und in Rastatt begannen unter seiner Ägide die Verhandlungen, welche der Revolution und dem Kriege das Ende bringen sollten. Noch einmal zerriß sie blutige Gewalttat. Von neuem ergriff der furchtbare Wirbel die Republik wie das deutsche Reich, und wiederum stieg, nach neuen unerhörten Wechselfällen des Glückes, der Held des Jahrhunderts zum Gipfel der Macht empor, gab Napoleon Frankreich die Ordnung und Europa den Frieden zurück. Jedoch nur neue Kämpfe wollte das Schicksal. Immer weiter schritt der Unbesiegte auf den Bahnen des Sieges und der Zerstörung, und das deutsche Reich zerbrach unter seinen gewaltigen Schlägen.

Das Reich und die Revolution.

Napoleon.

Verhältnis Hegels zu den Ideen von 1789.

Dies waren die Ereignisse — eine Folge von Katastrophen, wie sie Europa in Jahrhunderten nicht gesehen —, unter denen Hegel vom Jüngling zum Manne heran-

wuchs und das System seiner Ideen ausbildete. Das Entscheidende für ihn war die Revolution von 1789 gewesen. Unauslöschlich ist ihr Eindruck auf sein Leben geblieben, und niemand hat die Wirkung, die sie auf ihn und die Mitwelt ausübte, ergreifender und schöner geschildert als er selbst. Einen herrlichen Sonnenaufgang hat er sie genannt. „Alle denkenden Wesen", so schreibt er, „haben diese Epoche gefeiert. Eine erhabene Rührung hat damals geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt bezaubert". Damals sei es zu einer wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt gekommen. Sein Leben lang hat Hegel diese Stimmung festgehalten. Noch im Jahre 1826 erzählte er seinen Studenten, daß er an jedem 14. Juli, dem Tage des Bastillesturms, ein Glas leere auf die Ideen von 1789. Freilich hatte der Terrorismus, durch den die Revolution ihre Ziele durchsetzen mußte, auf ihn wie auf tausend andere erkältend eingewirkt. Aber die freiheitliche Prägung seines Geistes konnten auch die Taten eines Robespierre und St. Just nicht verwischen. Wir dürfen vielmehr sagen, daß der Geist von 1789 in Hegels Philosophie selbst lebendig geblieben ist, wenn anders das Wort, das er an jenem Orte auf die französische Revolution angewendet hat, auch für seine Philosophie gelten darf: daß sie die Welt aus dem Gedanken heraus habe erbauen wollen.[1] Welcher Partei der junge Hegel folgte, welchen Helden er sich unter den Revolutionären wählte, läßt sich kaum sagen; wir wissen nur, daß er und seine Freunde, unter denen Schelling und Hölderlin ihm die nächsten waren, die Nachrichten aus Paris verschlungen, Jean Jacques Rousseau und die Männer, welche den Staat nach seinen Grundsätzen aufbauen wollten, schwärmerisch verehrt und alle Tyrannen gehaßt haben: Stimmungen, die übrigens schon seit Jahren im Stift lebendig waren. Wenige Jahre vor ihm war ein anderer Stiftler, Karl Friedrich Reinhard, der Pfarrerssohn aus Schorndorf, in die Fremde gezogen, um gleich Hegel die Jahre bis zum Pfarramt als Hauslehrer zu verbringen. Auch er war in die Schweiz gegangen, aber ins Waadtland, und von dort nach Frankreich gekommen. Als Hegel noch auf der Universität weilte, war Reinhard bereits von dem Strom der Revolution ergriffen und von ihm in die Höhe, auf einen Gesandtenposten und danach in das Ministerium geführt worden; und als Hegel nach Frankfurt ging, leitete er unter dem Direktorium als Minister die auswärtige Politik der fränkischen Republik. Wir wissen, daß Hegel den Wegen des Landsmannes, der auf der strömenden Flut, die ihn freilich bald verschlungen

1) Womit nicht gesagt ist, daß sich darum die Philosophie Hegels mit den Ideen von 1789 deckte, ebensowenig wie wir ihm selbst zugeben werden, daß es, „solange die Sonne am Firmament steht und die Planeten um sie herum kreisen", noch nicht gesehen worden sei, „daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut". Denn den Anspruch, die Welt aus der Idee heraus zu gestalten, haben tausend andere vor ihm erhoben und ins Leben einzuführen versucht: keiner vielleicht entschlossener als Luther, und mit ihm alle Reformatoren. Aber niemals, auch 1789 nicht, ist die Idee so, wie sie von ihren Schöpfern gefühlt und formuliert worden, in die Wirklichkeit restlos umgesetzt worden.

hätte, so leichten Schrittes einherging, mit Teilnahme gefolgt ist, und werden wohl sagen dürfen, daß seine Anschauungen über die französische Revolution sich ähnlich, wie die Reinhards, mit der Bewegung selbst gewandelt haben. Gewiß ist, daß auch er die terroristische Entwicklung verabscheute, und daß die Schreckenstaten der Revolutionäre seinen Freiheitsrausch abkühlten; aber nicht minder klar, daß sein Liberalismus noch lange über das Jahr 1793 hinaus unverwischt geblieben ist. Noch in Bern wähnte er die Zeit nahe, wo die Menschheit zu ihrer wahren Würde erhoben und der Nimbus, der die Häupter der Unterdrücker und Götter der Erde umschwebe, verschwinden würde. Denn auch hier hatte er den Zwang der alten Ordnungen vor sich, der ihn und seine Gefährten in Tübingen so schwer erbittert und gereizt hatte. War es in Tübingen die Verbindung einer starren Orthodoxie mit der klösterlichen Ordnung des Stiftes, so

Gegen Orthodoxe und Aristokraten.

in Bern die Oligarchie der herrschenden Geschlechter, die in ihrem steifen Hochmut dem jungen Hauslehrer den Umgang mit ihnen und den Einfluß auf seine Zöglinge selbst verwehrten. Noch immer hoffte er, in dem Vaterlande den Tempel mit der Geißel reinzufegen. „Die Orthodoxie“, so schreibt er, „ist nicht zu erschüttern, solange ihre Profession, mit weltlichen Vorteilen verknüpft, in das Ganze des Staats verwebt ist“. Es war die Zeit, wo die Theologen, auch die seiner Heimat, die überlieferte Dogmatik mit kantischen Ideen zu unterbauen versuchten, wo sie, wie er schreibt, aus ihnen sich kritisches Bauzeug zur Befestigung ihres gotischen Tempels herbeiholten. Er aber will sie in ihrem Ameiseneifer so viel wie möglich stören, ihnen alles erschweren, sie aus jedem Ausfluchtswinkel herauspeitschen, bis sie keinen mehr finden und ihre Blöße dem Tageslicht ganz zeigen müssen. Kant selbst wird sie stürzen; denn statt die Feuersbrunst, welche die Dogmatik verzehren wird, mit der Philosophie des Königsberger Weisen zu verhindern, tragen sie aus ihr nur brennende Kohlen hinzu; sie bringen die Terminologie besser in Umlauf und erleichtern dadurch die allgemeine Verbreitung der philosophischen Ideen. Der Vettern- und Basenwirtschaft in dem Berner Patriziat hingegen ist die erste politische Schrift Hegels gewidmet: die

Zwei politische Flugschriften.

von ihm kommentierte Übersetzung von Briefen eines Advokaten aus dem Waadtland, der mit den französischen Ideen die Loslösung seines Kantons von der Herrschaft Berns betrieb. Es war der Dank, den der junge Schwabe den hochmütigen Eidgenossen abstattete für den Frondienst, den er drei Jahre bei ihnen schweigend erduldet hatte.[1] In dieser Richtung bewegte sich auch noch eine zweite politische Flugschrift Hegels, die er in seiner ersten Frankfurter Zeit den Zuständen in seiner Heimat gewidmet hat. Diese forderte den

---

1) Hugo Falkenheim, Eine unbekannte politische Denkschrift Hegels, Preußische Jahrbücher, Bd. 138, S. 193ff.: eine der interessantesten Bereicherungen der Hegelliteratur aus neuerer Zeit.

parlamentarischen Aufbau des Staates von den Landständen aus, immer noch im Namen der revolutionären Gerechtigkeit, aus dem Seufzen nach einem reineren, freieren Zustande heraus, der alle Gemüter bewege und mit der Wirklichkeit entzweit habe. Die Sehnsucht danach sei kein schneller Schwindel, der vorübergehe: „Nennt sie einen Fieberparoxysmus, aber er endet nur mit dem Tode, oder wenn die kranke Materie ausgeschwitzt ist. Es ist eine Anstrengung der noch gesunden Kraft, das Übel auszutreiben“. Diese Schrift ist nicht gedruckt worden; ein Stuttgarter Freund, dem Hegel sie im Sommer 1798 gesandt hatte, widerriet es; denn die Sachwalter der großen Nation hätten die heiligsten Rechte der Verachtung und dem Hohn der Feinde preisgegeben, und so würde die Bekanntmachung des Aufsatzes für die Partei mehr ein Übel sein als eine Wohltat.

Der Wendepunkt in seiner Entwickelung.

Seitdem aber beginnt, überraschend schnell, die Richtung in der politischen Ideenwelt Hegels sich zu verändern. Auch er gibt es auf, das, was sein soll, zu fordern. Er will nicht mehr revolutionieren, will überhaupt nicht mehr handelnd eingreifen, sondern nur noch verstehen. Es sind die Jahre, in denen auch die anderen Elemente seines Denkens, die bisher unfertig und sich wandelnd, wie die Epoche selbst, nebeneinander gelegen, sich zum System kristallisierten. Nun wendet er sich von Kant ab, von dem er kürzlich noch das Heil der Welt erwartet hatte; auch Fichte, dem er schon länger mißtrauisch gegenübergestanden, bleibt er nicht treu. Nicht lange, so sind ihm beide Gegenstände der Verachtung, ja des Hasses. Bewundernd, zurücktretend, fast wie ein Diener, schaut er zu Schelling auf, der wie im Fluge zu den Höhen des Ruhmes gelangt war; aber seine Entwicklung bewegt sich eher parallel als in Abhängigkeit von dem System seines Freundes. In jedem Momente bleibt er Er selbst: Staat und Kirche, Religion und Politik sind seine Sphäre; nicht die Natur, wie für Schelling, sondern die Menschenwelt, das Reich der Geschichte. Hier sucht er den springenden Punkt, die Quelle, aus der sich der ewig flutende Strom des Werdens ergießt, das Zentrum, von dem das Sein in allen Formen seiner Erscheinung abhängt, und zu dem es rastlos zurückstrebt. Der Beginn dieser Entwicklung deckt sich nahezu mit dem Moment, wo in jener kleinen Grenzfestung am Rhein zum erstenmal die Einordnung des revolutionierten Frankreichs in das alte Europa versucht wurde und die Aufteilung des Deutschen Reiches begann: als der Riesenschatten Napoleons zum erstenmal in Hegels Leben fiel. Den Abschluß findet sie in dem Moment, wo der neue Caesar den Umbau Frankreichs auf dem Grunde der Revolution vollendete und dem Erdteil abermals den Frieden aus der Hand der Macht zurückgab. Fast wie ein Abglanz dieser Taten erscheint uns die Weltvorstellung, zu der sich der deutsche Magister, nahezu ein Altersgenosse des großen Korsen und gleich ihm in der Jugend genährt von dem Geiste Rousseaus, in tiefer Einsamkeit, der Welt verborgen, hindurchgerungen

hatte.[1] Nichts hatte in dem allgemeinen Sturm standgehalten. Autoritäten, die mit allem Glanz der Heiligkeit umgeben waren, Gewalten, an denen ein Jahrtausend gebaut, für welche Millionen geblutet und alles Leid des Lebens geduldig, ja freudig ertragen hatten, waren entwurzelt und in den Staub getreten. Aber auch der Staat der Revolution war von Klippe zu Klippe geworfen; auch seine Formen waren, eine nach der andern, zerfallen; seine Ideen, sein Recht, seine Programme waren verwandelt bis ins Gegenteil von dem, als was sie einst der Welt verkündigt waren. Und dennoch, die Kraft, die in der Bewegung ursprünglich gelegen, war nicht erstickt worden, sondern sie hatte nur eine neue und feste Form angenommen. Was Anarchie und Vernichtung geschienen, war Umwandlung gewesen, und die Ideen von 1789 waren trotz allem in ihrer Wesenheit behauptet und zum Siege geführt worden. Wo war nun die Quelle dieser Kraft? Wo das Zentrum, von dem jene tausend Wirbel angetrieben wurden? Die Notwendigkeit, die über ihnen gewaltet? Das Gesetz, nach dem das Chaos sich geordnet? Der Geist, der sich in ihm erhalten hatte? Die Vernunft, die in ihm zu Tage getreten war? Lag nicht vor Augen, daß in jeder Form, welche die Revolution angenommen, ein Stück ihrer Prinzipien offenbar geworden, daß die einzelnen Momente nur Stufen gewesen waren einer gesetzlichen Entwicklung, daß auch in dem, was den Stürmen standgehalten hatte, eben dasjenige erhalten war, was Macht und Geist, Vernunft und Willen in sich barg — und daß mit einem Wort alle die wechselnden Gestaltungen der geschichtlichen Welt nichts bedeuten als eben die Hülle, die Erscheinungsformen des in ihnen wirkenden und sich entfaltenden Geistes?

Die Schrift über die Verfassung Deutschlands.

Inmitten dieser Abwandlungen, in dem Moment, wo der Weltfriede zum erstenmal zur Wahrheit zu werden schien, vielleicht im Sommer 1802, in der Zeit nach Amiens, hat Hegel noch einmal Hand an eine politische Flugschrift gelegt. Diese aber galt nicht mehr der Heimat. Denn was war aus Württemberg geworden, seitdem er es durch seine Landstände hatte erretten und neu aufbauen wollen! Wider Willen, völlig ohnmächtig, wahllos von der großen Flut überrascht und mitgerissen, war es in ihrem Strudel nahezu untergegangen, um am Ende ebenso willenlos, durch die Gunst der Umstände, die mit ihm spielten, vergrößert, umgemodelt und innerlich erstarkt wieder emporzutauchen. Schon schmückte das Haupt seines Fürsten der Kurhut, an dessen Stelle bald die Königskrone trat. Nicht dem engeren Vaterlande, sondern dem Reiche selbst galt die neue Schrift des Philosophen. Aber auch bei ihm dachte er nicht mehr an ein Eingreifen in seine Geschicke. Jeder Gedanke an die Erhaltung und Rettung des alten Deutschland war angesichts der siegreichen Revolution unmöglich ge-

1) Beide waren gerade um ein Jahr auseinander, Napoleon am 15. August 1769, Hegel am 27. August 1770 geboren.

worden. Das Reich, das sich noch immer mit allen Titeln der Weltherrschaft schmückte, war zur Schattengewalt herabgesunken, ein Gedankenstaat geworden. „Nur die Erinnerung eines ehemaligen Bandes läßt noch einen Schein von Einigung, so wie die herabgesunkenen Früchte, ihrem Baum angehört zu haben, noch daran erkannt werden, daß sie unter seiner Krone liegen, aber die Stelle unter ihm, noch ein Schatten, der sie berührt, rettet sie vor Fäulnis und der Macht der Elemente, denen sie jetzt gehören“. Es ist die Stimmung der vollen Resignation. Verstehen ist alles. Dies allein kann das Ziel sein: „die Zeit in Gedanken zu fassen“. „Die Gedanken, welche diese Schrift enthält, können bei ihrer öffentlichen Äußerung keinen andern Zweck noch Wirkung haben, als das Verstehen dessen, was ist, und damit die ruhigere Ansicht, so wie ein in der wirklichen Berührung und in Worten gemäßigtes Ertragen derselben zu befördern. Denn nicht das, was ist, macht uns ungestüm und leidend, sondern daß es nicht ist, wie es sein soll. Erkennen wir aber, daß es ist, wie es sein muß, d. h. nicht nach Willkür und Zufall, so erkennen wir auch, daß es so sein soll“.

An der Universität in Jena.

Als Hegel sich mit diesen Gedanken trug, hatte er abermals den Wohnsitz gewechselt. Von Frankfurt, wo er noch im Machtkreise der Revolution und ihres Bändigers gewesen, war er nach Jena übergesiedelt, wo er schon in der preußischen Sphäre, innerhalb der Neutralitätsgrenze lebte, welche die norddeutsche Großmacht im Frieden von Basel um sich und ihre Freunde gezogen hatte: unter einem Fürsten, dessen Machtlosigkeit, zumal bei der Grenzstellung seines Ländchens, nur allzu sehr jener Schrift Hegels und der Geschichte des letzten Jahrzehnts, die den Text dazu gegeben hatte, gemäß war: an der Universität, an der, wenn irgendwo, der Glaube an das Reich der Ideen und das Bewußtsein, damit dem nationalen Genius zu dienen, lebendig waren: unter einem Minister, welcher der Herrscher war in diesem Reiche der Geister und, als Protektor der Universität, den Philosophen, der jetzt die Mittagshöhe des Lebens erreichte, mit einem Gehalt von 100 Talern beglückte. Es war ein Ort, wie geschaffen, um das große Weltschauspiel zu betrachten, und weder an Publikum noch an Mitwirkenden konnte es fehlen. Öffnete sich doch gerade hier das Tor, durch das die Straße aus dem Bereich der Napoleonischen Macht in das preußische Deutschland hinüberführte!

Vollendung der Phänomenologie des Geistes.

Hier also, in Jena, schrieb Hegel jene wieder nicht edierte Flugschrift nieder; und hier vollendete er das Werk, das seinen Namen in alle Welt trug, und in dem er als Gesetzgeber im Reiche der Gedanken auftrat, die Phänomenologie des Geistes. Im September waren davon 21 Bogen gedruckt; aber das Manuskript war noch nicht abgeschlossen, und Hegel, der sich verpflichtet hatte, auf die Gefahr hin, im Honorar verkürzt zu werden, bis zum 18. Oktober den Rest zu liefern, mußte alle Kraft anspannen, um bis dahin zum

Ziel zu kommen; denn seine Mittel waren am Versiegen. Schon war der Horizont von den neuen Kriegeswolken rings umdunkelt. Hegel hatte einen Moment daran gedacht, selbst nach Bamberg, wo das Werk erschien, hinüberzugehen. Aber die Gefahr, die sich gerade gegen Jena und Weimar zusammenzog, verbot bereits die Reise. Er mußte das Manuskript, von dem ein Teil am 8. Oktober fertig wurde, dem Postreiter anvertrauen, der seinen Weg mitten durch die anmarschierenden Truppen des Kaisers nahm. In zwei Tagen versprach er den Rest folgen zu lassen; und wirklich ging am 10. ein neues Stück ab; ein paar Bogen aber blieben immer noch zu schreiben. Dies war der Tag von Saalfeld. Mit reißender Schnelle zog das furchtbare Ungewitter das Saaletal herab. Am 12. abends sah Hegel schon die Schüsse der feindlichen Patrouillen von den nahen Dörfern her aufblitzen. Am nächsten Morgen, zwischen 8 und 9 Uhr, rückten die Vortruppen in die Stadt. Eine Stunde später folgte das Korps von Lannes. Am Nachmittag, nach 3 Uhr, kam der Kaiser selbst. Es war das erste und blieb das einzige Mal, daß Hegel dem Gewaltigen, der seine Phantasie seit zehn Jahren beschäftigt hatte, in die Augen sah. Wer kennt nicht das Wort, das er unter dem Eindruck dieser Stunde niederschrieb: „Den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Rekognoszieren hinausreiten. — Es ist in der Tat eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht“. Er stand ganz unter dem Bann des Kriegsfürsten, vor dem jeder Widerstand zusammenbrach: es sei nicht möglich, schreibt er, ihn nicht zu bewundern. Noch am Spätabend berichtete er es dem Freunde Niethammer in Bamberg. Aus seinen Fenstern blickte er auf die Feuer, welche die bivouakierenden Krieger auf dem Markte mit den Balken und Brettern der Fleischbänke und Marktbuden nährten. In dieser Nacht — er selbst hat später oft davon gesprochen — vollendete er sein Werk. Damals hat er die Worte geschrieben, in denen er die Geschichte deutet als den an die Zeit entäußerten Geist; als eine Galerie von Bildern, eine Stufenfolge der Geister, worin einer den andern ablöst und jeder das Reich der Welt von dem vorhergehenden übernimmt: jene Sätze, in welchen er die gewaltige Gedankensymphonie wie in erhabenen Akkorden ausklingen läßt.[1]

Der 13. und 14. Oktober 1806.

---

1) „Das Ziel, das absolute Wissen, oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur —

aus dem Kelche dieses Geisterreiches
schäumt ihm seine Unendlichkeit“.

Die Nacht war noch nicht vorüber, als ihm der Weltgeist eine der Formen der „Zufälligkeit erscheinenden Daseins“ offenbarte: in dem Feuerlärm, der plötzlich durch die sonst so stillen Gassen der Musenstadt raste. Einundzwanzig Häuser, eine ganze Straßenzeile, sanken in Asche; nur die absolute Windstille bewahrte die Stadt vor der Vernichtung. Am Tage darauf aber erhob der Allwaltende mit Macht seine Stimme: durch den Mund der Kanonen, die auf der Höhe donnerten, über welche die Straße nach Weimar führte, sprach er das Wort der Vernichtung aus über den Staat, der vor ein paar Jahrzehnten einer Welt in Waffen Trotz geboten hatte, und vor dem auch Frankreichs Heere in den Staub gesunken waren.

Jedoch nicht bloß die Vernichtung des alten Preußens bedeutete der Tag von Jena; er machte auch die Kräfte frei, welche, durch die starren Ordnungen des alten Militär- und Beamtenstaates gehemmt, in seine Fundamente eingebettet waren und nur nach Luft und Licht verlangten: im Schoße der Zerstörung lag schon das Werden des Staates, dessen Geist Hegel in späteren Jahren gedeutet, und dem er seine Seele hat einhauchen wollen. In diesem Moment freilich — gestehen wir es nur — lag ihm nichts ferner als das Schicksal der Besiegten. Er dachte nur an sein Buch, dessen letzte Bogen er unter den Schrecknissen dieser Nacht und der ihm folgenden Tage nicht absenden konnte; an seine Universität; und, wie alle Welt um ihn her, an den Tag und seine Sorgen. Die Niederlage Preußens erschien ihm, wie seiner Umgebung, als ihrer aller Glück. Schon von den Siegern hatte man genug zu leiden. „Wäre“, schreibt Hegel, „die französische Armee zurückgeschlagen worden, so hätte ganz Jena einmütig mit dem Stecken in der Hand, und die Kinder, was Kinder hat, an und auf dem Arme, auswandern müssen. — So hat sich kein Mensch den Krieg vorgestellt, wie wir ihn gesehen!“ Viel schlimmer war es Halle ergangen, wo die Universität zerrissen und die Studenten mit einem Taler preußisch fortgeschickt waren unter der Drohung, daß jeder, der sich am folgenden Tage betreffen lasse, arretiert werden würde. Man hörte, daß zwischen dort und Jena an 600 vertriebene Studenten auf der Landstraße wären, und sandte alsbald Abgeordnete (einen Hofkommissar und einen Schneider), um sie einzuladen. „Welche herrliche Aussichten für uns!“, schreibt Hegel: „Es ist von Gott zu hoffen, daß der Taler preußisch, der sonst eben keinen besonderen Segen enthielt, für Jena mit einem ähnlichen Gedeihen als die Gerstenbrote im Evangelium begabt werde“.

Nach der Schlacht.

In diesen Tagen floh Fichte, weil er das Joch des Treibers nicht tragen mochte, zu seinem König in den äußersten Winkel deutscher Erde; und wir vernahmen den Aufschrei, in den er über die Vernichtung der Nation ausbrach, als er auch von dort hatte weichen müssen, um jenseits des Meeres eine Zuflucht zu suchen. Für solche Gefühle schlug in Hegel keine Ader. „Unser Frieden“, so schreibt er (er meinte den Frieden Napoleons mit dem Herzog), „hat den status quo hergestellt, und damit das Ganze vielleicht noch weiter zurückgesetzt,

Gegensatz gegen Fichte.

als es schon war; doch ist von dem Geiste des nördlichen Deutschlands, so manche Bedingungen auch in ihm vorhanden sind, die dem südlichen noch fehlen, nichts Rechtes mehr zu erwarten; die formelle Kultur scheint ihm zum Lose gefallen, und dieser Dienst allein ihm angewiesen zu sein, dessen Früchte ein besserer Genius zu genießen haben wird".

Philosophie und Politik.

Niemals hat er härtere Worte gegen Fichte gebraucht. Albern, platt, ja niederträchtig nennt er sein Benehmen in dem Streit, in den ihn seine „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" mit Schelling gezogen hatten. Spott und Verachtung schüttet er aus über sein Auftreten vor einem Publikum von Laien, das ohne Ahnung sei von der Bedeutung der Fragen, um die es sich handle. Denn ihm ist die Philosophie etwas Einsames. Sie gehört nicht auf die Gassen und Märkte, sie hat sich fernzuhalten von dem Tun der Menschen, das voll selbstsüchtiger Interessen, von ihrem Wissen, das voll Eitelkeit ist. Nach wie vor freut er sich, der gewaltigen Geschichte seiner Tage folgen zu können; denn nichts überzeuge mehr davon, daß Bildung über Rohheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davontrügen. „Die Wissenschaft ist allein die Theodicee; sie wird ebenso sehr davor bewahren, vor den Begebenheiten tierisch zu staunen oder klügererweise sie Zufälligkeiten des Augenblicks oder des Talents eines Individuums zuzuschreiben, die Schicksale der Reiche von einem besetzten oder nicht besetzten Hügel abhängig zu machen, als über den Sieg des Unrechts und die Niederlage des Rechts zu klagen". Immer ist es die Kraft, der Geist, die Substanz, welche Hegel aufsucht; und, wie ehemals, sieht er die Revolution als das reinigende Bad der französischen Nation an, welches geistlose Fesseln zersprengt, das Individuum von der Furcht des Todes befreit und das Gewohnheitsleben, das bei veränderten Kulissen keinen Halt mehr in sich hatte, ausgezogen habe. „Dies gibt ihr die große Kraft, die sie gegen andere beweist. Sie lastet auf der Verschlossenheit und Dumpfheit dieser, die, endlich gezwungen, ihre Trägheit gegen die Wirklichkeit aufzugeben, in diese heraustreten und vielleicht, indem die Innerlichkeit sich in der Äußerlichkeit bewahrt, ihre Lehrer übertreffen werden".

Die Nation und die protestantische Idee.

Es war wohl die protestantische Idee, die er dabei im Auge hatte: unter allen Energien, die er in der Geschichte wirksam sah, diejenige, die er am höchsten einschätzte. Sie, so hofft er, werde die Entschleierung des deutschen Geistes, die unter dem Druck der französischen Revolution sich vollzogen, vollenden, in ihr der Genius der Nation die ihm gemäße Form finden und also die vom Westen her gekommenen Lehrer selbst übertreffen. „Vaterland, Fürsten, Verfassung u. dgl. scheinen nicht die Hebel zu sein, das deutsche Volk emporzubringen; es ist die Frage, was erfolgte, wenn die Religion berührt würde".[1] Freilich, wie die Dinge im Augenblicke lagen, fürchtete er sogar diese Möglichkeit. Denn nicht bloß Luthers Religion sah

1) An Zellmann, Jena, 23. Januar 1807.

er dem nationalen Leben eingepflanzt, sondern weite Strecken dem Papismus unterworfen, Führer und Volk aber getrennt und ohne Verständnis für einander: der große Moment würde ein kleines Geschlecht finden. Und was für den Katholizismus gilt, das gilt auch für die protestantischen Kirchen, so wie sie sind; auch sie sind verkümmert und verknöchert. Nicht in einer Neugestaltung der religiösen Korporationen oder auch nur in einer Umbildung des Dogmas innerhalb der Schranken der Konfessionen sieht Hegel das Heil, sondern in dem Einströmen des protestantischen Geistes als eines Geistes „des Nachdenkens und höherer vernünftiger Bildung“ in die Formen des Staates: in den Schulen und in den Universitäten muß er sich ausbreiten und entfalten.[1]

Redakteur in Bamberg.

Von diesen Gedanken bewegt ging Hegel nach Bayern, in die Bischofsstadt an der Regnitz, zum erstenmal in eine katholische Umgebung. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hatte er einen Aufenthalt in Bamberg, wo er Schelling angetroffen hätte, geplant, damals in der Absicht, den Katholizismus einmal näher vor Augen zu haben. Die Übersiedlung Schellings nach München und Niethammers nach Nürnberg gab diesem Wunsch noch eine besondere Richtung. Er hoffte durch den einen oder den andern sei es an die Akademie in der Hauptstadt oder an eine der protestantischen Universitäten, etwa nach Altdorf, mit dessen Reorganisation sich die bayrische Regierung trug, zu kommen. Im Spätjahr 1806 war er bereits auf ein paar Wochen in Bamberg gewesen, zu Besuch bei Niethammers, um den Druck seines Werkes zu überwachen; und eben Niethammer war es, der im Sommer 1807 ihm dort eine Stelle verschaffte, freilich nicht als Jugendlehrer, sondern als Redakteur der Bamberger politischen Zeitung.

Für einen Mann, der, wie Hegel selbst von sich sagte, die Weltbegebenheiten mit Neugier verfolgte und sie nicht anders als ein Schauspiel betrachtete,

---

1) Vgl. besonders die bedeutsamen Stellen in den Briefen an Niethammer vom 3. November 1810 und vom 12. Juli 1816, Briefe I, 284 und 405. „Sie wissen selbst am besten“, heißt es an der ersten Stelle, „wie sehr die Protestanten auf gelehrte Bildungsanstalten halten; daß ihnen diese so teuer sind als die Kirchen, und gewiß sind sie so viel wert, als diese; der Protestantismus besteht nicht so sehr in einer besondern Konfession, als im Geiste des Nachdenkens und höherer vernünftiger Bildung, nicht eines zu irgend diesen und jenen Brauchbarkeiten zweckmäßigen Dressierens“. Damals drohte die Gefahr, daß die bayrische Regierung das Gymnasium in Nürnberg zugunsten eines Realinstitutes aufheben werde. Die zweite Stelle ist gegen die nach dem Sturze Napoleons drohende Reaktion gerichtet. „Wenn Sie meinen Bericht über die Absonderung der Primärschulen gesehen, so werden Sie gefunden haben, wie ich dort die entfernte Veranlassung nahm, vom Geist unserer Gymnasialverfassung zu sprechen; der Hauptvorwurf ist immer, daß man so viele Zeit aufs Lateinische wende. Hier liegt der Unterschied des Katholischen und Protestantischen; wir haben keine Laien, der Protestantismus ist nicht der hierarchischen Organisation einer Kirche anvertraut, sondern liegt allein in der allgemeinen Einsicht und Bildung. Diesen Gesichtspunkt möchte ich noch zu dem des Bedürfnisses vorzüglicherer Geistesbildung der protestantischen Geistlichen hinzufügen; er scheint mir sogar der wesentlichste. Ich will Gelegenheit nehmen, ihn wo anzubringen und auszuführen; unsere Universitäten und Schulen sind unsere Kirche; die Pfarrer und der Gottesdienst tut's nicht, wie in der katholischen Kirche“.

dessen Sinn er zu deuten habe, konnte in dem Antrage wohl etwas Verlockendes liegen; und daß er sich damit der eigenen Meinung gänzlich zu entschlagen hatte, brauchte ihn nicht zu genieren. Denn niemals hat es einen Redakteur gegeben, welcher weniger von der Leidenschaft der Partei berührt gewesen wäre oder sich weniger in den Dienst irgendwelcher Interessen gestellt hätte. Hegel hätte sich auch dann nicht hineingemischt, wenn er es gedurft hätte. Er sah seine Aufgabe lediglich darin, „der Neugierde des Publikums ihr Futter zu liefern", ihm für seine Gespräche beim Kaffeetopf oder beim Bierkrug täglich eine Portion Nachrichten aus der großen Welt aufzutischen.[1] Seine Quelle war vor allem der Moniteur, das Blatt, welches kein Wort brachte, das nicht von der Kaiserlichen Regierung abgestempelt war. Je bunter der Weltlauf war, je mehr von Krieg und Kriegsgeschrei die Zeitung brachte, um so lieber war es ihm und seinen Lesern. „Nur der verwünschte Frieden!" so ruft er in komischer Verzweiflung aus, als der Abschluß des Krieges in Tilsit nur eine magere Ernte von Neuigkeiten zu bringen droht. Denn mit inneren Fragen sich zu befassen war bedenklich; sogar das Loben konnte — bei Verschweigen von anderem — als respektwidrig erscheinen. In jedem Moment war der Zeitungsschreiber abhängig von seiner hohen Regierung. Die leiseste Opposition drohte die Unterdrückung des Journals herbeizuführen und damit Redakteur und Besitzer an den Bettelstab zu bringen. Zum Glück war auch der neue Weltfriede totgeboren. Schon im Herbst 1807, als die Engländer Kopenhagen beschossen, war Hegel wieder aus aller Not. Nicht einmal der allgemeinen Spekulation gönnte er einen Raum. Ihr ging er in der Einsamkeit seiner Studierstube nach: gerade in Bamberg versenkte er sich in die tiefsten Schächte seiner Philosophie, begann er in der „Wissenschaft der Logik" ihre Fundamente aufzumauern. Das Zeitungsunternehmen aber war für ihn, wie er ungescheut bekannte, nichts weiter als ein Geschäft, und zwar ein einträglicheres als die ideale Betätigung auf dem Katheder von Jena; denn es brachte ihm, nachdem er Mitbesitzer der Zeitung geworden, zwischen 1300 und 1400 Gulden. „Trachtet am ersten nach Nahrung und Kleidung, so wird Euch das Reich Gottes von selbst zufallen", so schreibt er seinem Freund Knebel.

Rektor an St. Ägidien in Nürnberg.

In Wahrheit erfüllte ihn brennende Sehnsucht, aus der „Zeitungsgaleere" herauszukommen. Eine Zeitlang hoffte er auf eine Stelle in der Münchener Akademie, deren Präsident sein glücklicherer Freund seit dem Frühling 1810 war, oder etwa als Herausgeber einer zentralen, autoritativen wissenschaftlichen Literaturzeitung, oder auch auf eine Professur, sei es in Altdorf oder in Erlangen, in oder außerhalb Bayerns; wiederholt suchte er Freunde und Kollegen, wie Paulus, Voß, Schelling und vor allen Dingen Niethammer, dafür zu interessieren. Letzterer

1) An Knebel, 30. August 1807, gedruckt in Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Theodor Mundt, II, 445. Regest, in Hegels Briefen I, 131.

war es wieder, der ihm weiterhalf. Michaelis 1808 verschaffte er ihm bei der Neuorganisation des bayrischen Schulwesens, in dem er selbst als Zentralstudienrat die Leitung der Schulen (zunächst auch der katholischen) im ganzen Königreich bekommen hatte, die Stellung in Nürnberg als Professor der philosophischen Vorbereitungswissenschaften und zugleich als Rektor am Gymnasium zu Sankt Ägidien. Das war freilich noch nicht der ersehnte akademische Lehrstuhl, und Hegel hat sich auch aus Nürnberg bald hinweggewünscht; zunächst aber erhielt er doch eine Tätigkeit, in der er Amt und Philosophie miteinander verbinden konnte. Acht volle Jahre hat er das Regiment der Schule geführt, mit der Gewissenhaftigkeit, dem Takt und dem Gewicht, welche er stets in die Behandlung der Geschäfte legte. Dieselben Jahre sahen die Vollendung seiner Logik.

Verhältnis zur bayrischen Regierung und zu den Fürsten des Rheinbundes.

In ein inneres Verhältnis zu dem bayrischen Wesen gelangte er dennoch nicht, weder zu Nürnberg, obwohl er aus einem seiner ältesten Geschlechter in Maria von Tucher die Gattin gewann, noch zu dem altbajuvarischen Element oder zu der Regierung in München, welche die Bruchteile der deutschen Nation, die dem Hause Wittelsbach das Glück und die Gunst des französischen Kaisers in den Schoß geworfen, trotz aller Organisierungsversuche nicht versöhnen konnte. Sein auf die Realitäten gerichteter Sinn zeigte ihm die Unmöglichkeit, so feindselige Elemente miteinander zu verschmelzen, und machte es ihm deutlich, daß die Regierung in allem, was sie versuchte, von dem Manne abhängig war, der die Geißel über Deutschland schwang. Als man im Jahre 1807 von einer großen reichsständischen Versammlung für den gesamten Rheinbund sprach, meinte er kühl: „Die Hauptentscheidung wird wohl von Paris kommen“. Er machte sich lustig über die deutschen Staatsrechtslehrer, die es nicht unterlassen konnten, eine Fülle von Schriften über den Begriff der Souveränität und den Sinn der Bundesakte zu schreiben: „Der große Staatsrechtslehrer sitzt in Paris“. Seine alte Idee, daß der Monarchie, wie er sie verstand, eine Repräsentation des Landes zur Seite stehen müsse, und die Ansicht, daß Napoleon als Vollender der Revolution selbst keinen andern Gedanken habe, waren noch immer in ihm lebendig. Er freute sich der Nachricht, daß aus den Ländern des Königreichs Westfalen Deputierte aller Stände nach Paris beschieden, und daß im Großherzogtum Berg bereits die Landstände anerkannt seien, die in Württemberg aufgehoben waren; Napoleon habe darum im Grimm zu dem Württembergischen Minister gesagt: „Ich habe Ihren Herrn zu einem Souverän, nicht zu einem Despoten gemacht!“ „Die deutschen Fürsten“, so fährt Hegel fort, „haben den Begriff einer freien Monarchie noch nicht gefaßt, noch seine Realisierung versucht — Napoleon wird dies alles zu organisieren haben? — Manches wird da noch anders werden, als man sich einbildete“. Freiwillig werde es nicht geschehen; aus eigener Einsicht — denn wo sei diese vorhanden? — auch nicht; wenn es jedoch nur des Himmels, d. h. des französischen Kaisers Wille sei, so

Glaube an Napoleon.

werde alles gehen. Nicht anders faßt er die Nachricht auf, daß der Code Napoléon, des Kaisers persönliches Werk, in den Rheinbundstaaten eingeführt werden solle, und er beklagt es, daß die deutschen Fürsten nicht bereits selbst darum gebeten hätten. „Aber die Deutschen sind noch blind, gerade als vor 20 Jahren. Das Verdienst, die grace, die man sich geben konnte, fällt jetzt gänzlich hinweg".

Der Sturz des Kaisers und sein Eindruck auf Hegel.

Wer kann danach zweifeln, daß Hegel diesen Glauben an die Unüberwindbarkeit Napoleons, die Hoffnung, daß unter ihm und durch ihn die Organisation der deutschen Staatenwelt vollzogen werden würde, auch noch in dem Moment gehegt hat, als der Kaiser den Zug unternahm, der ihm, wie auch er hoffte, die Vollendung seiner Herrschaft bringen sollte? Nun aber mußte der Philosoph es erleben, daß auch dieser Gewaltige nichts vermochte gegen die in den Dingen wirkenden Kräfte: als auf den Schneefeldern Rußlands und Ostpreußens die Lawine sich loslöste, welche in furchtbar rasendem Lauf den Welteroberer zerschmetterte. Das Schwergewicht der Masse hatte die größte Individualität, die es je gegeben, erdrückt — die „Weltseele" war ausgelöscht.

Alle Kraft seiner Meditation, alle Stärke seines Glaubens an die im Weltenlauf wirkende Vernunft mußte der Philosoph zusammennehmen, um die neue Abwandlung mit seinem System in Einklang zu bringen, um auch in ihr nur wieder eine Stufe der Entwicklung, eine neue Erscheinungsform in der Dialektik der geschichtlichen Welt zu erkennen. In seiner Philosophie der Geschichte hat Hegel die Gesinnung der Völker als diese Kraft bezeichnet: sie habe endlich den Koloß gestürzt. Da aber lehrte er bereits auf dem Berliner Katheder: diese Worte waren der Tribut, den er der neuen Entwicklung entgegenbrachte. Sie erst hatte ihm diese Erkenntnis verliehen. In dem Augenblick, wo das Schauspiel selbst vor seinem staunenden Auge sich abspielte, gab er ihm eine ganz andere Deutung: noch sah er nichts und fühlte er nichts von dem Leben, das in Norddeutschland emporwuchs, dem Vaterlandsgefühl, dessen Prophet Fichte gewesen war, in welchem Lehrer und Schüler, Dichter und Philosophen, Alte und Junge sich eins wußten und jauchzend in den Tod gingen. Nichts als eine Wirkung der dumpfen, schweren Masse wollte Hegel damals in der Bewegung sehen, in welcher die Nachwelt die Erhebung unserer Nation zu erblicken gewohnt ist. In den Briefen des Jahres der Befreiung erwähnt er kaum die Ereignisse, welche um ihn her die Welt verwandelten; und wenn einmal, so immer nur aus dem beschränktesten Standpunkt des eigenen engsten Interesses oder des seiner Schule und seiner Stadt. In der Rede, mit der er am 2. September 1813 die Abiturienten von St. Ägidien zur Universität entließ, sprach er von dem Segen der klassischen Studien, von der Versenkung in das Leben der Alten, von den großen Interessen der individuellen Humanität als den wichtigsten Pfeilern der öffentlichen und der privaten Tätigkeit: den Mächten, welche Völker stürzen

und erheben. Von der Gegenwart kein Wort. Ja er bemerkt ausdrücklich, daß die Leidenschaften, die Taten und Bemühungen der Völker nach der Verfassung der neueren Zeit unserer Anschauung und unserer Teilnahme entrückt seien. Und das in den Tagen, an denen die preußische Jugend bei Dennewitz und an der Katzbach blutete! Noch 1815 preist er vor seinen Abiturienten als ihr besonderes Glück, daß dem bayrischen Staate und damit seinen Studienanstalten Störungen oder Druck, oder was noch Härteres über andere Länder ergangen, ganz fern geblieben sei, daß die Not der Zeit, welche anderwärts die ganze aufkeimende Nation und darunter auch den Teil, der sich den Wissenschaften und friedlichen Staatszwecken widme, für die Waffen in Anspruch genommen, seine Jünglinge nicht berührt habe, ja daß es auch allen denen, die wohl das Alter und die Kraft dazu gehabt hätten, verstattet worden sei, auf ihrer Laufbahn ruhig fortzuschreiten. „Es sind große Dinge um uns geschehen“; so schreibt er an Niethammer nach dem Sturze des Kaisers im April 1814; „es ist ein ungeheueres Schauspiel, ein enormes Genie sich selbst zerstören zu sehen; — das ist das *τραγικώτατον,* das es gibt; die ganze Masse des Mittelmäßigen mit seiner absoluten bleiernen Schwerkraft drückt ohne Rast und Versöhnung so lange bleiern fort, bis es das Höhere herunter, auf gleichem Niveau oder unter sich hat“. Mit Abneigung, ja wir dürfen sagen, mit Haß sah er den Befreiern entgegen; er schätzte sie nach dem Preise ein, den er und seine Mitbürger für die Einquartierung zahlen mußten, wonach ein Russe doppelt soviel wie ein Franzose und dreimal soviel wie ein bayrischer Rekrut galt.

Dennoch fand Hegel in seiner Weise mit dem ungeheuren Ereignis sich ab. „Der Wendepunkt des Ganzen“, so fährt er an jener Stelle fort, „der Grund, daß diese Masse Gewalt hat und als der Chor übrig und obenauf bleibt, ist, daß die große Individualität selbst das Recht dazu geben muß und somit sich selbst zu Grunde richtet“. Ja er meinte sogar, die große Wendung vorausgesehen zu haben in dem Buche, das er in der Nacht vor Jena vollendet habe, in den Worten, wo er von dem Übergang der absoluten Freiheit aus dem Frankreich der Revolution in ein anderes des selbstbewußten Geistes spreche: „worin sie in dieser Unwirklichkeit als das Wahre gilt, an dessen Gedanken er sich labt, insofern er Gedanke ist und bleibt, und dieses in das Selbstbewußtsein eingeschlossene Sein als das vollkommene und vollständige Wesen weiß. Es ist die neue Gestalt des moralischen Geistes vorhanden“.

Stellung Hegels zur Reaktion.

Es folgten die Jahre, wo das Bleigewicht der Reaktion schwer und schwerer auf den deutschen Ländern zu lasten begann. In Bayern drohte sie sogar früher als anderswo sich einzunisten; denn es konnte ja nicht anders sein, als daß die bajuvarische Flutwelle, die schon unter Montgelas so oft die dünne Decke der politischen Kultur zu durchbrechen versucht hatte, stärker hervordrang, nachdem der große Protektor, unter dem allein der Liberalismus in

Bayern hatte einwurzeln können, gestürzt war; also daß Niethammer, der in seiner Stellung dieser Strömung besonders ausgesetzt war, bereits den Zusammenbruch des Systems befürchtete. Hegel teilte diese Besorgnis nicht. Auf das Einzelne, was den Freund beunruhigte, ließ er sich nicht ein. Ihn interessierten, schrieb er zurück, lediglich die allgemeineren Weltbegebenheiten, die Erwartungen aber, die man sonst davon hege, nur insoweit sie allgemeinere Betrachtungen in ihm erweckten, die ihm das Einzelne und Nähere, so sehr es das Gefühl interessiere, im Gedanken weiter wegrückten. „Ich halte mich daran, daß der Weltgeist der Zeit das Kommandowort zu avancieren gegeben; solchem Kommando wird pariert; dies Wesen schreitet wie eine gepanzerte, festgeschlossene Phalanx unwiderstehlich und mit so unmerklicher Bewegung, als die Sonne schreitet, vorwärts, durch dick und dünne; unzählbare leichte Truppen gegen und für dasselbe flankieren drum herum, die meisten wissen gar von nichts, um was [es] sich handelt, und kriegen nur Stöße durch den Kopf wie von einer unsichtbaren Hand“. Nicht als ob die Masse, wie man die Stelle hat deuten wollen, jetzt alsbald avancieren, die Demokratisierung der Welt beginnen werde. Nichts lag Hegels Betrachtung in diesem Moment ferner. Die Masse hatte ja soeben gesprochen, in der Reaktion gegen den Heros, den sie von dem Gipfel der Macht heruntergedrängt und unter die Füße getreten hatte. Sie war ihm zunächst nichts als die brutale Wucht, der „blinde Hödur“ (um einen anderen Großen sprechen zu lassen), der den Gott des Lichtes erschlägt. Hegel hat in jenem vielzitierten Satze überhaupt nicht den vorübereilenden Moment im Auge, sondern die Epoche in ihrem ganzen Ablauf seit 1789. Unmerklich, wie die Sonne schreitet, enthüllt sich der Geist, wie erschütternd und rasch auch die Katastrophen, alle Zufälligkeiten der Entwickelung einander folgen mögen. Der Allgebietende wird sich den Weg bahnen trotz des Widerstandes, den ihm die Unvernunft (und diese hat ihren Sitz gerade in der Masse) bereitet. So unwiderstehlich ist sein Gang, daß alle Gegenwehr nichts als loses Geplänkel ist: solche Gegner können dem Kolosse etwa bis an die Schuhriemen reichen und ein bißchen Schuhwichse oder Kot daran schmieren, aber sie vermögen dieselben nicht zu lösen, viel weniger die Götterschuhe mit den elastischen Schwungsohlen, oder gar die Siebenmeilenstiefel, wenn er dieselben anlegt, ihm auszuziehen. Also brauchen wir gar nicht daran zu denken, dem Unwiderstehlichen gegen seine Feinde beizustehen. Denn der Weltgeist bedarf des Einzelnen nicht. „Die sicherste (nämlich innerlich und äußerlich) Partie ist wohl, den Avanceriesen fest im Auge zu behalten, so kann man sogar hinstehen, und zur Erbauung gesamter vielgeschäftiger und eifriger Kumpanschaft selbst Schuhpech, das den Riesen festhalten soll, mit anschmieren helfen und zur eigenen Gemütsergötzlichkeit dem ernsthaften Getreibe Vorschub leisten“. In diesen Worten bezeichnet Hegel bereits die Stellung, die er später der preußischen Reaktion gegenüber einnehmen

wird. Er hat es gewußt, daß die Reaktion kommen mußte. Sie will ihr Recht haben. Aber: „La vérité, en la repoussant, on l'embrasse, ist ein tiefsinniges Jacobisches Motto“. Ja er meint, die Reaktion sei noch weit unter dem Widerstande: denn schon sieht er den Feind innerhalb ihrer Mauern. „Ihr Wollen reduziert sich, ob sie gleich das Gegenteil meint, hauptsächlich auf das Interesse der Eitelkeit, dem, was geschehen und wogegen sie den größten Haß zu haben meint, ihr Siegel aufzudrücken, um darauf zu lesen: das haben wir gemacht; die Sache bleibt dieselbe, ein paar Bändchen, Blümchen und dergleichen mehr oder weniger tut so wenig dazu, als der wirkliche Schaden, der mit hineingeflickt wird, denn wenn er gegen die Masse auch ein bedeutenderes Verhältnis hätte, als er haben kann, ist er vergänglich“.

Abermals gewahren wir den tiefen Gegensatz dieser Anschauungen zu dem Leben, das unter dem Druck eines erbarmungslosen Feindes und im Kampfe um die Errettung in der norddeutschen Welt emporgedrungen war. Hegel schöpfte sie aus dem Mittelpunkt seines Systems, dem Innersten seiner Weltanschauung; so wie sie dem politischen Horizont entsprachen, unter dem er von Jugend auf gelebt hatte. Nicht lange aber, so zeigte es sich, daß sein optimistischer Glaube an die Ohnmacht der Reaktion gegenüber der Vernunft der Dinge selbst in Bayern Gültigkeit hatte. Die Hoffnungen derer, welche auf Herstellung des Gewesenen gerichtet waren, blieben abgetan. Auch Nürnberg, die „alte Pastete“, wie der Philosoph respektlos genug die Vaterstadt seiner Frau nennt, blieb, was es geworden war: eine Stadt des bayrischen Königreiches. Die romantischen Neigungen des Kronprinzen traten niemals aus der Sphäre des Persönlichen heraus, und soweit die Reaktion mächtig blieb, war ihr Charakter nicht der der Romantik, sondern des Ultramontanismus. Aber die liberalen Institutionen, welche unter dem Protektorat Napoleons eingeführt waren, blieben gleichfalls bestehen. Ja erst jetzt erhielt der Staat der Wittelsbacher die ständische Repräsentation, welche Hegel unter Montgelas vergeblich herbeigewünscht hatte; und gerade sie ward das Band, welches die alten und die neuen Landesteile stärker als alles andere miteinander verknüpfen und ein gemeinsames Staatsgefühl in den protestantischen und katholischen Teilen des Landes begründen sollte.[1]

Übergang nach Heidelberg; Verhältnis zur Romantik.

Auch Hegel hätte wohl bleiben können. Die Professur in Erlangen, die ihm unter Montgelas versperrt geblieben, ward ihm jetzt, wenigstens für das Fach der Philologie, dringend angeboten. Er aber wandte dem Land Bavaria

1) Und in Verbindung damit ein liberales Hochgefühl, welches das reaktionäre Preußen mit allgemeiner Verachtung belud. Sehr interessant hierfür sind die Bemerkungen Anselm Feuerbachs in seinen Briefen an Tiedge und Elise von der Recke. Noch am 26. März 1816 spricht er von dem edlen Preußen, das einem verfolgten deutschen Manne ein Asyl darbieten werde. Aber in demselben Jahr faßt er bereits „einen sehr argen Widerwillen“ gegen den Staat, dessen Minister seine Berufung hintertrieben habe.

(oder Barbaria, wie er mit verschärfter Konsonantierung auszusprechen liebte), das ihm niemals sympathisch gewesen war, den Rücken. Am liebsten wäre er schon jetzt nach Preußen gegangen, und es waren nur praktische Erwägungen, die ihn in Süddeutschland festhielten und an den Neckar führten. Er kam damit in die Stadt, wo vor ein paar Jahren die Romantik ihren Thron aufgeschlagen hatte. Noch im Jahr zuvor war Goethe in Heidelberg gewesen. Seitdem aber hatten ihre Führer, die Brentano und Arnim, wieder den Norden aufgesucht; auch Böckh und eine ganze Reihe der besten und aufstrebenden Köpfe hatte die Universität an Berlin und Göttingen abgeben müssen; und nicht lange, so wanderte auch Sulpiz Boisserée mit der Sammlung seiner Bilder, in deren Goldglanz der Romantik jener Tage so recht die Größe und die Frömmigkeit des deutschen Mittelalters erschien, nach Stuttgart aus. Geblieben waren Creuzer, der mit seiner mystischen Deutung der antiken Götterlehre in der Romantik wurzelte, und Daub, der sich bereits in die Hegelsche Philosophie vertieft hatte und die protestantische Dogmatik mit ihren Begriffen zu unterbauen suchte. Ihnen schloß Hegel sich an, während er dem Vorkämpfer der Aufklärung, seinem alten Freunde und Landsmann Paulus, den er nun zum dritten Male als Kollegen wiederfand, und dem Erzketzer des Rationalismus, Johann Heinrich Voß, dem er sich von Jena her so dringend als Kollege angeboten, die Freundschaft kündigte. Aber zum Romantiker wurde er darum nicht: er ist es nie gewesen; kein Hauch von Romantik wehte um diesen Realisten, der sich nur in der klaren Luft scharf umrissener Gedanken wohl fühlte. Er führte jene beiden eher aus der dunstigen Atmosphäre, in der sie bisher gelebt hatten, hinaus und machte sie sich untertan. Er blieb, was er war, ein Mann für sich, bereit zur Verständigung mit anderen, die ihm aber immer eine Unterwerfung oder wenigstens eine Annäherung an seine Ziele bedeutete. Fester als je stand er auf dem Boden des Gegebenen und des Gewordenen, das er mit der Kraft der Idee zu organisieren, zu durchleuchten und lebendig zu machen bestrebt war. Von hier aus wandte er nun auch der Heimat, an deren Strome er bereits wohnte, von neuem seine Blicke zu. Eben dies war die Zeit, wo die Württembergische Regierung die Krone mit liberalen Institutionen zu umgeben versuchte, um damit dem Geiste der Zeit entgegenzukommen und zugleich einen Halt der nationalen Flut gegenüber und einen Ersatz für den Schutz zu gewinnen, der ihr mit dem Sturze ihres großen Protektors genommen war. Aber statt Dankbarkeit und Anerkennung bei den Landständen, welche sie dazu berufen, zu finden, hatte sie vielmehr einen Sturm der Opposition gegen sich entfesselt. Liberale und Reaktionäre, Romantiker und Rationalisten, Katholiken und Protestanten hatten sich miteinander verbündet, um Sturm zu laufen gegen eine Regierung, welche das „alte Recht“, wie die Phrase lautete, zu Boden trat. Vor nahezu zwei Jahrzehnten hatte gerade Hegel die Berufung der Landstände für das alte Schwaben

Kampf gegen die württembergischen Landstände und ihr „altes Recht“.

gefordert. Jetzt aber hatten sie keinen erbitterteren Gegner als ihn. Wahrlich nicht, weil er seinen Sinn geändert und zum Verteidiger des Absolutismus geworden wäre, sondern in der gleichen Meinung, die er damals gehabt, und die noch immer in ihm lebendig war. Was er bekämpfte, war die Verbindung rückständiger Ideen mit geschmacklosen Freiheitsphrasen, eine Opposition, für die, wie für die französischen Emigranten der Satz Geltung habe, daß sie nichts vergessen und nichts gelernt habe. „Sie scheinen“, so schreibt er in seiner „Beurteilung der im Druck erschienenen Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg im Jahre 1815/16“, „diese letzten 25 Jahre, die reichsten wohl, welche die Weltgeschichte gehabt hat, und die für uns lehrreichsten, weil ihnen unsere Welt und unsere Vorstellungen angehören, verschlafen zu haben. Es konnte kaum einen furchtbarern Mörser geben, um die falschen Rechtsbegriffe und Vorurteile über Staatsverfassungen zu zerstampfen, als das Gericht dieser 25 Jahre, aber diese Landstände sind unversehrt daraus hervorgegangen, wie sie vorher waren“.[1] Es gibt keine Schrift, welche jene Verhältnisse mit größerer Sachkenntnis und einer so bis an die Wurzel dringenden Schärfe erörtert hätte. Und dabei eine Energie der Gedankenführung, eine Klarheit der Disposition, ja eine Leichtigkeit und Durchsichtigkeit selbst der Sprache, die man bei dem Verfasser der Phänomenologie des Geistes niemals erwarten würde. Es ist eine der besten Flugschriften, die je aus einer deutschen Feder hervorgingen.

Hat er an die Heimkehr nach Tübingen gedacht?

Wohl möglich, daß Hegel damals, wie mündliche Überlieferung wissen will, sich mit der Idee einer Rückkehr in das alte Vaterland und einer praktischen Wirksamkeit in ihm getragen hat, daß er als Kanzler die Universität, an der er erzogen war, hat regieren und durch sie dem Staate seinen Geist hat einhauchen wollen; er soll mit dem liberalen Minister des neuen Königs, dem Freiherrn von Wangenheim, darüber bereits in Beziehungen getreten sein. Wir wissen, daß er sich als Abschluß seiner Tätigkeit eine praktische Wirksamkeit, in der er nach seines unglücklichen Freundes Hölderlin Wort den Gedanken zur Tat wandeln wollte,

1) Wie fest Hegel in der durch die Ideen von 1789 geprägten Grundanschauung seiner Politik bis in seine letzten Jahre geblieben ist, zeigen unter anderem zwei Urteile über die Auffassung von Walter Scott (in seinem Leben Napoleons; 1827 erschienen) von den Ursachen und dem Zweck der französischen Revolution, welche Rosenkranz in den Aphorismen aus der Berliner Periode auf S. 559 mitteilt. Scott hatte geschrieben: „Der Himmel, zur Strafe der Sünden Frankreichs und Europas, um dem menschlichen Geschlecht eine große Lehre zu geben, überließ die Macht und Gewalt solchen Menschen, die nur die Werkzeuge seiner Rache und seiner geheimen Absichten waren“. Dazu bemerkt Hegel: „Wie? Wenn die Sünden Frankreichs und Europas so groß waren, daß der gerechte Gott die furchtbarste Strafe über den Weltteil verhängte, so wäre ja die Revolution notwendig und kein neues Verbrechen, sondern nur die gerechte Züchtigung alter Verbrechen gewesen; — anmaßende Phrasen, die kaum einem Kapuziner, der seine Unwissenheit beschönigen will, nachgesehen werden könnten“. „Das geistreichste Volk Europas“, hatte Scott an anderer Stelle geschrieben, „ließ sich durch die gröbsten Täuschungen und die verderblichsten Grundsätze verführen“. Darauf Hegel: „Seichter Kopf“.

gedacht hat; wie er es ja gleich in seinem Entlassungsgesuch an die badische Regierung als Wunsch und Ziel auch seiner Berliner Anstellung bezeichnete. In dieser Sphäre müssen sich auch die Gespräche mit Altenstein bewegt haben, als dieser im Herbst 1816 den großen Philosophen in Heidelberg aufsuchte, und aus ihnen mag ein Jahr darauf der Minister die Hoffnung geschöpft haben, daß er in Hegel den Mann gefunden habe, den er suchte.

Antrittsrede in Berlin.

Die Philosophie war auf den Markt, auf die Gasse gegangen; sie war zur Predigt geworden, zur Fahne in den Kämpfen des Tages gemacht. Hegel führte sie wieder zu sich selbst zurück. Er stellte sich außerhalb der Reihen der Kämpfenden und erhob seine Wissenschaft über die Parteien: er setzte sie wieder auf den Thron, von dem die anderen sie herabgezerrt hatten, und umgab sie mit dem Glanze ihrer alten Majestät. So verkündigte er es seinen Zuhörern in der Rede, mit der er am 28. Oktober 1818 seine Vorlesung in Berlin eröffnete. Es war gleichsam die Proklamation der Königin, als deren Minister er gelten wollte. Er sprach von der Morgenröte eines neuen Tages, von dem Reich der Wahrheit, in welchem die Philosophie zu Hause sei, welches sie erbaut, und dessen wir durch das Studium teilhaftig werden; von der Idee, die da schaffe, was im Leben wahr, groß und göttlich sei: „Das Ziel der Philosophie ist, sie in ihrer wahrhaften Gestalt und Allgemeinheit zu erfassen“. Von jeher hatte Hegel den Satz vertreten, daß man nur in einer Hauptstadt eigentlich wirken könne; höchstens eine Universität, die sich gleichfalls zum obersten Zentrum von Tätigkeit und Interesse mache, könne mit einer Hauptstadt rivalisieren und sich selbst zu einer solchen erheben. So hatte er es schon an Niethammer, noch aus Bamberg, im Mai 1808 geschrieben. Jetzt konnte er es in der Hauptstadt des größten deutschen Staates wiederholen, die zugleich Sitz einer Universität war. Und diese Universität ward von dem Minister, in dem er seinen Freund und Gönner verehren durfte, und der auf niemand größere Hoffnungen setzte als gerade auf ihn, als das Zentralinstitut angesehen, durch das er den Geist, dessen Pflege ihm anvertraut worden war, in alle Glieder des Staates einströmen lassen wollte.

Solger über den ersten Eindruck Hegels auf die Berliner Welt.

In einem Brief an Tieck hat Solger vier Wochen später den Eindruck festgehalten, den Hegels Auftreten auf die Berliner Welt gemacht hat. „Ich war begierig“, schreibt er, „was der gute Hegel hier für einen Eindruck machen würde. Es spricht niemand von ihm, denn er ist still und fleißig. Es dürfte nur der dümmste Nachbeter hergekommen sein, dergleichen sie gar zu gern einen hätten, so würde großer Lärm geschlagen und die Studenten zu Heil und Rettung ihrer Seelen in seine Kollegia gewiesen werden“. Bei Solger mischte sich in den Verzicht auf die Popularität, den er darin aussprach, zugleich der Schmerz

über die Enttäuschung, die er als Lehrer wie als Schriftsteller gehabt hatte; die Bitterkeit der Resignation, die ihn bereits beherrschte, spricht aus jenen Worten.[1] Hegel aber brauchte nicht zu klagen, er konnte von Anfang an zufrieden sein. Das erste Semester brachte ihm in den beiden Vorlesungen, „Enzyklopädie“ und „Naturrecht und Staatswissenschaft“, zusammen 102 Zuhörer; im Sommer darauf, in welchem er das immer besonders gut besuchte Kolleg über Logik, die er mit der Metaphysik vereinigte, und dazu die Geschichte der Philosophie las, kamen sogar 170.[2] Es waren die beiden Semester, wo er noch mit den burschenschaftlichen Kreisen Fühlung hatte, wo alte Führer der Bewegung, ein Carové, Friedrich Förster und Leopold von Henning, seine Schrittmacher waren. Seit dem Herbst 1819 bemerken wir ein allmähliches Nachlassen, und erst vom Winter 1822 an wächst wieder die Frequenz; im Sommer 1826 ward die Zahl vom zweiten Semester überschritten; sie stieg auf 183 und von da in kaum unterbrochener Folge bis zur Höchstzahl im Sommer 1829 von 323 Zuhörern. Den anfänglichen Rückgang wird man doch wohl in Verbindung bringen dürfen mit der politischen Schwenkung Hegels seit der Verjagung De Wettes, um so mehr, als er durch Solgers Tod allein auf dem Platze geblieben war[3]; denn die jungen Kollegen konnten, außer etwa Heinrich Ritter, mit dem Ordinarius überhaupt nicht konkurrieren. So daß also die Ebbe in der Berliner Philosophie von seinem ersten Auftreten ab als überwunden gelten konnte. Die Heidelberger Freunde hörten schon im Sommer 1820 von seinen wachsenden Erfolgen, und aus mehr als einem Brief der Zeit werden wir darüber unterrichtet.

Auf dem Katheder.

In dem äußeren Auftreten Hegels lag nichts, was diesen Erfolg hätte rechtfertigen können. Sein Vortrag hatte weder rhetorischen Glanz noch das Imperatorische, was Fichte in Haltung und Sprache gezeigt, noch selbst die Straffheit der Disposition oder das sittliche Pathos, wie es die Berliner Studentenschaft bei Hegels Vorgänger gewohnt gewesen war; nichts, wodurch er die Gemüter unmittelbar hätte fortreißen können. Es war, als ob er geflissentlich alles, was durch äußerlichen Eindruck hätte fesseln können, vermeiden wollte. „Abgespannt und grämlich sitzt er auf seinem Lehrstuhl, mit niedergebücktem Kopf: in sich zusammengefallen. Immerfort sprechend blättert und sucht er in

---

1) Solger zielt damit wohl auf den jungen Calker, der im ersten Semester, wo er las, im Winter 1817, in einem Publikum gegen 40, in der Logik 31 und in der Metaphysik 14 Zuhörer hatte, während Solgers Grundlehren der Philosophie von 18, die Logik und Dialektik von 23 Zuhörern belegt waren. Im Sommer darauf hatte Calker in der Logik 43, Solger in der philosophischen Rechtslehre 12!

2) Logik war für die Juristen noch Pflichtkolleg.

3) Freilich lag ihm Schleiermacher zunächst noch hart an der Seite, der in diesen Jahren, bis 1820, neben seinen beiden theologischen Kollegien Semester für Semester ein philosophisches Kolleg las.

den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten stört allen Fluß der Rede; jeder Satz steht vereinzelt da und kömmt mit Anstrengung zerstückt und durcheinandergeworfen heraus; jedes Wort, jede Sylbe löst sich nur widerwillig los, um von der metallleeren Stimme in schwäbisch breitem Dialekt, als sei jedes das Wichtigste, einen wundersam gründlichen Nachdruck zu erhalten". So schildert ihn einer seiner ergebensten Schüler, Hotho. Und selbst er kann nicht umhin, auf die Schwierigkeit, dem Meister zu folgen, hinzuweisen, die nicht bloß in der Tiefe seiner Ideen, sondern in der Umständlichkeit seines Vortrages bestanden habe, der gerade im Faßlichsten schwerfällig und ermüdend gewesen sei. Dazwischen seien dann freilich wieder Momente gewesen, wo er die Hörer in die Abgründe des Denkens und aus ihnen heraus zur höchsten Erkenntnis geführt habe. „In den Tiefen des anscheinend Unentzifferbaren", schreibt Hotho, „wühlte und webte jener große Geist mit großartig selbstgewisser Behaglichkeit und Ruhe. Dann erst erhob sich die Stimme und das Auge blitzte scharf über die Versammelten hin und leuchtete im still auflodernden Feuer seines überzeugungstiefen Glanzes, während er in nie mangelnden Worten durch alle Höhen und Tiefen der Seele griff". Aber nicht auf jeden seiner Zuhörer machte der Philosoph einen so erschütternden Eindruck. Der Zeit seines Lebens keck urteilende Karl Hase, der bei seinem Besuch in Berlin einmal bei ihm hospitierte, fand seinen Vortrag in dem schwäbischen Dialekt „stockend und wasserfallartig". Buschmann, später der Mitarbeiter beider Humboldts, fand ihn ungenießbar; und auch Rosenkranz, der im Sommer 1824 nach Berlin kam, ohne von Hegel bisher mehr als den Namen gehört zu haben, und sich durch Henning in die neue Philosophie einführen ließ, konnte sich in Hegel, bei dem er nur einige Male hospitierte, gar nicht hineinfinden und wandte sich von dem Meister hinweg zu Schleiermacher und seiner Theologie. Wenn nun aber dieser Treueste der Treuen offen eingesteht, daß er, auch abgesehen von dem Abschreckenden alles Äußerlichen, den Gedanken des großen Philosophen nicht habe folgen können, so werden wir ohne weiteres sagen dürfen, daß es der Masse seiner Hörer nicht besser ergangen ist, und daß ihrer Bewunderung für die abgrundgleichen Tiefen seiner Philosophie das Verständnis nicht entsprochen hat.

Das Geheimnis seines Erfolges.

Aber alle diese Unebenheiten und Anstöße verschwanden vor einer Eigenschaft des neuen Professors: der unbedingten Sicherheit, mit der er sein System vortrug, in dem es kein Fragezeichen gab und Natur und Geschichte, Politik und Religion, Recht und Sitte, Physik und Metaphysik bis in ihre letzten Winkel lückenlos aufgehellt schienen. Denn damit gab er dem jungen Geschlecht, wonach es dürstete, und was ihm in den Kämpfen, in die es die Zeit hineingerissen, zu entschwinden drohte: die Gewißheit. Zwar versprochen hatten diese alle Philosophen. Sie alle wollten den Abgrund, der sich aufgetan, und

den sie immer nur erweiterten, schließen oder doch überbrücken, mit Hülfe eben der Begriffswelt, welche sie an Stelle der überlieferten Vorstellungen setzten. Auf verschiedenen Wegen hatten sie hiernach gestrebt; Schulen auf Schulen waren einander gefolgt; ein jeder ihrer Meister hatte eine Zeitlang geherrscht und sich Ruhm erworben. Aber über ein paar Jahre hatte niemand hinausgereicht, und zu jeder Zeit hatte es Zweifler und Kritiker gegeben. Die Einheit des Glaubens und das Gemeingefühl der Gläubigen, die gewisse Überzeugung von einer Zeit und Ewigkeit umschließenden Weltordnung, die Verbindung von Menschenwelt und Gotteswelt waren das Ziel und der Segen aller Konfessionen gewesen. Die Philosophen dagegen hatten nur Zersplitterung in die Welt gebracht und der Skepsis, der Unsicherheit Tür und Tor geöffnet. In den Briefwechseln der Zeit haben wir eine Fülle von Aussprüchen, die uns die wogende Unruhe, in welche die deutsche Jugend hierdurch versetzt war, und ihre Sehnsucht nach Leitung und Klärung erkennen lassen.[1] Auch Hegel duldete keine Götter neben dem, den er verkündigte. In der Feindseligkeit gegen seine Gegner stand er keinem nach; und sein Zürnen gegen sie verband sich mit souveräner Verachtung. Er schonte niemand, von dem großen Bahnbrecher der neueren Philosophie, dem Kritiker aller früheren Spekulation an bis zu ihren jüngsten Vertretern, welche dem zersetzenden Verstande überhaupt mehr oder weniger Valet gaben und sich in die Tiefen des Gefühls zu versenken strebten. Seine Urteile über Kant und Fichte, geschweige die über Fries und Konsorten, sind von einer Deutlichkeit des Ausdrucks (um diese Eigentümlichkeit seines Stammes mit einem milden Ausdruck zu bezeichnen), die nichts zu wünschen übrig läßt. Auch auf dem Katheder scheute er nicht davor zurück, gegen den theologischen Kollegen an der Universität, der sich ihm auch in der Philosophie an die Seite drängte, mit Angriffen beleidigenden Charakters vorzugehen. Aber andererseits verschaffte ihm gerade die kühle Überlegenheit, womit er auf die Gegner herabsah, mochten sie nun im Talar oder im „Friesrock“ auftreten, und überhaupt der apodiktische Ton, den er in Wort und Gebärde legte, einen sich stetig mehrenden Anhang. Unbedingter hat niemals ein deutscher Philosoph geherrscht; das „*αὐτὸς ἔφα*“ blieb die Parole für die Heerscharen, die ihm folgten. Wer sich einmal in sein System verstrickt hatte, konnte sich kaum noch von seinen Fesseln lösen.

Unterschied zu Schleiermacher.

Auch darin unterscheidet er sich wieder von Schleiermacher, der immer nur ein Anreger blieb und es fortgesetzt erleben mußte, daß seine Jünger ihn

1) In den Aphorismen aus der Jenaer Zeit (Rosenkranz, 551) findet sich ein Ausspruch von Hegel selbst, der diese Stimmung ganz deutlich bezeichnet: „Es ist dem Publikum bei der Philosophie um die Religion, die verlorene, zu tun; nicht um Wissenschaft; um diese erst hinterher. Der Mensch will erfahren, wie er daran ist, will Befriedigung für sich — das Interesse der Menschen dieser Zeit“.

verließen. So sahen wir es schon bei Marheineke und Neander und ihrer ganzen Generation; so geschah es ihm auch in seinen späteren Jahren. Die feinsten Köpfe, ein Rosenkranz, Vatke und David Friedrich Strauß, wandten sich von seiner Theologie ab zu Hegel; die Masse der Theologiestudierenden aber suchte, sobald sie im Amt waren, die Eindrücke, die sie auf der Universität von Schleiermacher erhalten, rasch wieder loszuwerden, weil sowohl ihre Pfarrkinder als ihre Superintendenten, welche Hengstenberg in der Zucht des Herrn hielt, nach derberer geistlicher Kost verlangten. Auch auf dem Katheder war Schleiermacher das Gegenteil Hegels. Er stellte seine Lehre nicht mit der Miene und dem Ton unumstößlicher Gewißheit dar, sondern deduzierte sie aus den vorangestellten Obersätzen; er übertrug gleichsam die dialogische Form des griechischen Denkers, dessen Schriften er der deutschen Welt zugänglich gemacht hatte, auf das Katheder.[1] Während Hegel an seine dicken Foliohefte gefesselt blieb, hatte Schleiermacher nichts als einen kleinen Zettel in der Hand; aus den wenigen Stichworten, die darauf standen, entwickelte er, dem die Worte von der Kanzel her so viel besser zu Gebote standen als dem in der Einsamkeit der Studierstube ergrauten Philosophen, mit klarer, eindringender Stimme seine Sätze; in dem weiterströmenden Fluß der Rede wirbelte er dann wohl das Blättchen zwischen den Fingern zusammen. Diese Unmittelbarkeit der Entstehung seines Vortrages, und dazu das Bestreben, die Probleme diskutierend zu lösen, fesselten die Studenten. Aber andererseits erregte die Regellosigkeit im Aufnehmen und Fallenlassen der Fragen, das Anfassen einer Sache bald von der, bald von jener Seite gerade bei den Begabtesten seiner Zuhörer Zweifel, hinterließ ihnen Lücken und Rätsel, vor denen sie fragend stehen blieben. Dennoch muß der Eindruck Schleiermachers auf dem Katheder bis in seine letzten Jahre ganz mächtig gewesen sein. Die Gesamtsumme der Besucher seiner Vorlesungen — deren er allerdings im Sommer drei las — übertraf noch die von Hegel und stieg gleichfalls mit den Jahren; selbst seine philosophischen Kollegia waren kaum geringer besucht als die des Rivalen.[2] Überhaupt aber brauchte er den Kampf nicht zu scheuen. In die Akademie ließ er den Gegner

---

1) Geradeso hat er schon in den Gelegentlichen Gedanken den idealen akademischen Vortrag gezeichnet.

2) Im Sommer 1817 und im folgenden Winter las er die Politik vor 74 bezw. 105 Hörern. Die Zahl stieg im Sommer 1818 in der Psychologie auf 137, sank im Winter in der Dialektik auf 96 und stieg im Sommer 1819 (Ästhetik) auf 108. Von da ab läßt auch bei ihm der Zulauf etwas nach: im Winter 1819 (Geschichte der griechischen Philosophie) 82, im Sommer 1820 (Geschichte der neueren Philosophie) 53, Winter 1820 (Pädagogik) 49, Sommer 1821 (Seelenlehre) 89. Zusammen mit den theologischen Vorlesungen waren es in diesen Semestern: 134, 165, 222, 219. Von da ab las er das philosophische Kolleg nur im Sommer. Die Zuhörerzahlen waren 1822 118, 1823 93, 1824 77, und in den entsprechenden folgenden Semestern 81, 121, 107, 129, 81, 229, 148 (Sommer 1831).

nicht hinein, und seine Fakultätsgenossen standen, von Marheineke abgesehen, gegen Hegel mit ihm zusammen. Aus den gemeinsamen Geschäften der Universität zog sich Schleiermacher in diesen Jahren mehr und mehr zurück, während Hegel, wie wir sahen, bereits 1822 in den Senat gewählt wurde. Hier aber fand er kaum Gelegenheit, im Sinne seiner philosophischen Interessen tätig zu sein, und die der Körperschaft selbst betrieb er nach sachlichen Gesichtspunkten und mit dem Ernst und der Aufmerksamkeit, die er in allen geschäftlichen Angelegenheiten bewährte.

3. Juristen.

Wenn es Hegel gelang, in die theologische Fakultät wenigstens an einer Stelle Bresche zu legen, so scheiterten seine Versuche, bei den Juristen einzudringen, zunächst ganz; denn unter diesen hielt Savigny die Diktatur, die er als Schöpfer der Fakultät von Anfang an gehabt hatte, gewaltig aufrecht. Sprickmann hatte schon nach zwei oder drei Semestern völlig ausgespielt; seine Vorlesungen fielen regelmäßig aus, und an den Fakultätsgeschäften nahm er kaum noch Anteil. In Johann Christian Hasse, der Michaelis 1818 für die Professur, die er früher zugunsten Jenas ausgeschlagen hatte, gewonnen war, hatte die Fakultät einen durch seine Tüchtigkeit als Lehrer wie als Forscher ausgezeichneten Kollegen erhalten. Er wurde aber schon zum Winter 1821 nach Bonn versetzt. Goeschen stand Savigny schon als Schüler nahe, und seine wissenschaftliche Tätigkeit bewegte sich ganz in den Bahnen, die jener vorgezeichnet hatte, und die er durch seine Ausgabe der Institutionen des Gajus weiterführte. Auch er aber blieb der Universität nicht erhalten. Zu Ostern 1822 ging er nach Göttingen, das, zumal in den Jahren der Reaktion, noch immer den Vorrang, wenigstens in den juristischen Fächern, vor Berlin behauptete. Für ihn waren zwei Ersatzmänner aus der Berliner Schule selbst vorhanden, Karl Wilhelm von Lancizolle und Moritz August von Bethmann-Hollweg. Jener war geborener Berliner, aus der Kolonie, Sohn eines Geheimen Rates in deren Departement. Vorgebildet auf dem Französischen, später dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium, hatte er die Feldzüge von 1813/14 als freiwilliger Jäger mitgemacht, darauf in Berlin und später in Göttingen die Rechte studiert und im September 1818 bei uns promoviert. Schon im nächsten Jahre habilitierte er sich und wurde 1820 gleichzeitig mit seinem Freunde Bethmann-Hollweg zum außerordentlichen Professor ernannt. Dieser war ein Landsmann Savignys, ein Sohn des zweiten Chefs des Frankfurter Bankhauses, das, bevor die Rothschilds aufkamen, die Geldgeschäfte der großen Mächte zu vermitteln pflegte. Seine Erziehung hatte Karl Ritter geleitet, mit dem er, noch ehe er die Universität bezog, weite Reisen durch die Schweiz und durch Italien gemacht hatte. Seit 1813 besuchte er die Göttinger und seit 1815 die Berliner

Sprickmann versagt ganz.

Hasse.

Lancizolle und Bethmann-Hollweg.

Universität. Hier hatte er sich eng an Savigny und Goeschen angeschlossen, mit welch letzterem er an der Entzifferung der Gajushandschriften in Verona arbeitete. Er promovierte dann aber doch wieder in Göttingen, im Herbst 1818, und folgte erst im Frühling 1819 einer direkten Einladung Savignys, um sich bei uns zu habilitieren. Mit Lancizolle war er von jeher befreundet; beide waren Mitglieder der „Maikäferei“, jenes Bundes vornehmer und frommer junger Leute, dessen wir gedachten, und dem auch die älteren Gerlachs, Adolf v. Thadden, Plehwe und andere angehörten. Ludwig v. Gerlach hat in seinen Erinnerungen ihrer, und besonders Hollwegs, mit dem er sehr intim war, vielfach gedacht. Noch in seinen alten Tagen erinnerte ihn an den Freund der Jugend, mit dem er im Alter so schwere Kämpfe durchzufechten hatte, ein eisernes Kruzifix auf seinem Schreibtisch, das ihm Hollweg in jenen Jahren geschenkt hatte: Gesinnungen, welche die beiden jungen Dozenten Savigny, dessen weicher Religiosität sie entsprachen, schon an sich willkommen machen mußten, wenn er sich auch persönlich von der enthusiastischen Richtung, welche die beiden Freunde erfüllte, fernhielt. Der Minister wäre wohl bereit gewesen, auf den Bericht der Fakultät, die schon am 16. Dezember 1821 auf die Notwendigkeit hinwies, Ersatz zu schaffen, einen Nachfolger Goeschens aus dem Auslande heranzuziehen. Aber Savigny und seine Kollegen äußerten selbst den Wunsch, beide erledigte Stellen aus ihrer Mitte, und zwar durch die Ernennung Lancizolles und Bethmann-Hollwegs, zu besetzen. Schon am 26. April 1822 reichte die Fakultät den Antrag ein, den sie, da Bescheid ausblieb, am 28. Oktober erneuerte. In einem eigenen Schreiben begründete Savigny das Gesuch, nicht bloß mit dem steigenden Beifall, den sich beide durch ihre Vorlesungen wie überhaupt durch ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit erworben hätten, sondern auch durch den Hinweis auf die untadelhaften Sitten und die Reinheit ihrer politischen Gesinnung.[1] Auch das pekuniäre Moment glaubte er betonen zu müssen, da durch den Abgang Hasses und Goeschens nicht weniger als 3800 Taler vakant seien, mithin auch bei einer Erhöhung des bisherigen Gehaltes der beiden Extraordinarien bis auf 1000 Taler immer noch die größere Hälfte der vakanten Summe zur Verfügung bleiben werde; er schlug vor, eventuell dafür in dem Professor Dirksen aus Königsberg noch ein drittes neues Mitglied der Fakultät zu gewinnen. Das Ende war, daß Altenstein auf den ersteren Vorschlag einging. Schon im Sommer 1823 traten beide als Ordinarien in die Fakultät ein.

Klenze.

Noch zwei andere jüngere Juristen waren bereit, in die durch Bethmann-Hollweg und Lancizolle offen gelassenen Stellen einzurücken. Der eine war Clemens August Karl Klenze, dessen wir bei Erwähnung des Göttinger Kreises,

1) Savigny an Altenstein, 16. November 1822. Auch Goeschen hatte sie, noch bevor der Antrag abging, dem Minister empfohlen; besonders für Hollweg traten beide aufs wärmste ein.

dem Lücke und Lachmann angehörten, schon gedenken konnten. Er war von Göttingen nach Berlin gekommen, hatte hier im Jahre 1820 promoviert und eine Stellung an der Bibliothek erhalten. Die Fakultät glaubte, ihn in ihre Anträge für Bethmann und Lancizolle gleich mit einbeziehen zu können; sie bat, ihm eine außerordentliche Professur zu übertragen. Damit aber hatte sie kein Glück. Klenze, der an beiden Feldzügen teilgenommen, hatte sich durch seine patriotischen Gesinnungen verführen lassen, ein im Sommer 1819 für den Turnvater Jahn in der Bremer Zeitung veröffentlichtes Zeugnis mitzuunterschreiben, und dadurch bei Schuckmann und Genossen den Verdacht revolutionärer Gesinnung hervorgerufen. Zwar hatte der Gestrenge seitdem seinen Widerspruch zurückgenommen, aber zu einer definitiven Anstellung des verdächtig Gewordenen konnte sich Altenstein nicht entschließen. Erst nach dem Friedensschluß von 1824 besserten sich für Klenze die Aussichten, und im Sommer 1826 wurde er Mitglied der Fakultät.[1]

Homeyer.

Ein Altersgenosse Klenzes, dessen Arbeiten sich ganz auf dem Gebiete der römischen Rechtsgeschichte bewegten, die er mit streng philologischer Methode anbaute, war der Wolgaster Karl Gustav Homeyer[2], den, wie wir erwähnten[3], sein Oheim Rühs mit nach Berlin genommen hatte, wo er dann Schüler des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums geworden war. Seit dem Herbst 1813 studierte er in Berlin, wo Savigny und Eichhorn in gleichem Maße auf ihn einwirkten. 1816 ging er nach Göttingen und im folgenden Jahre nach Heidelberg. Nach einer Unterbrechung seiner Studien, häuslicher Verhältnisse wegen, die ihn nach Hause zurückriefen, wieder in Berlin immatrikuliert, bestand er im Sommer 1819 das juristische Doktorexamen, folgte dann aber einer Pietätspflicht gegen den erkrankten Oheim, indem er ihn auf der Reise nach Italien begleitete, von der Rühs nicht mehr zurückkehren sollte. Homeyer war selbst erkrankt und konnte somit erst 1821 promovieren, worauf er sich noch im Herbst habilitierte. Die Selbstbegrenzung, welche Klenze auf dem Gebiet der römischen Rechtsgeschichte sich gegeben, hat Homeyer auf dem Gebiet des deutschen Rechts innegehalten. Beide stehen darin recht im Gegensatz zu ihren großen Lehrern, welche ihr gewaltiges Arbeitsfeld in seinem gesamten Umfange beherrschten. Auch Homeyer war, wie Klenze, ein Meister in der Beschränkung, nur daß es ihm in einem längeren

1) Vergl. Varnhagen, Beiträge zur preuß. Gesch., II, 358, zum 28. Mai 1823; dazu die Eingabe Klenzes an das Ministerium vom 25. Juni 1823.

2) Klenze geboren zu Heissum bei Hildesheim am 22. Dezember 1795, Homeyer am 13. August 1795 zu Wolgast. Über Klenze A. D. B. XVI, S. 162 (Teichmann). Über Homeyer vor allem den bereits zitierten (Bd. I, S. 261) Nekrolog Brunners in den Preuß. Jahrb. 36 (1875), S. 18ff.; dazu den Nachruf von Alfred Boretius in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. VI (1875), S. 217ff. und den von Hugo Böhlau in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte XII (1876), S. 291; ferner A. D. B. XIII, S. 44 (Frensdorff) und Harnack, Geschichte der Akademie, I, 723.

3) Bd. I, S. 260.

Leben vergönnt war, in seinen Grenzen die Arbeit noch mehr zu vertiefen. Auch darin möchte man einen Gegensatz zu Eichhorn erblicken, daß er, der Pommer, sich auf der Stelle, die er einnahm, fester anzusiedeln wußte als sein immer unruhvoller und nervöser Lehrer, in dem noch das Blut seines fränkischen Stammes zu pulsieren schien. Wir werden dem uneigennützigen und redlichen Manne, der lange Jahre hindurch eine Zierde seiner Fakultät gewesen ist, in späterer Zeit noch unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. In diesen ersten Jahren stand er noch im Hintergrund. Seine Vorlesungen waren nicht gerade zahlreich besucht; auch seine wissenschaftlichen Arbeiten gehören, abgesehen von seiner Dissertation, welche ein Kapitel aus der Pommerschen Rechtsgeschichte behandelt, den späteren Jahren an; erst im Jahre 1827 hat er das Werk, das seinen Namen für alle Zeit in seiner Wissenschaft festgehalten hat, den Sachsenspiegel, herausgegeben. Aber schon im Herbst 1824 empfahl die Fakultät ihn, dem sie bereits bei Gelegenheit seiner Promotion ein glänzendes Zeugnis ausgestellt hatte, dem Minister zur Beförderung, die ihm dann auch zuteil wurde.[1]

Die Fakultät näherte sich damit dem Ideal, das Savigny schon im Sommer 1810 aufgestellt hatte, der Ergänzung ihrer Lehrer aus sich selbst durch die Schulung, welche sie ihren Mitgliedern gewährte.[2]

---

1) Juristische Fakultät an das Ministerium, 25. Oktober 1824, dazu als Beilage das entsprechende Gesuch Homeyers selbst mit einem kurzen Lebenslauf.

2) Nur im Vorübergehen gedenken wir hier dreier Dozenten, die, da sie in anderer Stellung waren, ihre Lehrtätigkeit bloß nebenher betrieben haben. Von ihnen war der älteste, Christian Ludwig Julius Steltzer, geboren am 17. Februar 1758 zu Salzwedel, außerordentlicher Professor in Halle gewesen (seit 1795). Von 1806 ab war er Professor in Moskau und darauf in Dorpat, wo er 1817, wie es heißt, infolge allzugroßer Konnivenz bei Doktorpromotionen, entlassen wurde. Er war dann in Berlin beim Kriminalsenat des Kammergerichts und später im Staatsministerium für die Revision der Gesetze angestellt gewesen. In dieser Stellung habilitierte er sich Michaelis 1819. Er starb am 8. Oktober 1831. Er trug unter anderem Kriminalprozeß, Kriminalrecht und kanonisches Recht vor; Vorlesungen, die ganz leidlich besucht waren, das kanonische Recht z. B., welches früher Schmedding gelesen hatte, im Winter 1823 noch von 42 Zuhörern; das Kriminalrecht, das er in diesem Semester angekündigt hatte, fiel aus: „weil für mich kein Auditorium übrig war und ich wegen anderer Beschäftigung die Stunde nicht ändern kann“. Neben juristischen Studien hat er sich auch in Trauerspielen, Gedichten und literarischen Aufsätzen, sowie Abhandlungen gemeinnützigen Inhalts, z. B. über Teuerung des Getreides, Abschaffung des Seidenbaus usw., versucht. So erschien 1780 ein Trauerspiel von ihm: „Franziska von Montenegro“. Seine juristischen Schriften behandeln meist Kriminalrecht und -Prozeß. 1812 erschienen „Principia juris privati rationalis“ und 1817 eine „Psychologische Untersuchung für das Kriminalrecht über den Willen“. Ferner eine Reihe von Abhandlungen im Alten und Neuen Archiv für Kriminalrecht und anderes. Meusel, Gelehrtes Teutschland, 7., 10., 15. und 20. Band; Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. IX (1831), Tl. 2, S. 892; Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 277; A. D. B. XXXVI, S. 37ff. (Eisenhardt, nach Meusel und dem Neuen Nekrolog). — Christian Gottfried Wilhelm Roßberger, geboren am 7. Februar 1786 zu Leipzig, promovierte und habilitierte sich dort, ward 1808 Advokat und Notar, 1819 Privatdozent in Berlin und Kommissionsrat, 1827 preußischer Regierungsrat, starb 1833. Ein paar zivilrechtliche Schriften.

Alle diese Dozenten waren Anhänger oder wenigstens nicht erklärte Gegner der historischen Schule. Zwei andere aber suchten Einlaß in die Fakultät mit der ausgesprochenen Absicht, gegen den Beherrscher der Fakultät und seine Richtung Front zu machen. Der eine war der Freiherr von Reibnitz, derselbe, der sich Hoffnung gemacht hatte, als Brasserts Nachfolger Universitätsrichter zu werden, und dessen Sohn wir durch seine Duellaffäre in die burschenschaftliche Verfolgung verwickelt sahen. Geboren am 11. Oktober 1766 zu Glogau, stand Reibnitz schon am Abschluß einer längeren amtlichen Laufbahn, die ihn 1819 in die angesehene Stellung eines Geheimen Oberrevisionsrates bei dem Revisions- und Kassationsgerichtshof in Berlin geführt hatte.[1] Obschon er sich also niemals als Dozent versucht hatte, traute er sich dennoch zu, beide Ämter vereinigen zu können, da er seine Vorlesungen wesentlich unter praktische Gesichtspunkte stellte.[2] In zwei Promemorias, die er dem Minister im Februar 1822 einreichte, hatte er sein Lehrprogramm entwickelt, durch das er die Lücken, die er im Lektionskatalog zu finden meinte, ausfüllen werde. Es kam im wesentlichen auf einen „Statistischen Kursus“, wie er sich ausdrückte, des in Deutschland und zumal im Preußischen Staate geltenden Rechtes hinaus, mit anderen Worten auf ein Repetitorium, bei dem das Historische „vorausgesetzt“, also weggelassen, und das Bestehende, Anwendbare, „Praktische“ den Hörern in verkürzter Form überliefert werden sollte. So hoffte Reibnitz das Privatrecht in täglich zwei Stunden, das Erbrecht, das peinliche Recht und das Naturrecht in täglich je einer Stunde bewältigen zu können; und in einer Stunde täglich wollte er auch das gesamte Staats-, Völker- und Kirchenrecht einfangen. Da er sich nun außerdem mit dem Plan trug, ein mehrbändiges Handbuch des gesamten Rechtsstoffes zu schreiben, so deckte sich seine Absicht nahezu mit dem, was unseren Studenten heutzutage durch das Repetentenwesen geboten wird, welches sich außerhalb der

v. Reibnitz.

Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 223; Neuer Nekrolog der Deutschen, XI (1833), Tl. 2, Nr. 746. — Karl Ludwig Caplick, geboren zu Berlin am 12. Dezember 1799, habilitierte sich Ende März 1821, schied Michaelis 1823 aus, um in die Zivilpraxis überzugehen, starb 11. Oktober 1830. Neuer Nekrolog der Deutschen VIII (1830), Tl. 2, S. 981.

1) 1786 Gerichtsauskultator in Berlin, 1791 Kriegs- und Domänenrat und Kammerjustitiarius zu Glogau, 1803, nach zwei weiteren Stellungen, Regierungspräsident in Heiligenstadt, 1804 mit dem Kollegium nach Erfurt versetzt, 1805 Oberlandesgerichtspräsident in Brieg, 1810 bis 1815 privatisierend auf seinen Gütern, 1815 bis 1818 Organisationskommissarius in Krakau, wo er sich den Doktorhut erwarb. — Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 206; Meusel, Gelehrtes Teutschland im 19. Jahrh., XIX (1823), S. 279; Neuer Nekrolog der Deutschen VII (1829), Tl. 2, S. 970.

2) Übrigens war er bei seinem Gesuch nicht bloß von wissenschaftlichem Ehrgeiz geleitet, sondern wie schon bei der Bewerbung um die Universitätsrichterstelle, folgte er daneben der Rücksicht auf Erhöhung seiner Einnahmen, die durch große Vermögensverluste in der Kriegszeit sehr reduziert waren; so daß nach seinem Tode (17. November 1829) über seinen Nachlaß der Konkurs verhängt werden mußte.

Universitäten angesiedelt hat und gerade so auf die Zustutzung der jungen Rechtskandidaten für das Examen berechnet ist.[1]

Der Gedanke an eine Repetition des in den Vorträgen gegebenen Rechtsstoffes war Altenstein gewiß nicht unsympathisch. Dennoch ging er, hier besonders von Schmedding beraten, an der Fakultät, der er die Promemorien einsandte, nicht vorüber, da ihm die Tendenz des Antragstellers gegen die historische Schule nicht verborgen bleiben konnte; und von dieser erhielt er, wie sich denken läßt, einen Bericht, der sich ganz gegen die von Reibnitz entwickelten Prinzipien wandte. Die Grundsätze aber, die darin aufgestellt waren, und welche Savigny auch in einer mit Reibnitz persönlich geführten Korrespondenz wiederholte, waren einleuchtend genug, um den Minister von der Unwissenschaftlichkeit der Auffassung des Antragstellers zu überzeugen; so wie sie noch heute geeignet sind, diese oft diskutierte Frage in klares Licht zu stellen. Savigny und seine Kollegen waren fern davon, die Vorbereitung auf den praktischen Dienst als das Ziel der Universitätsbildung zu leugnen oder auch nur der philosophischen Begründung neben der historischen die Berechtigung zu bestreiten. Beides bezeichneten sie als unerläßlich. Was sie als die Aufgabe des Universitätsunterrichtes betonten, war lediglich die rein wissenschaftliche Behandlung des Rechtsstoffes. „Sonst müßte ja", erklärt die Fakultät in ihrem Bericht an den Minister, „dem preußischen Rechtsgelehrten alles Studium des römischen, kanonischen und deutschen Rechts für die Praxis unnötig scheinen und unser in den Worten so deutliches Landrecht völlig hinreichen". Wie wir wissen, war das Landrecht anfangs von den Vorlesungen an unserer Universität ausgeschlossen worden. Savigny war darin mit den preußischen Justizbehörden *eines* Sinnes. Wiederholt hatte der Justizminister sich gegen die Vorlesungen über das Landrecht erklärt, weil damit Unfleiß im römischen Recht befördert werde. Dennoch hatte Savigny seit einiger Zeit der Forderung, die von verschiedenen Seiten erhoben war, nachgegeben und auch das Landrecht in den Kreis seiner Vorlesungen gezogen, stets jedoch in Verbindung mit den zugrunde liegenden römischen Rechtsbegriffen und Grundsätzen; er meinte, eine ähnliche Behandlung der germanischen Teile des Landrechts von seiten des Professors des deutschen Rechtes würde gleichfalls nicht unzweckmäßig sein. Um so mehr bestritt er seinen Gegnern das Recht, seine Methode als die der „sogenannten historischen Schule" zu bezeichnen; denn, so bemerkte er, jedem bleibe unter der angegebenen Voraussetzung ein genügender Spielraum, um je nach seiner Anlage und Ausbildung bald einer philosophieren-

1) Von dem angekündigten Werk erschienen im Jahre 1824/25 drei Teile unter dem Titel: „Systematisches Lehrgebäude des gesamten in Deutschland geltenden gemeinen Rechts". Die früheren Publikationen von Reibnitz sind: 1815 „Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung", 2 Teile; 1818 „Regent und Volk"; 1821: erstens „Über die Vereinfachung des Administrationsdienstes"; zweitens „Preußens Staatshaushalt und neues Steuersystem"; drittens „Über Friedensgerichte in der preußischen Monarchie".

den, bald einer historischen und philologischen Behandlung des Rechts den Vorzug zu geben; und er hob hervor, daß in Berlin die allergrößte Mannigfaltigkeit teils wirklich vorhanden, teils erfreulich und heilsam sei und von der einseitigen Herrschaft einer bestimmten Methode durchaus nicht die Rede sein solle. „Allein auch bei der größten Verschiedenheit der Methode", so fährt er fort, „ist die oben angegebene allgemeine Grundlage die überall gleich notwendige Bedingung einer wahrhaft wissenschaftlichen, der Universität ausschließlich angehörenden Behandlung. Was also außer den Grenzen jener gelehrten Bearbeitung der Rechtswissenschaft liegt, ist seiner Natur nach der Universität fremd, und dieser Gegensatz ist von dem Gegensatz verschiedener Methoden (zum Beispiel einer historischen und philosophischen) völlig verschieden". Mit fein verdecktem Tadel des Gegners, der sich eine Kritik der historischen Richtung anmaßte, ohne sich in ihr versucht zu haben, wies er auf seine eigenen Studien zurück. „Ich habe mich", so schreibt er ihm selbst, „von frühen Jahren her mit dem Quellenstudium des römischen Rechts beschäftigt. Meine Arbeiten haben mich in manche Berührung mit den Quellen des deutschen und des kanonischen Rechts gebracht; aber gerade diese beiläufige Kenntnis hat mir von dem Umfang dieser Quellen einen derartigen Begriff beigebracht, daß ich es durchaus nicht wagen würde, in diesen Fächern als Lehrer aufzutreten". Alle praktische Vorbereitung wollten er und seine Kollegen auf die Referendariatszeit verweisen. Dort werde auch das Statistische seinen Wert behaupten, weil es dann durch Anschauung belebt werde; bringe man aber dies auf die Universität, so erreiche man nur eine Überhäufung mit Arbeiten, die des wissenschaftlichen Geistes entbehrten, und vermindere dadurch die Möglichkeit, diejenigen Studien zu treiben, welche neben den rein juristischen unbedingt nötig seien. Denn mehr als 13 bis 15 Stunden dürfe kein Studiosus der Jurisprudenz wöchentlich sich mit seinem Fache beschäftigen, weil ihm sonst keine Gelegenheit mehr bleibe, um die nötigen philosophischen, historischen und philologischen Gesichtspunkte sich anzueignen. Dabei unterließ die Fakultät nicht, auf den eigentlichen Zweck und Erfolg, welchen die Einführung solcher Vorträge, wie der Petent wolle, haben werde, hinzuweisen, „denn diese würden die Trägheit gewöhnlicher Köpfe verleiten, wissenschaftliches Studium zu verlassen, da das Bestehende, Anwendbare, Praktische ihnen ihrer Ansicht nach auf einem kürzeren Wege geboten wird".

Auf Reibnitz machten diese Gründe keinen Eindruck. Dem Bescheid des Ministers, der sich mit Berufung auf die Fakultät gegen seinen Antrag erklärte, setzte er ein erneutes Gesuch entgegen, dessen Ton ebenso selbstbewußt wie zudringlich war. Er mochte sich wohl auf seine Gönner noch mehr verlassen als auf seine Erfahrung. Altenstein aber kam als Mann der Mitte auf den Ausweg (da er die Habilitation ihm nicht zumuten zu können glaubte), ihm eine Honorarprofessur anzubieten. Der König, bei dem er den Antrag unter dem

1. Oktober 1822 stellte, genehmigte diese durch Kabinettsordre vom 28. Januar 1823. Am 17. Februar machte der Minister Rektor und Senat darüber Mitteilung. Es war das erste Mal, daß diese Würde, die anderswo, zum Beispiel in Bonn, schon bestand, an unserer Universität verliehen wurde. Da die Statuten darüber nichts enthielten, fragte die Fakultät am 25. Februar an, welche Stelle Herrn von Reibnitz im lateinischen Katalog für die Anzeige der Vorlesungen zu bestimmen sei; worauf die Verfügung erging, daß der neue Kollege zwischen den ordentlichen und außerordentlichen Professoren seinen Platz haben solle; so wie es seitdem gehalten wird. In seinem Antrage hatte der Minister auch eine Remuneration, und zwar in Verbindung mit dem Amte, von 600 Talern vorgeschlagen. Diese aber ward vom König nicht genehmigt; so wie es bei der Verleihung von Honorarprofessuren bis vor kurzem ebenfalls Brauch geblieben ist. In der Folge sind Reibnitz dann kleinere Remunerationen von ein paar hundert Talern bewilligt worden. Übrigens hat er nicht viel Gelegenheit gefunden, durch seine Vorträge Schaden zu stiften. Gleich im Sommer 1823 hatte er in der Vorlesung, von der Savigny so schweren Nachteil erwartete, dem System des in Deutschland geltenden Privatrechts, nur 8, und in der Erläuterung des preußischen bürgerlichen Prozesses 11 Hörer; viel höher ist er niemals gekommen und hat mehr als einmal wegen Mangels an Zulauf die Vorlesungen aufgeben müssen.

Eduard Gans. Herkunft und Studium.

Härtere, und endlich doch vergebliche Kämpfe hatte der Führer der juristischen Fakultät gegen einen anderen Eindringling zu führen, dem weder Erfahrung noch amtlicher Rang noch auch die gesellschaftliche Stellung, auf welche der Freiherr von Reibnitz Anspruch machen konnte, zur Seite standen, dem aber dennoch mächtige Fürsprecher zu Hülfe kamen — Eduard Gans. Der Vater, Abraham Gans, war Berliner Bankier gewesen, von nicht gerade moralischem, aber geschäftlichem Ansehen, der seine Kunden in der höheren Gesellschaft fand und auch zu dem Staatskanzler Beziehungen gehabt hatte[1]. Der Sohn, geboren am 22. März 1798, vielleicht auch schon ein Jahr früher, ward auf dem Grauen Kloster vorgebildet und begann seine Studien Ostern 1816 in Berlin. Den Krieg hatte er nicht mitgemacht, obschon er 1815 wohl das Alter dazu gehabt hätte und, wie wir wissen, gerade am Grauen Kloster das Kriegsfeuer besonders glühte. Ein anderer Klosteraner, Franz Lieber, war damals erst

1) Man wird daher die lustige Anekdote, welche Friedrich von Raumer in seinen Lebenserinnerungen über den Berliner Bankier G—s erzählt, wohl auf Abraham Gans beziehen dürfen: „Was für ein Wagen“, fragte mich der Kanzler, zum Fenster hinausblickend, „hält denn so oft und so lange vor meiner Tür?“ — „Es ist der Wagen des verunglückten Bankiers G—s. Er sitzt unten im Holzverschlag des Hausflurs, erzählt aber den Leuten, er verhandle stundenlang mit Ew. Excellenz“. Daß Abraham Gans kritische Zeiten durchgemacht und schwere Verluste gehabt haben muß, geht auch aus den Personalakten des Sohnes hervor, in denen mehrfach von seiner Mittellosigkeit die Rede ist. Auch die zweite Anekdote, die Raumer an dieser Stelle von dem Bankier G—s bringt, ist gut erzählt und hat eine amüsante Pointe.

15 Jahre alt und meldete sich dennoch bei einem Regiment an der Grenze, bei den Kolbergern, den „Weißlitzen“, mit denen er bei Ligny gekämpft und geblutet hat. Mut war, auch nach dem Zeugnis seiner Freunde, nicht die stärkste von Gans' Tugenden; doch mögen es ja wohl triftige Gründe gewesen sein, die ihn gezwungen haben, hinter dem Ofen zu bleiben. Im Wortgefecht zeigte er sich um so gewandter. Schon 1817 hat er zweimal zur Feder gegriffen und dabei die Beanlagung für die Richtung offenbart, in der seine späteren Erfolge liegen sollten. Das erste Mal anläßlich jenes Vorfalles bei der Habilitation des jungen Karl Witte, dessen wir vorübergehend gedachten. Der Tumult, der sich damals in der Aula gegen das keck auftretende Wunderkind erhob, hatte seinen Ursprung in dem Unwillen der Studenten darüber, daß sie diesen bartlosen Knaben, der kaum aus den Kinderschuhen heraus gewesen war, als sie bereits für das Vaterland gefochten hatten, als ihren Lehrer anerkennen sollten. Die Fakultät hatte durch ihre Erklärung dieser Haltung zugestimmt, und die Regierung war ihr gefolgt. Witte selbst hatte keinen Schaden davon, da ihm der König sogar eine Remuneration zur weiteren Vorbereitung auf das Lehramt, auf 3 Jahre zu je 600 Talern, bewilligte. Gans aber glaubte die Partei des Herrchens, der noch jünger war als er selbst, ergreifen zu müssen. Er nannte die Schrift, die er dem Vorfall widmete, das „Urteil eines Unparteiischen über das Benehmen der juristischen Fakultät zu Berlin in der Habilitationsangelegenheit des Dr. Karl Witte“ — wohl weil auch er den Krieg nicht mitgemacht hatte; ihm fehlte die Empfindung dafür, daß er gerade darum der am wenigsten Berufene war, über das Benehmen seiner Kommilitionen und der Professoren selbst zu urteilen. Es ist aber doch von Interesse, daß er schon bei dieser Gelegenheit als Gegner Savignys auftrat, und man möchte wohl wissen, ob sich dahinter nicht noch andere Motive, persönlicher oder wissenschaftlicher Natur, verborgen haben. Sympathischer berührt an sich der zweite Fall, der ihm noch in demselben Jahre die Feder in die Hand zwang. Es handelte sich dabei um einen öffentlichen Angriff auf die Ehre seines Vaters, der sich in den Zeiten der Unterdrückung auf wucherische Weise bereichert haben sollte. Niemand wird es dem Sohn verargen, daß er an derselben Stelle, wo der Angriff erfolgt war, in dem Oppositionsblatt der Weimarer Zeitung, das Andenken des Vaters, soweit es möglich war, zu retten suchte; er folgte dabei seiner Pflicht. Aber der Ton, den er dabei anschlug, die advokatenhafte Manier, die doch den Kern der Sache nicht berührte und, statt zu widerlegen, in ein wüstes Geschimpfe ausartete, muß auf jeden unbefangenen Leser einen degoutierenden Eindruck machen.[1]

Seine orsten Fehden.

1) Die Sache betraf einen Fall aus dem Obligationenrecht, dem auch Gans' Dissertation (1819) gewidmet war. Sie ging in die französische Zeit zurück. Ein mecklenburgischer Edelmann, der Oberjägermeister Graf Karl von Moltke, war dem Kurfürsten von Hessen, der sein Geld gern in

Sein Kampf um das Extraordinariat.

Vielleicht ließ sich Gans durch die Wittesche Sache dazu bestimmen, eine andere Universität für seine Studien zu wählen. Noch 1817 wandte er sich nach Göttingen und von dort 1818 nach Heidelberg, wo er namentlich Thibaut hörte und 1819 summa cum laude promovierte. Daß den Berlinern ein Schüler Thibauts wenig zusagte, liegt auf der Hand. Aber auch in Heidelberg wäre Gans schwerlich angekommen, denn er war noch Jude; und so liberal man an der Ruperto-Carola dachte, hatten doch auch ihre Fakultäten keine Lust, Juden als Kollegen bei sich zu sehen. Es gab zwar in dieser Zeit einen jüdischen Privatdozenten in der dortigen juristischen Fakultät, Zimmern, aber diesem war ausdrücklich gesagt worden, daß er keine Aussicht auf die Professur habe, und auch er mußte sich taufen lassen, um zur Professur zu gelangen. Indessen hatte Gans, wie es scheint, niemals die Absicht, sich zu habilitieren, sondern er hoffte, ohne dieses Zwischenstadium sich alsbald in ein Extraordinariat setzen zu können. An die Berliner Universität dachte er dabei nicht; er ließ die dortige Fakultät ganz beiseite. Auch bei Altenstein meldete er sich im Dezember 1819, unter Überreichung seiner Schriften, lediglich für die akademische Laufbahn an. Ein halbes Jahr später aber erhielt der Minister eine Verfügung aus der Staatskanzlei, worin sein hoher Chef ihn aufforderte, für Herrn Gans, als einen ausgezeichneten jungen Mann, ein Extraordinariat in Breslau einzurichten und dasselbe, da er ohne Vermögen sei, mit 400 Talern zu dotieren; dabei lag ein Zeugnis des Professors Thibaut, in dem nicht nur der Fleiß und das Talent, sondern auch das sittliche Verhalten des Heidelberger Doktors mit hohen Tönen gerühmt wurde. Altenstein hatte mittlerweile ein Gutachten von der Berliner Fakultät über die Schrift, welche ihm Gans im Dezember verehrt hatte, eingeholt, und dies lautete vernichtend.[1] Einstimmig, wie besonders betont wurde, urteilte die Fakultät: sie müsse zwar an der Arbeit einen gewissen Grad von Kenntnissen und Gewandt-

---

solchen Geschäften anlegte, 135000 Taler schuldig geworden. Der Rechenfehler, den der Kurfürst 1806 in der hohen Politik machte, hatte ihm aber leider dies Geschäft verdorben. Er hatte die Forderung den Franzosen für die Kontribution, die sie ihm auferlegt, abtreten müssen, welche sich dann ihrerseits mit der Zahlung von 150000 Francs von seiten des Grafen begnügen wollten. Moltke aber war auch diese zu zahlen völlig unfähig. Da war es Abraham Gans, der ihm das Geld zu liefern versprach, wenn er eine Massenhypothek auf seine Güter legen und die Obligationen verkaufbar machen wolle. Dies gelang durch die Konnivenz der mecklenburgischen Regierung, und Abraham gab dem Grafen für 120 Obligationen zu je 1000 Talern Preußisch Courant Pfandbriefe zu 50%, deren Kurs jedoch nur 23—25% war; er brachte sie aus zu 43200 Talern, wovon er, nach Abzug der Kosten, Zinsen für ein halbes Jahr pränumerando und 3% Provision, an Moltke 36214 Taler auszahlte; den noch fehlenden Rest von 6036 Talern gab er in ähnlichen Obligationen für 15000 Taler. So die Darstellung der Konkursgläubiger des Grafen, die im Jahre 1817 dem hohen Bundestag, bei dem der Streit anhängig gemacht war, zuging. Auf welcher Seite das Recht war, lassen wir dahingestellt; eine Untersuchung der Frage, die nicht bloß persönliches, sondern auch allgemeines Interesse hat, würde wohl am Platze sein.

1) Urkb. Jedenfalls die Abhandlung „Über Römisches Obligationenrecht“ (1819), die nur eine Erweiterung der Dissertation war; Gans hatte dem Minister beide überreicht.

heit anerkennen; jedoch sei der vorherrschende Charakter derselben ein oberflächliches Bestreben nach neuen und glänzenden Entdeckungen und eine unkritische Beruhigung bei dem, was der Verfasser gefunden zu haben glaube, und aus dieser falschen Richtung sei es leicht zu erklären, daß nach ihrem einstimmigen Dafürhalten die Schrift in der Hauptsache gänzlich mißlungen und ohne Gewinn für die Wissenschaft sei. Sie müsse daher die Frage des Ministers, ob Gans die Befähigung zum akademischen Lehramt besitze, verneinen. Hierauf bedauerte der Minister, auf die Wünsche des Staatskanzlers nicht eingehen zu dürfen: der Dr. Gans möge sich in Breslau bei der Fakultät zur Habilitation melden; eine Besoldung sei reglementswidrig, und auch der Remuneration müsse er sich widersetzen.

Es lag noch ein anderer Fall vor, der gegen die Anstellung des jungen Gelehrten sprach: eine Taktlosigkeit, die er sich bei der Promotion Klenzes hatte zuschulden kommen lassen, und über welche die Fakultät dem Minister gleichfalls auf seinen Wunsch Bericht erstattete. Gans hatte dabei aus der Corona opponiert. Aber die ganze Art, wie er seine Opposition geführt hatte, war nach dem Bericht der Fakultät, gegen den wir keinen Grund haben mißtrauisch zu sein, in Formen verlaufen, welche den berechtigten Unwillen nicht bloß des Respondenten, sondern auch der ganzen Corona erregt hatten; die Erbitterung war so groß gewesen, daß er sich nur durch eine schriftliche Ehrenerklärung vor weiteren Folgen hatte schützen können.[1] Diese zweite Eingabe der Fakultät gab Altenstein Anlaß, noch einmal gegen Hardenberg auf die Frage zurückzukommen. Er erbot sich jetzt, Gans in Königsberg unterzubringen, freilich nur als Privatdozenten, jedoch vielleicht mit einer Remuneration. Indessen machte er darauf aufmerksam, daß Gans Jude sei. Ob Hardenberg darüber hinwegsehen wolle? Und sogleich fügte er eine Reihe schwerer Bedenken an, die seines Erachtens dagegen sprächen. Zwar daß die Zulassung inländischer Juden durch das Gesetz gerechtfertigt war, konnte der Minister nicht in Abrede stellen; denn in dem Edikt über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden vom 11. März 1812 war dies direkt ausgesprochen.[2] Aber das könne, bemerkte er, doch nicht ohne Ausnahmen sein. Und dazu wollte er nicht bloß die theologischen Fächer, sondern auch die Universitätsämter, ja sogar die Ordinariate aller Fakultäten zählen, weil diese Korporationen mit öffentlichen Gewaltzwecken bekleidet wären. Insbesondere schien ihm die Rechtsfakultät, nicht nur in ihrer Eigenschaft

1) Der sehr interessante Bericht der Fakultät im Urkb.

2) Die betreffenden Paragraphen lauten: § 7: „Die für Einländer zu achtenden Juden hingegen sollen, insofern diese Verordnung nichts Abweichendes enthält, gleiche bürgerliche Rechte und Pflichten mit den Christen genießen“. § 8: „Sie können daher akademische Lehr-, Schul-, auch Gemeindeämter, zu welchen sie sich geschickt gemacht haben, verwalten“. § 9: „Inwiefern die Juden zu anderen öffentlichen Bedienungen etc. zugelassen werden können, behalten Wir uns vor, in der Folge der Zeit gesetzlich zu bestimmen“.

als Spruchkollegium, sondern weil ihr die doktrinelle Aufbewahrung, Ausbildung und Fortbildung der Gesetze — nächst der Religion das wichtigste Nationalheiligtum — anvertraut worden sei, vor dem Eintritt von Juden bewahrt werden zu müssen. Er wies auf die Inkonsequenz hin, die darin liege, daß diejenigen unter die öffentlich beglaubigten Lehrer des Gesetzes aufgenommen würden, welche für unfähig erklärt wären, dessen Vollzieher zu sein, und zweifelte aus diesem Grunde sogar, ob jüdische Gelehrte Privatdozenten oder Extraordinarien in dieser Fakultät sein dürften. Auch auf den üblen Eindruck, den eine solche Maßregel auf Professoren und Studenten machen würde, wies er hin; sowie auf die veränderte Auffassung, die man heute von dem akademischen Unterricht habe, wo man nicht bloß die Förderung des Wissens, sondern auch die Bildung des Charakters als die Aufgabe des akademischen Lehrers ansehe. Die ganze Frage, so schloß er, flöße ihm so viele Bedenken ein, daß er nicht ohne eine Entscheidung des Staatsministeriums darin vorgehen könne.

Auch in der Staatskanzlei, wo man gewiß von der Stimmung im Kultusministerium gute Witterung besaß, hatte man sich mit dieser Angelegenheit gerade jetzt von neuem beschäftigt. Von demselben Tage, wie jenes Anschreiben Altensteins (16. August 1820), war ein Erlaß des Staatskanzlers an ihn selbst. Hardenberg erklärte darin, von Breslau absehen zu wollen, da dort der Platz durch die Habilitationen von Gaupp und Regenbrecht (zwei Savignyschülern) besetzt sei, brachte aber dafür Bonn unter den gleichen Bedingungen in Vorschlag. Es war die Zeit der Sommerreisen, und demnach kann es nicht gerade auffallen, daß Altenstein sich einer raschen Antwort überhoben wähnte. Im Oktober ward er zunächst von Gans selbst daran erinnert, der eine neue Schrift, die Scholien zum Gajus, überreichte. Von Hardenberg, der sich damals nach Troppau begab, traf erst Ende Januar 1821 aus Laibach eine Mahnung ein, für seinen Schützling doch gefälligst Sorge tragen zu wollen. Darin war abermals die Bonner Stelle in Vorschlag gebracht. Beides vermochte nicht, den Minister zu einer Äußerung zu veranlassen. Nach der Heimkehr Hardenbergs aus Italien kam die Angelegenheit wieder in Fluß, und zwar durch ein gemeinsames Vorgehen seitens Gans' und seines hohen Gönners. Gans begann am 3. Mai mit der Einsendung einer langen Denkschrift, worin er zunächst seine persönliche Lage und Entwicklung beschrieb, sodann die Bedeutung des Edikts von 1812 berührte und schließlich an einer Reihe historischer Fälle nachwies, daß die Frage der Zulassung seiner Stammesgenossen in der Kulturwelt längst entschieden sei; schon aus dem Jahre 1486 konnte er einen jüdischen Professor in Saragossa, Abraham de Jakuba, nachweisen; weiterhin erwähnte er natürlich Spinoza, um zum Schluß auf die liberalen Grundsätze zu kommen, nach denen man gegenwärtig in Frankreich, Belgien und Dänemark verfahre. Acht Tage darauf, am 11. Mai, meldete sich der Staatskanzler selbst. Als der berufene Ausleger

des Edikts, das seine Unterschrift trug, wiederholte er gegenüber den Einwendungen Altensteins, daß darin zwar nicht die Anstellungsfähigkeit der Juden für Lehrämter überhaupt, hingegen für akademische Lehrämter ausdrücklich ausgesprochen sei. Jedoch sah er jetzt auch von Bonn ab und nannte kurzweg Berlin als den Platz, an dem Gans eine Stellung zu gewähren sei. Aber auch diese mit so vielem Aplomb ins Werk gesetzte Aktion vermochte nicht, den Minister zum Reden zu bringen: so daß die Verbündeten sechs Wochen später von neuem vorstellig werden mußten. Diesmal hatte Gans dem Staatskanzler den Vortritt gelassen, dem er in gemessenem Abstand folgte. Ob nun abermals der Sommerurlaub die Antwort verhindert hat, mag dahingestellt bleiben; genug, am 4. Oktober 1821 kam aus der Staatskanzlei eine vierte Mahnung, die am 16. August 1820 gestellte Frage doch endlich zu beantworten, und 14 Tage später das entsprechende Gesuch von Gans. Allein der Erfolg war nicht besser als bisher. Den Winter über wurde Altenstein in Ruhe gelassen; erst am 14. Februar 1822 klopfte der Staatskanzler wieder einmal an der hartnäckig verschlossenen Pforte an; diesmal bereits vorsichtiger, insofern er in Gans' Namen die Erklärung abgab, daß dieser auf den Eintritt in das Spruchkollegium von vornherein verzichte, dem christlich-germanischen und sogar dem römischen Recht fernbleiben und sich mehr dem Rechte der Hindus, Perser, Araber und anderer östlicher Völker widmen wolle. Trotzdem mußte er nach sechs Wochen konstatieren, daß der Unterrichtsminister noch immer nicht „die Güte“ gehabt habe zu antworten. Als aber auch darauf nichts erfolgte, reichte die Kraft nur noch zu einem Aufschrei der Verzweiflung: „Ew. Excellenz“, so schrieb der Staatskanzler nach Aufzählung aller seiner Briefe, „werden selbst finden, wie sehr es mir auffallen muß, daß ich genötigt bin, jetzt zum siebenten Male mein in den Verhältnissen gegründetes Gesuch um Ihre Äußerung über die Anstellung des Dr. Gans zu wiederholen“.

„Mir kommen“, bemerkt einmal Varnhagen in diesen Jahren, „unsere einzelnen Behörden im Staate vor, wie ehemals die einzelnen Staaten, Ritter, Körperschaften im Mittelalter: es besteht ein Krieg aller gegen alle. Sie befehden sich untereinander; jedes Ministerium ist eine Burg, in der zuvörderst der Inhaber sich selbst verteidigt; manche leben auch gleichsam vom Raube, dem Gemeinwohl widerstreitend und geradezu verderblich. In diesem inneren Kampfe verzehren sich die meisten und edelsten Staatskräfte; der König steht über und in diesen Kämpfen, wie ungefähr ehemals der Kaiser in denen des deutschen Reiches; oft entscheidet er, zuweilen ohne Erfolg, meist läßt er geschehen“. Man kann die Zustände, die sich unter dem alternden Staatskanzler entwickelt hatten, in der Tat kaum besser charakterisieren: der „Ressortpatriotismus“ blühte um so mehr, je stärker die Kabinettsregierung sich aufgestellt hatte. Es war eben nicht mehr möglich, die nach allen Seiten hin ausgreifenden Kräfte in

Staat, Kirche und Gesellschaft von einem Punkte her nach der alten Weise der Administration zu leiten. Der Staatskanzler selbst war der Ohnmächtigste von allen. Er, der im Jahre 1819 die kollegialische Verwaltung als einen Eingriff in seine Macht verworfen und dadurch den Staat, seinem eigenen innersten Empfinden zuwider, in die Reaktion hineingesteuert hatte, sah sich jetzt von seinen Kollegen, die, ein jeder für sich, in den Burgen ihrer Ministerien hausten, überall ausgeschlossen. Die Wirtschaft, die er in seinem Hause duldete, war nur ein Abbild von den Zuständen in der Staatsverwaltung, die dem Namen nach allein in seiner Hand lag. Wie er daheim ein Spielball in der Hand seiner hysterischen Weiber und ihrer Helfershelfer war, so ließ er sich in den Staatsgeschäften von seinen Ministern, man kann es nicht anders bezeichnen, an der Nase herumführen.

Möglich wäre auch, daß Hardenberg für Gans gar nicht so lebhaft interessiert war, wie man nach den Schriftstücken, die er unterzeichnet hat, annehmen müßte, und daß sie nur die Elaborate der jüdischen Freunde von Gans im Hause des Staatskanzlers waren. Denn daß Koreff sein Fürsprecher war, wissen wir von ihm selbst; und daß, nachdem dessen Stern erloschen war, Schoell an seine Stelle trat, ist mehr als wahrscheinlich. Für eine solche Deutung spricht, daß Hardenberg persönlich den jungen Mann gar nicht an sich herankommen ließ. Im Sommer 1821 machte Gans den Versuch, eine Audienz zu erlangen; was, wie er schreibt, seit den zwei Jahren seines Hierseins zu seinen lebhaftesten und den am tiefsten von ihm gehegten Wünschen gehört habe. Ob Hardenberg ihn damals empfangen hat, ist mir zweifelhaft angesichts eines Briefes, den der Doktor gerade ein Jahr später an den Staatskanzler schrieb, worin es heißt: „So unzählig viele Briefe habe ich schon seit Jahresfrist an Ew. Hochf. Durchlaucht in meiner Angelegenheit gerichtet, daß ich wahrlich annehmen muß, sie seien Ew. Hochf. Durchlaucht nicht zu Händen gekommen; soll der Umstand, daß keiner der geringsten Beantwortung würdig gehalten wird, mich nicht aufs tiefste kränken?“ Es war der Ton, den sein alter Gönner Koreff dem Staatskanzler gegenüber anzuschlagen pflegte. Aber begreiflich war sein Kummer; denn gerade in diesen Tagen verschwand für ihn jede Aussicht, auf dem eingeschlagenen Wege sein Ziel zu erreichen. Es hing dies zusammen mit der reaktionären Wendung, welche sich durch die Kabinettsordre vom 12. April 1822 vollzogen hatte. Und nun kam es zu einem seltsamen Quidproquo. Die Angelegenheit von Gans war im Kultusministerium stets von dem Geheimrat Schmedding bearbeitet worden, der wie kein anderer die reaktionäre Richtung im Kultusministerium vertrat. Von ihm stammte bereits das Schreiben vom 16. August 1820, worin zum erstenmal die Bedenken des Ministers gegen die Zulassung eines Juden zu akademischen Lehrämtern erhoben waren. Und ebenso der nicht zur Vollziehung gebrachte Entwurf zu einer Antwort auf den Mahnbrief Hardenbergs

vom 11. Mai 1821, worin der Staatskanzler diesen Einwurf zurückgewiesen hatte. Hierin hatte Schmedding im wesentlichen die Argumente wiederholt, die er schon im August 1820 vorgetragen hatte. Aber er hatte nun den Ton noch mehr auf den christlich-germanischen Charakter des Staates gelegt, der die Zulassung von Juden als Lehrern der Jugend verbiete. Er hatte nachgewiesen, daß damit nur dem Herkommen entsprochen werde. Nur einen einzigen jüdischen Professor, den verstorbenen Meyer in Breslau, den Lehrer der Entbindungskunst, wußte er namhaft zu machen; Fischer, der Chemiker daselbst, sei getauft, und ebenso der Königsberger Extraordinarius, Professor Sachs. Auf den anderen deutschen Universitäten konnte er nur Dr. Zimmern nennen, über den er die Angabe machte, die wir vorhin mitteilten. Daran hatten sich dann weitere Betrachtungen geschlossen über die Gefahren, welche dem positiven Glauben durch den „Naturalismus“ der jüdischen Mitbürger, ihre Abneigung gegen das Christentum und die Charakterfehler ihres Stammes, Eitelkeit, Eigennutz, List usw., drohten. „Der akademische Lehrer soll Zucht und Ordnung halten, Liebe zum Vaterland, Gehorsam gegen göttliche und menschliche Gesetze einflößen. Dazu gehört, daß er selbst ein achtbarer Stand sei und in jeder Hinsicht zur guten Gesellschaft gehöre“. Als unbedenkliche Fächer wollte Schmedding die Medizin und die Naturwissenschaften, dazu auch Sprachkunde aller Art gelten lassen. Bei der theoretischen und praktischen Philosophie und bei der Geschichte hingegen sei jede Darstellung eine Abspiegelung der lebendigsten Individualität des Lehrers, die durch den religiösen Glauben mit bestimmt werde. Dieser Briefentwurf wurde dem Schreiben zugrunde gelegt, das unter dem 1. Mai 1822, von Altenstein geprüft, als Antwort auf Hardenbergs vor 20 Monaten gestellte Anfrage abging. Abermals forderte der Minister die Entscheidung durch das gesamte Staatsministerium. „Ich leugne nicht“, so lautet einer der Sätze, „daß ich bei aller Achtung für die Selbständigkeit der Wissenschaft und der ihr gewidmeten Anstalten (wohin aber im strengsten Sinne eigentlich nur die Akademien und die wissenschaftlichen Sammlungen gehören) auf die Erhaltung und Belebung des christlichen Prinzips in der Erziehung einen entschiedenen Wert lege. Ich folge hierin sowohl dem erklärten Willen und Absichten Seiner Majestät des Königs, dessen Wille unser Gesetz ist: als auch meiner eigenen freien Überzeugung“. Es waren Argumente, welche ebensogut von Beckedorff und Snethlage und den anderen Urhebern der Kabinettsordre vom 12. April 1822 hätten vorgebracht werden können. Und jetzt benutzte Altenstein, gegen dessen Verwaltung dieselbe in erster Linie gemünzt war, die Wendung in der inneren Politik, um den ihm unwillkommenen Protégé des Staatskanzlers von sich abzuschieben! Sein Sieg aber war so vollkommen, wie ihn die Herren Schmedding und Beckedorff nur wünschen konnten: am 18. August 1822 wurde durch Kabinettsordre die judenfreundliche

Bestimmung des Edikts von 1812 aufgehoben. Schon bevor der Schlag fiel, wußte Gans, daß seine Sache verloren war. Eben dies sprach er in dem genannten Brief an den Staatskanzler aus, den er offenbar schrieb, als er bereits von der herannahenden Katastrophe Wind bekommen hatte. Er verlangte von Hardenberg ein Zeugnis des Inhalts, daß nicht durch persönliche Verschuldung von seiner Seite seine Anstellung in Preußen unmöglich geworden sei, sondern daß äußere Umstände dies verhindert hätten: eine wohlfeilere Art, von seiten der Regierung die Sache zu erledigen, kenne er nicht; für ihn aber sei es notwendig, das Einzige, was ihm noch übrig bleibe, den Ruf eines stets unbefleckten Lebens, den man ihm rauben wolle, indem man ihn jeder Verleumdung preisgebe, zu bewahren. Indessen legten sich Groll und Verzweiflung, als seine Freunde ein anderes Arrangement für ihn trafen. Sie verschafften ihm eine Reiseunterstützung. Hardenberg selbst empfahl das Gesuch, in dem Gans weitschichtige Pläne entwickelt hatte, die auf nichts weniger als auf eine Rechtsgeschichte aller Völker der Erde und in den drei Weltaltern hinausgingen. Und hierauf ging Altenstein ein. Er unterstützte in einem Immediatgesuch an den König (10. März 1823) die Eingabe und erreichte zunächst die Bewilligung von je 500 Talern auf zwei Jahre, welche dann noch dreimal erneuert worden ist, zuletzt in Form einer außerordentlichen Remuneration.

Seitdem trat ein völliger Umschwung in der Haltung des Ministers ein. Aus dem Tadler und Gegner von Gans wurde ein Freund und Gönner. In den Akten kam dies darin zum Ausdruck, daß nicht mehr Schmedding der Referent war, sondern Schulze,[1] der Freund Hegels, an den sich Gans jetzt aufs engste anschloß. Die Taufe blieb ihm freilich nicht erspart. Aber im Januar 1826 erlangte er nach der Rückkehr von seiner ersten Studienreise das Berliner Extraordinariat, ohne daß er sich bei der Zwischenstufe des Privatdozententums hatte aufzuhalten brauchen.

4. Naturforscher.

Abkehr von Hegel.

Auch in der philosophischen Fakultät ward es Hegel schwer, sich den Platz, den er anstrebte, zu sichern. Die naturwissenschaftliche Gruppe war ihm von vornherein abgeneigt; denn wenn er auch den Schellingschen Spekulationen nicht folgte und, als er sich zuerst nach dem Berliner Lehrstuhl umsah, sogar

1) Schon im November 1823 berichtete Schulze über den ersten Band der Geschichte des Erbrechts in ungemein warmer und lobender Weise. Als besonderes Verdienst betonte er dabei den Widerspruch gegen die unwissenschaftliche Mikrologie der auf den inländischen Universitäten herrschenden historisch-juristischen Schule. Daß das Buch hauptsächlich gegen Herrn von Savigny gerichtet sei, verschwieg er nicht; aber er meinte, daß Gans darin viel Haltung bewiesen und sich von allen persönlichen Beziehungen freigehalten habe.

Worte gegen die Naturphilosophie gefunden hatte, so bestand doch seine Philosophie auf einer Naturerklärung, die ohne Rücksicht auf die von der empirischen Forschung geforderten Methoden die Welt der Erscheinungen aus der bloßen Idee, dem Begriff des Seins, herzuleiten sich bemühte. Wie hoch er die Kraft der reinen Spekulation auf dem Gebiete des Naturerkennens einschätzte, lehrt uns eine Bemerkung aus der Zeit seines Gymnasialdienstes in den Briefen an Niethammer. Es handelte sich dabei um die Anschaffung eines physikalischen Apparates an seinem Gymnasium, für den er mit Nachdruck eintrat, damit, wie er schreibt, „die jungen Leute in dem Alter, worin das untheoretische Sehen dieser Erscheinungen und deren Anwendung auf mancherlei Spiele noch schicklich ist, damit bald fertig werden“. Weshalb für die Universität fast gar nichts von derartigen Apparaten zu erlauben sei, weil die wissenschaftlich und mathematisch behandelte Theorie dessen fast gar nicht bedürfe und diese für die Universität allein sich schicke. Man kann es verstehen, daß Männer wie Erman und Tralles für solche Grundsätze der Methode nicht eben zugänglich waren, und daß sie dadurch mißtrauisch gemacht werden mußten gegen des Kollegen Anspruch, auch das Reich der Natur seiner Philosophie zu unterwerfen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Neigung Hegels, auch den Mesmerismus und das Halbdunkel der magnetischen Erscheinungen mit dem Lichte seiner Philosophie zu durchleuchten, sowie die Begeisterung, welche er im Gegensatz zu seinen Kollegen von der naturwissenschaftlichen Sektion für Goethes Farbenlehre an den Tag legte. Seinen ganzen Einfluß setzte er dafür ein, wobei ihn der Staatsrat Schultz mit glühendem Eifer unterstützte. Mehr aber noch als aus dieser Differenz über den Wert des Experimentes wird die Kluft, die sich zwischen den Naturforschern und der Hegelschen Philosophie auftat, aus dem Objekt begreiflich, dem sich seine Spekulation von jeher zugewandt hatte. Schelling hatte, zumal da ihn ein Mann wie Steffens, der selbst Naturforscher von Fach war, mit lautem Heroldsruf begleitete, noch auf die Naturwissenschaften selbst einen tiefen Eindruck machen können: Männer wie Reil, Kielmeyer und andere Bahnbrecher ihrer Fächer hatten sich seiner Lehre zugewandt oder doch in ihrer Richtung gearbeitet; und ihre Gedanken hatten, was man auch immer gegen die Extravaganzen sagen mag, die Naturforschung in allen Teilen befruchtet. Berlin freilich war, wie wir wissen, niemals ein rechter Boden dafür gewesen; wie die Akademie, so hatte sich auch die medizinische Fakultät von diesen Ideen im wesentlichen freigehalten. Auch Männer, die, wie Link und Rudolphi, philosophischer Fragestellung an sich keineswegs abgeneigt waren, hatten sich gegen die Auswüchse erklärt, zu denen dieselbe in der Zeit von Koreff und Wolfart gelangt war; und mehr noch war dies bei denjenigen ihrer Kollegen der Fall, denen, wie Hufeland, Berends und der Mehrzahl der Jüngeren, der Sinn für spekulative Fragen überhaupt ab-

ging, und die sich wesentlich auf die praktischen Aufgaben ihrer Wissenschaft beschränkten.

Eilhard Mitscherlich und sein Kreis.

Zu diesen Vertretern einer vorurteilsfreien Forschung gehörte Eilhard Mitscherlich, der seit 1822 Extraordinarius an der Universität und Chemiker der Akademie war. An allgemeiner Bildung fehlte es ihm, der ein Landsmann Reils und gleich ihm ein Pastorensohn (aus Neuende bei Jever) war, gewiß nicht. Hatte er doch, als er zu Ostern 1811 seine Studien in Heidelberg begann, noch gar nicht an das Fach gedacht, das ihn später zu seinen Bahnbrechern rechnen sollte. Seine Absicht war damals auf die Sprachen des Orients gerichtet; er würde, wäre er ihr treu geblieben, vielleicht ein Rival Bopps geworden sein. Gleich diesem faßte er schon als junger Student den Plan, in den Orient zu gehen; er dachte daran, sich einer Gesandtschaft anzuschließen, welche Napoleon — denn es war die Zeit, als sich der Kaiser zum Kriege gegen Rußland rüstete, — nach Persien schicken wollte, und ging deshalb nach Paris. Dort weilte er, gleichzeitig mit Bopp, noch 1813. Der Sturz Napoleons hat Mitscherlich also recht eigentlich Deutschland zurückgegeben und seiner Wissenschaft zugeführt. Er ging nun nach Göttingen, wo ein Onkel von ihm als Professor der Philologie wirkte, und dort wandte er sich der Medizin und überhaupt den Naturwissenschaften zu. Wir lernten ihn bereits als Mitglied des Kreises kennen, aus dem uns Lücke, Lachmann und andere entgegentraten. Auch in Göttingen blieb er noch bei seinem ursprünglichen Studium; seine Dissertation, mit der er 1814 sich den Doktorhut erwarb, hatte ein Stück der persischen Geschichte zum Gegenstand. 1818 kam er nach Berlin, in der Absicht, sich dort zu habilitieren, jetzt aber wohl bereits mit dem Gedanken an die Chemie; denn er war in Links Laboratorium mit chemischen Arbeiten beschäftigt. Und nun erwies es sich, daß das Studium orientalischer Texte, die Methode philologischer Kritik und Kombination, die Mitscherlich dabei geübt hatte, eine keineswegs schlechte Vorbereitung für die kombinatorische Tätigkeit gewesen war, die ihn in den Zusammenhang der Körperwelt einführen sollte; denn alsbald gelang es ihm, die Lehre, die ihn unter die Ersten seines Faches versetzte, den Isomorphismus, in ihrem Kern festzustellen. Er hatte Gelegenheit, seine Gedanken Berzelius, als dieser 1819 durch Berlin kam, vorzutragen; und dieser empfahl den jungen deutschen Gelehrten für die Stelle, die er selbst abgelehnt hatte: er werde, erklärte er schon nach der ersten Bekanntschaft, in kurzer Zeit allen deutschen Chemikern vorzuziehen sein. Hierauf ging die Regierung ein und knüpfte daran nur die Bedingung, daß Mitscherlich zunächst Berzelius nach Stockholm folge, um sich in der Methode des Meisters mehr zu befestigen. Dort ist er anderthalb Jahre geblieben, und die Berichte, welche Berzelius über ihn sandte, bestätigten in jeder Weise, daß er an Charakter, Fleiß und Talent der würdigste Nachfolger Klaproths sein werde. Heimgekehrt trat

Mitscherlich bei der Akademie sofort als ihr Chemiker ein, und bereits am 7. Februar erschien die Kabinettsordre, welche ihn zum Extraordinarius an der Universität machte.[1]

Von Mitscherlich kann man nicht sprechen, ohne zugleich der beiden Rose, Heinrichs, des Chemikers, und Gustavs, des Geologen, zu gedenken.[2] Ihnen gesellt sich dann wieder Ehrenberg zu, und mit diesem eine ganze Schar naturforschender Genossen, die Hemprich und Schlechtendal, Magnus und Dove, Chamisso und Poggendorff, die im Leben durch Wissenschaft und Freundschaft, teilweise auch durch Verwandtschaft eng verbunden waren; was sich dann mit Rammelsberg und Hanstein noch bis in die dritte Generation fortgesetzt hat.[3] Es ist der Kreis, dessen erste Mitglieder wir in Klaproth und Willdenow und in den beiden Valentin Rose kennen lernten, dem Großvater und dem Vater Heinrichs und Gustavs. Nicht für jeden war Berlin die Heimat (wie ja auch Karsten und Klaproth zugewandert waren), aber alle sind Berliner geworden, und der Berliner Geist, der Geist der Aufklärung, wie er einst in den besten Elementen des Berliner Bürgertums ausgeprägt gewesen war, blieb in ihnen lebendig. Und mit ihnen im engen Vertrauen, als treue Bundesgenossen und Förderer, wo sie nur konnten, die beiden märkischen Edelleute, Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, die beide schon den Alten nahe gestanden hatten, von denen jener noch in die dritte Generation hineinragt.

Heinrich und Gustav Rose.

Klaproth hatte in der Roseschen Apotheke noch unter dem älteren Valentin gelernt, den jüngeren erzogen und seine Apotheke verwaltet: so waren ihm selbst die Enkel seines Lehrherrn, die Söhne seines Freundes, von Geburt an eng verbunden. An den akademischen Lehrstuhl hatte dennoch zunächst keiner von beiden gedacht. Heinrich bestimmte sich für die Laufbahn, die in seiner Familie bereits erblich war, und der auch ein älterer Bruder folgte, während der jüngste, Gustav, das Bergfach ergreifen wollte. Heinrich begann 1812 als Lehr-

1) Siehe vor allem A. W. Hoffmann, Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern (Rektoratsrede vom 3. August 1881), S. 29. Ferner: Gustav Rose, Eilhard Mitscherlich, Gedächtnisrede, 1864 (auch in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. 16); A. D. B. XXII, S. 15 (Ladenburg); Harnack, Gesch. der Akademie, S. 611. Der Immediatbericht Altensteins mit dem Antrage auf die Professur vom 27. Dezember 1821 im Geh. St.-A., Rep. 74, L. V., Vol. III. Ebd. die Ernennungsordre.

2) Über Gustav Rose vergl. besonders Rammelsberg, Zur Erinnerung an G. R., in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. 25. A. D. B. XXIX, S. 175 (Gümbel).

Über Heinrich Rose Rammelsberg, Gedächtnisrede auf H. R., in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, phys.-math. Klasse, 1865, S. 1; A. W. Hoffmann, Ein Jahrhundert chemischer Forschung. Dazu die Handbücher.

3) Ehrenberg heiratete in erster Ehe Julie Rose, die Schwester der Frau von Heinrich Rose; seine zweite Frau war eine Tochter des Generalauditors Friccius, des Landwehrmajors von 1813, der in der Leipziger Schlacht das Grimmaer Tor erstürmte. Rammelsberg und Hanstein waren seine Schwiegersöhne.

ling in Danzig, wo wir auch Klaproth fanden, in der Lichtenbergschen Apotheke. Dort hat er den ersten Akt der Freiheitskriege erlebt: die Belagerung, welche die Stadt unter Marschall Rapp durch die Russen und Preußen erfuhr. Der zweite aber, der Feldzug von 1815, sah ihn in Frankreich; als freiwilliger Jäger, zur Seite seines Bruders Gustav, der als Siebzehnjähriger mitging, ist er mit den Truppen seines Königs in Paris eingezogen. Es bezeichnet den wissenschaftlichen Ernst, der schon in dem jungen Manne lebte, daß er dort im Waffenrock Bekanntschaft mit den großen Chemikern Frankreichs, einem Berthollet, Biot und Gay Lussac, machte. Heimgekehrt arbeitete er zunächst in dem Laboratorium von Klaproth, um dann doch wieder in die Fremde zu gehen und in Mitau eine Stelle als Apothekergehülfe anzunehmen. Erst hier ist er zu dem Entschluß gekommen, der Chemie seine Lebensarbeit zuzuwenden und zunächst in Stockholm unter Berzelius' Leitung zu arbeiten. Es war in demselben Jahr, als auch Mitscherlich hinkam; hier mögen sie den Bund fürs Leben geschlossen haben, der sie und bald auch Gustav Rose in Berlin zusammenführte. Auch Gustav, der nach dem Kriege anfangs ebenfalls einen praktischen Beruf, als Bergeleve, ergriffen, hatte sich mittlerweile zur gelehrten Laufbahn entschlossen. Unter Weiß gebildet, hatte er schon 1820 promoviert, während Heinrich erst nach der Rückkehr aus Stockholm den Doktorhut erwarb. Während dieser sich habilitierte und Michaelis 1822 mit seinen Vorlesungen begann, nahm Gustav seine Stelle im Laboratorium von Berzelius ein. Im Winter 1822/23 habilitierte auch er sich an unserer Universität, ging dann aber, nach dem ersten Semester, von neuem auf Reisen, die ihn nach Paris, London und Edinburg führten. Erst von Michaelis 1824 ab trat er in seine Lehrtätigkeit wieder ein. Und so blieben die Lebensläufe der drei Freunde ineinander verschlungen. Daß Mitscherlich, der nur drei Jahre älter war als Heinrich Rose, die erste Stelle seines Faches an der Akademie wie an der Universität erhielt, brachte in ihr Verhältnis keinen Mißton, sondern knüpfte das Band zwischen ihnen nur um so fester. Ihm allein verdankte es Heinrich, daß er die Einrichtung durchführen konnte, die er nach Stromeyers, des Göttinger Chemikers, Vorgang gleich in seinem ersten Semester traf, die Studenten an den Arbeitstisch zu stellen, statt die Experimente mit der eigenen Hand zu machen und nichts als den Vortrag zu geben. Denn bei der Regierung traf er dafür vielleicht auf Verständnis, aber nicht auf Geld. Sie ließ es zu, daß er die Arbeitsstätte erst in dem akademischen Laboratorium Mitscherlichs und danach in einem Saal von dessen Privatwohnung aufschlug, so wie sie nichts dagegen hatte, daß er sein eigenes Laboratorium, in dem er die anorganische Chemie durch seine epochemachenden Analysen umgestaltete, in seiner Wohnung einrichtete und aus den eigenen, gar nicht so reich bemessenen Mitteln alle Reagenzien und die Apparate selbst sich anschaffte oder durch die Güte seines älteren Bruders aus dessen Apotheke sich liefern ließ. Als er dann, schon im

Jahre 1822, einen Ruf als Ordinarius nach Freiburg ausschlug, ließ der Minister freilich so etwas wie Beförderung verlauten, fand sich aber erst nach einem Jahr auf ein erneutes Bittgesuch Roses bereit, ihm ein Extraordinariat mit einem Gehalt von 300 Talern zu bewilligen — eine Summe, die lange nicht ausreichte, um auch nur die Miete für die Wohnung des neuen Professors zu bestreiten. Drei Jahre später ward auch Gustav Rose, dessen Arbeiten über das Titanit, das er schon in seiner Dissertation bestimmte, wie über Feldspath, Augit und andere Mineralien ihm einen Weltruf verschafft hatten, auf Antrag der Fakultät zu dem gleichen akademischen Range mit entsprechendem Gehalt erhoben. Aber solche Erfahrungen dämpften weder den Eifer der Brüder noch den heiteren Grundton ihrer selbstlosen Herzen. Allmählich kamen sie auch in ihrer Laufbahn vorwärts und brauchten sich nicht mehr bloß der Anerkennung des Auslandes und aller Vertreter ihres Faches zu erfreuen.[1] 1832 wurde Heinrich, 1835 Gustav

---

1) Viel schlechter erging es Friedrich Ferdinand Runge, der nicht einmal in seiner Wissenschaft rechte Würdigung fand und das Entdeckerlos der Verkennung für Erfindungen erfahren hat, welche heute zu Millionenindustrien ausgewachsen sind und unsern Nationalreichtum haben schaffen helfen. Geboren am 8. Februar 1795 zu Billwärder bei Hamburg als Sohn eines Pastors und auf der Elementarschule zu Schiffbeck vorbereitet, war Runge bereits in Lübeck fünf Jahre Pharmazeut gewesen, als er sich der Medizin zuwandte. Er begann mit ihrem Studium 1816 in Berlin, ging Ostern 1818 nach Göttingen und zu Michaelis desselben Jahres nach Jena. Schon in Göttingen unter Stromeyer und in Jena unter Doebereiner hatte er besonders Chemie getrieben und war dadurch bewogen worden, die Medizin zu verlassen. Er promovierte in Jena noch in der medizinischen Fakultät, aber bereits mit einer pflanzenchemischen Arbeit. Zu Ende desselben Jahres kam er nach Berlin, um diese Studien weiter auszubauen, die er in einer zweiten Schrift, „Neueste phytochemische Entdeckungen zur Begründung einer wissenschaftlichen Phytochemie“ (1820/21), veröffentlichte. Diese Schrift und zugleich eine lateinisch geschriebene Dissertation (De pigmento indico ejusque connubiis cum metallorum nonnullorum oxydis) legte er am 11. Dezember 1821 der philosophischen Fakultät vor. Schon dabei wurde es ihm nicht ganz leicht, sein Ziel zu erreichen. Unbemittelt wie er war, und seiner ganzen Bildung nach in den allgemeinen Wissenschaften wenig vorbereitet, wünschte er Erleichterungen der Prüfungsbestimmungen, Befreiung von der lateinischen Disputation und Erlassung der Hälfte der Gebühren. Letzteres wurde ihm zugestanden, die Disputation jedoch konnte ihm nach den geltenden Bestimmungen nicht erspart werden. Die sehr interessanten Akten im U.-A. Phil. Fak. Litt. P. Nr 4. Vol. I lassen diese Schwierigkeiten, die auch bei der mündlichen Prüfung (14. Juni 1822) nicht fehlten, erkennen. Bei Weiß fiel er ganz ab, zunächst im Latein, wo er nicht einmal die Fragen verstand. Auch Lichtenstein konnte nur den Mangel allgemeiner physiologischer und zoologischer Kenntnisse feststellen. In der Chemie ging es genügend. Hegel aber, der die Prüfung mit Fragen über das Formelle des wissenschaftlichen Erkennens beschloß, „nahm“, wie es im Protokoll heißt, „die Veranlassung aus des Kandidaten Schrift ‚Materialien zur Phytologie‘, die er der Fakultät vorlegte, und welche eine detaillierte Darstellung des Wissenschaftlichen einer Phytologie enthalten sollte, zu prüfen; der Examinator vermißte bei dem Kandidaten bestimmte Begriffe über das, was zur Wissenschaftlichkeit einer Erkenntnis gehört und muß deshalb den Wunsch haben, daß er sich diesen Mangel zu ergänzen bestrebt sein möge“. Runge hat dann ein paar Semester hindurch Vorlesungen gehalten oder angekündigt und erhielt sogar 1824 ein Extraordinariat in Breslau. Damit aber war seine akademische Laufbahn beendigt, und die praktische, die nun folgte (als Beamter im preußischen Fabrikwesen), hat weder ihm noch dem Staate wesentlichen Nutzen gebracht; obschon er gerade in diesen Jahren seine großen Ent- **Runge.**

Mitglied der Akademie, 1835 jener, 1839 dieser Ordinarius an der Universität. Beide wurden später Ritter des Ordens Pour le mérite, und die Akademien des In- und Auslandes wetteiferten, die Brüder unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Ihr Bündnis aber mit Mitscherlich förderte die neuen Entdeckungen und wob zwischen ihren Wissenschaften wie zwischen ihnen selbst ein immer festeres Band. Wie Gustav Rose Mitscherlich bei dem Ausbau seiner Lehre von der Isomorphie unterstützte, ihm im Weiterschreiten zu der Erkenntnis des Dimorphismus, der Formverschiedenheit der Körper bei gleicher Zusammensetzung, zur Seite stand und ihn in die Gesetze der Krystallographie einführte, so empfing er seinerseits von jenem die über das Interessengebiet seines Lehrers Weiß weit hinausreichende Anregung, die chemischen Methoden in der Geologie einzuführen.[1] An Mitscherlich schloß Gustav sich fast noch enger an als an seinen Bruder oder dieser an jenen. Vor allem die geologischen Untersuchungen über die Entstehung der Vulkane, die Bildung der Geisire usw., denen sich Mitscherlich in der zweiten Hälfte seines Lebens mit größtem Eifer widmete, und für die er seine Ferienreisen, zumal in der Eifel, anzuwenden pflegte, hat er in engster Gemeinschaft mit dem Freunde ausgeführt.

5. Mediziner.

Ehrenberg. Dem Objekt wie der Methode nach bewegte sich Christian Gottfried Ehrenberg, mit dem wir in den Kreis der medizinischen Fakultät eintreten, in Regionen der Forschung, die sehr verschieden waren von denen seiner mit der

---

deckungen über die Substanzen im Steinkohlenteer, welche die Farbenindustrie Deutschlands begründet haben, vorweg gemacht hat. So scheiterte unter anderem sein Antrag an die Seehandlung, die von ihm entdeckten Substanzen, so das Kyanol, wie er es nannte, das heißt das Anilin, in ihrer chemischen Fabrik zu verarbeiten, und zwar, wie Runge noch 1862 schreibt, an dem Gutachten eines unwissenden Beamten; er setzt hinzu: „Es ging mir hiermit, wie mit meinen Lichten aus Torf und Braunkohle, von denen ich pfundweise Proben einschickte, aber ohne Erfolg. Jetzt sind sie Handelsware“. In diesem Jahre wurde er für seine 1834 gemachten Entdeckungen auf der Gewerbeausstellung in London mit der großen Medaille belohnt. Er schreibt: „Es ist nur gut, daß mich diese Nachricht noch am Leben getroffen hat“. Sein Biograph bemerkt, daß aus seinen Schriften ein lebhafter Geist, eine gute Beobachtungsgabe und ein heiteres Gemüt hervorleuchten. Wir dürfen hinzufügen, daß gerade diese letztere Eigenschaft gegenüber solchen Enttäuschungen, wie sie ihm das Leben brachte, eine gute Gabe gewesen ist. Vergl. A. D. B. XXIX, S. 684 (Anschütz); Hoffmann, Ein Jahrhundert chemischer Forschung.

Wuttig. Sehr viel geringer ist die Spur, welche Wuttigs Dasein an unserer Universität hinterlassen hat, obgleich er volle 30 Jahre in ihren Dozentenlisten geführt worden ist. Geboren zu Wundersleben in der Provinz Sachsen am 22. März 1783, war er von 1808 bis 1812 erst außerordentlicher, dann ordentlicher Professor an der Universität Kasan. 1818 finden wir ihn als Kommissionsrat im preußischen Fabrikwesen angestellt, später ist er in der Zentralregierung beschäftigt gewesen. Privatdozent war er von 1820 bis an seinen Tod (23. April 1850). Seine selbständigen Schriften fallen in seine frühere Periode und handeln über chemische Technologie. Die letzte erschien 1821; dazu Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften. — Vgl. Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterb. z. Gesch. d. exakt. Wiss., II, Sp. 1379.

1) Vergl. A. W. Hoffmann, Ein Jahrh. chem. Forschung.

Wage und der Gleichung arbeitenden Freunde. Aber der Sinn, in dem er seine Arbeit betrieb, war dem ihrigen ganz verwandt. Man kann sie und ihren ganzen Kreis nach ihrem Charakter, ihrer Arbeitsweise, ihren wissenschaftlichen Grundsätzen und ihrer Weltanschauung mit Prädikaten bezeichnen, die auf einen jeden von ihnen anwendbar sind. Dem Fleiß, dem rastlosen Eifer, mit dem sie arbeiten, entspricht die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihrer Forschung; dem Ernst und der Unbefangenheit die Bescheidenheit und die Ehrfurcht vor dem Genius der Wissenschaft; der Hingabe an das Objekt die neidlose Anerkennung fremden Verdienstes. Auch im Leben sind sie die gleichen: besonnen und freigesinnt, gerecht und gemäßigt, treu und hülfsbereit, in jedem Zuge wahrhaftig. Die Probleme, welche Ehrenberg zu deuten suchte, waren an sich mehr als die seiner Freunde geeignet, ihn den naturphilosophischen Spekulationen zugänglich zu machen; und man kann nicht leugnen, daß er, der Pastorssohn, der selbst, in Leipzig, als Theologe begonnen hatte, nach seinem ganzen religiösen Empfinden und seiner weich gestimmten Natur in seine Forschung ein teleologisches Moment hineinlegte. „Unerschütterliche Überzeugung von einer Weltordnung, die, von einem selbstbewußten Schöpfergeist ausgegangen, von demselben in Ewigkeit geleitet werde, war der Grundton seiner Anschauungen vom All, dessen er sich ein ewig selbstbewußtes wie mitarbeitendes Mitglied fühlte“, so faßt sein Biograph, Johannes Hanstein, sein Schüler und Schwiegersohn, in der pietätvollen Schrift, die er dem Andenken des ihm teuren Mannes gewidmet, sein Bild zusammen.[1] Wie einen Gottesdienst sah Ehrenberg die Aufgabe an, das Geheimnis der Natur zu entschleiern. „Ich denke nun einmal,“ schreibt er seinem naturphilosophischen Freunde Nees von Esenbeck, „daß alles Heil der Menschheit aus der Naturgeschichte entspringen muß“. Nur als Kosmos konnte er sich das Ganze der natürlichen Welt vorstellen, und er ging an die Arbeit seines Lebens mit der gewissen und nie erschütterten Überzeugung heran, daß die mechanistische Auffassung niemals imstande sein werde, auch nur das kleinste organische Gebilde zu erklären. Daher der Widerspruch, den er noch im Alter der Darwinschen Lehre und allen Versuchen materialistischer Welterklärung entgegenbrachte. Von dem Wall seiner religiös-sittlichen Weltanschauung prallten diese Angriffe ebenso ab, wie von seiner wissenschaftlichen Überzeugung. Jüngere Gelehrte, sei es, daß sie gegen die Regungen des Gemütes gefeiter oder durch ihre Forschungsergebnisse dazu gezwungen

1) Diesen Zug seines Wesens hat mit warmen Worten auch Alexander von Humboldt in dem Trostbrief, den er ihm bald nach dem Tode seiner ersten Gattin (1848) sandte, bezeichnet: „Wenn ich“, so schreibt er, „von der frühesten Zeit die innigste Verehrung Ihrer Geistesbegabtheit zollte, der unbegreiflichen Ausdehnung Ihres naturhistorischen und philologischen Wissens wie Ihres Scharfsinnes, so war es doch namentlich die liebenswürdige Gemütlichkeit Ihrer edlen Natur, die mich unaufhaltsam anzog. Es ist in Ihnen ein Gemisch von Stärke und Weichheit, das auch denen nicht entgeht, die Sie weniger kennen“.

waren, haben ihm wohl den Vorwurf gemacht, daß er sich noch in naturphilosophischen Anschauungen bewege; während er selbst sich oftmals in starken Worten über die Phantasien der Schellingschen Naturerklärung ausließ und die „Hegelei“ nur humoristisch nehmen wollte.[1] Aber was er von der Naturphilosophie annahm, den auf das Innerste des Weltzusammenhanges gestellten Willen, den Glauben an die Einheit und die Eigenart des Lebens, die Kongruenz des Organischen und des Gesetzmäßigen — ein Trieb, der sich niemals im Sammeln und Feststellen von Tatsachen befriedigte, sondern ihn überall, in Berlin wie in Ägyptens Wüsten, zu Skalpell und Mikroskop greifen ließ — kann doch wohl nicht von vornherein als ein Irrlicht, als ein von dem Wege der Erkenntnis abliegendes Ziel bezeichnet werden. Und jedenfalls hat Ehrenberg niemals, mochte ihm auch das Ziel bereits vorschweben, den Weg dorthin durch Phantasien abgekürzt oder ihn überflogen: sondern er hat ihn in harter Arbeit, immer an sein Museum und an den Seziertisch gebannt, Schritt für Schritt verfolgt; er ist keinen Fuß breit vorwärts gegangen, ohne den Boden, auf dem er gestanden, gesichert und den neuen, auf den er trat, erprobt zu haben. Es war aber doch ein Triumph ohnegleichen, und der ihn um so mehr beglücken mußte, je sicherer er ihm entgegengesehen hatte, als er die Annahme einer Urzeugung widerlegen oder wenigstens in die fernste Ferne zurückschieben konnte und noch an den äußersten Grenzen des Sichtbaren das Leben zu entdecken und den Nachweis tausendfach zu führen vermochte, daß „aus dem Kleinen sich die Welten bauen“.[2] Sein Leben bewährte den Satz, daß Enthusiasmus und Akribie bei dem Forscher zusammenfallen dürfen, da jener erst das Feuer und, daß ich so sage, die Lebenskraft ist, welche unsere Arbeit trägt und ihre Früchte reifen läßt. Die Geduld, die Ehrenberg jedem Zweifel und jeder Enttäuschung, welche seine eigene Kritik immer wieder in ihm hervorrief, entgegensetzte, die Tapferkeit, mit der er auf seiner großen ägyptischen Reise alle Unbilden des Landes, Sonnenbrand und Krankheit, ertrug, die Selbst-

1) Hanstein, S. 160. Als Beweis dafür zitiert dieser die Rektoratsrede seines Schwiegervaters vom Jahre 1856, wo es unter anderem heißt: „Es giebt, lehrt die Geschichte der Jahrtausende, ein unaufhaltsames, wenn auch schwankendes Drängen des Menschengeschlechtes nach dem Bewußtwerden von Gottes Welt in allen Teilen der äußeren Erscheinung sowohl als der inneren Gesetze des Denkens. Dieses Streben ist in den Denkgesetzen des geistigen Menschen unabweisbar vorhanden“. Woraus er dann als Bestimmung des Menschengeschlechts folgert, daß in künftigen Jahrtausenden nicht nur, wie in den verflossenen, einzelne Menschen dieses Bewußtsein in immer höherem Grade erlangen, sondern daß die mit eifriger Liebe zu belehrenden und mit mildem Ernst zu leitenden Völker der ganzen Erde dieses Bewußtwerdens in Masse teilhaftig werden sollen. — Man wird an Mephistos Wort erinnert:

„Den Teufel spürt das Völkchen nie,
und wenn er sie beim Kragen hätte“.

2) Das Motto seiner Dissertation:

„Der Welten Kleines auch ist wunderbar,
und aus dem Kleinen bauen sich die Welten“.

verständlichkeit, mit der er und sein Reisegenosse Hemprich jede Mühsal auf sich nahmen, und die Treue, mit der er den Reisegenossen pflegte, als diesen auf der fernen Insel im Roten Meere die Todeskrankheit gepackt hatte, sowie der Schmerz, der ihn erfüllte, als er ihn in das einsame Grab legen mußte, wurzelten in derselben sittlichen Kraft, die ihn als Forscher beseelte.

Hemprich. Auch Friedrich Wilhelm Hemprich ist der unsere gewesen, ein Glatzer, Sohn eines Kreis- und Stadtchirurgen. Geboren am 24. Juni 1796, hatte er seinem Vater noch auf der Schule, im Kriegsjahre 1813, in den Lazaretten geholfen und war dann als Lazarettchirurg der Armee auf ihrem Siegeszuge nach Frankreich gefolgt. Erst 1817 heimgekehrt, setzte er die bereits in der Kriegszeit in Breslau begonnenen Studien in Berlin fort und habilitierte sich 1819 als Privatdozent für vergleichende Physiologie an unserer Universität. Er hat ihr nur ein Jahr lang seine Dienste widmen können. Schon 1820 ward er dem General Minutoli als Begleiter auf der Reise beigesellt, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Fünf volle Jahre hatte er mit Ehrenberg im Nillande gearbeitet, als er, bei der letzten Expedition, zu der er nur auf den Wunsch seines Freundes von Alexandrien noch einmal mit umgekehrt war, an den Gestaden des Roten Meeres dem Fieber erlag, das Ehrenberg bereits glücklich überstanden hatte. Sein Name lebt dennoch fort, nicht bloß in den Sammlungen, welche Ehrenberg in die Heimat zurückbrachte, sondern in dem Werk, in dem dieser die Ergebnisse der Reise niederlegte, und an dem der Anteil beider gemeinsam und untrennbar ist.[1]

Abgang Bernsteins und Richters. Der Verlust, den unsere Universität durch den Tod Hemprichs erlitt, war um so fühlbarer, als mit ihm eines der wenigen Mitglieder der medizinischen Fakultät in das Grab sank, deren Tätigkeit über die Grenzen des ärztlichen Berufes und der Lehrtätigkeit selbst hinausreichten und rein wissenschaftlichen Bestrebungen zugewandt blieb. Denn das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Ruhm der Berliner medizinischen Schule, deren Beginn so glänzende Namen aufwies, in den beiden ersten Jahrzehnten der Universität nicht gewachsen ist, und daß ihre große Epoche erst mit Johannes Müller und der stolzen Schar seiner Schüler einsetzte, wie zahlreich auch die Lehrkräfte waren, die sich gleich in den ersten Jahren an die Universität gedrängt haben. Durch Wegberufung erlitt die Universität kaum Verluste. Bernstein, mit der älteste Lehrer der Universität, der noch 1821 nach Breslau ging, und Richter, der in demselben Jahr nach Königsberg abgeschoben ward, nachdem sich Hardenberg, dem Koreff auch dabei die Feder führte, noch wiederholt für ihn bemüht hatte, waren die einzigen, die uns in den ersten Jahren Altensteins genommen wurden. Später

---

1) Neuer Nekrolog der Deutschen Jg. III (1825), Tl. 2, S. 774 (Dr. C. Hemprich); A. D. B. XI, S. 728 (Ratzel). Ehrenbergs Vorrede zu den Symbolae physicae, 1828.

Brandt. freilich mußten wir einen Mann wie Brandt, der ganz in Berlin gebildet war und eine Reihe von Jahren als Assistent Rudolphis und als Privatdozent gewirkt hatte, nach Petersburg abgeben, weil sich in Deutschland keine Professur für ihn fand.[1] Aber das sind denn auch die einzigen, die in dieser Zeit der Universität durch Versetzung oder durch Berufung entzogen wurden.

Ausgeschieden sind ferner eine Reihe von praktischen Ärzten, die nur nebenher etliche Semester an unserer Universität doziert haben. Es waren Busse. Busse, der sich 1816 habilitierte und Ostern 1821 die Venia docendi auf-
Böhr. gab[2], Böhr, der von Michaelis 1818 bis dahin 1827 habilitiert war[3], und
Lorinser. Lorinser, ein Prager, der aber von 1814 an in Berlin studierte und sich 1820 habilitierte; dieser schied bereits 1822 aus und trat nach dem Physikatsexamen
Oppert. bei dem Medizinalkollegium in Stettin ein.[4] Ferner Oppert, aus Potsdam, geboren am 18. Dezember 1793, der auf dem Grauen Kloster vorgebildet war und nur in Berlin studiert hatte; im Befreiungskriege, den er als Arzt bei der Armee mitmachte, ward seine Gesundheit so schwer erschüttert, daß er sich niemals

---

1) Über Bernstein siehe Bd. I, S. 63, 142, 234. Über Richter I, 476. Akten über die Bemühungen Hardenbergs K.-M. IV, 5, VI.

Johann Friedrich Brandt, geboren 25. Mai 1802 zu Jüterbog, Sohn eines Arztes, immatrikuliert 1821, Amanuensis bei Rudolphi, promoviert und als Arzt approbiert 1826, habilitiert 1827. Sein Lehrer in der Medizin war vor allen Dingen Rudolphi, während er in der Botanik Hayne und in der Zoologie Lichtenstein verpflichtet war. Als praktischer Arzt war er eine Zeit lang Assistent von Heim. Als Direktor des zoologischen Museums und Akademiker in Petersburg hat er jahrzehntelang eine große und für die Wissenschaft ungemein fruchtbare Wirksamkeit in Rußland entfaltet. Er starb am 15. Juli 1879. A. D. B. XLVII, S. 182 (L. Stieda).

2) Geboren 20. Januar 1791 zu Berlin. Studierte zunächst am Collegium medico-chirurgicum, später an der Universität, promovierte 1811. Nach einer größeren Reise war er 1813 in einem Militärlazarett zu Berlin tätig, 1814 als Assistent am poliklinischen Institut und Leiter der augenärztlichen Abteilung, wohl als Nachfolger Flemmings. 1820 Direktor der gesamten chirurgischen Abteilung am poliklinischen Institut, noch bis 1830. Gestorben 22. März 1861. Mehrere ophthalmologische Schriften. Callisen, Mediz. Schriftstellerlexikon III, 26. Gelehrtes Berlin im Jahre 1825, S. 41. Johann Gottlieb Bernstein, Geschichte der Chirurgie, II (1823), S. 589.

3) Karl Ferdinand Eduard Böhr, geboren 12. April 1793 zu Berlin, Sohn eines Hofmedikus. Promoviert 1816, gestorben 6. April 1847. Auch er kam von der medizinisch-chirurgischen Akademie 1811 an die Universität und nahm 1812/13 an den Feldzügen teil. Titel der Dissertation „De vomitus theoria“. Callisen, II; Neuer Nekrolog, Jahrg. XXV (1847), Tl. 2, S. 907.

4) Karl Ignaz Lorinser, geboren 24. Juni 1796, Sohn eines Wundarztes. Begann seine Studien in Prag, promovierte in Berlin und legte 1818 die Staatsprüfung ab; bald danach Repetent an der Tierarzneischule. Als Medizinalbeamter mehrfach versetzt, hat er sich durch seine Angriffe auf die preußische Schulverwaltung nicht gerade vorteilhaft bekannt gemacht (darüber s. Varrentrapp, Joh. Schulze, S. 415ff.). Verdienstlicher war wohl sein Studium der Epidemien, zum Beispiel der Cholera im Jahre 1831. Er war es, der die Regierung zur Aufhebung des gegen die Seuche eingerichteten Militärkordons veranlaßte. Auch literarisch war er auf diesem Gebiete nicht untätig. Gestorben 2. Oktober 1853 zu Patschkau in Schlesien. Vgl. K. I. Lorinser, „Eine Selbstbiographie“, vollendet und herausgegeben von seinem Sohne F. Lorinser, 1864. A. D. B. XIX, S. 197 (August Hirsch). Dazu die Handbücher, so Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon, II, S. 94, und v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaisertums Oesterr. XVI, S. 52.

völlig wieder erholt hat. Von 1825 bis 1831 habilitiert, hat er später nur noch einige Jahre als Arzt praktiziert; er starb schon am 25. April 1844; ein Mann, der nicht nur als Arzt großes Vertrauen genoß, sondern auch literarisch sich mehrfach hervorgetan hat.[1] Auch Koreffs können wir vielleicht in dieser Reihe noch einmal gedenken. Aus der Fakultät, nicht jedoch der Universität, schied ferner aus Ernst Ludwig Schubarth, ein Merseburger, der zuerst in Leipzig, dann aber in Berlin studierte und hier 1818 promovierte. 1819 habilitiert, ward er 1824 Extraordinarius, trat aber 1828 in gleicher Eigenschaft zur philosophischen Fakultät über. Seine Arbeiten waren von jeher chemischen und pharmazeutischen Problemen mehr gewidmet als den medizinischen, so wie auch seine amtlichen Stellungen ihn von der Medizin hinwegführten. Seine Haupttätigkeit entfaltete er als Lehrer der Naturwissenschaften am Königlichen Gewerbe-Institut, an dem er Jahrzehnte hindurch gewirkt hat.[2] Schubarth.

Kaum mehr ist, abgesehen von Berends und Siebold, von denen zu berichten, welche in diesen Jahren an die Universität gezogen worden sind. Der erste der nach der Gründung aus der Fremde Herbeigeholten war der jüngere Hufeland, der 1812 aus Jena, wo er erst ein Jahr doziert hatte, an die Friedrich Wilhelms-Akademie berufen wurde und zwei Jahre später ein Extraordinariat an der Universität erhielt. Ihm ist es hier, obschon ihn seine schriftstellerische Tätigkeit kaum über die Genannten erhob, besser ergangen; denn er hat von 1826 bis an seinen Tod noch 13 Jahre als Ordinarius bei uns wirken können. Außer seiner Jenaer Dissertation liegt nur noch seine Habilitationsschrift von 1811 „Über Sympathie“ vor. Man möchte fast meinen, daß die Sympathie seines Bruders ihm nicht unvorteilhaft gewesen sei.[3] Persönlicher Gunst verdankte die Berufung an die Universität jedenfalls Christian Ludwig Friedrich Friedrich Gottlob Hufeland.

1) Über ihn Neuer Nekrolog XXII (1844), Tl. 1, S. 392. Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte IV, S. 429 (Pagel).

2) Geboren 8. April 1797, Sohn eines Arztes, Mitglied der technischen Deputation für Gewerbe im preußischen Finanzministerium; wurde später Geheimer Regierungsrat. Seit 1830 auch Lehrer an der Bauakademie. Gestorben 8. Februar 1868. Die Leipziger Fakultät machte ihn im Juni 1820 zum Dr. phil. Hoffmann rühmt in einer Eingabe an das Ministerium ihm große Klarheit und Zweckmäßigkeit des Vortrages nach. Seine selbständigen Schriften reichen bis 1830, darunter ein mehrfach aufgelegtes Lehrbuch der theoretischen Chemie. Mehrere Jahre war er Redakteur der Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen. — Vgl. über ihn: Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, V, S. 289 (Pagel); Gelehrtes Berlin i. J. 1845, S. 322.

3) Friedrich Gottlob Hufeland, geboren 28. Juli 1774 in Weimar. Studierte in Jena und wirkte als Arzt in seiner Vaterstadt, wo er 1806 als Hof- und Stadtphysikus, auch Garnisonsarzt, erscheint. Die Schrift über die Sympathie war den magnetischen Erscheinungen gewidmet und zeigt ihn ziemlich weit in die naturphilosophischen Spekulationen verstrickt, denen er bereits in Meckels Archiv Bd. IV, 1804, Ausdruck gegeben hatte. Andere Aufsätze in seines Bruders Journal der Heilkunde; außerdem Rezensionen in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, deren Mitredakteur er seit 1827 war. Vgl. A. D. B. XIII, S. 296 (Hirsch). Biograph. Lexikon hervorr. Ärzte, III, S. 308 (Pagel). Auch August Hirsch, Gesch. der mediz. Wiss., S. 473. Neuer Nekrolog Jahrg. XVII (1839), Tl. 1, S. 404.

Wildberg. Wildberg, der sich schon 1810 bei Humboldt vergebens um Anstellung bemüht hatte, 1820 aber, obgleich auch diesmal weder die Fakultät noch der Minister an ihn gedacht hatten, das Ziel seiner Wünsche erreichte. Er war ein Mecklenburger aus Neustrelitz, schon ein älterer Herr (geboren 6. Juni 1765), der als Theologe 1782 in Jena begonnen, als solcher sogar ausstudiert hatte und erst, nachdem er fünf Jahre eine Hauslehrerstelle bekleidet, zum Studium der Medizin übergegangen war. Es war die Protektion des Herzogs Karl, die ihm die Stelle verschaffte. Er hatte sogar gehofft, das Ordinariat zu bekommen. Dagegen wehrte sich die Fakultät jedoch ganz energisch, während sie in der Mehrheit gegen ein Extraordinariat nichts einwenden wollte; und so gab der Minister dem Druck von oben her nach. An Fruchtbarkeit fehlte es dem Neuberufenen nicht: er hat 50 Jahre hindurch produziert; noch 1849 ist ein Codex medico-forensis von ihm erschienen. Seine Schriften bewegen sich durchweg auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin, der Staatsarzneikunde und Hygiene, und hierfür wurde er auch angestellt. Der Universität jedoch hat er nur ganz kurze Zeit angehört. Bereits 1821 ging er als Professor der Medizin und Stadtphysikus nach Rostock, blieb aber auch dort nur wenige Jahre und kehrte 1825 in seine Vaterstadt zurück, wo er noch volle 25 Jahre als Obermedizinalrat gewirkt hat.[1]

Naumann. Eine wirkliche Erwerbung machte die Fakultät nur an Moritz Ernst Adolf Naumann, der 1825 als Extraordinarius aus Leipzig berufen wurde, einer der forschenden Mediziner, dessen Arbeiten, zumal auf dem Gebiete der Nervenlehre, ihm einen dauernden Ruf in seiner Wissenschaft erworben haben. Leider besaß ihn die Fakultät nur drei Jahre; bereits 1828 ging er als Ordinarius nach Bonn, wo er als einer der bedeutendsten Vertreter seines Faches lange Jahre gewirkt hat.[2]

Rust. Eine sehr markante Persönlichkeit und von großem, zum Teil entscheidendem Einfluß an der Universität wie in der preußischen Medizinalverwaltung war Johann Nepomuk Rust. Geboren am 5. April 1775 zu Jauernig in Öster-

---

1) Eine nähere Bekanntschaft mit diesem Gelehrten vermittelt ein Brief Raumers an Manso, Berlin 30. Juni 1820 (Lebenserinnerungen und Briefwechsel II, 121) „Ein aus Mecklenburg berufener Professor extr. Med. W. hält eine Antrittsrede und läßt sie drucken. Für mich, den Verehrer des Mittelalters, ein gefundenes Fressen; aber die Philologen kreuzigen und segnen sich über den von ihm gewünschten orbem extensiorem efficacitatis — medicinam semper cum amore feci — mature jam in me progerminatum est votum, prodilectio mane (heißt ‚in früher Jugend') jam mentem occupaverat, und was dergleichen Dinge mehr sind, die mir so wenig Anstoß geben, als wenn er dekliniert hätte mensa, mensi, worüber aber selbst der weise Senat beraten und der gefährdeten Universitätsehre Bröders Grammatik vorhalten will. Wäre der Mann so klug wie ich, so hätte er Ihnen das Ding zur Korrektur geschickt. So unglaublich groß nun aber aus bekannten Gründen meine Duldsamkeit gegen schlechtes Latein ist, so habe ich denn doch daran Anstoß nehmen müssen, daß — auch der Inhalt im allerhöchsten Grade ledern und trivial ist". — A. D. B. XLII, S. 495 (Pagel); Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, VI, S. 272 (Gurlt); Neuer Nekrolog der Deutschen Jg. XXVIII (1850), Tl. 2, S. 1046.

2) Geboren am 7. Oktober 1818 zu Dresden, studierte in Leipzig und Berlin, promovierte in Leipzig 1820, habilitierte sich dort 1824, starb 19. Oktober 1871 in Bonn. Biographisches Lexikon hervorr. Ärzte, IV, 339 (Pagel). August Hirsch, Gesch. der med. Wiss., S. 408.

reichisch-Schlesien, der Sohn eines Kammerdirektors im Dienste des Fürstbischofs von Olmütz, hatte er bereits eine längere Laufbahn im österreichischen Staatsdienst hinter sich, als er 1815 nach Preußen überging. Seine medizinische Bildung erhielt er in Prag, wo er 1800 Doktor der Chirurgie wurde, und danach in Wien. Als Praktiker begann er in seiner Vaterstadt, ging dann aber zum Lehramt über, zunächst in Olmütz, und seit 1803 als Ordinarius in Krakau, wo er sich noch das Diplom als Doktor der Medizin erwarb, dem dann später von der Wiener Universität das Diplom als Magister artis ocullariae hinzugefügt wurde. Die Abtrennung Krakaus von Österreich führte ihn zunächst nach Lemberg, dann, 1810, nach Wien, wo er das Amt des Primärarztes im allgemeinen Krankenhause übernahm. Die Wendung in seinem Schicksal brachte der gemeinsame Krieg Österreichs und Preußens gegen Frankreich. Auf dem Kongreß in Wien wurde er mit den preußischen Staatsmännern bekannt, und der Staatskanzler selbst war es, der ihn, dem die Stellung in Wien, wie es heißt, durch Widersacher und Neider verleidet war, in preußische Dienste zog. Damals trat Rust auch in enge Verbindung mit Koreff, der mit ihm gemeinsam in die Höhe strebte und es mit Kummer ansehen mußte, daß der Österreicher, dem die ärztlichen Kollegen ebensowohl in der Regierung wie an der Universität sehr viel mehr geneigt waren als dem jüdischen Leibarzt des Staatskanzlers, die von ihm vergebens erstrebten Stellungen als Generalarzt wie als Leiter einer Klinik in der Charité erhielt. In Verbindung mit einer Professur an der Militärakademie brachte dieses Amt Rust nach dem Kriege auch in Beziehungen zu den Studierenden der Universität, in die er auf Antrag der Fakultät 1818 als Extraordinarius und im Januar 1824, nachdem er bereits Generalstabsarzt der Armee geworden, als Ordinarius aufgenommen wurde. Seit 1819 Geheimer Obermedizinalrat und Mitglied der Medizinalabteilung im Kultusministerium, seit 1829 Präsident des Kuratoriums für die Krankenhausangelegenheiten, später Wirklicher Geheimer Obermedizinalrat, hatte er eine Stellung gewonnen, die ihm den größten Einfluß in allen Angelegenheiten des preußischen Medizinalwesens sicherte. Er hat auf dasselbe in allen Teilen reformierend und organisierend eingewirkt. Als seine Hauptleistung wird man die Überführung der Charitéverwaltung, die ursprünglich in den Händen des Kriegsministeriums lag und unaufhörliche Reibungen zwischen dessen Ressort und dem Kultusministerium herbeiführte, in Altensteins Ministerium ansprechen dürfen, welche nach zehnjährigen Kämpfen im Jahre 1829 gelang. Ohne seine Sachkenntnis und Energie hätte Altenstein diese Angelegenheit, in der ihm von seiten der Militärverwaltung schon unter Boyen hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt worden war, schwerlich vollenden können. Auch für die Universität hatte Rust damit Großes geleistet. Die Spannungen zwischen den Professoren der Medizin und den Direktoren der Charité, die zu unerträglichen Zuständen geführt, wurden dadurch beseitigt und die Verbindung zwischen den militärärzt-

Seine Verdienste um die Reform der Charité; Einfluß bei Altenstein.

lichen Instituten und der Universität, welche seitdem nicht mehr gestört worden ist, herbeigeführt. Dadurch, daß Rust zugleich Ordinarius und vortragender Rat war, hatte Altenstein in den medizinischen Fakultäten der Monarchie und besonders in Berlin selbst festen Fuß; zahlreiche Gutachten des Geheimrats in den Akten zeugen von dem Einfluß, den er auf die Besetzung der Professuren gehabt hat; und man kann sagen, daß sein klares und besonnenes Urteil in den meisten Fällen das Richtige getroffen hat. Auch als Universitätslehrer und Operateur zeichnete er sich aus. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten in der Fakultät, und er verdankte diese Frequenz keineswegs bloß dem Vorsitz in der Prüfungskommission und seinen anderen maßgebenden Stellungen, sondern, wie viele Zeugen bestätigen, auch dem lebendigen und anregenden Vortrage, wie seiner ausgezeichneten Haltung am Operationstisch. Neben seiner umfassenden amtlichen und ärztlichen Tätigkeit, die ihn als Arzt des Staatskanzlers und des Kronprinzen oft Monate lang von Berlin fernhielt (so begleitete er Hardenberg auf seiner letzten Reise nach Italien und das Kronprinzenpaar sechs Jahre später auf der großen Tour südlich der Alpen), fand er immer noch Zeit, auch durch Schriften zu wirken. Seine Geschwürslehre, seine Arbeit über die ägyptische Ophthalmie, die schon 1820 erschien, waren Leistungen, die seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben. Das Magazin für die gesamte Heilkunde, das er seit 1816 edierte, das Kritische Repertorium für die gesamte Heilkunde, das vom Jahre 1823 an in 22 Bänden unter seiner Leitung (vom 5. Bande ab in Verein mit Casper) erschien, und das dreibändige Choleraarchiv vom Jahre 1832, an dem eine Reihe von Ärzten unter ihm arbeitete, beweisen das aufs neue. Der „Überblick über die Medizinalverfassung Preußens, wie sie war und wie sie ist“, den er 1838 herausgab, zeigte der Welt, was er für sie geleistet hatte. Sein Kampf gegen die Cholera, die er durch einen Militärkordon von Preußen abwehren wollte, war allerdings vergeblich. Aber wer hätte damals die im Finstern schleichende Seuche, die so plötzlich und mit so furchtbarer Gewalt die europäische Kulturwelt überfiel, mit Erfolg bekämpfen können! Noch Generationen sollten vergehen, ehe der Sieg über die neue Pest dem Manne gelang, den wir dann mit Stolz unter den Lehrern unserer Hochschule nennen durften.[1]

Stellung als Lehrer und Forscher.

So hat sich also auch die medizinische Fakultät seit der Berufung von Berends und Siebold analog der juristischen fast nur aus sich selbst ergänzt. Hier haben wir nun einer Reihe von Männern zu gedenken, welche jahrzehntelang eine sehr bedeutende Stellung an der Universität eingenommen, als Lehrer, am Krankenbett und im Auditorium, ganze Generationen von Studenten erzogen haben, deren Ansehen in der medizinischen Welt jedoch, so groß es war, mehr auf ihrer praktischen Tätigkeit als auf ihrer Forschung beruhte, und die jeden-

1) Bekannt ist die Berliner Karikatur, welche damals Rust als Sperling abbildete mit der Unterschrift: „Passer Rusticus vulgaris, der gemeine Haus-Sperrling.“ Erwähnt von Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen I, 198.

falls nicht als Bahnbrecher in ihrer Wissenschaft zu bezeichnen sind. Unter ihnen war der älteste Emil Osann (geboren 25. Mai 1787 zu Weimar), auch er ein naher Verwandter Hufelands, sein Neffe und dann sein Schwiegersohn. In Göttingen und in Jena gebildet und hier 1819 promoviert, war er bereits in Königsberg an der Seite des Oheims in den Jahren, als der Hof dort residierte. Ihm folgte er nach Berlin und trat 1810 als Assistenzarzt bei seiner Poliklinik ein. 1814 zum außerordentlichen Professor an der Friedrich Wilhelms-Akademie befördert, habilitierte er sich 1815 an der Universität, ward 1818 außerordentlicher und 1826 zusammen mit dem jüngeren Hufeland ordentlicher Professor, und zwar für das Fach der Heilmittellehre, nachdem er zwei Jahre vorher bereits zum Ordinarius an der Friedrich Wilhelms-Akademie ernannt worden war. Auch die Stelle an der Poliklinik hat er dauernd bekleidet; 1833 übernahm er anstatt des älteren Hufeland selbst die Direktion des Institutes. Er hat ihn und den jüngeren Bruder nur um wenige Jahre überlebt († 11. Januar 1842). Auch literarisch erscheint er im Dienste und als Erbe seines Schwiegervaters. Dessen Interesse für die Heilquellen war auf ihn übergegangen, und er hat mehr noch als der Oheim diesen Zweig der medizinischen Disziplin angebaut; ja er gilt als ihr eigentlicher Begründer und sein großes Werk über die Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas als klassische Darstellung. So waren auch die persönlichen Eigenschaften des Oheims auf ihn übergegangen: das besonnene Urteil, die klare Darlegung seiner Ansichten, die Humanität und der Takt im Verkehr mit seinen Kollegen und die Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seines Berufes. Er war unbedingte Autorität in dem Fache der Balneologie und genoß an der Universität wie in der Wissenschaft allgemeines Vertrauen.[1] Emil Osann.

Zwei Jahre nach ihm habilitierte sich Johann Christian Jüngken, dessen Andenken in der Stiftung, welche seine Töchter der Universität vor einiger Zeit aus dem Vermögen, das er durch seine Praxis erworben, gemacht haben, fortlebt. Geboren am 12. Juni 1793 zu Burg, auf dem Domgymnasium zu Magdeburg vorgebildet, studierte Jüngken seit 1812 in dem damals noch westfälischen Göttingen; 1815 aber trat er, seiner preußischen Herkunft eingedenk, als freiwilliger Lazarettchirurg bei der Reserve für die Lazarette unter Graefes Leitung in den preußischen Militärdienst, wurde nach dem Kriege Assistent an der Graefeschen Klinik und habilitierte sich noch in dem Jahre seiner Promotion Jüngken.

1) A. D. B. XXIV, S. 458 (August Hirsch); Augsburger Allgem. Zeitung vom 22. Februar 1842, Nr. 53, Beilage; wieder abgedruckt im Neuen Nekrolog, Jahrg. XX (1842), Tl. 1, S. 42. Dazu die Lexika von Gurlt-Hirsch und Callisen. — Seiner Dissertation folgten 1815 „Ideen zur Bearbeitung einer Geschichte der Physiologie“; 1822 eine balneologische Schrift, „Die Mineralquellen zu Kaiser-Franzensbad bei Eger“, für die ihm vom Kaiser Franz die große goldene Ehrenmedaille verliehen wurde, und 1829 und 1832 die beiden ersten Bände der „Physikalisch-medizinischen Darstellung der bekannten Heilquellen etc.“; ein dritter Band wurde 1843 aus seinem Nachlaß veröffentlicht.

(1817) an der Universität. Seine Zeit widmete er vor allem der Lehrtätigkeit. Schon als Privatdozent hielt er jedes Semester drei Vorlesungen, zunächst nur über Chirurgie; 1820 aber begann er die Augenheilkunde bei großem Zulauf öffentlich vorzutragen, während er privatim über generelle und spezielle Chirurgie, chirurgische Verbandslehre und chirurgische Operationslehre neben Graefe und Rust las. Bei den Kollegen fand er bald Anerkennung; besonders Graefe unterstützte seine Bestrebungen. 1825 zum Extraordinarius befördert, ward er 1828 mit der Leitung der neubegründeten Klinik für Augenheilkunde an der Charité betraut und 1834 zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Augenheilkunde ernannt. 1840, beim Tode Graefes, interimistisch, 1841 definitiv mit der Leitung der chirurgischen Klinik in der Charité beauftragt, hat er diese Stellung bis zur Niederlegung aller seiner Ämter, im Jahre 1868, verwaltet. Lange Jahre war er als Lehrer und Operateur in seinem Spezialfach die berühmteste Persönlichkeit Norddeutschlands, bis die Revolution, welche die Erfindung des Augenspiegels im Jahre 1850 in seiner Wissenschaft hervorbrachte, sein Ansehen erschütterte. Als er aus der Universität ausschied, hatte er seinen Ruhm bereits überlebt; der Sohn seines Lehrers und Kollegen, dem er seine eigene Förderung verdankte, Albrecht von Graefe, hatte ihn durch seine genialen Operationen in den Schatten gestellt. Seine literarische Tätigkeit, an sich nicht groß, hat Jüngken lediglich der Ophthalmologie gewidmet, während er auf dem eigentlich chirurgischen Gebiete kaum eine Spur hinterlassen hat; noch nach seinem Rücktritt veröffentlichte er, 1870, eine Schrift über die Augendiätetik.[1]

Eck. Sehr ähnlich war die Laufbahn Gottlieb Wilhelm Ecks, der ebenfalls Jahrzehnte hindurch mit unserer Universität verbunden gewesen ist. Geboren am 15. Januar 1795 zu Freystadt in Westpreußen, ward er in Warschau, wohin sein Vater versetzt war, erzogen und studierte dann von 1809 bis 1813 an der Pepiniere. Als Militärarzt machte er die Feldzüge mit und blieb in diesem Verhältnis erst als Oberarzt, später als Stabsarzt bei der Charité auch nach der Promotion 1818 und der Habilitation 1819. Er ist dann bis zum Subdirektor der Friedrich Wilhelms-Akademie und zum Generalarzt aufgestiegen, hat auch sonst noch eine Reihe von Ämtern in den Medizinalkollegien bekleidet, aber an unserer Universität nur als Extraordinarius, seit 1829, gewirkt. Eck war weit mehr Praktiker als Theoretiker, und mehr noch Beamter als ausübender Arzt. In späteren Jahren ließ er sein Lehramt ganz zurücktreten. Literarisch hat er sich nur durch ein paar Aufsätze in Rusts Magazin für Heilkunde, Graefes und Walters Journal und anderen Zeitschriften betätigt.[2]

---

1) A. D. B. XIII, S. 727 (Gurlt); Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, III, S. 422 (Gurlt); Goeschen in der „Deutschen Klinik", 1867, S. 155. 173. Die Akten über seine Beförderung K.-M. IV, 5, XI, besonders die Eingabe Jüngkens vom 18. November 1824, worin er einen Überblick über seine bisherige Tätigkeit gibt.

2) Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, VI, S. 733 (Gurlt); Medizinische Zeitung, 1849, S. 23 (E. Wolff).

A. L. E. Horn.

Die Kämpfe um die Charité, deren wir gedachten, brachten zwei Direktoren dieses Krankenhauses in eine ähnliche Verbindung mit unserer Universität: Anton Ludwig Ernst Horn, der schon zu den ersten Privatdozenten an unserer Universität gehört hatte, und Karl Alexander Ferdinand Kluge. Horn hatte seine Stellung an der Irrenstation der Charité infolge der Mißhelligkeiten vor allem mit Kohlrausch, die zu einem öffentlichen Skandal geworden waren und 1818 zu einer literarischen Fehde zwischen den beiden Gegnern führten, aufgeben müssen. Seit 1821 als Ordinarius in die Fakultät aufgenommen, hat er derselben bis an seinen Tod (27. September 1848) angehört und eine Wirksamkeit sowohl als Lehrer wie als Arzt entfaltet, die ihm die allgemeinste Anerkennung und eine Schar von Bewunderern erworben hat. In dem Nekrolog, der ihm in der Medizinischen Zeitung gewidmet wurde, wird er für lange Jahre neben Hufeland als der größte Lehrer und neben Heim als der größte Arzt bezeichnet. Mit Hufeland verband ihn der Grundsatz (wenn man diesen Ausdruck hierfür gebrauchen darf) des Eklektizismus; das „Prüfet alles und das Beste behaltet“ gab auch ihm die Richtungslinie für seine ärztliche Tätigkeit. Er schöpfte ihn aus einer reichen Erfahrung und aus einer den zahllosen Rätseln seiner Wissenschaft gegenüber nicht unberechtigten Skepsis, die ihn zur Vorsicht in der Behandlung der Kranken bestimmte. Dadurch kommt in seine Entwicklung ein gewisses Schwanken, wie wir es auch bei Hufeland beobachteten, das sich auch in seiner literarischen Tätigkeit ausdrückt. Auch er war den Erscheinungen des Mesmerismus ursprünglich nicht unzugänglich gewesen, ließ sich dann aber, wie sein berühmter Kollege, durch zunehmende Erfahrung ernüchtern und gab sich niemals den Extravaganzen hin, zu denen Männer wie Koreff und andere sich fortreißen ließen. Als Irrenarzt trat er — und mit Recht — in die Fußstapfen von Reil, dessen Grundgedanke, die Geisteskranken mit anderen Erkrankten gleichzustellen, auch für ihn der Leitsatz war. Einer seiner Biographen bezeichnet ihn, vielleicht etwas übertrieben, als den ersten praktischen Irrenarzt Deutschlands.[1]

---

1) Seine literarische Tätigkeit beginnt schon 1797 mit einer Schrift „Über die Wirkungen des Lichts auf den lebenden menschlichen Körper mit Ausnahme des Sehens“. Es folgt dann eine Reihe kleinerer Arbeiten, z. B. 1802 über die Erkenntnis und Heilung der Pneumonie. 1803 gab er ein „Handbuch der praktischen Arzneimittellehre“ heraus, von dem 1805 die zweite Auflage erschien; 1804—06 ein „Handbuch der medizinischen Chirurgie“ in zwei Teilen; 1806 einen „Versuch über die Natur und Heilung der Ruhr“. Seine Erfahrungen als Generalarzt der Militärlazarette zwischen Elbe und Oder, wofür ihm das Eiserne Kreuz am weißen Bande verliehen wurde, legte er nieder in einer Schrift „Über die Heilung des ansteckenden Nerven- und Lazarettfiebers“. 1800 begründete er das Archiv für medizinische Erfahrung, welches seit 1808 bis 1836 als Neues Archiv usw. fortgesetzt wurde. — J. H. Schmidt, „Kluge, Dieffenbach, Horn“, in der Medizinischen Zeitung 1848, S. 201ff. Ein Aufsatz in dem merkwürdig geschwollenen Stil, wie er dem Jahr der Revolution eigen ist und sich auch in anderen Äußerungen der Zeit auf den verschiedensten Gebieten ausspricht. Die Unfähigkeit zu charakterisieren hält darin leider Schritt mit der Begeisterung und dem Eifer, den Gestorbenen zu feiern. Nur wenig

Kluge. Kluge lernten wir als einen der ersten Anhänger des magnetischen Heilverfahrens in Berlin kennen, bemerkten aber bereits, daß er bald von dieser Verirrung abgekommen sei.[1] Geboren am 9. September 1782 zu Strausberg, Sohn des dortigen Stadtchirurgus, ward er 1800 in die medizinisch-chirurgische Pepiniere aufgenommen und hat die militärärztliche Laufbahn bis zum Ordinariat an der Friedrich Wilhelms-Akademie, das er 1821 erhielt, durchmessen. Seinen medizinischen Doktortitel holte er sich 1806 auf der Universität Erfurt, welche damals ja vorübergehend preußisch war; einer der letzten und wohl auch der bedeutendsten Doktoren der Medizin, die dort kreiert worden sind. Seit 1814 leitete er die geburtshülfliche Anstalt an der Charité, die nach dem Zeugnis von Rust, der ihn nach Siebolds Tode gern zu dessen Nachfolger gehabt hätte, durch ihre musterhafte Ordnung als das „Putzkästchen“ des Krankenhauses, wie er sie dem Minister gegenüber bezeichnet, hervorstach. Eben diese fast pedantische Sorgfalt machte Kluge zu einem viel bewunderten Lehrer; er war mit einem Worte mehr Praktiker als Theoretiker, wie denn auch seine literarische Tätigkeit nur sehr gering war.[2]

Barez. Nicht ganz unberührt von den naturphilosophischen Spekulationen und speziell mesmeristischen Ideen war Stephan Friedrich Barez, der, was in diesem Zusammenhange ein gewisses Interesse hat, Hegels Arzt war, an dessen Totenbett er gestanden hat. Geboren am 30. August 1790 zu Berlin, Sohn eines Kaufmanns aus der Kolonie, nahm er, nachdem er das Gymnasium zum Grauen Kloster absolviert hatte, zunächst teil an den Vorlesungen des Collegium medico-chirurgicum; später ging er nach Göttingen und Tübingen, wo er 1810 promovierte. Die Gründung unserer Universität führte ihn nach Berlin zurück, wo er

---

gemäßigt erscheint dieser Ton in dem Artikel von Gedike an demselben Ort im folgenden Jahrgang (S. 192, 197, 201). Wohltuend berühren dagegen die kurzen Bemerkungen von August Hirsch in der Gesch. der med. Wiss., S. 609, 631; sowie im Handbuch der Gesch. der Med., herausg. von Neuburger und Pagel, III, 674 u. a.

1) Bd. I, S. 555.

2) Als erste Schrift ist zu nennen der „Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel“, 1811, eine Schrift, die noch 1819 eine dritte Auflage erlebte und auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Später nur noch ein paar Arbeiten zur Verbandslehre und Beiträge zu Sammelwerken, wie dem Handbuch von Adolf Leopold Richter, über die Lehre von den Brüchen und anderes. Kluge starb am 26. Mai 1844. Auch ihm hat Professor J. H. Schmidt in der Medizinischen Zeitung a. a. O. einen Nachruf gewidmet, der sich dem Horns und Dieffenbachs würdig zur Seite stellt und, nach Bismarcks bekanntem Worte, so klingt, als ob der Autor einer Volksversammlung gegenüber stehe. Man lese z. B.: „Seine Zeichnungen der Gedanken waren in Präzision unübertrefflich, und wie er im geometrischen Leben, im Raum, gleichsam eine personifizierte Kristallisation war, so war er im arithmetischen Leben, in der Zeit, ein personifizierter Rhythmus. Als Schriftsteller war er mehr reproduktiv als produktiv. Kluge hätte auch produktiv sein können, und er war es auch, aber im bescheidenen Inkognito, denn Uneigennützigkeit war der Grundzug seiner schönen Seele“ usf. — noch viel schlimmer. Neuer Nekrolog Jahrg. XXII (1844), Tl. 2, S. 1009. A. D. B. XVI, S. 250 (Gurlt); Hirsch, Gesch. der med. Wiss., S. 473, 681.

noch in der Universitätsklinik unter Reil arbeitete. Die Seuchen, die im Gefolge des russischen Feldzuges eindrangen, brachten ihn zunächst als Hospitalarzt nach Elbing und später an ein Militärlazarett in Berlin, wo er seitdem als praktischer Arzt lange gewirkt hat. Er habilitierte sich 1820 und erhielt auch noch 1838 ein Extraordinariat; seine Tätigkeit aber galt der ärztlichen Praxis und einflußreichen Amtsstellungen. Zunächst Stadt- und Kriminalphysikus, kam er 1828 an das Berliner Polizeipräsidium und 1841 als vortragender Rat in das Kultusministerium. In der Charité dirigierte er seit 1831 die neu errichtete Station für Kinderkrankheiten. Sein Studiengang erklärt es, daß Männer wie Blumenbach, Kielmeyer und Reil tieferen Einfluß auf ihn geübt haben. Aber die Erfahrungen in seinem ärztlichen Beruf hielten ihn von unheilvollen Konsequenzen naturphilosophischer Theorien ab und verschafften ihm den Ruf eines unbefangenen und besonnenen Arztes. Literarisch ist auch er nur in geringem Maße hervorgetreten.[1]

Casper.

Von nicht geringerem Ansehen als Arzt und weitreichendem Einfluß als Lehrer und Schriftsteller war Johann Ludwig Casper, der als Schwiegersohn des Bankiers Robert dem Varnhagenschen Hause nahe stand. Seit 1824, dem Jahre seiner Habilitation, ist er volle 40 Jahre Mitglied der Fakultät gewesen. Geboren am 11. März 1796 zu Berlin, hatte er als Apotheker begonnen, war dann aber zur Medizin übergegangen, die er in Berlin, Göttingen und Halle, wo er 1819 promovierte, absolvierte. Längere wissenschaftliche Reisen, nach Frankreich und England, bereiteten ihn zur praktischen und gelehrten Tätigkeit vor, die er in dem genannten Jahre begann. In dieser ersten Zeit stand er in naher Verbindung mit Rust, mit dem er von 1823 bis 1833 ein Repertorium für die gesamte Medizin herausgab. Dessen Protektion verdankte er vielleicht seine rasche Beförderung, die ihm schon 1825 zum Extraordinariat und einer Stellung als Medizinalrat im Brandenburgischen Medizinalkollegium verhalf. Aber das Verhältnis brach infolge von Konflikten in der Praxis auseinander. Daran mag es liegen, daß Caspers Ehrgeiz, der auf die Leitung der neu errichteten Abteilung für Kinderkrankheiten in der Charité gerichtet war, enttäuscht wurde und Barez dieselbe erhielt. 1839 wurde er Ordinarius und 1841 Gerichtsphysikus der Stadt Berlin, ein Amt, in dem er außerordentlich tüchtig und tätig gewesen ist. Wie Jüngken, so sind wir auch ihm verpflichtet für die großartige Stiftung, zu der er seine Hinterlassenschaft bestimmt hat. Er war Praktiker auch als Lehrer und Schriftsteller, denn seine Arbeiten und seine Tätigkeit an der Universität waren mehr der sozialen Seite der Medizin, ihrer Anwendung auf Staat und Gesellschaft gewidmet, als der theoretischen Forschung oder der unmittel-

---

1) 1820 „Nonnulla ad morbos infantium spectantia“. Sonst nur Aufsätze. Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte I, S. 291 (Gurlt).

baren Therapie. Schon 1822 veröffentlichte er eine Charakteristik der französischen Medizin mit vergleichenden Hinblicken auf die englische, zu der ihm seine auf der Reise geübte treffliche Beobachtungsgabe den Stoff gegeben. Beiträge und Denkwürdigkeiten zur medizinischen Statistik und zur Staatsarzneikunde, „Blicke auf die Fortschritte der Königlich Preußischen Medizinalverfassung“, eine „Betrachtung über die wahrscheinliche Lebensdauer der Menschen“, ein „Praktisches Handbuch der gerichtlichen Medizin“, diese und andere Titel seiner Schriften zeigen uns die Richtung seines Geistes und seines Schaffens. Auch mehrere große Zeitschriften tragen seinen Namen, so das genannte Kritische Repertorium für die gesamte Medizin; ferner die Wochenschrift für die gesamte Heilkunde, die er seit jenem Jahre zusammen mit Roßberg und Storch leitete, und vom nächsten Jahre ab noch die Vierteljahrsschrift für die gerichtliche und öffentliche Medizin. Eine ungemein verständige, klare, nicht eben tiefe Natur von unermüdlicher Elastizität bis zu seinem Tode, der ihn am 24. Februar 1864 plötzlich traf.[1]

Hecker. Die Theoretiker, die gelehrten Ärzte, wenn wir so sagen dürfen, verschwinden fast gegenüber allen diesen Praktikern. Der gelehrteste von ihnen und derjenige, der der Praxis am abgewandtesten war, ist ohne Zweifel Justus Friedrich Karl Hecker, der diese Neigung schon als Sohn seines Vaters, des Professors der Medizin an der Universität Erfurt Friedrich Hecker, geerbt haben mochte. Geboren am 5. Januar 1795 zu Erfurt, war er mit dem Vater 1805 nach Berlin gekommen, wo er das Gymnasium zum Grauen Kloster durchlief. 1812 wandte er sich dem Studium der Medizin zu. Wir nannten ihn schon unter den Schülern Bellermanns, welche sich unter den ersten freiwilligen Jägern für den Krieg meldeten. Glücklich heimgekehrt, nahm er seine Studien in Berlin wieder auf, promovierte 1817 und ließ sich noch in demselben Jahr als Privatdozent nieder. Seine ganze Tätigkeit hat fortan unserer Universität angehört. 1822 zum außerordentlichen, 1834 zum ordentlichen Professor für die Geschichte der Medizin ernannt, hat er diese Stelle bis zu seinem Tode, am 11. Mai 1850, bekleidet. Dem ruhigen Leben entsprach die wissenschaftliche Laufbahn, die ganz in dem einmal erwählten Berufe aufging. August Hirsch, der später, als der letzte bis auf diesen Tag, das Ordinariat für Geschichte der Medizin an unserer Universität innegehabt, hat ihm nachgerühmt, daß er als der eigentliche Begründer der historischen Pathologie bezeichnet werden könne; wenn er den Begriff auch nicht geradezu erfunden, der schon von Hensler vor ihm angedeutet worden, sei er doch der erste gewesen, der ihn ausgeführt, der seinen

1) Vierteljahrsschrift für die gerichtliche und öffentliche Medizin XXV, 1864, verfaßt von einem Verwandten namens Liman; Hirsch, Gesch. der med. Wiss., S. 695; A. D. B. IV, S. 58 (Hirsch); dazu die Eingabe Caspers an Altenstein vom 11. Januar 1825, Bitte um Beförderung mit Überblick über Laufbahn und Schriften, K.-M. IV, 5, XI.

Blick über die engen Grenzen dessen, was man bisher Geschichte der Krankheiten genannt, aus den bisherigen Untersuchungen, die sich in dem beschränkten Kreise des pathologischen Geschehens bewegten, herausgehoben und die Beziehungen der pathologischen Seite des Lebens zu dem Ganzen, der Menschheit, ins Auge gefaßt habe. So habe er die Volkskrankheiten als das Produkt zahlreichen Reihe von Faktoren aufzufassen gelehrt, welche ebenso in einer wechselnden psychischen und physischen Stimmungen der Menschen selbst, wie den in der Gestaltung des sozialen Lebens und in dem Einfluß atmosphärischer und tellurischer Bewegungen gegeben sei. Heckers Geschichte der Heilkunde, die er 1822 mit einem ersten Bande begann und 1829 in der Geschichte der neueren Heilkunde fortsetzte, ist schon damals auf scharfe Kritik gestoßen. Aber mag er auch im einzelnen oft genug geirrt haben, so darf der Versuch, zum erstenmal den Stoff zusammenzufassen und zu gestalten, immer als ein schönes Wagnis und eine bedeutende Tat bezeichnet werden. Für seine Monographien über die Seuchen des ausgehenden Mittelalters sind ihm nicht nur seine Fachgenossen, sondern mehr vielleicht noch die Historiker warmen Dank schuldig.[1]

K.W.U. Wagner.

Als „klassischer“ Arzt hat sich auch Karl Wilhelm Ulrich Wagner bewährt, dessen humanistische Bildung die Fakultät besonders hervorhob, als sie ihn dem Minister zum Ordinariat empfahl. Als Sohn des Professors der Philologie am Carolinum zu Braunschweig Karl Franz Wilhelm Wagner erblickte er hier am 21. Januar 1793 das Licht der Welt. Der Vater allein unterrichtete ihn in den klassischen Sprachen, die er, wie auch die neueren, in seltener Vollkommenheit beherrschte. Auf dem Collegium anatomico-chirurgicum seiner Vaterstadt hat er 1809 das Studium der Medizin begonnen, folgte dann aber seinem Vater bei der Auflösung des Carolinums durch die westfälische Regierung nach Marburg, wohin dieser versetzt war. Beendigt hat er seine Studien in Göttingen, wo er 1813 promovierte. Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich bewog ihn, in seinem alten Vaterlande Dienste zu nehmen. Als Regiments-, dann Brigadearzt leitete er die braunschweigischen Hospitäler. Weite Reisen, die ihn nach Herstellung des Friedens durch halb Europa führten, danach erneutes Studium in Göttingen, wo er 1818 noch den philosophischen Doktorhut erwarb, bereiteten den rastlos Strebenden zu seiner weiteren Laufbahn vor und rechtfertigen vollauf das glänzende Lob, das ihm von der Berliner Fakultät wie vom Ministerium selbst zuteil wurde. Seit 1819 bei uns habilitiert, ward er bereits 1820 zum Extraordinarius erhoben. Seine Reiselust, die ihn nach Wien und Bologna, Padua, Rom und Paris geführt hatte, war auch jetzt noch nicht erloschen. 1821/22 war er abermals draußen, in England, Schottland und Irland. 1826 als

1) A. D. B. XI, S. 211 (Hirsch); Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, III, S. 101 (Pagel).

Ordinarius mit dem Lehrstuhl der Staatsarzneikunde betraut, hat er noch 20 Jahre, bis an seinen Tod (4. Dezember 1846), an der Universität wie in einer Reihe praktischer Stellungen gewirkt. Eine überaus klare Natur, von energischem Wollen, strengem Pflichtgefühl, ward er allen seinen Stellungen als Beamter, Lehrer und Arzt in vollem Maße gerecht; und rastlos war er bemüht, die Anstalt für Staatsarzneikunde an unserer Universität, deren Begründer er war, auszubauen.[1]

Schultz-Schultzenstein.

An Wagner wird das strenge Festhalten an der Empirie, die scharfe Abwehr jeder Phrase und phantastischen Konstruktion gerühmt — eben das, was die Zeitgenossen einem dritten Theoretiker der Berliner Fakultät in jener Zeit absprachen: Karl Heinrich Schultz oder Schultz-Schultzenstein, wie er sich erst spät, seit 1848, zur Unterscheidung von anderen Trägern dieser vielgegliederten Sippe mit königlicher Erlaubnis genannt hat. Er war ein Hegelianer, unter den Medizinern der einzige, aber keineswegs der Unbedeutendste in seinem Fache. Emporgekommen war er aus kleinen Verhältnissen. Als Sohn des Ratszimmermeisters Schultz zu Alt-Ruppin am 8. Juli 1798 geboren, war er zunächst, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, 1812 bei einem Apotheker in Zehdenick in die Lehre gegangen. Als Feldapotheker machte er 1815 den Krieg mit und blieb zunächst bei der militärischen Laufbahn, die ihn 1817 an die Friedrich Wilhelms-Akademie brachte, bis zum Jahre 1822, wo er sich, nachdem er im Jahre zuvor promoviert war, an der Universität habilitierte. Es waren die Jahre, in denen Hegel emporstieg, und ihm schloß Schultz sich an. Auch sein Namensvetter, der Regierungsbevollmächtigte, mit seiner Vorliebe für naturwissenschaftliche Probleme, und vorzüglich solche, die, wie Goethes Farbenlehre, aus dem Kreis der Schule heraustraten, interessierte sich ungemein für die Experimente und Anschauungen des geistreichen jungen Gelehrten. Es war die angebliche Entdeckung über den Milchsaft der Pflanzen, in dem Schultz einen dem tierischen analogen Saftumlauf entdeckt zu haben glaubte, welche damals seinen Ruhm weithin verbreitete und ihm im Jahre 1833 die höchste Anerkennung der Pariser Akademie, die goldene Medaille, verschaffte. Vielseitig gebildet, ein unermüdlicher Arbeiter, ein glänzender Redner, hat Schultz zu allen Zeiten auf Kollegen und

---

[1]) Medizinische Zeitung, 1847, Nr. V, von seinem Sohn, dem cand. med. A. Wagner, dem späteren Marburger Anatom, der auch bei uns ein Jahr doziert hat. Dazu Neuer Nekrolog, XXIV, Tl. 2, S. 792; Biograph. Lexikon hervorr. Ärzte, VI, S. 163. Unter den Akten besonders die Eingabe der medizinischen Fakultät an Altenstein vom 10. April 1826, K.-M., IV, 5, XII. A. D. B. XL, S. 524 (Pagel). Die Schriften beginnen 1816 mit einer lateinisch geschriebenen gynäkologischen Abhandlung und enden bereits 1832 mit der Monographie über die Verbreitung der Cholera in den preußischen Staaten. Seit 1821 war er Mitherausgeber von Horns Archiv für medizinische Erfahrung und 1832 vom Choleraarchiv; dort und in anderen Zeitschriften mehrere Aufsätze.

Schüler einen großen Eindruck gemacht, selbst auf Männer, die der Medizinalwissenschaft die Richtung gaben, welche sie von den luftigen Spekulationen auf den festen Boden der exakten Beobachtung und des besonnenen Fortschritts zurückgeführt haben. Schultz war ein Kämpfer, der nicht bloß in neue Regionen vorzudringen strebte, sondern auch — und das nur allzusehr — standhaft auf seiner Position zu beharren pflegte. Er hat sie noch zu behaupten gesucht, als Forscher wie H. v. Mohl die Fehlerhaftigkeit seiner Versuche in allen Teilen nachwiesen. Die Verjüngungstheorie, welche er für das Leben der Pflanzen behauptete, dehnte er auch auf das Tierreich, ja selbst auf das Gebiet der menschlichen Geistes- und Willenstätigkeit aus. So traf ihn das Los, das mehr oder weniger uns allen, vor allem aber doch denjenigen zufällt, welche in der Jugend die Phantasie, die Führerin in das unbekannte Land der Erkenntnis, durch Selbstkritik nicht zu zügeln vermochten: der Vereinsamung. Bekehrt hat er sich niemals. Er hätte ja auch sich selbst aufgeben und sein Lebenswerk widerrufen müssen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode, der ihn am 22. März 1871 traf, hat er eine Monographie veröffentlicht, worin er seine Theorie von der Verjüngung des Lebens im Unterschiede von den dynamischen und materialistischen Stoffwechseltheorien verteidigte.[1]

Schlemm.

Mehr noch als Schultz durch eigene Kraft emporgekommen war Friedrich Schlemm, geboren am 11. Dezember 1795 zu Gitter am Berge in Hannover, dessen Laufbahn noch einmal an die Art erinnert, wie die vergangene Generation von Ärzten, die Voitus und Mursinna, in die Höhe gekommen waren. In einer Barbierstube, völlig unbemittelt, begann er, siebzehnjährig, in Braunschweig seine Laufbahn. Dadurch erwarb er die Mittel, sich auf dem Collegium anatomico-chirurgicum daselbst 1813 dem medizinischen Studium zu widmen. Schon im nächsten Jahr war er Amanuensis bei dem Prosektor Berger. Es ist bezeichnend, was ihn weitertrieb: die Herausnahme eines Kehlkopfes aus einer Leiche, die er für seinen Lehrherrn, ohne die Erlaubnis der Angehörigen, vorgenommen hatte, worauf Gefängnisstrafe stand. Völlig mittellos kam er nach Berlin. Auch darin gleicht er jenen älteren Ärzten, daß er seine autodidaktischen Mängel durch

---

1) A. D. B. XXXII, S. 723 (E. Wunschmann); Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, V, S. 301 (Gurlt); Wochenschrift für Gärtnerei und Pflanzenkunde, Jahrg. XIV (1871), S. 105; Jessen, Botanik der Gegenwart und Vorzeit, S. 434; Sachs, Gesch. der Botanik, S. 317, 324, 346. Schriften seit 1822 („Über den Kreislauf des Saftes im Schöllkraut") bis zu der genannten Monographie 1867. Darunter 1824 „Über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen", 1832 „Natürliches System des Pflanzenreichs", 1833 „Grundriß der Physiologie", 1842 „Verjüngung des menschlichen Lebens", 1843 „Über Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen", 1844 „Die Entdeckung der wahren Planzennahrung" (Widerspruch gegen die Lehre von der Ernährung der Pflanzen durch Zersetzung der Kohlensäure), 1847 „Neues System der Morphologie der Pflanzen", 1855 „Die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens", 1863 „Die Moral als Heilswissenschaft und Kulturwissenschaft". Zahlreiche Aufsätze.

eifrige humanistische Studien auszufüllen sich bemühte; während er an der Universität seit 1817 Vorlesungen hörte, schon von Rudolphi unterstützt, bestand er das Maturitätsexamen. 1821 erwarb er bereits die Doktorwürde. Seit 1823 Privatdozent für Anatomie und Prosektor seines Lehrers, ward er 1829 außerordentlicher und bei der Berufung von Johannes Müller ordentlicher Professor seines Fachs. Mit seinem großen Kollegen an Bedeutung nicht zu vergleichen, zeigte er sich doch voll Verständnis für die in immer neuer Fülle andrängenden Probleme seiner Wissenschaft und war vor allem ein Lehrer, der um so tiefer wirkte, als sein Talent und sein Eifer unterstützt wurden durch die Klarheit und Selbstlosigkeit seines Charakters.[1]

Ausgang der alten Generation.

Damit ist der Kreis der Mediziner, welche vor dem Auftreten Johannes Müllers die theoretische Seite ihrer Wissenschaft bei uns vertreten haben, bereits erschöpft. Die Alten gerieten in diesen Jahren allmählich in Abgang. Berends, als konsultierender Arzt noch geschätzt, fühlte doch mehr und mehr die Beschwerden des Alters. Seine Klinik hielt er nach wie vor in seinem korrekten Latein, wodurch er aber den Zuhörern das Verständnis der vorgetragenen Krankheitsfälle nicht eben erleichterte. Literarisches hat er nicht mehr veröffentlicht.[2] Er war seit Reil der erste von den Alten, der starb (1. Dezember 1826). Ihm folgte schon im Sommer 1828 Siebold, dessen Universitätsklinik sich mit der unter Kluge stehenden Charité nicht messen konnte. Rudolphi entfaltete als Lehrer noch immer die reichen Gaben seines Geistes und seines Charakters. Wir brauchen nur an einen Johannes Müller zu denken, der damals sein Schüler gewesen ist und ihm das treueste Andenken bewahrt hat. „Nie werde ich den Eindruck vergessen“, so bekennt er selbst: „er hat meine Neigung zur Anatomie begründet und zum Teil entschieden. . . . In einer unedlen Stimmung würde ich mich scheuen, das Bild des väterlichen Freundes zu betrachten, und erinnere ich mich der edelsten Begegnisse meines Lebens, so fällt mir sogleich Rudolphi ein“. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß bei Rudolphi Arbeitskraft und die Lust am Lehren und am Forschen mit den Jahren nachließen. Einen gewissen Hang zur Bequemlichkeit oder zu zerstreuenden Beschäftigungen kann man ihm nicht absprechen. Ein Freund der Geselligkeit und eines guten Trunkes war er stets gewesen, und dazu gesellten sich, vielleicht als Folge davon, die Beschwerden des Alters. In der letzten Zeit seines Lebens, die ihm durch Krankheit verbittert war, wandte er sein Hauptinteresse kaum noch seiner Fachwissenschaft zu, sondern fand sie in einer Beschäftigung, die er als Dilettant begonnen, aber,

---

1) A. D. B. XXXI, S. 462 (Rüdinger); Biograph. Lexikon hervorr. Ärzte, V, S. 235 (Gurlt); Hirsch, Gesch. der med. Wiss., S. 497, 530, 553. Drei lateinische Schriften von 1821 bis 1834; dazu eine Reihe von Abhandlungen.

2) Jedoch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Sundelin seine Vorlesungen nach seinem Tode herausgegeben hat.

gründlich wie er in allem war, zur Kennerschaft ausgebildet hatte. Er legte sich aus den reichen Mitteln, die ihm seine Wissenschaft gegeben, eine kostbare Medaillensammlung an und hat sich sogar mit dem Gedanken getragen, eine Publikation der privaten Medaillen der neueren Zeit zu veröffentlichen. Aufrecht und frisch blieb dagegen der große Lebenskünstler Wilhelm Hufeland, der älteste aller Lehrer an der Universität, der in unermüdlicher Tätigkeit als Arzt und Professor die Jahre erreichte, wo eine dankbare Mitwelt die großen Erfolge seines arbeitsamen und glücklichen Lebens in glänzenden Erinnerungsfesten feierte.

6. Cameralisten und Historiker.

Neubesetzung der cameralistischen Professur.

Geschichte und Politik, neben Recht und Religion, bildeten die Sphäre, in der Hegels Philosophie ihre stärksten Wurzeln hatte. Darum durften die Wissenschaften vom Staat ihn so wenig ignorieren, wie er seinerseits auf ihre Unterstützung nicht verzichten konnte. Zunächst freilich gab es auf diesem Gebiet für ihn kaum Gegner, die er hätte bekämpfen können. Denn die eigentliche cameralistische Professur war noch unbesetzt, als er seine Vorlesungen an der Universität begann. Die Ausfüllung der Lücke, welche Hoffmanns Berufung an die Seite des Staatskanzlers gerissen, hatte Altenstein eine seiner ersten Sorgen sein lassen. Er hatte dabei, von Hoffmann selbst beraten, zunächst an Rau gedacht, der selbst den Wunsch geäußert hatte, nach Preußen zu kommen. Im Auftrage des Ministers ließ Hoffmann ihm den Antrag zukommen, sich in Berlin niederzulassen, zunächst noch als Privatdozent, jedoch mit dem Versprechen, ihm eine Remuneration von 5—600 Talern auf zwei Jahre zu gewähren. Rau selbst hatte zunächst an Halle gedacht. Wenige Wochen darauf sah er sich jedoch veranlaßt, seine Meldung wieder zurückzuziehen, da er als Professor der Cameralwissenschaften in Erlangen angestellt worden war. In dem Brief vom 18. Mai, in dem er Hoffmann dies anzeigte, wies er auf die günstige politische Wendung hin, welche die Verfassungsfrage in Bayern genommen habe, dessen Regierung eine Konstitution, die Wiederherstellung der Stadtmagistrate und andere liberale Institutionen versprochen habe, vor allem auch die Errichtung eines protestantischen Generalkonsistoriums, welches die Protestanten ganz gegen den katholischen Klerus sichern werde. Hierauf kam im Juni 1818 die Fakultät selbst mit der Bitte, die Stelle bald zu besetzen. Sie erhielt die Antwort, daß bereits mehrere Anträge an auswärtige Gelehrte fehlgeschlagen seien; sie möge daher ihrerseits neue Vorschläge einreichen. Dies geschah nach den großen Ferien. Nach mehrfacher Beratung, so erklärte sie am 18. November, habe man sich dahin geeinigt, den jetzigen Professor in Breslau, ehemaligen Regierungsrat von Raumer vorzuschlagen, in der Hoffnung, daß dieser in Breslau, wo es

Raus Absage.

Raumers Berufung.

noch mehrere andere Lehrer für verschiedene Zweige der Staatswissenschaften gebe, leichter zu entbehren sei. Ihr Gesichtspunkt sei dabei immer der gewesen, daß vorzüglich ein Mann erfordert werde, welcher praktische und historische Politik, im Gegensatz zur philosophischen, vortragen könne, und daß dabei weniger auf die gemeinhin so genannten Cameralwissenschaften zu sehen sei, die übrigens nur aus sehr verschiedenartigen technischen Kenntnissen beständen und zum Teil gar nicht an die Universität gehörten. Es war dieselbe Auffassung, der Hoffmann bei Begründung der Universität in seinem Gutachten an Humboldt Ausdruck gegeben hatte. Die Fakultät betonte, daß Raumer gerade durch seine historischen Studien zu der Stelle befähigt, daß er aber auch durch seine praktische Tätigkeit im Dienste des Staatskanzlers dazu vorgebildet sei. Altenstein selbst war es gewesen, der in seinem früheren Ministerium Raumer in die Zentralregierung gebracht hatte. Seitdem aber war der Minister nicht gerade gut auf ihn zu sprechen; denn als er selber hatte weichen müssen, war der junge Regierungsrat bei seinem Nachfolger nicht nur geblieben, sondern von diesem ganz ungemein bevorzugt worden. Es kam hinzu, daß Raumer auch jetzt die guten Verbindungen, die er in Berlin hatte, für sich geltend zu machen suchte. Sein Oheim, der Geheime Oberlegationsrat von Raumer, verwandte sich wiederholt dringend für den Neffen, und der Staatskanzler selbst fühlte sich veranlaßt, für seinen jungen Freund, der sich auch an ihn gewandt hatte, ein Wort einzulegen. Altenstein war dadurch keineswegs angenehm berührt und verhehlte dem Staatskanzler seine Verstimmung nicht. Er wies darauf hin, daß Raumer, der seit dem Herbst 1818 in Breslau Rektor war, sich bei den burschenschaftlichen Wirren, die dort sehr scharfe Formen angenommen hatten, ungeschickt benommen habe, und daß sein Weggang den Lehrkursus in Breslau selbst in Unordnung bringen werde. Doch schrieb er dies wohl mehr, um sein Gewissen zu beruhigen, als in der Hoffnung, auf Hardenberg Eindruck zu machen, und erklärte schon am Schluß des Briefes selbst, daß er dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Fürsten nachgebe.

Thaers Abgang.

Kaum war Raumer im Herbst 1819 berufen, so trat eine neue Vakanz ein durch den Abgang Thaers, der die Stellung an der Universität, die sich mit seiner Tätigkeit in Möglin doch nicht gut vereinigen ließ und den erwarteten Erfolg nicht gehabt hatte, aufgab. Auch die Fakultät wünschte gar nicht die Wiederbesetzung der landwirtschaftlichen Professur; wohl aber trat sie jetzt dafür ein, daß für die Cameralwissenschaften ein Gelehrter gewonnen werde, der, sehr im Gegensatz zu ihrem vorherigen Bericht, die gesamte Ökonomie, Agrikultur und Forstwesen, Finanzen und Polizei vortragen könne. Noch war

Rühs' Tod.

nichts entschieden, als ein neuer Verlust gemeldet wurde. Rühs, der im Frühling einen Urlaub nach Italien erhalten hatte, welcher ihm als Studienreise dann verlängert worden, war am 1. Februar 1820 in Livorno seinem langjährigen Leiden

erlegen. Dennoch dachte Altenstein damals nicht an Ersatz, weder für Rühs noch für Hoffmann. Er meinte, den eigentlich cameralistischen Teil dem jungen Eiselen, der dafür zum Extraordinarius befördert wurde, anvertrauen zu können, während Hermbstädt die technologischen Kollegien lese. Für die Agrikultur hoffte er doch noch ein Gehalt heraussparen zu können. Außerdem wollte er aber auch der Forstwissenschaft, für die er sich schon 1811, als Hartig sich darum bemüht, interessiert hatte, Pflege an der Universität verschaffen. Hartig selbst kam dafür nicht mehr in Betracht. Ein anderer praktischer Forstmann bot sich als Lehrer dar, Friedrich Wilhelm Leopold Pfeil (geb. 28. März 1782), der damals die Oberaufsicht über die Waldungen des Grafen Pückler-Muskau, des Schwiegersohns von Hardenberg, führte. Diese Beziehungen mögen Hardenberg für den Plan Altensteins günstig gestimmt haben, geradezu ein Forstinstitut an der Universität zu begründen und Pfeil mit seiner Leitung zu betrauen. Pfeil stammte aus Rammelsberg im Harz, wo sein Vater Justizamtmann gewesen war. Auch der Sohn hatte sich dieser Laufbahn widmen wollen, aber der frühe Tod des Vaters zwang ihn in die Forstlehre einzutreten. Längere Jahre finden wir ihn auf den herzoglich kurländischen Gütern in Schlesien, später, seit 1816, als Forstmeister in den Diensten des Fürsten Carolath, welche Stelle er dann mit der Stelle in Muskau vertauschte. Dem Staat hatte er bislang nur mit der Waffe gedient, 1813, in dem Kampf um die Freiheit des deutschen Bodens. Als Landwehrhauptmann nahm er an den Schlachten bei Großbeeren und Wartenburg teil. Also wieder, wie Hartig, ein Self-made-man mit den Vorzügen und den Schattenseiten eines solchen: Praktiker durch und durch, von guter Beobachtungsgabe, scharfem Auge, vorzüglichem Gedächtnis, literarisch fruchtbar, bereit, seine Behauptungen durch Wort und Feder, und immer mit Schärfe und Nachdruck zu vertreten, in jeder Weise anregend; jedoch im Wissen nicht recht ausgeglichen, und von einem Selbstvertrauen, dem weder seine Kenntnisse noch auch seine Erfolge immer recht gaben; seine Gegner hat er oft zu Unrecht mit Wegwerfung behandelt. Dem Plan Altensteins stimmte er eifrig zu und vertrat ihn auch literarisch. Der Grundgedanke war, die Fertigkeiten, welche nur der längere Aufenthalt im Walde gewähren könne, vorauszusetzen. Denn nur durch die Bekanntschaft mit dem Walde selbst würden die theoretischen Vorträge fruchtbar wirken. Unter diesen Umständen meinte er gerade Berlin als den geeignetsten Ort für das neue Forstinstitut ansehen zu können. Daß die Waldungen um die Hauptstadt nicht eben durch Mannigfaltigkeit ihres Bestandes die theoretischen Vorträge erläuterten, machte ihm keinen Kummer; denn die Absicht war, die Ferien, die man um je vier Wochen ausdehnen wollte, bis zum Mai, und wieder bis Oktober, zum Aufenthalt im Walde zu verwenden; und darum, meinte er, sei es ziemlich gleichgültig, ob die Wälder nahe oder fern von Berlin lägen: man könne sie im Umkreise von

Pfeil und das neue Forstinstitut.

mehr als 1000 Quadratmeilen benutzen. Die wichtigste Rücksicht sei, in dem zu wählenden Orte die größte Masse von Hülfsmitteln für die wissenschaftliche Bildung zu haben; und diese fand man freilich nirgends besser als in Berlin, wo zugleich die Zentralregierung die Akademie unmittelbar vor Augen hatte und ihre Bedürfnisse stets bemerken konnte. Die Akademie, die im Sommer 1821 errichtet wurde, ward nicht in die Organisation der Universität aufgenommen, schloß sich aber derselben eng an. Die Akademiker durften die Vorlesungen an der Universität besuchen und die Studierenden der Universität die Vorträge an der Akademie. Im übrigen stand sie nicht unter dem Kultusminister, sondern unter dem der Finanzen. Ihre Fonds bestanden für sich, und auch ihre Vorträge wurden besonders bestimmt. Ein regelmäßiger praktischer Kursus, wie er bisher nirgends verlangt war, sollte Vorbedingung für die Zulassung sein; derselbe war auf zwei Jahre bestimmt und sollte in einem Examen seinen Abschluß finden. Die Forstunterbeamten wurden, im Gegensatz zu Hartigs Plan und Vorgehen, ganz ausgeschlossen. Pfeil, der 1821 Ehrendoktor seiner Fakultät und zugleich außerordentlicher Professor wurde, war der Hauptträger des neuen Instituts. Er las alles, was die Forstwissenschaften ausmachte. Die Hülfsdisziplinen eine Reihe anderer Professoren: Hayne Forstbotanik, Lichtenstein Forstzoologie, Weiß Mineralogie und Bodenkunde, Turte Physik und Chemie, Ideler Mathematik, Lancizolle, und später Laspeyres, Forstrecht. Außerdem waren noch ein Forstkommissar Passow für Geometrie, Feldmessen und Planzeichnen und der Geheime Kalkulator Günther für Forstrechnungswesen angestellt. Aber schon 1823 zeigte es sich, daß die Trennung zwischen Theorie und Anschauung durch die Entfernung der Anstalt von ihrer Basis, dem Walde, den Vorteil, welchen die Verbindung mit der Universität selbst gewährte, überwog. Nicht lange, so war Pfeil bekehrt und warf sich nun mit der ihm eigenen Heftigkeit auf die Gegenseite. Die Regierung sträubte sich lange gegen diese Einsicht, und erst Ende der zwanziger Jahre gelang es Pfeil, der mit dem Privatdozenten der medizinischen Fakultät Julius Theodor Ratzeburg sich verbunden hatte, seinen Willen durchzusetzen, und zwar wesentlich durch den Einfluß beider Humboldts, mit denen Ratzeburg bekannt war. So ward die Scheidung 1830 ausgesprochen und die Anstalt nach Neustadt-Eberswalde verlegt. Mit Pfeil ging auch Ratzeburg dorthin, und diesem klaren, praktischen Manne, dem Begründer der Forstentomologie, ist es vielleicht noch mehr als jenem zu danken, daß die Akademie an ihrer neuen Stätte zu ihrer heutigen Blüte emporgewachsen ist.[1]

Ratzeburg.

1) Über Pfeil A. D. B. XXV, S. 648 (Heß); Kritische Blätter für Forst- und Jagdwesen, Jg. 27, 32, 43 (von Pfeil selbst); Ratzeburg, Forstwissenschaftl. Schriftstellerlexikon, S. 393; Bernhard, Geschichte des Waldeigentums, Bd. II und III passim; Danckelmann, Die Forstakademie Eberswalde von 1830 bis 1880 (Festschrift für die fünfzigjährige Jubelfeier der Akademie). — Pfeil starb bald nach seiner Pensionierung am 4. September 1859. Über die

Hoffmanns Wiedereintritt in die Fakultät.

Schon aber hatte sich die Lücke geschlossen, welche durch den Austritt Hoffmanns entstanden war; er selbst war es, der in seine alte Professur zurücktrat. Es scheint fast, als ob man ihn in der Staatskanzlei nicht ungern hat ziehen lassen; falls es nämlich wahr ist, daß sein praktisches Talent dem theoretischen nicht entsprochen habe. Für die Universität war es jedenfalls ein Glück, den besonnenen und in seiner Wissenschaft von großen Gesichtspunkten geleiteten Gelehrten wieder zu besitzen. Das Vertrauen, welches ihm seine Kollegen schenkten, zeigte sich bereits, als sie ihn im Herbst 1823 mit dem Rektorat betrauten. Raumer hatte bis dahin seiner doppelten Verpflichtung nach Kräften genügt. Neben seinen historischen Vorlesungen, welche Mittelalter und Neuzeit, wie auch die allgemeine Geschichte umfaßten, las er in seinen ersten Semestern über Staatsrecht und Politik in Verbindung mit einer vergleichenden Verfassungsgeschichte der hervorragendsten Staaten, ferner über allgemeine und spezielle Statistik, kirchliche und politische Altertümer, wie er dies nach dem Vorgang der klassischen Philologen nannte, des Mittelalters; während Wilken sich mehr auf die allgemeine Geschichte des Mittelalters und die Hülfswissenschaften zurückzog, daneben auch zuweilen seminaristische Übungen ankündigte. Nun wollte es aber das Unglück, daß Wilken in dem Winter nach seinem Rektorat, wohl infolge der Aufregungen, die ihm dies Jahr mit seinen schweren Kämpfen gebracht hatte, zum erstenmal von dem Nervenleiden heimgesucht wurde, welches ihm seine späteren Jahre in wiederholten Anfällen umdüstern sollte. Dadurch war Raumer, der übrigens seine cameralistischen Vorlesungen nicht ganz fallen ließ, der alleinige Vertreter der historischen Wissenschaften in der Fakultät geworden. Seine Neigungen wie seine literarische Beschäftigung galten der mittelalterlichen und, seitdem er, was eben jetzt geschah, die Arbeit an den Hohenstaufen abgeschlossen, der neueren Geschichte. Beide Gebiete zu vertreten, war er gern bereit und traute es sich zu. Auch über die alte Geschichte hat er gelesen, und in der Universalgeschichte fand sie ihren Platz; er hatte sogar 1821 Vorlesungen darüber in zwei Bänden herausgegeben, weigerte sich nun aber,

Wilkens Erkrankung.

Vakanz in der historischen Disziplin.

Akademie selbst Kritische Blätter, Bd. I, Heft 1, S. 55ff. und Bd. V, Heft 1, S. 32ff. (Beide Artikel von Pfeil selbst.)

Julius Theodor Christian Ratzeburg, geboren in Berlin am 16. Februar 1801, Sohn des Professors Ratzeburg an der Tierarzneischule. Vorgebildet nach dem frühen Tode des Vaters zunächst in Königsberg, später in Berlin auf dem Grauen Kloster. Studierte seit 1821, nach einer Zwischenzeit als Apothekerlehrling, Medizin und Naturwissenschaften, promovierte 1825, habilitierte sich 1828. In Eberswalde als Professor bis 1869, gestorben in Berlin am 24. Oktober 1871. Seine Lehrer waren besonders Rudolphi, Hayne, Lichtenstein, Link und Kluge; seine Freunde Brandt, Goeppert und Phoebus. Wilhelm von Humboldt trat er nahe als Lehrer seines Sohnes Hermann. Mit Brandt, bezw. Phoebus und Hayne hat er, so lange er an der Universität war, mehrere Schriften, zum Teil pharmakologischen Inhalts, herausgegeben. Spätere zahlreiche Schriften gehören seiner Wirksamkeit in Eberswalde an. A. D. B. XXVII, S. 371 (Heß); Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, Bd. IV, S. 307 (Danckelmann).

das ganze Gebiet seiner Wissenschaft lehrend zu umfassen. Überhaupt war die alte Geschichte, welche unter Niebuhrs Pflege in den Anfängen der Universität eine so glanzvolle Stellung eingenommen hatte, seit Jahren fast verwaist, und es war nur ein kümmerlicher Ersatz, wenn der junge Klenze einmal eine Vorlesung über römische Geschichte ankündigte. Dies waren die Gesichtspunkte, welche die Fakultät leiteten, als sie am 20. November 1823, da man auf eine Besserung Wilkens nicht mehr rechnen konnte, bei dem Minister vorstellig wurde, die Lücke im historischen Fach auszufüllen. Sie schlug Otfried Müller in Göttingen und, falls dieser nicht kommen könne, Moritz Meier in Greifswald vor, beides Berliner Doktoren, die aus Böckhs Schule hervorgegangen waren und durch ihre Arbeiten über das griechische Altertum sich soeben in die ersten Reihen ihrer Fachgenossen erhoben hatten. Falls aber, so schließt der Antrag, der Minister für eine Doppelbesetzung des gesamten Fachs sich entschließen würde, möge er Schlosser in Heidelberg oder den Breslauer Adolf Menzel berufen. Der letztere war mit Raumer, was auf dessen Stellung zur burschenschaftlichen Bewegung in diesen Jahren ein interessantes Licht fallen läßt, befreundet geworden.

Vorschläge der Fakultät.

Der Minister ging auf den ersten Vorschlag ein. Raumer selbst wandte sich nach einer Rücksprache mit Altenstein an den Göttinger Gelehrten, mit dem er schon in Breslau verkehrt hatte. Er erinnerte daran, daß auf die Vorlesungen Wolfs wenig mehr zu rechnen sei, daß Bekker niemals lese und die Last der Altertumswissenschaften fast allein auf Böckh ruhe. Überhaupt stellte er die Lage in Berlin im besten Lichte dar: „Sie werden freundlich gesinnte Kollegen und ordentliche Studenten finden. Denn so viel widerwärtiger Zank und Hader in Breslau war, so friedlich und einig ist hier alles. Unsere Bibliothek mehrt sich dergestalt, daß Göttingen darin nicht wie sonst allein steht; noch rascher rücken die Kunstsammlungen vor, und wenn Sie meine Ansicht teilen, so hat das Leben in dieser Königsstadt doch gar viele Vorzüge vor dem in einer kleinen Universitätsstadt“.[1]

Erfolglose Berufung Otfried Müllers.

Die Antwort verzögerte sich, so daß Böckh sich nach einigen Wochen persönlich an den Freund und Schüler wandte und ihn um rasche Entscheidung in der Sache bat, um so mehr, da es nicht ganz klar sei, wie viel Vollmacht Süvern, der die Sache im Ministerium betreibe, dazu gehabt habe. Durch Angaben über die große Frequenz der philologischen Vorlesungen suchte er ihn zu gewinnen — er habe in den griechischen Altertümern etwa 100, im Sophokles etwa 80 Hörer —, sowie auch durch den Wunsch, von ihm bei dem Inschriftenwerk unterstützt zu werden. Dieses Mahnwort bewog Otfried Müller endlich zu einer Antwort. Aber der Bescheid, den er gab, war negativ. Seine Absage war nicht mehr aus dem souveränen Bewußtsein diktiert, in dem die alten Göttinger bei der Gründung der Universität Berufungen nach Berlin abgelehnt hatten. Es könne

1) Briefwechsel zwischen August Böckh und Karl Otfried Müller, S. 130.

ihm, erklärte er, kaum etwas Erfreulicheres begegnen, als das Urteil, das Böckh und die Fakultät durch das Angebot der Professur ihm gegenüber ausgesprochen hätten. Er nähre auch immer noch die stille Hoffnung, später dem Vaterlande wieder einmal angehören zu dürfen. Was ihn zurückhalte, sei vor allem ein Gefühl der Verpflichtung gegen die Hannoversche Regierung, die ihm im vorletzten Sommer eine wissenschaftliche Reise bewilligt und sonst durch Einrichtung eines besonderen Saales für Gipsabgüsse ihn gefesselt habe.

Auf den Wunsch, Schlosser oder Menzel zu berufen, ließ sich aber der Minister nicht ein. Möglich, daß er dem letzteren gegenüber andere Empfindungen hegte als Raumer. Genug, er berief zunächst interimistisch für Wilken den Königsberger Professor Friedrich Wilhelm Schubert. Dieser hat denn auch im Sommer 1824 Vorlesungen bei uns gehalten, und zwar über die Geschichte der historischen Studien, die Frühzeit des Mittelalters und die Geschichte des Altertums; mit geringem Erfolg, denn im ganzen besuchten ihn nur 18 Hörer. Zumal der schwache Besuch des letztgenannten Kollegs, in dem nicht mehr als vier zu seinen Füßen saßen, und das er, durch eine Erkrankung gezwungen, auf Hufelands Rat schon am 1. Juni aufgab, bewies, wie gering das Interesse in der Studentenschaft für die antike Historie geworden war. Interimistische Tätigkeit Schuberts.

Es hat nicht an der Universität gelegen, wenn sie nach der Rückkehr Schuberts an die Universität seiner Vaterstadt im Herbst 1824[1] den größten Historiker gewann, den Deutschland, ja wir dürfen es mit Stolz sagen, die Welt je gesehen hat: er ist ihr von dem Ministerium aus gegeben worden, ohne daß es sie darum gefragt hat. Der neue Herr Direktor, der schlimme Herr von Kamptz, war es, der den Gedanken gefaßt und die Ausführung betrieben hat. Dies muß um so mehr auffallen, als Kamptz den Frankfurter Oberlehrer, dem er seine Gunst zugewandt, seit Jahren amtlich kannte und, was bei ihm dasselbe war, in den Polizeilisten führte. Schon im April 1819 waren vom Polizeiministerium Berichte über Leopold Ranke und seinen jüngeren Bruder Heinrich eingefordert worden, weil sie sich durch ihre Verbindung mit Jahn verdächtig gemacht hatten. Rankes Berufung.

Heinrich hatte diesen als blutjunger Student auf dem Turnplatz in der Hasenheide kennen gelernt und im Sommer 1818 die Turnfahrt nach Breslau mitgemacht. Damals hat auch Leopold den Alten aus der Priegnitz kennen gelernt, als er auf der Heimkehr mit seinen fahrenden Gesellen in Frankfurt rastete: bis in die Nacht hinein habe er, so berichtet er selbst darüber, mit ihm zusammengesessen und geredet: „Kein Frommen des Vaterlandes war, das nicht in unser Gespräch fiel, kein Verhältnis und keine Begebenheit des Tages“. Die Worte

---

1) Über Schubert A. D. B. LIV, S. 231; Hans Prutz, Die Universität zu Königsberg in Preußen im 19. Jahrh., S. 188, 223, 238; Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs, hrsgeg. v. Ludwich, passim.

und die ganze Art des Turnvaters hatten auch auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht; er hatte den Bruder und seine Freunde auf der Straße nach Berlin ein Stück Wegs begleitet; und mit tiefer Erbitterung hatte ihn danach die Verfolgung erfüllt; noch im Jahre 1822 hat er an Auswanderung (nach Bayern) gedacht. Der Argwohn der Berliner Herren war damals allerdings durch die Erkundigungen, die sie aus Frankfurt einforderten, beschwichtigt worden. Aber Heinrich Ranke hatte doch eine Anstellung außerhalb Preußens, an Gotthilf Heinrich Schuberts Anstalt in Nürnberg, suchen müssen; und noch im Sommer 1824 durfte es der dritte Bruder, Ferdinand, nicht riskieren, ihm dorthin zu folgen: er mache sich, hatte ihm Kamptz auf eine Anfrage erwidert, durch die Annahme der Stelle hochverdächtig und werde sich die Rückkehr nach Preußen versperren. Wenn der Gestrenge jetzt dem ältesten Bruder den Zutritt zur Universität verschaffen wollte, so mag darin ein neues Symptom des Friedensschlusses vom Mai 1824 liegen. Doch machten sich bei Kamptz persönlich noch andere Motive geltend. Von je war ihm das Zurücktreten der modernen Geschichte vor der antiken und die Behandlung beider im Schulunterricht ärgerlich gewesen. Er wollte in der Verherrlichung der griechischen Freistaaten und ihrer Kultur nur wieder einen Ausfluß des Geistes der Demagogie erblicken, den er in der preußischen Jugend niedertrat. In einem Schreiben an Fürst Wittgenstein aus dem März 1820 hat er sich darüber in Worten ausgesprochen, die eine Wiedergabe lohnen werden[1]: „Ein großer Teil des Republikanismus“, so schreibt er hier, „kommt aus der Tollheit, die wir in unsren Schulen mit der griechischen Literatur treiben. Unsre Jugend wird in Athen und Lacedämon tief eingeführt und verlebt ihre schönste Zeit in den schönen Zeiten der griechischen Freistaaten; der erste Monarch, Alexander, von dem sie hört, erscheint ihr als der Unterdrücker jener schönen Freistaaten; nun schreitet man nach Rom, dort hört der Knabe von den 7 Königen, allein nur aus den Schriften der römischen Republikaner, sie erscheinen ihm als Tyrannen; die goldene Zeit des römischen Freistaats beschäftigt ja den Knaben, sie wird in ihrer ganzen verführerischen Schönheit genau und umständlich vorgetragen; die Kaiser erscheinen auch hier wieder als Unterdrücker der Freiheit und in ihrer (größtenteils) persönlichen Schlechtigkeit. Die neuere Geschichte wird kurz und flüchtig, meistenteils auf Kriege beschränkt, gelehrt. Der Jüngling verließ bei einem solchen Unterricht, selbst wenn keine unerlaubte Einmischungen von seiten der Lehrer erfolgen, die Schule erfüllt und begeistert von Bildern und Reden aus griechischen und römischen Freistaaten auf der einen und von Abneigung gegen Monarchie und unsre heutigen Staaten auf der andern Seite. Ehemals fand dies einen Ableiter in der neueren Staatengeschichte. Allein diese wird auf den Schulen höchst einseitig und eilfertig und auf Akademien in einem

1) H.-A. Acta des Fürsten Wittgenstein de 1819—20. 1822, betr. den Prof. theol. Dr. De Wette. Rep. XX.

ganz eigenen, wohl eigentlich verderblichen Geiste gelehrt, gewöhnlich in Hauptbeziehung als Unterdrückung der Volksfreiheit u. dgl.“.

Aus dieser Anschauung heraus, die nicht durchaus falsch genannt werden kann, in der vielmehr Falsches und Wahres gemischt ist, begrüßte der Demagogenverfolger den neuen Historiker. Im Dezember 1824 gelangten die ersten Exemplare der beiden Bücher, durch welche Ranke sich seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt mit einem Schlage eroberte, an das Ministerium; am 17. wurden die für Kamptz und Schulze bestimmten abgegeben, und am 24. bekam Ranke, wie er dem Bruder meldet, ein Schreiben von Kamptz, „voll wahrer und warmer Teilnahme“; wir dürfen vielleicht sagen, in der überschwänglichen Art, die wir an den Schriftstücken des Ministerialdirektors kennen, die aber in diesem Falle hinter der Wirklichkeit nicht zurückblieb. Er erwarte, so drückte er sich aus, in dem Verfasser einen Wiederhersteller der Historie, wie ihn diese Wissenschaft bedürfe; er wolle ihn, falls er es wünsche, bei erster Gelegenheit dem Minister für eine geschichtliche Professur vorschlagen; wenn er historische Manuskripte brauche, werde sie das Ministerium beschaffen. „Du kannst Dir denken“, schreibt Ranke dem Bruder, „daß ich ihm sogleich antwortete“. Am ersten Weihnachtstage geschah es. Am zweiten antwortete Kamptz bereits wieder: er wünsche dringend, Ranke in Berlin angestellt zu sehen, doch sei es wegen finanzieller Verhältnisse etwas schwierig. Auch von Schulze war ein Brief voll Anerkennung und guter Versprechen gekommen. Wer war glücklicher als Ranke! Er ließ das neue Jahr nicht herankommen, ohne einen ausführlichen Bericht an das Ministerium abgehen zu lassen, in dem die historischen Handschriften, deren er vorzugsweise bedurfte, angegeben waren. Bereits vom 31. Dezember waren die Schreiben an Wittgenstein und Bernstorff datiert, welche das Gesuch des jungen Gelehrten um Archivalien unterstützten; der Entwurf, von Kamptz' Hand, liegt bei den Akten. Jedoch ließen die Herren alle Vorsicht walten. Raumer mußte ein Gutachten über das Werk einliefern; es fiel aufs beste aus; nur die Anordnung wollte ihm nicht gefallen, noch weniger die Sprache, die ihm ungelenk, zerschnitten und unkünstlerisch erschien. Schulze wandte sich nach Frankfurt an den Direktor des Gymnasiums, Poppo, und an den Konsistorialrat Brescius, der schon in der Jahnschen Angelegenheit hatte berichten müssen; beide rühmten ebensosehr die Persönlichkeit Rankes wie seinen geschichtlichen Unterricht; auch der Vortrag, nach dem Schulze sich besonders erkundigt hatte, ward nicht getadelt.[1] Und so ward am 31. März 1825 die Bestallung für „den Oberlehrer Herrn Doktor Ranke“ als außerordentlicher Professor ausgefertigt und der Uni-

1) Urkb. Ebd. die erste Eingabe Rankes an den Minister selbst vom 5. Dezember. Der Brief Rankes an Schulze vom 5. Dezember in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 19. Dezember 1885 (mitgeteilt von Wiedemann). Vgl. auch Varrentrapp, Briefe an Ranke (Hist. Zeitschr. V, S. 113ff.), mit Auszügen aus den Antworten Kamptz' und Schulzes.

versität „zu Händen des Herrn Geheimen Oberregierungsrat Beckedorff“ zugesandt. „Das Ministerium erwartet von Ihnen“, so schließt das von Altenstein unterzeichnete Begleitschreiben, „daß Sie das in Sie gesetzte Vertrauen in jeder Beziehung rechtfertigen und unablässig bemüht sein werden, auch in Ihrem Teile ein gründliches und wahrhaft wissenschaftliches Studium der Geschichte auf der hiesigen Universität zu befördern“. Welche Empfindungen Ranke bei dieser Wendung seines Geschickes erfüllten, hat er in unvergeßlichen Worten ausgesprochen. „Es ist mir“, so schreibt er dem Bruder, „als wollten die Tore zu meinem wahren äußeren Leben sich endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen. Wenn ich in eine so erwünschte Lage komme, wenn ich in den Denkmalen der neueren Geschichte mein Lebtag forschen kann, will ich Gott unablässig danken“. Schon war er mitten in der Arbeit. „Ich studiere jetzt die spätere neuere Geschichte. Wäre ich Moses, um in diese Öden zu schlagen und Wasser, das da gewißlich in der Tiefe ist, hervorrinnen zu machen!“

Übrigens war die Berufung, soweit sie Berlin betraf, noch keineswegs definitiv gemeint. „Um die Lücke, welche bei der fortwährenden Erkrankung des Professors Wilken in den Vorlesungen der Geschichte bei der hiesigen Universität entsteht, auszufüllen, hat das Ministerium sich veranlaßt gesehen, den bisherigen Lehrer in Frankfurt Dr. Leopold Ranke (dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn, wie auch die lobenswerte Sinnesart hervorgehoben wird) zum außerordentlichen Professor für das Fach der Geschichte bei der hiesigen Universität mit einem Gehalte von 500 Talern zu ernennen“. Aber es war hinzugefügt worden, daß, wenn der Professor Wilken von seiner Erkrankung genese und in seine Tätigkeit wieder eintreten werde und es sich dann zeigen solle, daß der p. Ranke bei der hiesigen Universität überflüssig sei, derselbe sich eine Versetzung an eine andere Universität ohne weiteres gefallen lassen müsse. Dazu ist es nun zum Glück für unsere Universität (freilich zum Unglück Wilkens) nicht gekommen; denn wenn dieser auch vorübergehend wieder gesund wurde, so stellte es sich doch heraus, daß der neue Professor, dem freilich das Ordinariat noch lange versagt blieb, der Universität weder zum Überfluß noch zur Unehre gereichte, und so ist er der Unsere geblieben.

Raumers Entwicklungsgang.

Als Ranke Raumer zur Seite trat, hatte dieser längst Namen und Stellung. Seine erste Schrift, „Sechs Dialoge über Krieg und Handel“, eine Apologie der Handelsfreiheit, stammt noch aus dem Jahre 1806. Sie hat auf Stein bedeutenden Eindruck gemacht und in ihm den Wunsch erweckt, den Verfasser an seine Seite zu ziehen. Die zweite, welche Hardenbergs Aufmerksamkeit erregte und den Verfasser weithin bekannt machte, „Über das Britische Besteuerungssystem“, erschien 1811. Beide stammten aus der Sphäre, in welche Raumer sein Beruf geführt, und auf die ihn Familie und Umgebung von früh auf hingewiesen hatten.

Seine Kinderjahre hatte er auf dem Lande, auf der Domäne zu Wörlitz, zugebracht, welche sein Vater als Fürstlich Dessauischer Kammerdirektor verwaltete: nach des Sohnes Zeugnis ein Mann von höchster Tätigkeit, einem scharfen, praktischen Verstande und einem kräftigen Willen, dabei sittlich ohne Pedanterie und religiös ohne Aberglauben. Es war gar nicht weit von den Tälern der Unstrut und der Saale, in denen Ranke seine Jugend verlebte, auch er in ländlicher Umgebung, in Verhältnissen, die zwar kleiner als die des Fürstlichen Kammerdirektors, sonst jedoch ihnen ähnlich waren; denn auch Rankes Vater war praktischer Jurist und zugleich wirtschaftlich tätig, sogar ein kleines Landgut war in seinem Besitz. Dann aber gehen die Lebenswege der beiden auseinander. Raumer ward bereits als Zwölfjähriger von dem Vater in die preußische Hauptstadt auf das Joachimsthalsche Gymnasium geschickt, wo ein Bruder der Mutter, ein Professor De Marées, Lehrer war, in demselben Alter, in dem Ranke auf die Klosterschule in Donndorf kam. In Halle, der Pflanzschule preußischer Beamten, begann Raumer seine Studien, die er nach zwei Jahren in Göttingen fortsetzte und beendigte, um sodann, ohne weiter an die Promotion zu denken, in den Verwaltungsdienst zu treten. Verbindungen und Talente brachten ihn rasch vorwärts. Aber Befriedigung fand er in diesem Kreise nicht. Er hatte in Halle mit Solger, von der Hagen, Schultz und den andern „Freitagsbrüdern“ verkehrt, die sich an den juristischen Studien nicht genügen ließen, sondern der eine diese, der andere jene Richtung in den Geisteswissenschaften einschlugen und ihren Bund über die Universitätszeit hinaus erhielten. Gleich Solger arbeitete er als junger Beamter unter dem Kammerpräsidenten von Gerlach, seinem Oheim, der ihn ebenso vergeblich wie jenen bei der Stange zu halten suchte. Schon damals versuchte sich Raumer, wie seine Freunde Solger und v. d. Hagen, mit der Feder: er gab eine Übersetzung des Aeschines heraus. Mehr aber noch zog ihn die Historie an. So kam er mit Johannes Müller in Berührung, dem er im Sommer 1807 ein Stück aus der Epoche der Kreuzzüge, die Darstellung der Schlacht von Hittin, vorlegte, und dessen leicht gerührtes Herz er durch diese Probe seiner historischen Kunst gewann. Also waren es die großen Zeiten des deutschen Mittelalters, die bereits im Vordergrunde seines Interesses standen. Johannes Müller wollte ihn auf das 15. Jahrhundert als das Feld seiner historischen Tätigkeit hinlenken. Er aber ward „wie durch Inspiration“, so erzählt er selbst, zu den Hohenstaufen geführt, deren heroische Gestalten und das tragische Schicksal, das sie erfuhren, sein Herz ergriffen hatten. Wir dürfen wohl sagen, daß auch ihn der Eindruck, den der Zusammenbruch des alten Reiches auf ihn machte, in jene Zeiten geführt hat, in denen die alte Kaiserherrlichkeit ihre glänzendste Entfaltung und ihre erste große Katastrophe gefunden hatte. Wie sehr dies Feuer in ihm glühte, bewies er, als er Hardenberg, dessen vertrautester Rat er geworden, und der ihm jede Förderung gewährt hätte, bat,

ihn in eine Professur zu bringen.[1] So kam er Michaelis 1811 nach Breslau. Solger ging er damit aus dem Wege. Aber er hatte die Freude, Friedrich von der Hagen wieder zu finden, mit dem er im Herbst 1816 die große Reise nach Italien machte, auf der wir ihn, noch diesseits der Alpen, als Schuckmanns Unterhändler bei Hegel tätig fanden.

Raumers Stellung in der Wissenschaft.

Raumer ist durch Rankes überragende Gestalt in den Schatten gerückt worden. Aber auch er war ein Mann voll Geist und Leben und von umfassender Bildung. Als Beamter von praktischem Blick, als Gelehrter von rastlosem Wissensdrang und einer nach allen Seiten ausgreifenden Produktion, war er philosophisch kaum weniger orientiert als historisch, voll Hingabe an seine Arbeit und erfüllt von echter Ehrfurcht vor der Wissenschaft. Seiner eisernen Gesundheit entsprach, wie bei Ranke, eine eiserne Arbeitskraft. Es ist erstaunlich, daß er es fertig gebracht hat, neben einer praktischen Tätigkeit, die ihn jahrelang fesselte, so tiefgreifende Quellenstudien zu machen, wie die Geschichte der Hohenstaufen sie erforderte. Der Kreis seiner Interessen war durch diese Verbindung wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit vielleicht noch umfassender als der seines Rivalen und der Umfang seiner historischen Leistungen kaum geringer. Nicht ohne Selbstgefühl, war er doch ohne Überhebung; ein guter Beobachter, unbefangen und, gleich Ranke, ein Feind aller Versuche, mit moralisierenden oder sonstwie beengten Urteilen die Historie meistern und, wie er schreibt, die „Poesie der großartigen Wirklichkeit der Weltgeschichte“ wegleugnen zu wollen. Den Enttäuschungen, die ihm das Leben brachte, setzte er das Selbstbewußtsein, zu dem ihm eine lange und ehrliche Lebensarbeit das Recht gab, und einen Humor, der ihm von Jugend auf eignete, entgegen. „Keine Zeit ist so“, schreibt er einmal seiner Schwester Agnes, „daß der Mensch mit reinem Innern nicht heiter sein sollte. Es gibt eine Freude, die weder gewonnene noch verlorene Schlachten ändern. Gott hat die Welt froh geschaffen, und die Leute, welche wollen, daß sie aussehen solle wie ein Topf voll Mäuse, haben unrecht. Die Jugend hat ihr Recht, das laß Dir nicht nehmen: wer auf die rechte Weise jugendlich war, wird auch die rechte Weise der späteren Zeit finden“. Aber diese Heiterkeit war nicht mit Flachheit gepaart. Sie war das Erbteil der Aufklärung, in der Raumer erzogen war, und ruhte auf dem Grunde eines treuen und tiefen religiösen Gefühls. „Das Christentum“, schreibt er seinem Bruder Karl, der sich ganz auf die Gegenseite gewandt hatte, „ist die heiterste Religion, weil sie die tröstlichste ist. Die, welche um Christi willen sich in trübsinnige Schwärmer verkehren, haben nichts von ihm begriffen. Wie kann's denn echten Ernst ohne echte Heiterkeit geben! Eins ist ja das notwendige Gegenstück zum andern, wie Nord- und Südpol,

1) Mit gutem Humor erzählt er selbst in seinen Lebenserinnerungen, daß er schon damals den Roten Adlerorden III. Klasse hätte bekommen können, dessen vierte Klasse ihm dann als Professor erst nach Jahrzehnten bewilligt worden sei.

Oben und Unten, Tag und Nacht, Jung und Alt, Komödie und Tragödie“. Auch in der Wissenschaft fand dieser lebendige Geist nicht seine Schranken. Dichterisch begabt, war Raumer mehr noch ein Freund der Musik, die er theoretisch und praktisch pflegte; über 60 Jahre ist er Mitglied der Singakademie gewesen; selten versäumte er ein Konzert, wie er auch der fleißigste Besucher des Theaters war. Vielleicht hat ihn aber gerade diese Vielseitigkeit und die Mannigfaltigkeit seiner Interessen gegen Ranke in Nachteil gebracht. Es fehlte seinem Schaffen an der Konzentration; sein Denken und Schreiben zeigt etwas Sprunghaftes, auch wohl die Neigung, überall dabei zu sein und mitzusprechen. Man hat den Eindruck, daß er, so viel er anfängt, so unermüdlich er arbeitet, doch niemals ganz mit sich fertig und im Reinen ist. Seine „Hohenstaufen“ sind von der umfassendsten Anlage: Europa und der Orient bilden den Hintergrund, vom Nordkap bis nach Algier und von Irland bis nach Edessa hin; neben dem Politischen fesselt seinen Blick alles, was Kultur und Administration in Staat und Kirche heißt; auf das eingehendste, in zwei Bänden, wird die innere Geschichte abgehandelt. Aber man kann es nicht leugnen: zu einer rechten Verschmelzung gelangt nichts. Es ist bezeichnend, daß die inneren Verhältnisse völlig abgesondert von der politischen Geschichte, unter dem herkömmlichen Namen der „Altertümer“, des Staats- und Privatrechts wie der Kirche, behandelt werden, wozu dann noch zwei weitere Kapitel über Kunst und Wissenschaft, über häusliche Verhältnisse, Sitten und Gebräuche kommen. Es fehlt überall die Durchdringung mit Ideen, welche Rankes Lebenswerk, mag er über Inneres oder Äußeres, Staat oder Gesellschaft, Persönliches oder Allgemeines schreiben, zu einer einheitlichen Schöpfung zusammenfassen, in der jeder Satz und jeder Gedanke seine rechte Stelle hat. Die Könige und Kaiser dagegen, nach denen Raumer sein Buch nennt, stehen gar nicht so sehr im Mittelpunkt der Epoche, um als ihre Träger gelten zu dürfen; denn die Gesamtheit der europäischen Geschichte in jenen Jahrhunderten, vor allem ihre Kultur und Bildung, ward viel weniger von dem deutschen als von dem französischen und italienischen Geiste getragen. Das Wort Rankes von der wunderbaren Physiognomie jener Zeiten, die noch niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt habe, könnte fast auf dies Werk gemünzt sein, welches den Anspruch, dem Geist jener Epoche gerecht zu werden, erhob; es ist freilich auch heute noch nicht eingelöst worden. An der Lektüre der Quellen hat Raumer es nicht fehlen lassen. Aber er benutzt sie, wie Johannes Müller, sein großes Vorbild, sie benutzt hatte. Er verwendet sie wohl für seine historischen Gemälde, unmittelbar, wie er sie findet, dem musivischen Künstler gleich, der aus tausend bunten Steinchen die Bilder zusammensetzt, die seine Phantasie ersann: aber durch ihre kritische Sichtung an die Wirklichkeit, an die Tatsachen selbst heranzukommen, auf die Gefahr hin, daß die Farben zunächst verblassen und die Konturen verwischt werden könnten, hat auch er kaum versucht. Und da er nun in der Kunst der

Die „Geschichte der Hohenstaufen“.

Farbengebung kein solcher Meister war wie sein Lehrherr, so ist es eben kein Wunder, daß dies Werk heute kaum noch gelesen wird; während Rankes Bücher in jeder Zeile interessant geblieben sind.

Ihr Erfolg.

Damals jedoch errang die „Geschichte der Hohenstaufen“ einen starken Erfolg. Die historische Produktion war bei uns ja überhaupt noch nicht so groß wie heute, wo das vergangene Leben aus allen Ecken und bis in jeden Winkel hinein beleuchtet wird und unsere Historiker sich gegenseitig Licht und Luft streitig machen. Auch fiel das Buch noch in die Periode, in welcher die Zersplitterung der Gegenwart gern an der großen Vergangenheit der Nation gemessen wurde. Fünf Auflagen hat es erlebt; die letzte ist sogar noch nach dem Tode des Verfassers erschienen. Raumer selbst war von der Romantik kaum berührt. Er war, nach einem Wort von Rosenkranz, der Historiker der Romantik geworden, ohne es zu wollen. Daß er Tieck nahe stand, spricht nicht dagegen. Auch Solger war mit diesem intim, ohne daß er den eigentlich romantischen Empfindungen ergeben gewesen wäre, und von dem Dritten in ihrem Bunde, Friedrich Heinrich von der Hagen, ist das gleiche zu sagen. Selbst Tiecks Romantik wollte nicht Weltanschauung und Lebensprinzip in Staat und Kirche sein, sondern beschränkte sich auf das ästhetische Gebiet. Gleich ihnen betrachtete Raumer die Mystiker und Deutschtümler, die sich nach den Befreiungskriegen in Norddeutschland breitmachten, mit Ärger und Abneigung. An dem Krieg hatte er nicht teilgenommen, obgleich er es den Jahren nach hätte tun können, so gut wie sein Bruder, der nur um zwei Jahre jünger war. Steffens, der gleichfalls mitging, war 10 Jahre älter als er selbst. Im Turnstreit hielt er sich mehr auf der Seite Menzels als Passows; während ihm Steffens' turbulentes Gebahren kaum zugesagt haben wird. Von den Ministern war ihm Schuckmann gnädiger gesinnt als Altenstein; mit Schultz aber erneuerte er in Berlin zunächst freudig die alte Bekanntschaft. Auch die Arminen erweckten ihm mit ihren „politischen Dummheiten“ und dem „jesuitischen“ Paragraphen ihrer Gesetze, der unter seiner Mitwirkung im Senat so schwer geahndet wurde, keinerlei Sympathien, so wenig er die Revolutionsfurcht der Reaktionäre teilte.[1] Dieser Haltung verdankte er es offenbar, daß seine Kollegen ihn 1822 zum Rektor machten.

Raumers politische Stellung.

Dennoch hatte Raumer mit der Reaktion nichts zu schaffen. Dafür war er viel zu selbständig, unabhängig und furchtlos. Auch seine Anschauung vom Staat wurzelte eben, wie seine gesamte Bildung, in dem Boden der Aufklärung, welche den alten preußischen Staat in den Jahren vor Jena durchdrang. Diese

---

1) Vgl. den Brief an Manso vom 7. Juli 1822, Lebenserinnerungen, II, 139, am Schluß: „So verkehrt es wäre, von diesen Eiferern allein eine Revolution zu befürchten, so verkehrt wäre es, sie ohne männlichen Ernst in diesen Dingen zu verhätscheln und in noch größere Eitelkeiten hineinzuführen, statt ihnen die Nase ins Buch zu stecken und sie hart auf den Steiß niederzusetzen“.

Gesinnung brachte ihm die Sympathien Hardenbergs, ja selbst noch eines Schuckmann ein; sowie es bezeichnend ist, daß auch Heeren ihm außerordentlich wohlwollte. Er selbst nennt sich einen Liberalen. Zwischen den Extremen stehend, war er nicht gewillt, sich von irgend jemand das Wort verbieten zu lassen, und, wie er wiederholt zu seinem Nachteil erfahren mußte, in seinen Worten eher zu rasch und zu offenherzig. Seine Stellung war oder wurde doch, um eine der parlamentarischen Kategorien seiner Zeit zu gebrauchen, die des rechten Zentrums, der Parteigruppe, der er auch im Frankfurter Parlament und in der Preußischen Kammer angehört hat.

Die „Geschichte Europas in den letzten drei Jahrhunderten".

Eben dies politische Interesse führte Raumer zu seinem zweiten größeren Werk, der „Geschichte Europas in den letzten drei Jahrhunderten". Es ist dieselbe Epoche, der Ranke seine Lebensarbeit gewidmet hat. Was dieser in wiederholten Anläufen, in den Sondergeschichten der Nationen und ihrer Staaten wie von der Höhe der Kirche her, welche mit ihnen entstanden war und sie noch immer zu beherrschen trachtete, unternahm, das wollte Raumer in einer einzigen Darstellung vollbringen. Aber gerade dadurch bewies er, mehr noch als mit den Hohenstaufen, daß ihm der in die Tiefe des Geschehens dringende Blick fehlte, der alle Einzeldarstellungen Rankes zu einem harmonischen Ganzen verbindet. „Was er in jedem Momente dachte, sagte er gerade heraus, ohne Überhebung, aber auch ohne Zurückhaltung, und ließ es drucken": dies Wort, mit dem Ranke die Art des Kollegen gekennzeichnet hat, muß auf das zweite große Werk Raumers noch eher Anwendung finden als auf das erste. Raumer selbst bekennt, daß er seiner Feder zunächst freien Lauf gelassen habe; das ruhige Bessern und kühle Berichtigen sei bei ihm erst nachher erfolgt. Man wird aber wohl sagen dürfen, daß dies bisweilen auch unterblieben ist. Eben darum wirkt er am meisten dort, wo er dem Eindruck des Moments folgt, in seinen zahlreichen Briefen, die er von seinen Reisen in die Heimat sandte und danach einem größeren Leserkreise darbot. Schon die von der Herbstreise nach Venedig, welche er noch vor der großen Studienreise mit Hagen gemacht hatte, ernteten allgemeines Lob. Und so offenbaren auch seine späteren Reiseberichte gute Beobachtung und feinen Humor, umfassende historische Bildung und lebendigen politischen Sinn. Er ist weiter in der Welt umhergekommen als die meisten seiner Kollegen. Wiederholt war er in Italien und Paris; auch England hat er besucht und sogar 1844 das Wagnis einer Amerikafahrt unternommen.

Als Ranke nach Berlin kam, hatte Raumer in jedem Sinne seine Lebenshöhe erreicht. Bei der Regierung war er Persona grata, bei den Kollegen angesehen und geehrt, von den Studenten nicht ungern gehört. Zumal die Vorlesung, die dem 18. Jahrhundert und der französischen Revolution galt, verschaffte ihm ein volles Auditorium. Eben damals verließ der letzte Band der Hohenstaufen die Presse; seit 1823 war das ganze Werk rasch hintereinander

herausgegeben worden. Raupach spitzte bereits die Feder, um die tragischen Geschicke der großen Kaiser dramatisch zu verarbeiten, und eine Flut von Hohenstaufendramen erschien, während Raumer selbst das neue große Werk seines Lebens begann.

Stellung Raumers und Rankes zueinander.

Bereits im August 1824 hatte sich Ranke ihm vorgestellt, als er, beladen mit dem Manuskript der beiden Bände, die er soeben vollendet, in der Hauptstadt eintraf, um sie Georg Reimer zum Verlage anzubieten. „Ich besuchte auch Raumer“, so schreibt er dem Bruder, „dieser hat mir sehr wohl gefallen. Er ist voll Witz und traulicher Ausdrücke; er zeigte mir die Prachtausgabe der Hohenstaufen; er war unterhaltend und anregend“. Im Januar 1825 erhielt er einen Brief von Raumer selbst, dem er sein Werk zugeschickt hatte: sehr wohlwollend, wenigstens soweit es den Inhalt betraf, aber, wie in dem Gutachten an den Minister, nicht ganz zufrieden mit der Sprache und der äußeren Fassung.[1] Daß diese verbesserungsbedürftig sei, gab Ranke zu, „obwohl ich den Schaden wo anders suche als er“. Damit ist schon das Verhältnis bezeichnet, das fortan zwischen ihnen bestanden hat. Raumer war zu vornehm, um dem jungen Kollegen in den Weg zu treten, und zu aufrichtig, um sein Genie zu verkennen; aber zu einem rechten Verständnis Rankes ist er niemals gelangt. Ranke wiederum war objektiv genug, um die Verdienste und Vorzüge des älteren Amtsgenossen zu würdigen, aber auch er hatte sehr bald das Gefühl, daß es zu einer engeren Verbindung zwischen ihnen nicht kommen werde; und so sind sie beide Jahrzehnte nebeneinander hergegangen, ohne sich näher zu kommen.

Rankes Übersiedlung nach Berlin.

Am 8. Mai 1825 war Ranke nach Berlin übergesiedelt. Seine Wohnung fand er in einem der Gerlachschen Häuser, Hinter der Katholischen Kirche Nr. 2, einem der wenigen Winkel des alten Berlins, die noch heute, umrauscht vom Lärm der Weltstadt, unversehrt geblieben sind. Damals wohnte er hier, wie er schreibt, obschon mitten in der Stadt, und ganz nahe bei Bibliothek und Universität, dennoch fern von allem Geräusch der Stadt; aus den Fenstern fiel sein Blick auf die hohen Bäume des Gneisenauschen Gartens jenseits des Festungsgrabens. Es war nur Stube und Kammer, nicht viel anders als ein Studentenquartier, und fast wie ein Student hauste er, einsam, vom Morgen bis zum Abend hinter den Büchern.

Seine Herkunft und Jugend.

Zum erstenmal war er in der großen Welt, in der Umgebung, in der Raumer sich von jeher bewegt hatte. Wie eng begrenzt war bisher sein Leben gewesen! Donndorf und Schulpforta, die beiden sächsischen Klosterschulen, Leipzig, die Landesuniversität seiner alten Heimat, danach das Gymnasium in Frankfurt waren die Stätten, die es umschlossen hatten; eine Fußwanderung, die er nach dem Abschluß seiner Universitätsjahre an den Rhein gemacht, ein paar Ferienreisen zu den Verwandten und Freunden in Berlin, Querfurt und Halle,

1) Bei Varrentrapp, a. a. O., S. 111.

einmal auch, schon von Frankfurt aus, nach Rügen, zu einem alten Portenser, dem Prediger Baier in Altenkirchen, war alles, was ihn darüber hinausgeführt hatte. Die großen Weltereignisse waren auch über das stille Tal, in dem er aufgewachsen, hingebraust. Wenige Meilen von Wiehe lagen Jena und Auerstädt, auf deren Feldern die Kriegsmacht des alten Preußens zerschmettert war; die Entfernung war gering genug, um den Donner der Schlacht dorthin zu tragen; und die Eindrücke dieser Wochen, der Truppendurchzüge, der Flucht und Verfolgung, die auch sein Städtchen berührt hatten, waren in dem Knaben haften geblieben. Aber tiefer eingegriffen hatten diese Ereignisse weder in sein noch der Seinen Leben. Als das Getümmel verhallt war, genoß man wieder des Friedens. Nicht als Unglück wurde die Erniedrigung Deutschlands und seine Knechtschaft unter den Fremden empfunden. Gewann doch der eigene Landesherr zum Lohn für den Abfall von dem Verbündeten eine neue Provinz und die Königskrone; und in Wiehe, Donndorf und Schulpforta, wie überall in deutschen Landen, richteten die Untertanen ihre patriotischen Gefühle in politischer Unschuld nach dem Verhalten ihres Herrn. Die neuen Siege Napoleons wurden bereits wie Triumphe der neuen Rautenkrone gefeiert. Beim Kegelspiel gaben sich die jungen Portenser die Namen der französischen Marschälle; und niemand bewunderte den Kaiser mehr als der alte Schmidt, der Mathematicus der Schule, der älteste der Lehrer und neben dem Rektor der angesehenste, ein Mann von lauterster Gottesfurcht, rührend in der Bescheidenheit und Reinheit seines Herzens. Sein Dichter war Klopstock: in Napoleon aber verehrte er den Helden der Menschheit. Man sagte, er erwarte von ihm die Zurückführung der Israeliten in das gelobte Land. In der freiwilligen Lehrstunde, mit der er die Woche zu eröffnen pflegte — er nannte sie die moralische: in einer frischen Perücke, sein Bibelbuch vor sich hertragend, feierlichen Angesichts, betrat er die Klasse —, erzählte er den Primanern gern von den Taten seines Helden, dessen Bulletins er voll Eifer las; bis ihm der Brand von Moskau den Mund verschloß. Die gleiche Weltfremdheit ruhte auf dem Studienkreis, in den Ranke in diesen Klostermauern gebannt war. Daß in Jena und Weimar die deutsche Bildung neue Grundlagen eben jetzt gewann, die deutsche Dichtung zur Höhe der Klassizität emporgehoben wurde, ahnte man in Schulpforta kaum. Schillers Namen hat Ranke erst nach dem Tode des Dichters nennen hören; das erste Werk von ihm, Wallensteins Lager, las er auf der Schule in Donndorf, Goethe erst auf der Pforta. Einer der jüngeren Lehrer, Wieck, später Direktor in Merseburg, machte ihn mit Faust bekannt: er sei in Pforta der einzige gewesen, erzählt Ranke, der einen Begriff von Goethe gehabt habe.[1] Schillersche Stücke las man, aber der Dichter der Pforta war noch immer Klop-

1) Wieck ward später ein glühender Hegelianer. So schildert ihn Konstantin Rößler, der das Merseburger Gymnasium besuchte. Vgl. meinen Artikel über Rößler in der A. D. B. LIII, S. 514.

stock, der Sohn der Anstalt; die religiöse Dichtung, deren Idee er dort empfangen, wie seine vaterländischen Poesien, seine Oden, seine Neigungen zu Fanny und Cidli und die kleinen Abwandlungen seiner Lebensschicksale bildeten den Gegenstand des Interesses und der Gespräche unter den Schülern. Vor allem jedoch die Alten, weniger die Historiker als die griechischen Tragiker und Plato in seinen populären Dialogen. Ranke machte selbst den Versuch, das eine oder andere Stück zu übersetzen. Elektra hat er ganz in fünffüßige Jamben übertragen und dem Vater mit der Reinschrift zu seinem Geburtstag ein Geschenk gemacht. Mit der klassischen Bildung verband sich aufs engste die religiöse. Auch über ihr waltete die gleiche friedliche, den Weltkämpfen entrückte Stimmung. Kein Mißtrauen, kein dogmatischer Zweifel störten die Andacht, in der man zum Höchsten emporsah. Aber auch kein Fragen und Quälen des sündigen Bewußtseins. Durchaus gläubig, fest verharrend in den überlieferten Formen der Kirche der Reformation, mit Bibel und Abendmahl, Gottesdienst und täglicher Andacht, fühlten sich Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler glücklich in einer Religiosität, in der sich inniges Gottempfinden und heiterer Lebensmut durchdrangen.

Mit der Katastrophe Napoleons trat eine erste Abwandlung ein. Lützen und Leipzig, die beiden Schlachten, deren erste Napoleon noch einmal zum Herrn über Sachsen machte, deren zweite, wie sie ihn niederzwang, so auch über das Schicksal der Rautenkrone entschied, wurden wieder nur wenige Meilen von der Schulpforte geschlagen. Fast an ihren Toren vorbei wälzte sich die Flucht der Franzosen. Auf den gegenüberliegenden Höhen versuchten sie noch einmal zu widerstehen; staunend sah der alte Schmidt, den Tubus, das kostbarste Stück seines Besitzes, vor den Augen, die alten Freunde davonziehen. Unter dem Ablauf dieser Ereignisse erwachte in Ranke das Gefühl einer neuen deutschen Zukunft. Aber wie matt war der Widerhall, den die Schläge, unter denen die deutsche Erde erzitterte, in ihm und seinen Mitschülern fanden! Ranke las gerade den Agricola des Tacitus, als die erste Proklamation der Verbündeten erschien. Da ward er frappiert von der Identität der Gesichtspunkte, welche Tacitus der Königin Boudicca zuschreibt. „Der innere Bezug des Entferntesten zu dem Nächsten und die Gleichförmigkeit zwischen der Ausübung der Gewalt und der Empörung dagegen traten mir vor die Augen“. Wieck, dem er seine Beobachtung mitteilte, stimmte ihm zu: so sei es in der Tat. Das aber in den Tagen, wo sich die Berliner Jugend zum Kampfe gegen den Unterdrücker rüstete! Die größte Tat der Nation, die Stunde, die ihre ganze Zukunft einschloß, gab dem Jüngling, der dermaleinst tiefer als jeder andere ihr Werden und Wesen verstehen sollte, nur Anlaß zu einer universalhistorischen Betrachtung. „Wir erhoben uns zu allgemeinen historischen Anschauungen jenseits der Motive, die den Tag bisher beherrschten“. Erst die Siege der Verbündeten im Herbst, ja eigentlich erst der Übertritt der sächsischen Truppen brachte den Umschwung. General

Thielmann, der sie zu den Alliierten hinübergeführt, Rankes alter Bekannter von Wiehe, wo er einst in Garnison gestanden, war es, der die erste Kunde davon nach Pforta brachte; aus seinem Munde vernahmen die jungen Leute den unvergleichlichen Sieg mit den Ziffern der Verluste an Toten und Gefangenen; und wieder folgten ihre Sympathien der Politik ihres Herrn. Jedoch war Ranke, wie die Portenser überhaupt, fern davon, sich dem Heerzuge gegen Frankreich anzuschließen; er hatte nur seine Schulstudien, vor deren Abschluß er stand, im Auge. In den Tagen, da das Gestirn des Welteroberers erlosch, bezog er die Universität. Hier erlebte er die letzten Akte der Welttragödie, die neue Erhebung und den zweiten Sturz Napoleons sowie den Wiener Kongreß, der auch Sachsens Schicksal besiegelte. Der Gefahr, die eine Zeitlang über dem Haupte seines Landesherrn geschwebt hatte, entging dieser; aber vor der Abtretung eines Teiles seines Gebietes hatte ihn der Abfall von dem Zwingherrn nicht schützen können. Ein Stück der Beute, die der Ahnherr für den Verrat an der evangelischen Partei davongetragen, mußte er abgeben, darunter auch Rankes heimatliches Tal. An der Universität empfand man die Teilung Sachsens sehr bitter. Rankes Vater jedoch sah sie nicht ungern; denn er hatte unter den Unannehmlichkeiten des sächsischen Gerichtsverfahrens sehr gelitten und zog das preußische Landrecht den sächsischen Gesetzen vor. Auch war es ihm lieb, daß der Sohn in dem größeren Staat eine Stelle fand. Und so wird auch dieser sich leicht darein gefunden haben, fortan ein Preuße zu heißen. Ohne nur den Finger zu rühren, war er an das andere Ufer gespült worden. Er hatte kaum ausstudiert und seine Examina gemacht, als er im Herbst 1818 bereits seine Anstellung in Frankfurt erhielt.

Leben und Studium in Frankfurt.

Nun aber begannen auch um ihn die Wellen des nationalen Lebens stärker zu rauschen. Sein Bruder Heinrich ward von ihnen mit fortgerissen. Auch ihn ergriff die Bewegung aufs stärkste. Aber überwältigen ließ er sich von ihr nicht mehr. Zu sehr war er in sich gefestigt, an seinen Beruf gebunden und von den Aufgaben gefesselt, die er sich gestellt hatte. Die Berichte seiner Vorgesetzten, deren wir gedachten, heben die Gelehrsamkeit, den eisernen Fleiß, die Amtstreue des jungen Lehrers hervor. Brescius spricht von der köstlichen Reinheit der Gesinnung und dem tiefen, religiösen Sinn, wodurch er sich achtungswürdig mache. Poppo rühmt das pädagogische Geschick, die Mischung von Ernst und Freundlichkeit, mit der er die Schüler behandle. Auch den Vortrag wissen sie zu loben, wenn auch der thüringische Dialekt dem Hörer auffalle. Gesellschaftlich halte er sich zurück, denn er sei seinen Studien ganz ergeben; er verkehre nur in wenigen Familien, hier aber um so herzlicher. Beide rühmen die unbedingte Wahrhaftigkeit und Offenheit, die er gegen jedermann zeige. Aber so willkommen uns diese Angaben sind, das, was in Ranke eigentlich lebte und ans Licht drängte, offenbaren sie nicht. Um hierin einen Einblick zu gewinnen,

müssen wir in dem Buche lesen, das er in Frankfurt schrieb, in den Aufzeichnungen zur eigenen Lebensgeschichte, die der Greis Gewordene seiner Umgebung diktiert hat, und vor allem in den Briefen, unschätzbaren Dokumenten, köstlichen Bildern des Augenblicks, in denen er sein übervolles Herz dem Bruder und den Freunden abgeschildert hat.

Da nehmen wir nun wahr, daß die Objekte und die Ziele, die er sich steckte, die Gedankenfülle, die sich ihm entgegendrängte, unmittelbar aus den Arbeiten emporwuchsen, die ihm sein Amt auferlegte. Auf der Universität hatte er zunächst Theologie getrieben, womit er aber sogleich philologische Studien verband. Denn Lehrer wollte er werden, und dies war der herkömmliche Weg dazu. Die dogmatischen Vorträge der Leipziger Theologen vermied er; die Versuche, dem göttlichen Geheimnis mit dem bloßen Räsonnement nahezukommen, stießen ihn ab; sein historisches wie sein religiöses Empfinden wurden dadurch gleichermaßen beleidigt. Exegetische, auch kirchenhistorische Vorlesungen hörte er; mehr aber noch studierte er die Quellen, aus denen die Systeme erwachsen waren. Schon auf der Schule hatte er die Bibel gelesen, während der Abendandachten, wenn ihn die kalten und matten Vorträge langweilten, die Evangelien mehr als die Episteln, die Psalmen mehr als die Propheten, hauptsächlich aber, und immer von neuem, die historischen Bücher des Alten Testamentes. Auf der Universität suchte er in die Paulinischen Briefe einzudringen, ihren Zusammenhang sich klarzumachen; einiges davon schrieb er sich auf. Oder er übersetzte die Psalmen rhythmisch, wobei er sich so eng wie möglich an den Text anschloß. „Ich bemühte mich“, schreibt er, „den Gedankengang aufzufassen, den eigensten Gehalt jedes dieser merkwürdigen Überreste eines hohen Altertums zu ergreifen“. Das eine oder andere meinte er auf einzelne Momente der Geschichte der Könige beziehen zu können. Erst danach las er De Wette. Ähnlich machte er es mit der Lektüre der Klassiker. Wenn er auf der Schule besonders die Poeten vorgenommen hatte, so jetzt die Historiker. Vor allem Thukydides las er aufs gründlichste. An eine Übersetzung wagte er sich bei diesem nicht heran; so wenig wie bei Pindar, über den er bei Gottfried Hermann hörte. Bei Theokrit versuchte er es; er wollte ihn nur zur Hälfte als echt gelten lassen und übertrug die ihm einleuchtenden Stücke. Geschichte als solche setzte er beiseite. Nur im ersten Semester hat er sich zu einer Vorlesung verleiten lassen, bei einem Professor Wieland, der im Sinne des rationalistischen Pragmatismus jener Tage eine genetische Entwicklung der Weltgeschichte zu geben versuchte, jedoch bald den Faden verlor. Immer waren es die unmittelbaren Zeugnisse, auf die Ranke sich warf, heilige und profane, in denen der Zusammenhang der Kultur sichtbar wurde, wie sie von ihren Anfängen in der orientalischen und hellenischen Welt bis zur Gegenwart fortgeschritten war. Wo aber zeigt sich dieser stärker als in den Denkmälern des religiösen Lebens und in seinen

Vätern und Reformatoren! Von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage schlingt sich die Kette. Rankes eigene Erziehung und Entwicklung wurzelten in dieser Sphäre, seine Seele lebte in diesen Vorstellungen. Er hatte eben ausstudiert und jene Ferienreise gemacht, die ihn in die Lande führte, in denen der Strom der deutschen Geschichte immer am vollsten geflutet hatte, und die jetzt der Nation in den Freiheitskämpfen wiedergewonnen waren, als die protestantische Welt das Gedächtnis des deutschen Reformators feierte. Von der Stimmung der Wartburgfeier war schwerlich viel in ihm. Aber ihren religiösen Kern, ihre Bedeutung für das evangelische Deutschland begriff er vollkommen und faßte sie gewiß tiefer auf als die jungen Schwärmer, die auf Luthers Veste in Luthers Namen den Bruderbund für Vaterland und Freiheit schlossen. Er hatte damals begonnen, Luthers Schriften zu lesen, dessen Bibelübersetzung ihm von Kindheit an vertraut war. Zunächst nur, um von ihm Deutsch zu lernen und das Fundament der neuhochdeutschen Schriftsprache sich zu eigen zu machen. Aber die heroische Persönlichkeit des Reformators ergriff ihn so, daß er es unternahm, sein Leben in seiner Sprache darzustellen. Als das fünfte Evangelium hat er diesen ersten Versuch einer Reformationsgeschichte bezeichnet.[1]

Ranke als Lehrer.

In Frankfurt war der Direktor Ernst Poppo ein ausgezeichneter Vertreter der Philologie. Auch er ein Doktor von Leipzig, aus der Schule Gottfried Hermanns, nun bereits ein namhafter Mann durch seine Thukydideischen Studien, die aber nach der Weise seines Lehrers mehr das sprachliche Element als den historischen Gehalt berücksichtigten. Sohn des Archidiakonus in Guben, hatte er die Universität 1816 verlassen und eine Anstellung in seiner Vaterstadt angenommen, die, wie Rankes Tal, an Preußen gefallen war. Von dort war er nach Frankfurt gekommen, nachdem er einen Ruf an die Nicolaischule zu Leipzig, die ihn wieder mit der Universität in Verbindung gebracht hätte, ausgeschlagen. Er war kaum älter als Ranke, den er vom Leipziger philologischen Seminar her kannte und nun selbst an seine Seite gezogen hatte. Es verstand sich, daß ihm der Hauptunterricht in den klassischen Sprachen zufiel. Auch Ranke las mit den Schülern die alten Dichter: Homer, Vergil, Horaz; aber als besonderes Fach war ihm die Geschichte anvertraut, dazu in der Prima Geschichte der alten Literatur. Beides trug er unmittelbar aus den Quellen vor; „alle Handbücher“, so sagt er, „wurden verschmäht“. Es waren die Autoren, die er zum guten Teil schon kannte, so daß er nur seine alte Beschäftigung fortsetzte, wenn er seinen Schülern die historischen Zusammenhänge unmittelbar aus den Schriften der Alten darlegte. Er las wohl die Bücher, welche die neuen Altertumsforscher veröffentlicht hatten, Creuzers Arbeiten über das ägyptische Altertum, über

1) Mündliche Mitteilung von Ernst Ranke, die er mir gelegentlich des sechzigsten Professorenjubiläums seines berühmten Bruders gemacht hat. Vergl. das erste Diktat vom Oktober 1863 und das vierte vom November 1884.

Symbolik und Mythologie, Otfried Müllers Untersuchungen über die hellenischen Stämme und Städte, und vertiefte sich auch in die älteren Sammelwerke und Kommentare; aber näherem Eingehen auf die besonderen Probleme, welche jene Forscher sich setzten, versagte er sich. Sein Sinn war mehr auf das „eigentlich Historische“, auf das Verständnis der „großen Begebenheiten“ selbst gerichtet; und dies vermißte er auch bei Otfried Müller. So führte ihn der Gang des Unterrichts aus dem Gebiet der griechischen Sage über Herodot und Thukydides zu Xenophon und weiter zu den griechischen Autoren, welche die römische Geschichte in den Horizont welthistorischer Betrachtung gezogen hatten. An sie schloß sich das Studium der römischen Schriftsteller selbst. Er kannte Niebuhr; schon auf der Universität hatte er ihn gelesen. Auch jetzt folgte er ihm möglichst; denn er war, wie er erzählt, nicht allein von der Tiefe und Vielseitigkeit seiner Forschung, sondern auch von der Größe der Darstellung, wo eine solche versucht war, ergriffen. Aber in die Untersuchung der strittigen Momente der römischen Verfassung konnte er ihm nur wenig mehr folgen als Otfried Müllers Forschungen über die griechischen Stämme oder Böckhs Arbeiten über den Staatshaushalt der Athener. Er blieb bei seiner Art des Lesens und Erzählens. An der Hand des Livius durch die alten Jahrhunderte der Republik schreitend, entwarf er das Bild der Zustände und Parteien im Zeitalter der großen Revolution aus den Historien Sallusts und Caesars und aus Ciceros Leben und Briefen; Vellejus und Sueton, Tacitus und die Scriptores Historiae Augustae geleiteten ihn durch die Kaiserzeit; und die Quellen der spätlateinischen Zeit führten ihn in das Mittelalter hinein. In Frankfurt befand sich aus den Zeiten der alten Universität eine Bibliothek, welche der Professor der Geschichte dem Gymnasium vermacht hatte. Sie enthielt nicht bloß die mittelalterlichen Autoren, sondern auch bereits die Quellen, welche den Ausgang des Mittelalters beleuchten. Für Ranke ein Objekt höchsten Genusses und unermüdlicher Studien. Die fremden Sprachen schreckten ihn nicht. Er lernte spielend die italienischen, spanischen, französischen und englischen Quellen der Epoche lesen, welche Scotts Romane den Zeitgenossen in dem bunten Licht der Romantik zeigten. Indem auch Ranke sie las, bemerkte er, wie viel schöner, interessanter, und vor allem wie viel wahrer die Überlieferung selbst sei als die poetische Fiktion. „Ich wandte mich“, sagt er, „hierauf von ihr ab und faßte den Gedanken, bei meinen Arbeiten alles Ersonnene und Erdichtete zu vermeiden und mich streng an die Tatsachen zu halten“. Wie rasch diese Studien ihn förderten, und wie bald er in den Anschauungen jener Epoche heimisch war, zeigt gleich der erste Brief, den wir von seiner Hand besitzen, vom 4. August 1819. Zwei Ereignisse, die er in seiner Geschichte der deutschen Reformation erzählt hat, erscheinen dort schon in dem besonderen Licht, in das er sie in jenem Werk gestellt hat. „Das Dessauer Bündnis der Katholischen ging“, so sagt er, „dem Schmalkaldischen voran, die Packschen Händel gingen von den Altgläubigen

Ausbildung seines welthistorischen Horizontes.

aus“. Er bringt beide Beispiele, um die Ultras der Reaktion, gegen welche jener Brief sich wendet, zu kennzeichnen.[1] Noch liegt es wie tiefe Dämmerung vor ihm, durch die aber das Licht des Tages bald hindurchbrechen wird. „Nun kommen die Ferien“, so schreibt er vor Ostern 1820, „mein wartet eine treffliche Arbeit. Ich möchte etwas lernen vom Leben der Nationen im 15. Jahrhundert, von dem nochmaligen Aufgehen aller Keime, die das Altertum gesäet — als wär nun die alte Blüte dahin, verweht, und der Keim, lang gepflegt, schöß wieder empor. Ich weiß noch nichts davon. Zum voraus aber weiß ich, daß dies Streben, Bilden, Wollen nicht beim literarischen Adel blieb, sondern in gewisser Gestalt da war beim Volk. Ich weiß es aus der Reformation. Denn obwohl das Evangelium ganz ursprünglich durch Gottes Gnade Luthern geoffenbaret worden, so ruht doch der Erfolg der Mitteilung noch auf ganz andren Gründen. Nur das trockene Holz faßt sogleich die Flamme. So werd' ich denn lernen, hoff ich, ahnen wenigstens, wie Kaisertum und Papsttum gestorben und ein neues Leben mit neuem Odem daherbläst, also lebendig macht, wie die infizierte Luft vergiftet, so gewiß, so allgemein“.

Zeitliche und persönliche Beziehungen in Rankes Geschichtsschreibung.

Man pflegt wohl im Sinne der Abwehr und des Tadels zu sagen, daß Ranke von der Gegenwart und ihren Kämpfen sich allzu sehr abwende, ihren Kämpfen, ihren Idealen kühl und gleichgültig gegenüberstehe. Vor diesen Briefen müssen solche Anklagen verstummen. Sie lehren uns bereits, daß alles, was Ranke je geschrieben, in lebendigster Beziehung auf die Gegenwart und auf das, was ihm die Tiefe der Seele bewegte, gesagt ist. Seine späteren Arbeiten sind nach Plan, Anlage und Ziel ganz aus dem Zusammenhang des Moments, aus der Lage der politischen Welt geboren. Als Preußen von der deutschen Bewegung ergriffen wurde, die sein Selbst auszulöschen drohte, schilderte er die Ausbildung des Staates und seine Erhebung zur europäischen Großmacht. Die Geschichte der alten französischen Monarchie mit ihrer Mischung feudaler und absolutistischer Elemente stellte er den Zeiten des zweiten Kaiserreichs gegenüber, das aus der Revolution hervorgegangen war. Den Wahngebilden, welche sich die herrschende konstitutionelle Theorie von der englischen Verfassung gemacht hatte, die wahre und eigentümliche Entwicklung des parlamentarischen Englands. In den Jahren, da in Preußen Krone und Volksvertretung den Kampf um die Verfügung über die militärische Macht ausfochten, schuf er das Bild Wallensteins, des letzten und größten Condottiere, seiner Politik und seiner Heergewalt, seines Aufsteigens und seines Sturzes. Als die Einigung der Nation dem Konflikt zwischen Volk und Regierung ein Ziel setzte und die alten Parteien einander näherte, behandelte

1) Auch aus der alten Geschichte strömt ihm eine Fülle von Beispielen zu. „Als Patrizier und Plebejer stritten, wer hat da gemordet, wem fiel der Tribun Minutius, wer erschlug die Gracchen, den Livius Drusus, als die wütenden, verbundenen Herrschenden? Also in Griechenland; also bei uns“.

er eine Reihe von Problemen aus der deutschen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, zumal die Stellung der beiden deutschen Vormächte zu den revolutionären Ideen. Bis er im höchsten Alter — er meinte, durch einen Pakt mit dem lieben Gott gesichert — das Wagnis unternahm, die Gesamtheit der Weltentwicklung, wie er sie auffaßte, durch die Folge der Jahrhunderte hin noch einmal zur Darstellung zu bringen.

Gott in der Geschichte.

Zunächst aber kam es ihm darauf an, sein persönliches Verhältnis zu Gott festzustellen, den Glauben, in dem er erzogen, und der ihm das Licht des Lebens war, forschend zu vertiefen; in dem Zusammenhang der Weltbegebenheiten meinte er das Wirken des Allmächtigen zu enthüllen und seine Hand zu ergreifen. „In aller Geschichte“, so schreibt er, „wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeuget von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da, wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht, damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten“. Die Ausdrücke, in denen er von dem Walten und Wehen des göttlichen Geistes spricht, streifen bisweilen an pantheistische Vorstellungen. So in einem Brief, der nur wenig später fällt: „Wir waren zu Nachts in Appels Gartenhäuschen bei einander. Ich stieß leis mit Dürren an. Die andern klangen laut hinein, doch gut. Wie es gegen Mitternacht kam, ging ich die Stufen herab in leisem Mondschein, bis zum Jelängerjelieber, da die Bank steht. Der Vater war bei mir mit dem lächelnden Auge, unterm schwarzen Mützchen. Du warst auch da. Mich dünkt, Gott auch, und duft' und rausch' und sing' und wehe mir zu“. Eine Schilderung, wie ein Traum; und an die Erzählung von zwei Träumen, in denen der über alles geliebte Bruder ihm nachts begegnet sei, knüpft sie an: ein Spiel der Phantasie, in dem Klopstocksche und Kosegartensche Töne durcheinanderklingen. Wenn er jedoch am Schreibtisch, über seine Bücher gebeugt, die Mitternacht heranwacht, mit den Zeugen der vergangenen Jahrhunderte verkehrt, in ihre Gedanken sich versenkt, ihr Leben sich vergegenwärtigt, dann wird er sich der Entfernung des Ewigen von dem Leben der Menschen um so voller bewußt: die Jenseitigkeit Gottes, seine Erhabenheit über die Staubgeborenen wird ihm sichtbar. Nur das Äußerste des Schöpfers glaubt er noch wahrzunehmen, nur als sein Abglanz erscheinen ihm die erhabensten Ideen und jede irdische Gestalt. Hier nehmen wir den Einfluß Fichtes wahr, den Ranke schon auf der Universität gelesen hatte und nun im Verein mit dem Bruder und den Freunden in Frankfurt tiefer auf sich wirken ließ. Ein Wort Fichtes fällt ihm ein: daß dies Lieben eines vergangenen Lebens, nämlich seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Altertums in seiner Tiefe zu Gott führe. Wohl kommen ihm bitter empfundene Zweifel, Klagen über die Einsamkeit und Gleichgültigkeit, die Verschlossenheit und die Kälte seiner Seele: ohne Glück und Unglück, ohne

Liebe und Feindschaft, ohne Mißlingen und ohne Vollenden, wie der zwischenweltliche Gott des Epikur oder eine stoische Seele, lebe er dahin: „Was ist doch dies ungläubige, törichte, eitle Zweifeln in mir? Es beruhet gänzlich doch auf Welt und losgerissener Erscheinung, die für sich sein möchte und bestehen ursprünglich und alles andere Erscheinen auch so fassen und die Schöpfung leugnen; — Gott aber ist sein selbst gewiß in allen Menschen“. Aber es ist niemals das selbstquälerische Grübeln, dem der Bruder sich ergeben, so wenig wie der Wunsch, die Umwelt politisch oder religiös umzuformen: das Ziel, dem er nachstrebt, liegt an anderer Stelle. „Es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, das sie fassen, zu denen rechn' ich mit. Mein Glück wäre, etwas Tüchtiges vollenden, vielleicht ist mir's versagt; so sei mein Glück, nach etwas Tüchtigem zu streben: das will ich mir nicht versagen. Ist es weltlich, fragst Du? Gibt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? Ruhet nicht alles auf dem ewigen Guten, dem mütterlichen Erdboden und dem, der ihn geschaffen?“ „Hätt' ich Deinen Glauben! Wär ich fest!“ so ruft er aus: „Gott sei mit Dir!“ Aber sein Weg, er weiß es, ist ein andrer. „Das ist so gar süß, schwelgen in dem Reichtum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehn von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß, und es ist so gar verführerisch!“ — so wogt es in ihm in Klopstockschen Rhythmen.

Von neuem greift er zu den Schriften des Alten Testamentes. Wieder sind es die Bücher, in denen sich die Urzeit der Menschheit und die alten Jahrhunderte des Volkes Gottes widerspiegeln oder widerzuspiegeln scheinen. „Sagen wollt' ich Dir noch“, so schreibt er zwei Jahre später, „daß ich die Bücher Mose, Josua, der Richter, Samuelis und der Könige in den letzten Abenden gelesen habe — nicht ganz jedoch, sondern nur die Geschichten —, Bücher voll Wunder, aber wahrhaftig nicht so leicht, wie der Homer. Ich bin an die Luthersche Typologie und das erwählte Volk vollends ganz ungläubig geworden. Kennst Du die Geschichte Sauls? Eine so wahre, menschliche, hohe, tragische Heldenmär von da an, wo der weidliche Sohn Kis ausgeht, bis wo die Hexe Samueln beruft, hat wohl keine andere Geschichte“. Die dogmatische Begriffswelt, die ihr Netz über die alten Sagen und Berichte ausgebreitet, fällt von ihm ab; der Geist, in dem er die durch den Glauben der Jahrhunderte, dem seine eigene Kindheit und Jugend gehorcht haben, gefeite Geschichte schaut, ist schon kein anderer als der unmittelbar auf die Erkenntnis gerichtete Geist des Forschers.

Die Wendung. Weltgeschichte und Weltideen.

Das Jahr 1822 müssen wir als dasjenige bezeichnen, in dem die Entwicklung Rankes zu diesem Abschluß gelangte, sein Genius in sich gefestigt und seines Weges bewußt ward. Noch fehlt es nicht an Unruhe und Zweifel; aber es beginnt doch bereits lichter um ihn zu werden. „Es ist morgen das Ende der Michaelisferien. Täglich erweitert sich Kenntnis und Aussicht über die

Weltgeschichte. Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums? Ich bin jetzt einer von denen, die am meisten bald verzweifeln, bald Hoffnung fassen, an sich, an andern, an allem“. Diese Worte sind am 18. Oktober 1822 geschrieben, an dem Gedenktage der Leipziger Schlacht, unter dem Eindruck tiefer Trauer über den Tod eines gemeinsamen Freundes, des Pastors Baier in Altenkirchen, Kosegartens Nachfolger, in dessen Hause Heinrich als Erzieher seines Sohnes Allwill lebte.[1] Die persönliche Klage verbindet sich darin wieder mit den Gedanken, von denen Leopolds Seele voll war: „*Ἀλλ᾽ ἔτι τοι καὶ ἐμοὶ θάνατος καὶ μοῖρα κραταιή* — weiter nichts? Ja wenn man nur gewiß glaubte, lieber Heinrich. Die Erde ist gar zu nah und hart und dunkel; und wir haben alle von der Granate gegessen, und schon oben sind wir den Unteren gefangen und verfallen. Alles, was auf Erden ist, geht hinab, nur der Sonnenstrahl nicht; und das Licht und die Farbe, die arme Farbe selbst allein ist überirdisch. Ob wir das an den Dingen gebrochene Licht allein zurückspringen sähen, wenn die Dinge vergingen?“ Er fragt, indem er so zu dem Bruder spricht, was Baier davon sterbend gesagt habe, und ob Bibelsprüche, die aus der Sterbenden Mund gehen, ihr eigenes Gefühl wahrhaft ausdrücken, „das nicht Gewöhnung ist noch gute Sitte, sondern aus der Seele quillt und von der Gegenwart des Engels zeugt, der die Seele löset, wie man spricht“. „Was quäle ich Dich doch: Mose und die Propheten zeugen; sollt’ ich Dir mehr glauben? — Glaub nicht daran, daß ich krank bin, weil ich solche Gedanken habe. Vielmehr hab’ ich sie von freien Stücken und immer gehabt“. Die Strahlen des göttlichen Lichtes, gebrochen in der Welt der Erscheinungen — es ist das Bild, das ihm in tausendfachem Wechsel die Geschichte offenbart: das Licht der Ideen, das durch sie hindurchscheint. Ihm will er nahe kommen, ihm muß er nahe kommen; eben deshalb aber muß er die Natur, das Besondere, die Tatsache so genau wie irgend möglich erforschen. Alle Kraft der Phantasie, gezügelt in jedem Momente durch die Kritik, muß er darauf richten: ausschließen alles, was den Blick verdunkelt, aus welcher Sphäre es sich auch immer herandrängen möge, ob des Staates oder der Kirche, der Gesellschaft oder der Familie, des allgemeinen oder des persönlichen Lebens; jede Beschränkung, und komme sie aus der innersten Seele, aus ihren Kämpfen, ihren Zweifeln, ihrem Haß und ihrer Liebe, muß er abwehren. Denn es gibt nichts Höheres, Gottgewollteres, als Gottes Schöpfung zu erkennen, die Gedanken in seinen Werken noch einmal zu denken und den Zusammenhang zu ahnen, der sie mit seinem Wesen, seinem Willen verknüpft.

Mißverständnisse seiner Gegner.

Von hier aus begreifen wir den Ungrund der Vorwürfe, welche Ranke schon so früh zu hören bekam, als fehle es ihm an dem rechten philosophischen und religiösen Ernst; wozu sich dann wohl (freilich in geringem Einklang damit)

1) Allwill Baier, später Professor der Philosophie in Greifswald.

das Gerede von seiner Vorliebe für den Romanismus und die Reaktion gesellte. Schon auf seiner Wiener Reise hat er sich gegen das Gerücht von seinem Übertritt zur römischen Kirche, das man in Berlin verbreitet hatte, verteidigen müssen. Anfangs ärgerte er sich über die „tausend Bedrängnisse von dem klatschenden Geschlecht“; sie waren ihm um so empfindlicher, je schwerer es ihm geworden war, sich zu seiner Weltanschauung durchzuringen, je schmerzlicher er den Riß empfand, der ihn von dem Glauben seiner Jugend trennte: „Daß es mir an philosophischem Ernst und religiöser Tiefe fehlt, ist lächerlich zu hören, da es just dies ist, und zwar ganz allein, was mich zur Historie getrieben hat“, so schreibt er an seinen besten Freund, Heinrich Ritter, der ihm von Berlin her darüber berichtet hatte. Und als ein Kollege an der Universität, Heinrich Leo, es wagte, diese Insinuationen in einer Rezension seines Buches vorzubringen, deren wegwerfender Ton in sehr geringem Einklang stand mit den schwachen und unklaren Argumenten, durch die er seine Meinung stützte, trat Ranke solchen „Calumnien“, wie er sich ausdrückte, in einer Antikritik voll sittlicher Empörung entgegen. Später wurde er gleichmütiger gegen solche und andere Mißverständnisse. Er wählte das bessere Teil und schwieg. Er durfte es; denn die Zeit, der er vertraute, gab ihm recht. Heute strahlt sein Name, über den bereits eine ganze Generation deutscher Historiker zur Tagesordnung übergehen zu können glaubte, heller als je. Niemand würde heute noch jenen Vorwurf wiederholen; niemand ihn noch ungestraft ignorieren, weder seine allgemeinen Anschauungen noch seine besonderen Urteile über Persönlichkeiten und Epochen. Hand in Hand freilich ging damit das Gefühl der Einsamkeit, das ihn früh befiel und nie verließ — das Los aller derer, die über die Umwelt emporragen und den Schicksalsweg der Menschheit deuten. Schwer zu ertragen gerade für ihn, dem Gott ein Herz voll Mitgefühl und das Bedürfnis nach Anschluß und Aussprache gegeben hatte: aber unabwendbar, wenn er seiner Bestimmung treu bleiben wollte.

Die „Geschichten der romanisch-germanischen Völker“.

Nur einen Teil der Weltgeschichte bot Ranke damals den Zeitgenossen dar. Aber in der Einleitung, im Vorwort, im Titel selbst brachte er bereits die Idee zum Ausdruck, in der alle seine späteren Werke gipfeln. „Romanisch-germanische Geschichten“ nennt er das Buch, und in der Einleitung hat er ausgeführt, was er darunter verstehe. Er bezeichnet damit den Kreis der Nationen, welche, auf dem Boden der antiken Welt entstanden oder aus ihren Kräften genährt, ihre Gedanken weitergetragen, entwickelt und zur Herrschaft in der heutigen Welt gebracht haben. Unter den Vorbildern Rankes pflegt neben Niebuhr besonders Johannes Müller genannt zu werden; und vielleicht kann man sagen, daß Ranke in seinem ersten Buch in der Form hier und da abhängig von letzterem gewesen ist. Auch er setzt unmittelbar Quellwort an Quellwort und erreicht dadurch den farbigen Abglanz der Ereignisse, durch welchen

Müller auf seine Leser wirkte. Aber er verliert sich nie, wie jener, im Einzelnen und bringt im Besonderen stets das Allgemeine zum Ausdruck. In diesem Sinne hat er sich in einer Antikritik gegen seinen frühesten Gegner, Heinrich Leo, ausgesprochen. „Ich habe mich hier", so schreibt er, „keinem J. Müller und keinem Alten, sondern der Erscheinung selbst anzunähern gesucht, als welche eben so hervortritt, äußerlich nur Besonderheit, innerlich — und so verstehe ich Leibnitz — ein Allgemeines, Bedeutung, Geist. Wie könnte bei einem solchen Bemühen viel Räsonnement statthaben? In und mit dem Ereignis habe ich den Gang und Geist desselben darzustellen gesucht und jenem seine bezeichnenden Züge abzugewinnen mich angestrengt". Er will dem Gegner einräumen, daß ihm der Versuch nur unvollkommen geglückt sei: „Doch schelten soll mich der nicht, der nur die allgemeinen Formeln der Schule fortsetzend denken kann. Ich tadle auch ihn nicht; wir gehen ganz verschiedene Wege". Wir aber sagen, daß niemals wieder, ihn selbst nicht ausgenommen, ein deutscher Historiker Bilder von so packender Wucht, von solcher Leuchtkraft der Farben geschaffen hat, wie Ranke in diesem Werk aufschäumender Jugendkraft. Man denke nur an die Schilderung der Florentiner, bei der uns zumute wird, als stünden wir vor den Gemälden eines Masaccio, oder an seinen Savonarola, aus dessen Zügen es uns anglüht, wie aus dem Bilde des Mönches, das, von Fra Bartolommeos Meisterhand gemalt, im Kreuzgang von San Marco hängt. Das Buch ist ein Torso geblieben. Es umfaßt nur die Hälfte der Epoche, welche Ranke schildern wollte; vor der Spaltung durch die Reformation machte er Halt. So war es im wesentlichen nur die romanische Welt, die darin zur Darstellung gelangte. Die deutschen Verhältnisse würden in der zweiten Hälfte des Werkes im Vordergrunde gestanden haben. Dies wäre dann der Stoff geworden, den Ranke als Student in seinem Leben Luthers als das „fünfte Evangelium" zum ersten Male geformt hatte, und den er erst wieder in der Reformationsgeschichte aufgenommen hat. Schon hatte er die Arbeit daran begonnen: in Frankfurt und noch in Berlin sammelte er Material. Da aber stieß er in der Königlichen Bibliothek auf jene lange Reihe nie benutzter venezianischer Relationen, welche mehr noch als die Chroniken, denen er in seinem ersten Buche gefolgt war, ihn unmittelbar an die Ereignisse, an die „Begebenheit in ihrer Fülle" heranführten, ebenso farbig, wie jene, und dabei von weit intimerem Reiz, von einer Meisterschaft der Charakteristik und einer Unbefangenheit des Urteils, wie sie nur eine lange Tradition diplomatischer Beobachtungskunst hatte ausbilden können. Sie hielten ihn im südlichen Europa fest, dessen Horizont sie nach allen Seiten erweiterten und vertieften. So entstand sein zweites Werk, „Fürsten und Völker von Südeuropa", das aber auch ein Torso geblieben ist; denn die Fortsetzung, die es in der Geschichte der Päpste fand, führte über den dort innegehaltenen Rahmen schon wieder weit hinaus, während ein Hauptstück, die Geschichte

Die „Fürsten und Völker von Südeuropa".

Venedigs, unausgeführt blieb. Bereits im Beginn des Jahres 1827 konnte Ranke das Werk in Druck geben; im August verließ es die Presse. Es war eine Charakteristik der Osmanischen und der Spanischen Monarchie, durch zwei Jahrhunderte hin, ihres Emporkommens und ihres Verfalls, ebenso kurz wie erschöpfend, bis an die Wurzel der Institutionen, bis an den Kern der Persönlichkeiten reichend, unübertroffen bis auf den heutigen Tag. Und dabei alles nur ein Teil seiner Tätigkeit. Im Kolleg umfaßte er alle Epochen; schon im zweiten Semester las er die Weltgeschichte; und die Idee, die sie bewegte, zu erkennen, betrachtete er als seine eigentliche Aufgabe.

Studienreise.

Nun aber fühlte er die Notwendigkeit, seine Informationen durch Reisen zu erweitern. Sein Wunsch war auf Frankreich und seine Hauptstadt gerichtet. Benedikt Hase, der Chef der Handschriftenabteilung zu Paris, zu dem er ältere Beziehungen hatte, war lebhaft dafür interessiert, und durch ihn angeregt, versprach auch Alexander von Humboldt seinen Beistand. Bei der Regierung fand jedoch dieser Plan keine Unterstützung; Kamptz wünschte, daß sein Schützling zu seinen Freunden nach Wien ginge; und so machte Ranke sich im Herbst 1827, von seinem Gönner mit Empfehlungen an Metternich und Gentz wohl versehen, dorthin auf den Weg: „in der Hoffnung“, so schreibt er, „ein Kolumbus der venezianischen Geschichte zu werden“. Der Urlaub war auf ein Semester berechnet. Aber die Fülle der Wiener Akten war so groß und eröffnete so weite Perspektiven, daß er bei der Regierung darum einkam, ihm die Ausdehnung seiner Reise nach Italien zu gestatten. Ein Ruf nach Dorpat, den Ewers vermittelt hatte, und den er ausschlug, kam ihm dabei zustatten; der Minister bewilligte ihm die nötigen Gelder, und so zog er über die Alpen. Anfangs noch mit der Absicht, seine venezianischen Forschungen zu vollenden. In der Lagunenstadt und in den Städten der alten Republik auf der Terra ferma forschte er im Herbst und Winter des nächsten Jahres. Immer weiter aber dehnte sich ihm der Horizont aus. An Stelle Venedigs trat das Rom der Päpste; und so blieb er, von der Regierung unterstützt, noch Jahre lang südlich der Alpen, mit der Sammlung des Stoffes beschäftigt, der ihm, wie er schrieb, den Weg durch die Geschichte des modernen Europas bahnen sollte.

Heinrich Leo.

Es war das Land und die Nation, auf die auch Heinrich Leo seine Studien gerichtet hatte, der darum wohl das Unternehmen Rankes als einen Einbruch in seine Domäne empfinden mochte. Er ist nicht der Unsrige geblieben, und also ist es nicht unsre Pflicht, ihn durch alle Wirren und Wandlungen seines Lebens zu begleiten. Nur so viel sei gesagt, daß er die unstete Leidenschaftlichkeit, die seine späteren Jahre kennzeichnet, auch in Berlin nicht verleugnete, so wie sie sich schon in seiner Jugendzeit gemeldet hatte. Er bildet damit den vollen Gegensatz zu Ranke, bei dem alles organisches Wachstum, klar gegliederte Entwicklung war. Und doch waren beide des gleichen Stammes und

in ähnlicher Umgebung aufgewachsen. Denn auch Leo war ein Thüringer, ein Pastorssohn aus Rudolstadt, und nur vier Jahre jünger als Ranke. Aber dieser geringe Zeitunterschied bewirkte, daß die entscheidenden Jahre seiner Entwicklung schon in die Brausezeit der deutschen Jugend fielen, in deren Strudel sich der junge Jenaer Student kopfüber stürzte. Man kennt die Schilderung, die er noch als alter Mann — nachdem sich seine Gesinnung ganz gewandelt — von der Wartburgfeier entworfen hat; sie blieb ihm trotz allem eine Erinnerung für das ganze Leben, „strahlend wie ein Maientag“. Er gehörte zu den Schwarzen und war einer der Lautesten unter den jungen Gesellen, bis er in der kühleren Luft Göttingens plötzlich ernüchtert wurde und bald völlig mit seinen burschenschaftlichen Idealen brach. Ganz entsprechend war der Gang seiner Studien, die er an drei Universitäten, in Jena, Breslau und Göttingen, betrieb. Als Mediziner hatte er begonnen. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Jena wandte er sich der Geschichte zu. Daneben aber studierte er Theologie und machte darin in Rudolstadt sein Examen, um dann in Göttingen im Mai 1820 mit einer historischen Dissertation zu promovieren. Das gleiche Hin und Her zeigt seine literarische Tätigkeit. Seine erste Schrift, die Doktorarbeit, war die vortreffliche Abhandlung über die Verfassung der lombardischen Städte. Zwei Jahre später sandte er eine Monographie über die Odinsverehrung in Deutschland in die Welt. Eine Frucht der italienischen Reise, die er im Winter 1823/24 machte, war sein Hauptwerk, die bändereiche und immer nach Verdienst geschätzte „Italienische Geschichte“, im wesentlichen den Jahrhunderten des Mittelalters gewidmet; nur im Überblick wird in einem letzten, dem fünften Bande, die neuere Geschichte seit 1492 abgehandelt. Ihr folgten in Berlin die bedeutsame kleine Schrift „Über die Entstehung der deutschen Herzogswürde“ und weiterhin die einseitig politisierende „Jüdische Geschichte“, über die sich Ranke, als er sie in Wien las, tief erboste.[1]

1) An Heinrich, 16. April 1828, S. 196, gelegentlich des Planes des Bruders, sich mit den hebräischen Altertümern zu befassen, mit höchst merkwürdigen Fragen. „Wann sind die mosaischen Bücher geschrieben? Ist die Verfassung, die sie schildern, jemals vorhanden gewesen, und wann? Unzählige andere Fragen sind noch nicht so beantwortet, daß die Sache evident wäre. Und wäre die Evidenz wohl unmöglich? Von meinem alten Widersacher ist eine jüdische Geschichte erschienen, voll Geschwätzes, fußend auf De Wette und Vater, übrigens nur auf eine fade Weise politisierend. Soll man sich mit dergleichen Zeug begnügen?“ Und ein paar Tage später an Heinrich Ritter, 30. April 1828, S. 204, im Anschluß an Stenzels „Geschichte der fränkischen Kaiser“, die derselbe Ritter gewidmet hatte: „Er hat gewiß sein Bestes getan und ist doch, die Wahrheit zu sagen, noch eine ganz andere Art Mann als dieser verruchte Schwätzer Leo. Ist Dir seine jüdische Geschichte vorgekommen, in der er dieses Volkes Monotheismus, Hierarchie und Geschicklichkeit zu Geldgeschäften von einem Prinzip herleitet, nämlich von dem abstrahierenden, alles wahrhaft zerfressenden Verstand dieses Volkes? Reizt er mich noch lange, so will ich ihn über und über vornehmen und als ein Exemplum aufstellen“. Gelegentlich eines Urteils über Stenzel, der, so scheint es, ihm und Ritter etwas übelgenommen hatte, läßt er sich etwas später über seine Fachgenossen im allgemeinen so aus: „Diese Historiker sind ja ein enormes Geschlecht! Ich hoffe indessen, mich zählst Du nicht darunter. Ich treib es auch nicht auf ihre Weise“.

In diesen Jahren zählte Leo zum Gefolge Hegels, dem er sich früh angeschlossen hatte, und aus dessen Bekanntenkreise er seine Braut, eine Tochter Thomas Seebecks, gewann. Hegelschen Einfluß zeigt gerade das letztgenannte Werk, und von Hegelschen Ideen her bezichtigte er, der später zwar nicht der tiefste, aber der gröbste Gegner der Schule wurde, seinen nächsten Kollegen an der Universität des Mangels an religiösem und philosophischem Ernst. Man wird ihm nicht unrecht tun, wenn man den Zorn, den er gegen Ranke faßte, mit auf die Bevorzugung zurückführt, die dieser in seinen Augen seitens der Regierung genoß. Er hatte sich, nachdem er bereits in Erlangen nicht ohne Erfolg — denn an Geist und rednerischer Kraft fehlte es ihm nicht — gelesen, im Sommer 1824 bei uns habilitiert, fast ein Jahr, bevor der Frankfurter Oberlehrer herbeigezogen war; möglich, daß ihm Herr von Kamptz seine burschenschaftlichen Sünden trotz seiner Bekehrung und seiner Anhänglichkeit an Hegel, für den jener vermutlich nicht so warm fühlte wie der Minister, noch nicht vergeben hatte. Ohne die Insinuationen, die Leo sich gegen den Rivalen herausnahm, damit entschuldigen zu wollen, kann man es doch verstehen, daß er verbittert wurde. Er erhielt freilich noch im Jahre 1825 ein Extraordinariat, nachdem sich die Fakultät für ihn verwandt hatte. Es war der Lohn dafür, daß er ein ihm zweimal unter den glänzendsten Bedingungen angebotenes Ordinariat in Dorpat ausgeschlagen hatte[1], und zwar zu einer Zeit, wo Altenstein seine Bitte um das Extraordinariat in Halle abgelehnt hatte. Gehalt aber wurde ihm nicht bewilligt. Und wenn ihm, der sonst ohne Mittel war, eine Stelle an der Königlichen Bibliothek verliehen wurde, so hatte er dafür sechs Stunden Arbeit zu leisten, für ein Salair, das noch nicht einmal hinreichte, seine Existenz zu sichern, und ihn zwang, literarischen Nebenverdienst durch Zeitungskorrespondenzen und Rezensionen zu suchen. Ein paar Jahre hielt er aus. Im Herbst 1827 aber kam es zu einer Katastrophe. Als auf einen flehentlichen Brief, in dem er dem Minister seine unerträgliche Lage und seine zunehmende geistige Ermattung schilderte, keine Antwort kam, ergriff ihn die Verzweiflung; er gab mit plötzlichem Entschluß Braut und Stellung auf und ging, ohne Urlaub zu nehmen, nach Leipzig und weiter nach Jena. Dieser Gewaltstreich ward ihm jedoch zur Rettung. Der Minister, vermutlich durch die Freunde des Ärmsten bestärkt, brachte ihn jetzt endlich, wenn auch nur wieder als Extraordinarius, in Halle unter.[2]

1) Er hatte den Antrag bereits abgewiesen, bevor er dem Minister davon Mitteilung machte. Die Professur hätte ihm eine Einnahme von 2000 Talern, den Hofratstitel und den erblichen Adel eingetragen. Er aber hatte sie, wie er dem Minister schrieb, von der Hand gewiesen, weil er lieber in Preußen mit Mühe und Arbeit sich ein weniger glänzendes Auskommen erringen als in Rußland eine äußerlich so vorteilhafte Stellung einnehmen wollte. Es ist die Stelle, die dann auch Ranke angeboten wurde.

2) Urkb. Dazu der schon in veränderter Stimmung geschriebene Brief Leos an Hegel aus Jena, vom 20. Dezember 1827 (Briefe von und an Hegel, S. 289), womit er ihm die Vorlesungen über die jüdische Geschichte übersandte.

Rankes Freundeskreis.

Daß Ranke zu diesem Kollegen kein Verhältnis finden konnte, ist klar. Aber auch sonst ward es ihm schwer, sowohl bei den Studenten, von denen ihm schon damals nur wenige auf die Höhe seiner Geschichtsauffassung zu folgen vermochten, als auch bei den Kollegen Boden zu gewinnen. „Ganz Berlin besteht für mich“, so schreibt er von der Reise, „aus fünf bis sechs Menschen“. Unter ihnen stand Heinrich Ritter ihm am nächsten. Er nahm fast des Bruders Stelle in seinem Herzen ein. In der Familie des Jungvermählten verkehrte Ranke am liebsten; bei einem Kinde stand er Pate; als er nach Wien ging, ließ er sich von ihm bis in die Sächsische Schweiz begleiten. Von den

Zumpt.

Jüngeren kam er bald mit Zumpt in ein gutes Verhältnis, den wir im ersten Jahr der Universität bei der Orgie trafen, zu der er nach Heindorfs Seminar den jungen Twesten mit einer Flasche Madeira verführte. Ein geborener Berliner, Sohn eines Wagnermeisters, hatte Zumpt seine Ausbildung, von einem Studienjahr in Heidelberg abgesehen, in Berlin erhalten, wo er auch bis an seinen frühen Tod — er starb schon 1849 — gewirkt hat, als Lehrer am Gymnasium und an der Kriegsschule, seit 1827 als Extraordinarius und seit 1836 als Ordinarius an der Universität, wie auch als Mitglied der Akademie, in die er schon 1835 gewählt wurde. Zumpt war kein großer Geist, aber ein Mann, der sein Handwerk verstand und nicht bloß durch seine Schulbücher, seine Grammatik, den großen und den kleinen „Zumpt“ mit den unsterblichen Genusregeln, sondern auch als Altertumsforscher durch seine Studien über die römische Verfassung, durch die kritische Ausgabe der Ciceronianischen Schriften und die Vollendung von Spaldings Ausgabe des Quinctilian verdientes Ansehen genoß: in allen Stellungen gut bewährt, tüchtig und zuverlässig, liebenswürdig und praktisch, von vortrefflichem Humor und jederzeit ein guter Kamerad.

Auch der andere Lateiner an unserer Universität, Lachmann, der 1825, zunächst als Extraordinarius, zu uns zurückgekehrt war — er übrigens in der Hoffnung und mit dem besonderen Auftrage, die germanistischen Studien zu beleben — gehörte schon vor der italienischen Reise zu Rankes näherem Umgang. Von den älteren Lehrern faßte Ranke bald zu Schleiermacher ein Herz, wie auch dieser den jungen Kollegen bald lieb gewann. Ihm, dem großen Menschenkenner, in dem selber die Kräfte des Geistes und des Gemüts so reich entwickelt waren, mußte wohl diese Verbindung zwischen Geistesmacht und seelischer Tiefe, die ihm in Ranke entgegentrat, Eindruck machen. An Savigny dagegen, der später mit Johann Albrecht Eichhorn Rankes tägliche Gesellschaft gebildet hat, kam dieser zunächst nicht heran; er hielt sich in respektvoller Entfernung, obwohl er bei Achim von Arnim viel verkehrte und sich höchlichst ergötzte über die sprudelnde Beredsamkeit seiner „Pythia“, wie er Bettina nennt, und über die Verbindung von Anmut und Eigensinn, Liebenswürdigkeit und Laune, die sie darbot. Um so freudiger war er überrascht, als ihm, schon auf der Reise, unaufgefordert

Empfehlungen von Savigny nach Verona, Florenz und Rom zugingen. Es scheint, als ob dieser damit habe protestieren wollen gegen das törichte Gerücht, das von Rankes Konversion gesprochen hatte.[1]

Wer in diesem Kreise verkehrte, konnte kein Freund Hegels sein. Aufs schärfste sehen wir Ranke in der Tat gleich anfangs gegen den herrschgewaltigen Philosophen Front machen. Ihn empörte die Art, wie jener seinen Freund Heinrich Ritter beiseite drückte, und dazu der Anspruch, den Hegel darauf machte, daß die Historie sich dem Bannspruch seiner Formeln zu unterwerfen habe. Er wollte darin nichts als Willkür und Sophistik sehen. Mit allem Nachdruck riet er dem Freunde, der bisweilen verzagte, den Kampf aufzunehmen und die Stellung festzuhalten, die er am Ausgangspunkt und Ursprung jener Philosophie selbst ihr gegenüber einnehme. „Du wirst nicht behaupten“, so schreibt er, „daß Du Deine Philosophie schon zu der Fülle, Klarheit und Eindringlichkeit entwickelt habest, deren sie fähig ist; dies zu versuchen, bist Du gehalten, und dazu muß der böse Nachbar Dich antreiben“.

Ranke und die Frommen.

Wenig geneigt war Ranke aber auch Hengstenberg, obschon sein Bruder, der den streitbaren Mann kannte, beide gern zusammengebracht hätte: Gefühle, die übrigens von Hengstenberg erwidert wurden; sie sind niemals Freunde geworden. Damit ist bereits die Stellung gegeben, welche Ranke überhaupt gegen die Gruppe der Frommen oder der „Frömmeren“, wie er einmal schreibt, die sich eben jetzt an der Universität um Hengstenberg zusammenscharten, einnahm: er blieb der Mann der Mitte.

7. Franz Bopp und Karl Ritter.

In das eine und das andere Lager, in welche sich in diesen Jahren die Parteien an der Universität schieden, führen uns zwei Männer, die, so wenig sie sich mit einem Ranke messen können, doch zu den Bahnbrechern und Pfadfindern ihrer Wissenschaft zählen, ja als ihre Gründer anzusprechen sind — Franz Bopp und Karl Ritter. Der Schauplatz, dem ihre Studien vorzugsweise galten, war der gleiche: wie Bopp den Sprachschatz Asiens studierte und den Stammbaum der Kulturnationen von ihm aus rekonstruierte, so suchte Karl Ritter aus den Hieroglyphen, welche die Bodengestaltung des Erdteils aufzuweisen schien, das Schicksal der Menschheit, deren Urheimat Sage und Geschichte dorthin verlegten, mit frommem Sinn zu deuten. Dies aber ist auch wohl die einzige Ähnlichkeit, die zwischen diesen beiden Leuchten ihrer Wissenschaften besteht; denn im übrigen gingen ihre Anschauungen und ihre Lebensrichtung völlig auseinander.

---

1) Ranke an Heinrich Ritter, Wien, 14. Juni 1828.

Bopps Herkunft und Jugend.

Bopp war katholisch getauft, einer der wenigen Katholiken, die dem Lehrkörper unserer Universität zu jener Zeit noch angehörten. In Mainz am 14. September 1791 geboren, als Sohn eines kurfürstlichen Futter- und Wagenschreibers, war er in frühster Jugend von dem Sturm der Revolution berührt worden, welcher Stadt und Stift Mainz ja schon im Herbst 1792 packte und zum Schauplatz des Krieges machte. Als die republikanischen Heere die Rheinstellung zum zweitenmal gewannen, wich der Vater mit den Seinen vor ihnen hinweg nach Aschaffenburg, der alten kurfürstlichen Residenz. Hier blieb die Familie auch dann, als wieder ruhige Tage kamen und der letzte Kurfürst, Johann von Dalberg, den Rest der Stiftslande, und was die Gnade des französischen Kaisers ihm sonst noch geschenkt hatte, als Großherzogtum Frankfurt an sich brachte. Seine ganze Ausbildung hat Franz Bopp hier genossen; denn Aschaffenburg besaß nicht bloß ein Gymnasium, sondern auch eine der Akademien, in welche Dalberg die alte Mainzer Universität nach französischem Zuschnitt zerlegt hatte. Es war eine École de droit, an der aber auch allgemein bildende Kurse gehalten wurden. Einer der Lehrer Bopps, der auch der Familie nahe stand, war Karl Josef Windischmann, in dem die verschiedenen Elemente, die auf einem solchen Boden wachsen mußten, einheimisch-partikulare und weltstaatlich-fremdartige, altfränkisches und modernes Wesen, Liberalismus und Katholizismus wunderlich gemischt waren. Bayer von Geburt, hatte er in Würzburg erst Philosophie, dann Medizin, und dann abermals Philosophie nebst Geschichte getrieben. Als kurfürstlicher Hofmedikus in Aschaffenburg angestellt, war er an der dortigen Fakultät Ordinarius für Philosophie und Universalgeschichte und zugleich Oberbibliothekar geworden, nachdem er sich aus einem Freigeist, Freimaurer und Illuminaten in einen Mystiker gewandelt hatte, der Schellingsche Naturphilosophie und Hegelsche Ideen mit dem katholischen Glauben zu vereinigen suchte. Schlegels „Sprache und Weisheit der Inder“ hatte ihn für die indische Philosophie begeistert, in der er die tiefsten Geheimnisse Gottes und der menschlichen Seele zu entdecken wähnte; und in ihre wunderbaren Harmonien den jungen Bopp einzuführen, ward nun der liebste Gedanke des romantischen Träumers. Bopp selbst hatte damals schon eine etwas andere Richtung und, wie es scheint, bereits von sich aus den Wunsch gefaßt, nach Paris zu gehen. Aber gern nahm er den Gedanken des Lehrers auf, nach den Quellen der mystischen Philosophie zu graben, die Windischmann in den indischen Manuskripten der französischen Bibliotheken verborgen wähnte, und sie ihm in Übersetzung zugänglich zu machen. So

Fahrt nach Paris.

verließ er im Herbst 1812, einundzwanzigjährig, ohne irgend ein Examen gemacht zu haben, die Heimat. Es war der Moment, da das Weltreich, von dem auch sein Heimatland nur ein Teil geworden, ins Wanken geriet. Seinen Sturz erlebte der junge deutsche Forscher in Paris: die Erstürmung des Montmartre, den Einzug der Verbündeten, dann wieder die Rückkehr Napoleons und seine

abermalige Entthronung. Sein patriotisches Herz wallte in Freude auf über die Siege der Deutschen. Als er den Donner der Kanonen und das Gewehrfeuer vor den Toren der französischen Hauptstadt hörte, dachte er nicht an die Gefahr, welche die Eroberung der Stadt für alle Bewohner nach sich ziehen mußte. „Ich bin immer freudetrunken, wenn ich an den glücklichen Ausgang des Krieges denke“, schreibt er schon nach dem ersten Einzug der Verbündeten seinem Lehrer.[1]

Aber diese Ereignisse, die über Europas Geschicke entschieden, konnten den jungen Gelehrten von den Studien nicht abhalten, in die er sich mit Entzücken versenkt hatte. Mit dem Koran fing er an. Kaum waren hier die Hauptschwierigkeiten überwunden, so war er beim Persischen, und schon im Sommer 1813 finden wir ihn über den indischen Manuskripten. Im folgenden Winter, in den Wochen, wo Napoleon seinen Verzweiflungskampf gegen die Heere der Verbündeten führte, studiert er den Bhagawadgita, „ein Werkchen“, so meldet er dem Lehrer, „voll tiefen philosophischen Inhalts“. Wenige Wochen darauf kann er bereits ein Stück des „herrlichen und sehr interessanten“ Ramayana nach Aschaffenburg schicken. Schon fällt ihm die Ähnlichkeit des Sanskrit mit dem Lateinischen und dem Griechischen auf: sie lasse sich weiter führen, als Schlegel es getan habe. „Wenn man es Wort für Wort ins Lateinische übersetzt, wird man ein ganz gutes Latein bekommen. Die Konstruktion ist ebenso frei und oft freier als im Lateinischen. Mein sehnlichster Wunsch ist, dem Studium dieser in jeder Hinsicht äußerst wichtigen Sprache nie entrissen zu werden“. Noch spricht er von der Hoffnung, daraus die Mythologie und Philosophie der Inder kennen zu lernen, und denkt daran, vielleicht von England her, in „das heiße Indien“ zu kommen. Aber schon entwickelt sich ihm aus dem Plan einer Sanskritgrammatik der neue: eine vergleichende Grammatik zwischen dem Sanskrit und seinen Tochtersprachen zu schreiben; daß die armenische auch dazu gehöre, glaubt er, ehe er ihre Grammatik kennen gelernt. Mit freudigem Erstaunen bemerkt er bald, daß die Ähnlichkeit durch alle Redeteile hindurchgehe, am auffallendsten aber in Für- und Zeitwörtern erscheine, „welche am meisten entscheiden“. Noch denkt er sich jene allgemeinere und vergleichende als Vorbereitung für eine besondere Sanskritgrammatik. Dann aber verdrängt die neue Idee alle anderen Gedanken und Pläne. Während Windischmann ihn bereits durch die erschlossenen Pforten in das Innerste des Heiligtums, in die Veden selbst, einziehen sieht und von der stillen, großen Ironie spricht, welche in der Ramayana gegen die Ohnmacht der Götterwelt sich zeige, arbeitet Bopp an einem „philologischen Aufsatz, welcher viele neue Ansichten enthält und großes Aufsehen machen wird, wichtige Aufschlüsse [geben] über lateinische, griechische und selbst indische

1) Am 29. April 1814. Lefmann, Bopp, S. 5*.

Konjugation“, und teilt seinem Freunde einiges im voraus daraus mit. Von den Veden aber möchte er einen großen Teil, und vielleicht die Hälfte, für zeremoniell und von geringerem Interesse halten; nur die andere Hälfte umfasse die höchste Philosophie, welche in Mythen eingekleidet sei, damit sie das profane Auge nicht blende; der Denker allein wisse den Schleier zu heben. Dazu ist er nun freilich nie gekommen. Aber der Schleier über den Sprachen, in denen die Kulturgedanken seit Jahrtausenden entwickelt wurden, hebt sich dem Jüngling. Der Gedanke an die Indienfahrt verschwindet mit dem Sturz Napoleons; denn von der bayrischen Regierung, an die Windischmann sich deshalb gewandt, ist nichts dafür zu hoffen. Jedoch für Bopp tritt dieser Wunsch ganz zurück vor dem andern, „das Sprachstudium selbst zu einem philosophischen und historischen zu machen, von allen Sprachen, wovon einige Kenntnis zu erwerben möglich, das eigentliche Wesen aufzufassen und die Beziehung zu andern Sprachen, und also das ganze Sprachgebiet von Pol zu Pol zu umfassen“. Und so erscheint im Sommer 1816, von Windischmann mit einer Vorrede, die noch ganz in seinen Ideen sich bewegt, eingeleitet, die Schrift „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“[1] — das Buch, von dem ein Lachmann gesagt hat, daß von diesem Eckstein aus das ganze System der modernen Sprachwissenschaft mit genau derselben Folgerichtigkeit aufgebaut werden müßte, auch wenn sein Schöpfer selbst keine Hand weiter gerührt hätte. Es war ein Schatz, den Bopp am Wege fand, und aus dem er sich dann die Krone der Unsterblichkeit geschmiedet hat. Aber nicht der Zufall führte ihn darauf, sondern der helle Geist, der dem redlich Suchenden eignete, und der ihm nun den sicheren Fortgang von Studien ermöglichte, welche sein Leben ausfüllten. „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“: niemals hat dieser Spruch größere Wahrheit gefunden. Das beglückendste Gefühl des Forschers, eine jede Stufe seiner Arbeit als die vorangehende für die folgende betrachten zu können, ist Bopp vergönnt gewesen. Er selbst hat bereits das Keltische in Angriff genommen. Auch die andern, in die Ecke gedrückten Sprachen, die Idiome der Völker, über welche die großen Kulturnationen hinweggeschritten sind, wie das Albanesische und den ältesten überlieferten littauischen Dialekt, die Sprache der alten Preußen, hat er seinem System eingeordnet. Und wenn ihm der Versuch, die Verwandtschaft kaukasischer und malayisch-polynesischer Sprachen mit den indogermanischen zu erweisen, mißglückte, so geschah es doch nur, weil der bei diesen von ihm gesetzte Eckstein der Verwandtschaft in Wurzeln und Worten ihm bei jenen fehlte.

Der große Fund.

1) „Nebst Episoden des Ramayana und des Mahabharata in genauen metrischen Übersetzungen aus den Originaltexten und einigen Abschriften“. Man sieht im Titel noch die beiden Richtungen, welche in Bopps Entwicklung bis dahin nebeneinander hergingen, vereinigt.

Versuche, in Bayern und Göttingen anzukommen.

Nun darf man nicht meinen, daß die Kollegen, oder auch nur die Philologen unter ihnen, Bopp sofort großes Entgegenkommen bewiesen hätten. Auch ihm ist es nicht leicht geworden, den Lohn für seine Entdeckungen zu finden. Von der bayrischen Regierung, seiner neuen Landesherrschaft, auf deren Wohlwollen er zunächst angewiesen war, erhielt er für mehrere Jahre, die er in Paris und London zubrachte, einige hundert Gulden als Reiseunterstützung. Zwar fehlte es ihm nicht an hohen Gönnern. Schelling, zu dem er durch Windischmann Beziehungen unterhielt, hätte ihn gern in Erlangen untergebracht, und ebenso suchte Alexander von Humboldt die Münchener Regierung zu veranlassen, für seinen jungen Freund, den er in Paris und London schätzen gelernt, zu sorgen. Bopp selbst kam nach München und Erlangen, um sich von der Gelegenheit zu überzeugen, und von da ging er, im Jahre 1820, auf Schellings Rat nach Göttingen, immer noch in der Hoffnung, daß es ihm an einer Anstellung in Bayern nicht fehlen werde. An der Georgia Augusta fand er manche Teilnahme, vor allen Dingen die hohe Anerkennung der Ehrenpromotion. In Otfried Müller gewann er einen Freund; auch der alte Eichhorn interessierte sich für das junge, aufstrebende Talent. Dennoch war Bopp froh, als er im April 1821 nach Berlin kam. Der freie und unaffektierte Verkehr, den er hier unter den Gelehrten antraf, bildete einen starken und seiner frischen Natur wohltätigen Gegensatz gegen den pedantischen und schwerfälligen Hofratston an der Georgia Augusta.[1] Mehr noch erfreute ihn das Wohlwollen, das er im Ministerium fand, wo man sich ihm noch geneigter zeigte als an der Universität. Von den klassischen Philologen zwar, den „eigentlichen Hellenisten“, wie er schreibt, glaubte er wenig Förderung erwarten zu dürfen. „Sie sind zu befangen in ihrem Kreise und glauben eine Sünde zu begehen gegen die Kritik, wenn sie ihre Blicke anderwärts hinrichten. Aber so etwas begegnet ihnen auch nicht leicht. Sie leben in dieser Hinsicht noch in paradiesischer Unschuld“. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Förderung, die Bopp bei Altenstein und Süvern fand, zum Teil auf Wilhelm von Humboldts Rechnung setzt, der die Beziehungen, die er schon in London mit ihm angeknüpft, alsbald erneuerte.[2] Indessen war Altenstein jedenfalls auch von sich aus der Sache geneigt, da er hier einen Ersatz für Schlegel fand, der ihm so ganz wider Verhoffen untreu geworden war. Dieser selbst nahm es dem jungen Forscher, den er seit Paris kannte und sehr von oben her behandelt hatte, fast übel, daß er an der Hauptuniversität des Landes die Professur für indische Sprache und Philologie annehmen wollte, die er selbst ausgeschlagen hatte. Ebensowenig war die bayrische Regierung geneigt, Bopp loszulassen; sie entschloß sich erst dazu, nachdem sie von der preußischen

Aufnahme in Berlin.

1) So schreibt er wörtlich an Windischmann, Berlin, 15. Mai 1821; Lefmann, S. 69*.
2) So auch die Vermutung Lefmanns.

selbst darum ersucht war. Eine Enttäuschung war es ferner für Georg Heinrich Bernstein, der bereits vor langer Zeit vergebens um ein Ordinariat für orientalische Philologie gebeten hatte und nun vor Bopp den Platz räumen und nach Breslau gehen mußte.[1] Einmal angestellt, gelang es jedoch der offenen und liebenswürdigen Art Bopps bald, sich Bahn zu machen. 1822 ward er bereits Mitglied der Akademie. Als er zwei Jahre später beim Minister seine Beförderung zum Ordinarius anregte und Altenstein hierauf die Ansicht der Fakultät einholte, waren freilich die Stimmen über ihn dort noch geteilt. Man hielt ihn für reichlich jung und glaubte, neben ihm an Hayne nicht vorübergehen zu dürfen, in erster Linie aber Karl Ritter empfehlen zu müssen; auch der Regierungsbevollmächtigte meinte, daß die Auszeichnungen sich nicht gar so schnell folgen dürften, und machte seinerseits auf Mitscherlich aufmerksam. Das Ende war, daß von Hayne zunächst abgesehen wurde, die drei andern aber an demselben Tage, dem 19. Februar 1825, zum Ordinariat gelangten.

Späteres Leben.

Dreiundvierzig Jahre hat Bopp an der Universität gelehrt. Eine Nichte Marheinekes wurde seine Gattin, und das bezeichnet den Kreis, in dem er seine Freunde fand. Hegel nahm darin keinen geringen Platz ein. Aber auch mit Böckh, der übrigens selbst nicht zu den unbedingten Gegnern Hegels zählte, schloß er bald eine enge Freundschaft, welche erst der Tod gelöst hat. Überhaupt bereute er es keinen Augenblick, Berlin zur Heimat erwählt zu haben. Bereits von London her hatte er, zum Schmerz von Windischmann, über das Papsttum in Ausdrücken geschrieben, die den frommen Freund mit Entsetzen und Betrübnis erfüllten. Als einen Ort frechster Anmaßung und grober Gebrechen hatte er Rom bezeichnet und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Zeit kommen möge, wo ganz Deutschland das schändliche Joch abschüttele. Diese Stimmung blieb in ihm lebendig. Er ist mit den Jahren ganz zum Preußen und, man kann sagen, zu einem Sohn des norddeutschen Bodens geworden. Ohne selbst überzutreten, ließ er doch seine Kinder im evangelischen Glauben erziehen, und seine letzte Ruhestätte hat er zwischen den Gräbern seiner Freunde und Kollegen gefunden, auf dem Friedhof an der Bergmannstraße, wo auch Fichte und Solger, Hegel und Marheineke ruhen.

Ritters Herkunft und Erziehung in Schnepfenthal.

Wenn Bopp aus den romantischen Nebeln, in denen Windischmann ihn festzuhalten suchte, durch die Klarheit und Kraft seiner Natur sich emporrang,

1) Vgl. dazu K.-M. IV, 5, VI, Eingabe Bernsteins an den Minister, 26. Juni 1819, und die Eingabe von Schultz an den Minister vom 28. Oktober 1820, mit ziemlich abfälligem Urteil über Bernstein, insbesondere seine Rezension des Nalus von Bopp, die er als Beweis seiner Fortschritte in der indischen Literatur dem Ministerium eingereicht hatte. Zwischendurch war Bernstein, wie bereits im Frühjahr, auf einer wissenschaftlichen Reise in England gewesen, wo er verdienstvolle Studien über das Syrische getrieben hatte. Er hat sie auch in späteren Jahren durch wiederholte Reisen gefördert, aber das Hauptwerk seines Lebens, ein syrisches Lexikon, wurde bei seiner zwar sorgsamen, aber schwerfälligen Arbeitsweise nicht fertiggestellt. Gestorben 5. April 1860. Vgl. A. D. B. II, S. 485 (Bickel).

so hat Karl Ritter die Grenzen, in die ihn seine Erziehung gebannt hatte, kaum je überschritten. Es war das Philanthropinum zu Schnepfenthal, Salzmanns Gründung, dem er sie verdankte. Dort ist sein Charakter und seine Gesinnung geprägt, seine Laufbahn bestimmt worden, seine Wissenschaft selbst hat von dorther Ziel und Richtung empfangen. Er war 5 Jahre alt, als er, nach dem Tode des Vaters, des Leibmedikus der Äbtissin von Quedlinburg, Anna Amaliens, der Schwester Friedrichs des Großen, der Anstalt anvertraut wurde, in der Salzmann die Erziehungsideale Rousseaus auf deutscher Erde verwirklichen wollte. Sein eigener Erzieher, kein anderer als Guts-Muts, der dann mit ihm in Schnepfenthal geblieben ist, hatte die Mutter dazu bestimmt, das Anerbieten Salzmanns anzunehmen, den ersten Zögling, der ihm zugeführt werde, unentgeltlich auszubilden. Unter den Händen dieser treuen Männer wuchs der Knabe auf, in der freien Luft des deutschen Waldes, in dem Bannkreis des Rousseauschen Naturevangeliums, das hier in der kleinbürgerlichen Enge protestantisch-deutschen Lebens die ursprüngliche Frische und Unschuld bewahrte oder vielmehr erst recht entfaltete; in denselben Jahren, wo auf dem zerklüfteten Boden Frankreichs die sanften Lehren Jean Jacques' sich in die Schlagworte anarchischer Parteiung und wilder Zerstörung umwandelten. Ritter stand erst im sechzehnten Lebensjahre, als er sich bereits über seinen Beruf entschied und sogar für eine Lebensstellung wenigstens die Aussicht erwarb. Der Bankier Hollweg aus Frankfurt, der, wie andere reiche Kaufherren von dort, seine Kinder vor den Franzosen nach Gotha geflüchtet hatte und zufällig mit dem Jüngling, der fast noch Knabe war, zusammentraf, fand an ihm Gefallen und fragte ihn, ob er wohl die Erziehung seiner Kinder übernehmen wolle. Ritter sagte mit Freuden zu, und auch Guts-Muts und Salzmann trugen kein Bedenken, dies Musterexemplar ihrer Erziehungskunst in die Welt hinauszuschicken, um ihre Grundsätze dort fortzupflanzen. Das einzige, was noch fehlte, war etwas Universitätsbildung, die denn doch, nach gemeinsamer Beratung mit dem Frankfurter Kaufherrn, für nötig befunden wurde. So bezog Ritter, nachdem er in Schnepfenthal noch ein Jahr lang mehr hospitiert als gearbeitet hatte, die Universität Halle. Daß er in der Thüringer Waldluft mehr auf Springen und Gerwerfen als auf die humanistischen Studien vorbereitet war, fand keinen Anstand; denn als Ausländer konnte er trotz Zedlitz' Abiturientenedikt auch an der preußischen Universität Aufnahme finden. Hier hörte er nun, als Cameralist inskribiert, europäische Staatengeschichte und Logik, Chemie und römische Geschichte, Moral und Physik, Landbaukunst und Ästhetik. Eifrig betrieb er das Zeichnen, nahm aber auch italienischen Unterricht. In den Zwischenstunden, zwischen Kolleg und Zeitungslesen, studierte er wohl Usteris „Anthropologische Medizin für Nichtärzte", versäumte auch nicht, psychologische Kenntnisse einzuheimsen. Am wenigsten interessierten ihn die klassischen Studien, obschon er bei Wolf

Auf der Universität in Halle.

Vorlesungen über römische Geschichte und griechische Literaturgeschichte belegte. Kurz, eine Bildung, wie sie dilettantischer nicht gedacht werden kann, und die ja auch nur den ausgesprochenen Zweck hatte, ihn zum Erzieher der Hollwegschen Söhne tüchtig zu machen. Nach drei Jahren trat er sein Amt in Frankfurt an. Die beiden Knaben, die er zu unterrichten hatte, waren, der eine, Philipp, im siebenten, der andere, August, sein späterer Kollege an der Berliner Universität, erst im vierten Jahre; doch blieb dieser zunächst noch in der Kinderstube. Es kostete Ritter manche Kämpfe, um seine Stellung im Hause zu behaupten, besonders der Mutter gegenüber, die sich mit seinen Erziehungsprinzipien nicht befreunden konnte. Aber die Festigkeit und Lauterkeit seines Charakters setzten es durch, und bald war er den Eltern unentbehrlich. Er blieb auch dann im Hause, als der Vater starb; gerade Frau Bethmann-Hollweg war es jetzt, die ihn zum Bleiben bewog. So hat er jahrelang mit seinen Zöglingen, zu denen später noch der junge Sömmering hinzukam, zusammen gelebt. Er behielt die Aufsicht über sie auch, als sie das Gymnasium besuchten, und lernte die Welt mit ihnen auf weiten Reisen kennen. Auf einer derselben, in Italien, hatte er den Schmerz, den ältesten der Söhne erkranken und sterben zu sehen. Mit August Hollweg und Wilhelm von Sömmering kehrte er zurück und bezog mit ihnen noch einmal die Universität in Göttingen. Hier, wo er volle sechs Jahre, zuletzt allein, geblieben ist, hat er die Ideen, die er seit Frankfurt gewonnen hatte, in seinem epochemachenden Werk, „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen“, entwickelt. Der Druck des Buches führte ihn 1816 nach Berlin, und schon damals ist er mit den ersten Männern der Universität, besonders mit Savigny, zu dem er von Frankfurt her Beziehungen hatte, in Berührung gekommen, hat aber auch in Göttingen, und wohin immer seine Ideen drangen, alsbald bei geringem Widerspruch begeisterte Aufnahme gefunden. Eine „Physiologie der Erde“, so hat er in dieser Zeit das, was er wollte, und womit er der Welt eine neue Wissenschaft zu schenken glaubte, bezeichnet; eine vergleichende Wissenschaft im Sinne der „Anatome comparata“ nennt er die neue Disziplin. Er meinte Gesetze gefunden zu haben, welche die Natur und Geschichte zur Einheit verbänden, jedoch weniger noch die Wechselwirkung zwischen beiden als die Abhängigkeit des historischen Lebens von der Gestaltung und dem Leben der Erde, die gleichsam das größte Lebende sei, verkündigten. In diesem Sinne spricht er von der Geographie als einer historischen Wissenschaft. So sucht er die Völker auf ihre Ursitze zurückzuführen und verfolgt auf diesem Wege den Fortgang der Kultur. „Überall fand ich dieselben Gesetze, dieselben Impulse des äußeren Fortziehens, des ersten Ansiedelns, des ersten Ackerbaues, der ersten Schiffahrt usw. So erhielt selbst jeder Gebirgspaß als Passage, jeder Wasserfall, unter dem die erste Ansiedlung, jedes Vorgebirge, vor dem die erste Kolonie entstand, jede Ebbe und Flut in ihrem tiefen Hinuntersteigen in die

Als Erzieher der Bethmann-Hollwegschen Söhne.

Ritters Lehre.

Flußgebiete, als erster Impuls zur Seeschiffahrt usw. ihre historische Bedeutung".[1] Er glaubte dafür den urkundlichen Beweis führen zu können und sprach mit Stolz davon, daß sein System nicht auf Räsonnement, sondern auf Fakten beruhe. Denkt man diese Auffassung bis in alle ihre Konsequenzen durch und sucht danach den Fortgang der Kultur in den Jahrhunderten zu entwickeln, in denen das historische Leben in Kirche und Staat, in Recht und Bildung, in Waffen und Wissenschaft sich recht eigentlich erst entfaltet, so wird man zu der Annahme eines Monismus getrieben werden, der nichts zu wünschen übrig läßt, allerdings aber auch jedes Leben der Idee ausstößt und in den krassesten Materialismus umschlagen muß. Aber das war nicht Ritters Meinung. Niemand war davon weiter entfernt als er. Im Gegenteil, er fand, daß seine Geographie, außer der Befriedigung für den Verstand, auch das Herz erhebe, durch die hohe Weisheit in jedem Verhältnis und der Gesetzmäßigkeit, die sich offenbare, und nannte deshalb sein Werk einen nicht unwichtigen Beitrag zur „Physikotheologie": die Erziehung im Sinne des Naturevangeliums war das ideale Ziel, das der Zögling Schnepfenthals sich auch in seiner Wissenschaft gesteckt hatte, und das er durch die Tatsachen selbst zu dokumentieren hoffte. Er erfüllte mit seiner Arbeit, wie er an der genannten Stelle bekennt, ein Versprechen, welches er dem greisen Pestalozzi, den er im Herbst 1809 mit seinen Zöglingen in Yverdon aufsuchte, gegeben hatte: für sein Institut und im Geiste seiner Methode die Geographie zu bearbeiten. Wir dürfen es daher einem Heeren und Blumenbach nicht gerade verdenken, daß sie sich gegen den von andrer Seite geäußerten Wunsch sträubten, dem phantasievollen jungen Forscher eine Stelle an der Universität Göttingen zu geben, und verstehen auch wohl die ironisierenden Bemerkungen, die selbst ein Alexander von Humboldt über die Wissenschaft seines Kollegen nicht unterdrücken konnte, obschon Liebenswürdigkeit und Vorsicht ihn von härteren Ausdrücken zurückhielten. Auch David Friedrich Strauß, der gelegentlich einmal bei Ritter hospitierte (es war in dem vielbesuchten Kolleg über die Geographie des alten Palästina), versagte ihm seinen Beifall. „Sein Vortrag ist", so schreibt er, „solange er im allgemeinen versiert, aus Mangel an Begriffsvermögen etwas verworren; er kann sein System nicht weiter treiben als zu dem Satz, daß die äußere Natur unter göttlicher Leitung auf den Menschen wirke". In der Tat kommt man, wenn man die letzten Zusammenhänge Ritterscher Anschauungen prüft, kaum weiter, und kann vielleicht noch hinzufügen, daß er nicht nur in seiner philosophischen, sondern auch in seiner historischen Bildung die Spuren des Dilettantismus, der seiner Ausbildung und ihren Zielen anhaftete, niemals überwunden hat.[2]

---

1) Kramer, Karl Ritter, I, S. 206.

2) Zum Beweise möchte ich den Leser nur auf den Brief an Sömmering vom August 1817 hinlenken, in dem Ritter von seinen das gesamte nordische, klassische und indische

Ein Konsequenzenzieher war er jedenfalls nicht; sowie auch die Masse der Zuhörer nicht so scharfe Folgerungen zu ziehen pflegte, wie der junge Kritikus aus Tübingen. Immerhin hatte er doch eine Idee gefunden, welche das Chaos bloßer Tatsachen, das man bis dahin als Geographie vortrug, ordnete oder wenigstens einheitlich zu gestalten schien. Er bot in seiner Art der Welt, was ein Hegel auch getan hatte, und was die Naturforscher mit ihren Methoden und für ihre Disziplinen erreichten: Einheit der Anschauung und, scheinbar wenigstens, auch eine einheitliche und zum Ziel führende Methode. Hieraus erklärt sich zum guten Teil der Beifall der gelehrten Welt, der ihm von seinem ersten Auftreten ab zuteil wurde und schon in Göttingen eine ganze Reihe von Anträgen eintrug. Er wählte daraus das Lehramt am Gymnasium zu Frankfurt,

Berufung nach Berlin.

hatte es aber kaum angetreten, als ihn die Nachricht erreichte, daß Berliner Freunde, darunter der Oberst v. Lützow und der Professor Stützer, bei seinem alten Zögling August Hollweg und seinem eigenen Bruder, der in Wilmersdorf Pfarrer war, angefragt hätten, ob er eine Professur an der Kriegsschule in Berlin annehmen würde. Und als nun Wilhelm von Humboldt, Savigny und noch andere sich um ihn bemühten, währte es nicht lange, und er hatte, was er und die Regierung und die Berliner Universität selbst wünschten. Als Extraordinarius der philosophischen Fakultät und zugleich Professor an der Kriegsschule begann er seine literarische und pädagogische Tätigkeit, deren Erfolge die höchsten waren. Fragen wir, wodurch Ritter vornehmlich als Lehrer wirkte, so dürfen wir nicht bloß bei dem, was wir über das ideale Ziel sagten, das er in seiner Wissenschaft anstrebte, stehen bleiben, sondern müssen auch das persönliche Element hinzunehmen: die würdige und warme Art seines Vortrages, die Festigkeit und die Gewißheit seiner wissenschaftlichen Überzeugung und den optimistischen Glauben, den er in ihr bewährte, die Liebenswürdigkeit und Lauterkeit seines Wesens, den Ernst seiner religiösen Gesinnung. Dann aber auch den breiten Umfang seiner Kenntnisse, das stets präsente Gedächtnis, die manuelle Geschicklichkeit, mit der er die Umrisse der Länder, die er schilderte, an die Tafel zu werfen wußte, und die Anschaulichkeit, mit der er aus der Fülle seines Wissens und dem Reichtum seiner Phantasie den Fluß seiner Gedanken belebte. Er war kein Kämpfer, aber er fand auch keine Gegner; denn Zeune war nicht zu rechnen; weder bei den Studenten noch bei der Regierung hatte dieser noch irgend etwas zu bedeuten. Und sonst war unter den Professoren niemand, der für oder gegen Ritter in seinem Fache hätte auftreten können.

Altertum umfassenden Entdeckungen spricht (Kramer, I, S. 389); was er dann noch in einem späteren Briefe an denselben, ihn bewundernden Freund in noch phantastischerer Weise ausmalt (S. 414 ff.).

8. Hegel und seine Fachgenossen.

Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Hegel als Parteihaupt.

Überblicken wir den ganzen Kreis der Lehrer seit Hegels Berufung, die in unsern Gesichtskreis traten, so müssen wir gestehen, daß sein Gestirn doch noch von recht schwachem Glanze war. Seine Gegner waren weitaus in der Majorität, und es waren nicht die Geringsten unter ihnen, die ihm feindlich gesinnt waren. Auch in der Studentenschaft war er längst nicht durchgedrungen, und die Akademie verschloß ihm dauernd ihre Pforten. Aber es fehlte seinen Widersachern durchaus die Geschlossenheit. Den Medizinern und Naturforschern waren die Kämpfe, die er führte, im Grunde gleichgültig. Sie überließen die Streitenden sich selbst, zufrieden, wenn sie nur ungestört blieben. Die Vertreter der Geisteswissenschaft aber waren zu uneinig, um gegen den streitbaren Philosophen, auch wenn sie ihm widerstrebten, zusammenzuhalten; oder zu gleichgültig gegeneinander, um sich zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen. Umgekehrt war es bei Hegel. Den alten Parteien ging er aus dem Wege, aber sich selbst suchte er aus allen Kräften einen Anhang zu sichern. Wählerisch war er dabei nicht. Seine Anhänger waren zunächst, ich will nicht sagen, die Unbegabten, aber die Unselbständigen. Das gilt ebensowohl von Carové wie von Henning und Marheineke. Auch außerhalb Berlins suchte er seine Position zu verstärken, und auch hier sah er nicht auf Rang und Würde, wenn er nur Anklang und Gehorsam fand. Man denke nur an den Briefwechsel, in den er sich mit dem philosophierenden Hutfabrikanten Duboc in Hamburg einließ, oder mit dem Premierleutnant Ravenstein, oder an den Eifer, mit dem er die Interessen seines Heidelberger Schülers Hinrichs förderte, zu dessen erster Schrift „Über die Religion im innern Verhältnis zur Philosophie“ er jene empfehlende Vorrede schrieb, in der er Schleiermacher einen Zerstörer des Staats und der Religion und aller Sittlichkeit nannte, um gegen ihn seine Freunde Daub und Marheineke auf den Schild zu heben. Genannt hat er an dieser Stelle Schleiermachers Namen ja nicht; aber daß er an ihn dachte, ließ sich mit Händen greifen.[1] Zur Er-

1) „Ich glaubte“, so lauten die Worte, „in diesem Vorworte den Verfasser selbst daran erinnern zu müssen, welche Aufnahme und Gunst er sich von einem Zustand zu versprechen habe, wo dasjenige, was sich Philosophie nennt, und was den Plato selbst immer im Munde führt, auch keine Ahnung von dem mehr hat, was die Natur des spekulativen Denkens, der Betrachtung und der Idee ist — wo in Philosophie wie in Theologie die tierische Unwissenheit von Gott und die Sophisterei dieser Unwissenheit, welche das individuelle Gefühl und das subjektive Meinen an die Stelle der Glaubenslehre wie der Grundsätze der Rechte und der Pflichten setzt, das große Wort führt, — wo die Schriften von christlichen Theologen wie eines Daub und Marheineke, welche noch die Lehre des Christentums wie das Recht und die Ehre des Gedankens bewahren, und Schriften, worin die Grundsätze der Vernunft und Sittlichkeit gegen die den sittlichen Zusammenhalt der Menschen und des Staats wie die Religion zerstörenden Lehren verteidigt und durch den Begriff begründet werden, die schnödeste Verunglimpfung der Seichtigkeit

klärung muß man den Begleitbrief von demselben Tage lesen,[1] mit dem Hegel die Schlußblätter der Vorrede dem jungen Kollegen übersandte. „Es tut not", schreibt er, „daß wir nach und nach lauter werden". Er möge Daub „ganz im Stillen" mitteilen, daß man in Berlin damit umgehe, ihn und Schwarz einzuladen, um über Theologie und Kirche mit ihnen zu konferieren. „Sagen Sie ihm [Daub] dabei, daß ich nichts sehnlicher wünschen könne, aber daß bei uns Jahre und Tage vergehen, ehe ein Gedanke, den man gefaßt, zur Ausführung komme. Wenn mir der Hr. Minister davon spricht, werde ich ihm sagen, er brauche nur die beiden Herren 1. um die Artikel ihrer Union und 2. um eine Kritik der Dogmatik der evangelischen Kirche (wovon der Verfasser mit dem zweiten Teil, der schon Weihnachten erscheinen sollte, sich wohl nicht getraut herauszurücken) zu ersuchen, so werde er schon klar genug finden können, was sie von Theologie und solcher Berliner Theologie halten". Wenn wir daran denken, wie sehr Schleiermacher mit seinem Widerstand gegen die Union in den hohen Regionen angestoßen hatte, wird es uns klar, daß Hegel mit jener Vorrede einen sehr bestimmten praktischen Zweck verband; und daß er selbst dem Minister die Einladung der beiden Theologen geraten habe, liegt ebenfalls nahe genug. Daß es ihm an diplomatischer Gewandtheit nicht fehlte, zeigen auch die weiteren Anweisungen an Hinrichs, wie er vorgehen solle, um Eindruck auf den Minister zu machen und die Stellung in Preußen, die dieser ihm verschaffen wolle, zu erreichen.[2] Vor allen Dingen aber war es die Regierung selbst, an der Hegel seine Stütze suchte. Er wußte sich zugleich den Minister und den Regierungsbevollmächtigten als Freunde zu erhalten. In ihre Konflikte ließ er sich nicht hineinziehen, und seine Selbständigkeit gab er auch ihnen gegenüber nicht auf. Gerade in der Zeit, als der Kampf zwischen beiden auf der Höhe war, übernahm er eine Patenstelle bei einem der Kinder von Schultz. Er durfte es sich gestatten, denn der Minister wußte zu gut, was er an ihm hatte. Mit Süvern wird seine Freundschaft wohl nicht sehr eng gewesen sein, und noch weniger mit Nicolovius, der die alten Beziehungen zu Schleiermacher, so gut es ging, aufrechtzuerhalten suchte. Auch Frick mit seinen burschenschaftlichen Neigungen wird dem Philosophen nur geringe Sympathie geschenkt haben. Dagegen hatte er an Johannes Schulze, der durch rastlosen Eifer, Kenntnisse und ge-

Seine Beziehungen zur Regierung.

---

und des übeln Willens erfahren". Abgedruckt in „Vermischte Schriften" II, S. 303. Auf Schleiermacher gehen auch die Sätze S. 301, wo Hegel die scholastische Theologie in Gegensatz gegen die moderne stellt, die ihren Unterschied von der allgemeinen Religionslehre bloß in das geschichtliche Element setze.

1) Geschrieben „am Ostertage, den 9. April 1822" (Briefe II, S. 67). Ostern fiel übrigens auf den 7. April. Daß sich das Verhältnis der beiden großen Lehrer unserer Universität durch solche Ausfälle nicht bessern konnte, ist klar. Wie Schleiermacher dieselben empfand, hat er in seinen Briefen mehr als einmal zum Ausdruck gebracht.

2) Vgl. den Brief vom 13. August.

fälliges Wesen dem Minister immer unentbehrlicher wurde, einen Freund, der sich ganz in seine Schule begeben hatte. Wenn Hegel die Farbenlehre unter seine spezielle Protektion nahm und in Leopold von Henning einen eigenen Lehrer an der Universität hierfür aufstellte, so wird man, ohne ihm Unrecht zu tun, sagen dürfen, daß ihn dabei, bewußt oder unbewußt, die Absicht leitete, Goethe, dessen Einfluß in diesem Jahrzehnt immer mächtiger wurde, für sich zu gewinnen. Dies scheint mir um so mehr anerkannt werden zu müssen, als Hegel sich in früheren Jahren sogar recht abfällig über die Farbenlehre geäußert und erst 1812 in seiner Logik sich als ihren Anhänger bekannt hatte; wie auch Goethe von seinem früheren absprechenden Urteil über den Philosophen mehr und mehr zurückkam.

Hegel und v. Keyserlingk.

So gut und gnädig Hegel denen war, die sich unter seine Hand schmiegten, ebenso schwer drückte diese auf alle, welche andere Wege suchten. Es waren allerdings nicht viele, und nur in den ersten Jahren wagten sie sich hervor; auch verdienten sie wohl zum Teil kein besseres Los. Wenigstens für den einen von ihnen muß dies gelten, den Livländer Hermann von Keyserlingk, der sich im Sommer 1819 in Berlin habilitierte, nachdem er bereits in Jena und Heidelberg doziert hatte. Dieser nämlich hielt es, als er nach fünfjährigem Warten im Dezember 1824 beim Ministerium um ein Extraordinariat einkam, für angezeigt, seinem Gesuch eine Charakteristik des Hegelschen Systems beizufügen, worin er ihm religionsgefährliche Tendenzen zuschrieb. Ob er glaubte, damit Eindruck auf den Minister zu machen, oder ob er einem Rückhalt in hohen Regionen vertraute oder, wie er im Verlauf der Angelegenheit erklärte, nur seines Herzens Meinung zum Ausdruck bringen wollte, bleibe unentschieden. Ein Menschenkenner war er jedenfalls nicht, obschon er von Herbarts Schule ausgegangen und Psychologie ein Gegenstand seiner Vorlesungen war. Das zeigte bald der Verlauf seiner Bewerbung, bei der er übrigens, denn er besaß noch einiges Vermögen, auf Gehalt von vornherein verzichtet hatte. Er erhielt zunächst keine Antwort. Auf wiederholtes Drängen, bei dem Regierungsbevollmächtigten und in einer Eingabe an Altenstein selbst, ward ihm eröffnet, daß das Ministerium weder in seinen schriftstellerischen Leistungen noch in dem Bedürfnis der hiesigen Universität einen hinreichenden Grund zu der von ihm gewünschten Beförderung zum außerordentlichen Professor finden könne. Keyserlingk machte hierauf seine Drohung, daß er bei Nichterfüllung seines Wunsches auf eine fernere Lehrtätigkeit verzichten werde, wahr und ging in seine baltische Heimat zurück. Aber schon im Winter 1825 war er wieder in Berlin, wo er nun, was ihm der Minister versagt hatte, von dem König direkt zu erlangen suchte. Auch diese Rechnung schlug fehl. Beckedorff freilich, der seiner ganzen Gesinnung nach nicht zu seinen Gegnern gehören konnte, trat auf seinen Wunsch beim Minister für ihn ein, und Altenstein selbst ließ sich wenigstens so weit erweichen, daß er der Fakultät seine Bereitwilligkeit kundtat, den Petenten

zum Titularextraordinarius zu machen. Aber er forderte, um sich zu decken, ihr Gutachten. Als dies gegen Keyserlingk ausfiel, erließ dieser eine Einladung zu einem Disputatorium an sämtliche Studierende, um darin gegen den Hegelschen Pantheismus anzukämpfen (1. Mai 1826). Es bezeichnet die Stimmung, die gegen Hegel an der Universität herrschte, daß die Fakultät ihren Kollegen einem so unerhörten Angriffe gegenüber im Stich ließ. Da war es der Rektor, kein andrer als Böckh, der ihm zu Hülfe kam. Böckh war bis dahin keineswegs Hegels Freund gewesen. Aber mehr noch erregte ihn das Verhalten seiner Fakultät, und er setzte es im Senat durch, daß Keyserlingk für die „Unziemlichkeit“ gegen den Ordinarius seines Faches einen ernsten Verweis erhielt.[1] Seitdem hatte Keyserlingk verspielt. Im November 1830 kam er noch einmal persönlich beim König um seine Beförderung ein, und der Minister fragte von neuem bei der Fakultät an, ohne daß ihm ein besserer Bescheid wurde. Keyserlingk hat seine Lehrtätigkeit dann noch mit längeren Unterbrechungen eine Reihe von Jahren fortgesetzt. 1839 resignierte er ganz und ist, da auch sein Vermögen aufgebraucht war, schließlich im Elend gestorben.

Hegel u. Beneke.

Wie Hegel in diesem Falle keine Schuld trifft, so ist er auch von einer anderen Anklage, die lange auf ihm gelastet hat, freigesprochen worden, seit Kuno Fischer aus den Akten des Ministeriums den Gegenbeweis führen zu können glaubte: daß er nämlich hinter der Mißhandlung gestanden habe, welche sich

1) Die Eingabe Keyserlingks an das Ministerium und die Antwort von dort K.-M. IV, 5, XI und XII. Die frühere Eingabe (vom 3. Dezember) lag mir nicht vor; ebensowenig das Gutachten der Fakultät auf die Anfrage Altensteins vom 7. Februar 1826. Über den Verweis des Senates siehe das Senatsprotokoll vom 21. Juni 1826. Vergl. den Brief Böckhs an Niebuhr vom 24. Oktober 1826: „Ich habe seit Jahren mit Hegel in einer ziemlich erklärten Spannung gestanden. Sein ganzes Bestreben, seine unerträgliche Parteimacherei und vorzüglich die höchst verkehrte Begünstigung seiner Anhänger von oben herab und selbst die unangenehme Art seines persönlichen Wesens haben mich beständig von ihm abgestoßen, und auch er war mir abgeneigt. Während meines Rektorats aber, welches Gott sei Dank zu Ende ist, habe ich ihm nach Pflicht und Gewissen Beistand leisten müssen in einer Angelegenheit, worin ihn die philosophische Fakultät meines Erachtens unverantwortlich stecken ließ. Ein gewisser Dr. von Keyserlingk, Privatdozent hierselbst, hatte bei der Universität ein Zirkular erlassen, welches gefährliche Beschuldigungen der Hegelschen Lehre enthielt, die eine jenen schon oft dagewesenen Verfolgungen der Philosophen ähnliche Verfolgung veranlassen konnten. Indem ich diesem Unwesen steuerte und dem K. auf meinen Antrag ein Verweis gegeben wurde, wie es sich durchaus gebührte, hat sich der Haß der Hegelschen Partei gegen mich gelegt, und ich bin so in jenes mir übrigens noch ziemlich unbekannte Institut der Jahrbücher hineingezogen worden“. Böckh schrieb dies, um sich selbst bei Niebuhr wegen der Teilnahme an den Jahrbüchern zu rechtfertigen. Darüber siehe unten — Keyserlingk hat seine Kämpfe selbst geschildert in den „Denkwürdigkeiten eines Philosophen“, die er 1839 nach seinem Abgang herausgab, einem Buch, das am allerbesten die Ablehnung dieses „Philosophen“ rechtfertigt. Daraus entnehme ich, daß das Zirkular, von dem Böckh spricht, eben jene Einladung zu öffentlicher Disputation im Stil der alten scholastischen Zeiten war. Keyserlingk bemerkt weiter, daß er von dem Dekan Tölken (der zu Hegel hielt) um Auskunft über seinen Schritt ersucht sei und darauf eine rechtfertigende Erklärung an die Fakultät gesandt habe (S. 195).

Eduard Beneke von dem Minister gefallen lassen mußte, nachdem auch er sich gegen den Hegelschen Dominat aufgelehnt hatte. Indessen scheinen mir hierüber die Akten noch nicht geschlossen, wenigstens eine neue Erörterung geboten zu sein.

Wir begegneten diesem Märtyrer seiner Philosophie schon bei einer anderen Gelegenheit, als Opfer der Gewalttätigkeit zweier Kommilitonen, die er in ihren studentischen Ehrbegriffen gekränkt hatte. Dieser Vorfall ist für sein Schicksal typisch geworden. Beneke war gewiß der Harmloseste der Sterblichen, fern von jeder aufrührerischen Gesinnung, dem Treiben der Burschenschafter eher abgeneigt, wohlgesinnt gegen seine Freunde, seinen wissenschaftlichen Zielen ganz ergeben und nicht von gemeinem Verstande, bescheiden in seinen Lebensansprüchen, unbescholten in seinem Wandel, kurz ein wahrer Monsieur Candide, ein Biedermann in jedem Zuge. Leider aber auch einer von denen, welche stets daneben treten und niemals rechten Beistand in ihren Lebensnöten finden.

Benekes Promotion und Habilitation.

Schon Promotion und Habilitation verliefen im Sommer 1820 nicht ohne Anstoß. Im Doktorexamen genügte er wohl in den philologischen Fächern, worin Böckh prüfte; in der eigentlichen Philosophie aber ging es schwach genug. Hegel besprach mit dem Kandidaten im Anschluß an dessen Schriften die Begriffe Wahrnehmung, Vorstellung, Urteil, Satz, Subjekt, Prädikat und Ähnliches, „wobei indes“, so heißt es im Protokoll, „wie es gewöhnlich bei philosophischen Disputationen zu geschehen pflegt, keine rechte Verständigung scheint möglich gewesen zu sein“. Zu weiterem kam es nicht, da die Zeit schon zu weit vorgerückt war, um den Examinanden in der Geschichte oder der Mathematik zu tentieren. Mit sechs gegen eine Stimme wurde die Zulassung zur Promotion beschlossen; auch Hegel hatte dafür votiert. Erst danach ließ Böckh als Dekan unter dem 12. Juni die Dissertation zirkulieren[1], deren Sprache er als recht gut bezeichnete; auch der Inhalt scheine so zu sein, daß die Arbeit der Fakultät keine Unehre machen könne; für die philosophische Ansicht brauche man „natürlich“ nicht einzustehen. Hegel stimmte, ohne weitere Begründung, darin bei, daß die Fakultät die Dissertation passieren lassen könne. Hierbei setzte er jedoch voraus, daß die Facultas legendi in der Zuerkennung des Grades nicht enthalten sei. Er hatte sich in der Prüfungssitzung selbst beim Dekan danach erkundigt, veranlaßt wohl durch die Eingabe des Kandidaten, worin, wie das auch sonst vorkam, von der Absicht, später einmal Vorlesungen halten zu wollen, gesprochen war. Böckh hatte ihn darüber beruhigt, freilich hinzugefügt, daß nach den Statuten jeder hier promovierte Doktor das Recht zu lesen habe; allein nicht alle, so bemerkte er, machten davon Gebrauch, und bei Beneke sei davon jetzt nicht

1) Vgl. zu diesem Usus den Abschnitt über die Universitätsstatuten, Bd. I, S. 462.

die Rede; denn nicht darum habe er angehalten, sondern nur von der Absicht, später einmal Vorlesungen zu halten, gesprochen. Als nun aber Beneke das Gesuch um die Promotion selbst einreichte, erklärte er darin ausdrücklich, daß er lesen wolle. Böckh sah sich dadurch veranlaßt, ihm mündlich zu bedeuten, daß er eine gleichzeitige Promotion und Habilitation nicht angemessen finden könne; der schnelle Übergang vom Studenten zum Dozenten müsse der Fakultät anstößig sein. Er räumte ein, daß der Promotus an sich das Recht habe, sich zu habilitieren, sowie auch, daß die Habilitation oft gleichzeitig vollzogen sei, jedoch immer nur dann, wenn der Doctorandus lange Vorbereitungen gemacht habe, oft Jahre lang, wie zum Beispiel der verstorbene Doktor Wernicke. Beneke schien dies einzusehen, und so glaubte Böckh in dem Zirkular, welches er aus Anlaß dieses Gesuches an seine Kollegen erließ, nur erst von der Promotion sprechen zu dürfen. Er mußte daher mit Recht überrascht sein, als Beneke trotzdem ein paar Tage nach der Promotion um die Habilitation einkam. Statutenmäßig gab es dagegen keine Abhülfe, und Böckh mußte geschehen lassen, was nicht zu ändern war. Bei der Habilitation selbst war er bereits in die Ferien gereist; sie ward Ende August durch den Prodekan vollzogen.

Seine Suspension.

Dies alles kam wieder zur Sprache, als im März 1822 ein Gesuch Benekes bei der Fakultät einlief, mit der Bitte, sich beim Ministerium dafür zu verwenden, daß ihm die Gelegenheit zu einer vollständigen Rechtfertigung gegenüber dem von demselben ausgesprochenen Verbot seiner Vorlesungen gegeben werde.

Beneke hatte sich die Grube, in die er gefallen war, selbst gegraben, und zwar durch eine Eingabe an das Ministerium, in der er um eine Remuneration für seine Lehrtätigkeit gebeten hatte. Der Minister hatte daraufhin das Gutachten der Fakultät über die Würdigkeit des Petenten eingefordert. Da seine Mittellosigkeit offenbar war und seine Vorlesungen, übrigens zum erstenmal, zustande gekommen waren,[1] würde die Fakultät wohl kaum Schwierigkeiten gemacht haben, wenn nicht Hegel Einspruch erhoben hätte. Es sei gestattet, den Wortlaut seines Votums hier zu wiederholen. „Wie die Vorlesungen des Doktor Beneke beschaffen sind, ist mir gänzlich unbekannt, und daher weiß ich auch nichts darüber zu sagen, inwiefern er zu einer Remuneration (ohnehin sind sie noch nicht vollendet) dafür zu empfehlen. Die in Druck gegebenen Bücher desselben sind mittelmäßig, höchst mittelmäßig, wenn man ihnen nämlich eine glimpfliche Qualifikation geben will. Zu der Erteilung des Doktorgrades habe ich nur unter der Beschränkung meine Stimme gegeben, daß darin nicht die Anstellung desselben als Privatdozent enthalten sei; denn philosophische Vorlesungen zu halten, dazu habe ich ihn noch für unreif und unfähig gehalten. Daß er die Facultatem legendi bekommen, dazu

1) Ein Publikum über die Gemütskräfte und ein Privatum über die Logik, beide von 27 Hörern belegt.

habe ich nichts getan“. Hiernach konnte die Fakultät nicht anders, als zu einem ablehnenden Urteil gelangen. Sie bezeugte gern den Fleiß und die Mittellosigkeit Benekes; seine wissenschaftliche Bedeutung aber sei nach seinen bisherigen Äußerungen nur mittelmäßig und lasse bezweifeln, ob er auf seinem Wege je in die Tiefen der Wissenschaft eindringen könne. Das Urteil war einstimmig gefaßt worden, und ausdrücklich verwahrte sich die Fakultät gegen den Vorwurf, als ob sie ihre Auffassung von der Philosophie monopolistisch als die einzig richtige und zu duldende aufstellen wolle (24. Januar 1822). Hierdurch, so müssen wir weiter schließen, kam man erst im Ministerium dazu, das Buch Benekes, welches ihm den Hals brach, die „Grundlegung zur Physik der Sitten“, zu lesen, das er wahrscheinlich seiner Petition beigelegt hatte, und dessen Prüfung zu dem verhängnisvollen Beschlusse führte, welcher Benekes akademische Existenz vernichtete.

Sollen wir nun sagen, daß die Herren im Ministerium zu ihrem Schritt gelangt sind, ohne irgendwie mit dem Gegner des unglücklichen Privatdozenten an der Universität in Verbindung getreten zu sein? In den Akten steht darüber nichts, und zu einer sicheren Entscheidung werden wir aus ihnen nicht gelangen können. Amtlich ist Hegel jedenfalls nicht gefragt worden. Johannes Schulze, der in seinem Gutachten die Schrift als einen „furchtbaren Irrtum“ bezeichnete und den Verfasser für unfähig zur Ausübung der philosophischen Lehrerlaubnis erklärte, solange er in dieser Verblendung verharre, widerriet ausdrücklich, von der theologischen und philosophischen Fakultät Gutachten einzufordern: denn die Theologen (unter denen Benekes Lehrer Schleiermacher war) würden ausweichend antworten, in der philosophischen Fakultät aber sei nur ein einziges Mitglied, welches das Fach der Philosophie repräsentiere; und wer den Standpunkt dieses Mannes kenne, wisse im voraus, wie derselbe über Beneke urteilen müsse. Nur einer unter den Ministerialräten sprach gegen ein gewaltsames Vorgehen: Nicolovius. Der Regierungsbevollmächtigte dagegen stimmte (nach monatelangem Zögern) nicht nur der Maßregel zu, sondern forderte die gänzliche Entfernung Benekes vom akademischen Katheder. Zu denken gibt es immerhin, daß die Freunde Hegels für die Maßregelung waren, und nur Schleiermachers Freund Einspruch erhob.[1]

---

1) In diesem Zusammenhange möge auch der Denunziation gedacht werden, die Hegel bei Altenstein gegen die Hallische Literaturzeitung vorbrachte, als ein Rezensent seiner Rechtsphilosophie seine Angriffe gegen Fries, der in Jena sein Kollege und in Heidelberg sein Vorgänger gewesen war, zurückwies. Hegel hatte in der Vorrede u. a. dem „Heerführer aller Seichtigkeit“, der bereits ein Opfer der Reaktion geworden war, sein Demagogentum vorgeworfen. Um so unerklärlicher, daß er dem Minister gegenüber sich als den Verleumdeten hinstellte und seinen Schutz gegen die angebliche Denunziation, als einen Mißbrauch der Preßfreiheit, anrief. Es war die Zeit, als die Reaktion auf ihrer Höhe war (1822) und Altenstein selbst sich von den Wortführern derselben bedroht sah. Er kam in der Tat Hegel so weit entgegen, daß er der Redaktion der Hallischen

Johannes Schulze hatte seinem Urteil noch die Forderung hinzugefügt, daß man die philosophische Fakultät selbst zur Verantwortung ziehen müsse, weil sie einen Mann wie Beneke zur Habilitation zugelassen habe. Nach dem Gesagten versteht man, daß auch dies im Sinne Hegels war. Denn, als nun Beneke sich an die Fakultät wandte und der Dekan Friedrich von Raumer sofort den Entwurf eines Anschreibens an das Ministerium bei den Kollegen zirkulieren ließ, worin nicht nur die Bewilligung des Gesuches ausgesprochen, sondern auch das Recht der Fakultät betont war, über die Frage gehört zu werden, ob jemand zum Lehren geschickt sei, den sie bereits dazu für fähig erklärt, rollte Hegel alle die Fragen auf, welche bei der Promotion und Habilitation des Angeschuldigten zwischen ihm und Böckh erörtert waren. Er suchte sich jetzt als unbeteiligt an der Habilitation hinzustellen, den damaligen Dekan dagegen ins Unrecht zu setzen. Zugleich erklärte er, daß er den Entwurf Raumers nicht unterzeichnen könne. Das Buch selbst habe er nicht gelesen; er habe aber gehört, daß der Herr Minister sich persönlich gegen den Herrn Dr. Beneke über die völlige Seichtheit und Schlechtigkeit desselben ausgesprochen habe. Danach, so meinte er, hätte der Herr Dr. Beneke, statt von dem Herrn Minister eine Befriedigung der Beschwerde zu erwarten, umgekehrt sich gegen die Fakultät rechtfertigen sollen, zumal da er eine solche Rechtfertigung schon bei dem Herrn Regierungsbevollmächtigten eingegeben habe. Diese hätte dann die Fakultät sogleich begutachten können. Er erklärte, seinerseits keiner Vorstellung an das Ministerium zustimmen zu können, worin drei Voraussetzungen gegeben seien: erstens, daß die Fakultät dem Herrn Dr. Beneke die Facultas legendi erteilt habe — dies könne höchstens der Dekan für sich getan haben; zweitens, daß das Ministerium nicht das Recht habe, einem Privatdozenten das Lesen zu inhibieren; drittens, daß dasselbe nicht ebenso gut imstande sei, ein Buch zu beurteilen wie die philosophische Fakultät. Besonders diese beiden letzten Punkte sind für Hegels Standpunkt ungemein bezeichnend. Sie besagten nichts anderes als die Ausschaltung der akademischen Freiheit, ihre Unterwerfung unter den Machtwillen des Staates. Wir erinnern uns dabei des Streites, den Hegel nach der Absetzung De Wettes mit Schleiermacher gehabt hatte, als er sich für das Recht des Staates erklärte, seine Lehrer abzusetzen, eine Ansicht, welche Schleiermacher damals als eine erbärmliche bezeichnet hatte.

Der Streit in der Fakultät zog sich noch Tage lang hin. Er führte zunächst zu der aktenmäßigen Feststellung der Vorgänge bei der Habilitation Benekes, über

---

Zeitschrift eine drohende Verwarnung zusandte, verwies aber den zornigen Philosophen im übrigen auf den Rechtsweg: eine Entscheidung, die für seine Schaukelpolitik charakteristisch ist. Rosenkranz hat diese Entgleisung seines Helden, wie es recht war, mit dürren Worten gekennzeichnet. Man hätte wünschen mögen, daß Kuno Fischer seinem Beispiel gefolgt wäre. Das Verhalten Hegels ist ein Zug, der in seinem Bilde nicht fehlen darf. Vertuschen ist in solchem Falle noch schlimmer als verschweigen.

die wir referierten. Hegel mußte zugeben, daß Böckh nur das getan, wozu er als Dekan berechtigt und nach dem Wortlaut der Statuten sogar verpflichtet gewesen, und daß auch er Anteil an den Beschlüssen gehabt habe. Böckh wies ihm nach, daß er in der Sitzung, in der die Habilitation genehmigt wurde, zugegen gewesen sei und nicht protestiert habe. Aber andererseits wurde das nicht einwandsfreie Verfahren Benekes Böckh selbst gegenüber festgestellt. Mittlerweile war der Satz in Raumers Entwurf, an dem Hegel besonderen Anstoß genommen, auf Wilkens, des Rektors, Anregung vom Dekan selbst bereits gestrichen worden[1], und so kam es am 30. März doch noch zu einem gemeinsamen Beschluß.[2] Es blieb ohne weiteren Zusatz bei der Bitte an den Minister, das Gesuch des Angeklagten um Eröffnung der Anklagepunkte zu bewilligen.

Verliert dadurch den Ruf nach Jena.

Benekes Schicksal wurde dadurch nicht gewandt. Im Gegenteil, seine Suspension verhinderte die Aussicht, die sich in diesen Jahren in Jena für ihn bot, den Stuhl von Fries, der seit dessen Suspension erledigt war, einzunehmen. Die Weimarer Regierung wollte ihn berufen; aber ohne ausdrückliche Zustimmung des Berliner Ministeriums wagte sie es nicht, nachdem ihr schon das Eintreten für die Burschenschaft so schlecht bekommen war. Es bestand nun einmal als Bundesrecht der Satz, daß ein von einer Universität ausgeschlossener Lehrer in keinem anderen Bundesstaate wieder angestellt werden dürfe. Sie suchte sich zu decken, indem sie im November 1822 bei der Berliner Regierung anfragte, ob dieselbe gegen die Übertragung einer Professur etwas einzuwenden habe. Als die Antwort monatelang ausblieb, deutete der Generalsuperintendent Röhr in einem Brief an Beneke die Schwierigkeit selbst an; und infolge davon wandte sich dieser an Altenstein

---

1) Der Entwurf, den Raumer am 8. März in Zirkel gesetzt hatte, lautete: „Dem Befehle eines hohen Ministeriums usw. gemäß haben wir die Vorlesungen des H. Dr. Beneke aus dem Verzeichnisse ausgestrichen. Derselbe ist bei uns mit der Bitte eingekommen: wir möchten uns bei Einem Ministerium dafür verwenden, daß ihm die Anklagepunkte vollständig mitgeteilt und Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben werde. Ob wir nun gleich nicht zweifeln, daß ein so billiges Gesuch ohne unsere Verwendung wird bewilligt werden, so haben wir diese doch um so weniger versagen wollen, als es uns selbst interessiert, davon unterrichtet zu werden, was in Lob oder Tadel über Männer ausgesprochen wird, die zu unserer Fakultät gehören und sich bei derselben habilitiert haben".

[Der Schlußsatz, der auf Anregung von Wilken gestrichen wurde, lautete: „So wie dieser, als der angemessenen Behörde, die Entscheidung der Frage überlassen ist, ob jemand zum Lehren geschickt sei, so dürfte ihr Gutachten, ob sich das Geschick in Ungeschick verkehrt habe, wohl nicht ganz zu übergehen sein".]

2) Protokoll: „Beschlossen, 1. daß die Eingabe der Fakultät vom 8. März ohne weiteren Zusatz, den der Prodekan [Hegel] vorgeschlagen, abgehen solle [dieser fehlt]. 2. Daß in Beziehung auf das Verhältnis der Erlangung der Facultas legendi zur Doktor-Promotion eine Kommission gewählt werden sollte, um über diesen Gegenstand an die Fakultät Vortrag zu machen. Zu Mitgliedern der Kommission werden gewählt Herr Böckh, Herr Weiß, Herr Wilken". Danach nehme ich an, daß Hegel sich hat überstimmen lassen, aber auf das Votum singulare verzichtet hat. — Über den 2. Punkt s. u., Kap. 4.

mit der Bitte um ein Zeugnis dafür, daß ihn keine Anklage treffe, welche seiner Anstellung im Auslande entgegenstehe. Diesmal kam die Antwort fast umgehend. Der Minister erklärte, daß er sich veranlaßt gefunden habe, Beneke die Fortsetzung philosophischer Vorlesungen bei der hiesigen Universität nicht zu verstatten, weil er nach seinen ihm bekannt gewordenen Schriften teils überhaupt nicht diejenige Reife oder Einsicht ihm habe zutrauen können, die den Lehrer philosophischer Disziplinen auszeichnen solle, teils eine Einseitigkeit der Betrachtung habe tadeln müssen, die auf Jünglinge, die durch ihn in das Studium der Philosophie eingeführt worden wären, leicht sehr nachteilig hätte wirken können — daß er aber dennoch im übrigen weder gegen seinen Lebenswandel noch gegen seine Gesinnungen das Mindeste einzuwenden habe. Eine solche Verfügung kam einer Verurteilung gleich, und man braucht sich nicht zu wundern, daß am Ende des Semesters Beneke von Röhr die Mitteilung erhielt, daß die Aussicht auf Anstellung damit geschwunden sei.

Fall Fenner.

Unwillkürlich lenkt diese Entscheidung unsern Blick auf das Ereignis zurück, welches vor noch nicht einem Vierteljahrhundert auf die Regierung Friedrich Wilhelms III. einen so hellen Glanz geworfen hatte: die Vertreibung Fichtes aus Jena, seine Übersiedelung nach Berlin und die Worte des Königs, mit denen dieser die Aufnahme des Atheisten in seine Staaten genehmigt hatte. Jetzt aber wurden Vorträge, die ein gewisser Dr. Fenner, den die philosophische Fakultät als Privatdozenten abgelehnt hatte, vor einem Damenpublikum außerhalb der Universität über die Okensche Naturphilosophie angekündigt hatte, nicht nur von einem allerhöchsten Verbot getroffen, als eine Lehre, die zum Atheismus führe, sondern der König nahm Veranlassung, den Minister ausdrücklich dafür verantwortlich zu machen, daß die akademische Jugend durch den öffentlichen Unterricht nicht irre geführt werden dürfe; was dann Altenstein der philosophischen Fakultät zur Nachachtung mitteilen ließ. Der Umschwung der Zeiten kann gar nicht greller beleuchtet werden[1].

1) Wir wußten hiervon bisher nur durch einen Brief Hegels an Creuzer aus dem Sommer 1821, wo er folgendes schreibt: „Es ist aber bei der Materie, die Hinrichs bearbeitet, ein neuer Umstand eingetreten — der König hat vor einigen Wochen, als ein fremder Dr. Fenner — ein Tropf — den unsere Fakultät abgewiesen hatte, Vorlesungen für Damen über Okens Naturphilosophie halten wollte, — dies inhibiert und den Minister verantwortlich gemacht, daß diese Naturphilosophie und andere ähnliche Philosophie, die auf Atheismus führe, auf seinen Universitäten nicht gelehrt werde. Verhältnis der Religion zur Wissenschaft ist kein unverdächtiger Titel, besser etwa spekulative Begründung der Theologie. Ich sagte zu unserem Regierungs-Bevollmächtigten darüber: — Es läßt sich alle spekulative Philosophie über die Religion auf den Atheismus führen; es kommt nur darauf an, wer sie führe — die eigentümliche Frömmigkeit unserer Zeit und der üble Wille der Demagogen, bei denen bekanntlich die Frömmigkeit hoch blüht, wird leicht für solche Führer sorgen und das fast vergessene Schlagwort: Atheismus wieder in Aufnahme bringen“. (Briefe von und an Hegel II, 53.)

Hegel selbst hatte damit nichts zu schaffen. Die Tendenz, welche in dem königlichen Befehl lag, war ihm ebenso verhaßt und gefährlich, wie jedem andern; er wußte sehr wohl, daß nicht

Spätere Schicksale Benekes.

In Göttingen teilte man die Furcht vor Preußen nicht in dem Maße wie in Jena. Berliner Vorfälle dieser Art pflegten dort eher Wohlgefallen zu erwecken, und nirgends war Hegels Autorität weniger in Geltung als an der Georgia Augusta. Man nahm daher Beneke, der sich Ostern 1824 dorthin wandte, als Lehrer auf. Eine Professur erhielt er aber auch hier nicht. Drei Jahre hat er in Göttingen doziert, dann ist er wieder zu uns zurückgekehrt; denn mittlerweile war Friede im Lande geworden. Auf die Professur freilich mußte Beneke so lange warten, bis Hegels Augen sich geschlossen hatten. Dann ist ihm das Extraordinariat bewilligt worden, zunächst jedoch nur der Titel, und ein Gehalt hat er niemals bekommen. Auch der König mußte erst sterben, bevor Beneke, am 1. Januar 1841, eine widerrufliche Remuneration von 200 Talern bewilligt erhielt; bis dahin hatten seine Beziehungen

---

bloß der Wille, sondern auch die Führer da waren, welche unter Umständen auch ihm den Prozeß machen könnten. Das Urteil über Fenner, das er in dem Briefe an Creuzer abgibt, war übrigens noch ein sehr mildes. Die Akten im Universitätsarchiv lehren uns, daß dieser Naturphilosoph nicht bloß dumm, sondern auch dumm-pfiffig war. Er hatte nämlich eine Jenaer Dissertation eingereicht, die ihn als Doktor der Philosophie dokumentieren sollte. Schon der Inhalt, der physiologischer Natur war und über Tierversuche handelte, hatte dagegen gesprochen. Hegel aber, der die Meldung als Dekan entgegennahm, wies nach, daß in dem eingereichten gedruckten Specimen nichts als ein Bruchstück vorlag, und daß der Petent die Spuren, die dies deutlich machten, durch ein überdies sehr nachlässig ausgeführtes Radieren der betreffenden Seiten- und Kapitelzahlen, wie noch durch andere Kunstgriffe zu verwischen gesucht hatte. In seiner Eingabe hatte sich derselbe als ein der Naturwissenschaft Beflissener hingestellt, ein Diplom aber nicht beigelegt; auf dem Titelblatt der Dissertation war nichts davon angegeben, daß er sie öffentlich verteidigt habe. Als Dr. phil. war er nur auf dem Diplom seiner Mitgliedschaft einer mineralogischen Sozietät in Jena, das er beigelegt, angeführt worden. Die Fakultät stimmte dem Antrage ihres Dekans auf Abweisung natürlich sofort zu; Weiß und Lichtenstein waren daneben noch für eine starke Rüge. — Eigentümlich war das Verhalten des jüngeren Fichte, der am 12. Februar 1821 mit dem Herrn Fenner vor dem Dekan erschien und um Auskunft bat, wie dieser, den er als seinen Freund bezeichnete, sich der philosophischen Fakultät anschließen könne, ohne Doktor der Philosophie zu sein. Er meinte, dies gehe sehr wohl; auch der Herr Regierungsbevollmächtigte habe es zugegeben und ihm gesagt, Fenner möge sich nur auf die Fakultätsstatuten berufen, in denen lediglich von dem Doktorgrade die Rede sei; er sei ja Doktor der Medizin. Auf die Frage Hegels, ob Fenner also nicht Dr. phil. sei und somit ein Falsum begangen habe, gestand dieser ein, daß er dies in der Tat nicht sei. Er gab als Hauptursache seines Benehmens an, daß die medizinische Doktorwürde ihm schon sehr viel Geld gekostet habe und er daher nicht auch noch für die philosophische Würde neuen Mammon nach Jena habe schicken wollen; er habe geglaubt, daß sich die Sache auf diese Weise machen lasse. Hiernach werden wir Hegel doch wohl recht geben müssen und diesen Aspiranten lediglich als einen Tropf zu bezeichnen haben. Leider aber können wir nun diese Bezeichnung nicht auf ihn allein beschränken. Die Fakultät, die mittlerweile von dem Minister, dem der Regierungsbevollmächtigte darüber berichtete, um Auskunft ersucht worden war, faßte übrigens die Angelegenheit ernster auf. In ihrem Bericht vom 3. März 1821 bemerkte sie, daß das Verfahren des Herrn Dr. Fenner sich doch wohl für eine kriminelle Untersuchung eignen würde. S. die Akten im Univ.-Arch. Phil. Fak. Litt. H. Nr. 1, Vol. II, dazu Litt. L. Nr. 3. (Lehrvorträge über eigentlich philosophische Wissenschaften; darin ein Zirkular Hegels an die Fakultät vom 9. Juni 1821, mit dem er ein Anschreiben von Schultz an ihn vom 31. Mai und die Verfügung des Ministers vom 11. Mai 1821 übersandte; diese drei Aktenstücke betreffen das Verbot der Vorträge über die Okensche Naturphilosophie).

zur Universitätskasse, von den Honoraren abgesehen, nur in dem jährlichen Beitrag zur Professoren-Witwenkasse bestanden, obschon er niemals in die Lage kam, eine Witwe zu hinterlassen. Im übrigen wurde er in Ruhe gelassen, von der Regierung wie von seinen Gegnern an der Universität. Seine Vorlesungen waren zu Zeiten leidlich besucht; in den späteren Jahren verloren sie die Anziehungskraft. Insofern also zeigte es sich, wie unbegründet die Besorgnis des Ministers gewesen war, daß Beneke den Geist der Jünglinge verderben könne. Aber auch sonst erwies er sich dem Bestehenden in keiner Weise gefährlich, obschon doch gerade in der späteren Zeit der Einfluß der Lehrer auf die politische und religiöse Richtung der Studentenschaft sehr viel größere Dimensionen annahm als in den früheren Jahren. Denn nun waren die Hegelianer selbst in den Augen der Regierung bereits die Gefährlichen geworden; sie brachten nicht bloß in die religiösen, sondern auch in die politischen Verhältnisse Unruhe und Störung; während Beneke, wie einst die Burschenschaft, so jetzt die Revolution mit Gleichgültigkeit, ja mit entschiedener Abneigung betrachtete, obgleich die revolutionären Schulmeister auf der Dresdener Lehrerversammlung im August 1848 eine von mehr als tausend Namen bedeckte Petition an das Berliner Ministerium abschickten, worin sie um die Verleihung eines Ordinariats an Beneke einkamen. Als aber der Minister, es war Rodbertus, dieselbe erhielt, waren bereits seine eigenen Tage gezählt, und mit der Revolution ging auch diese Aussicht für Beneke wieder verloren.

Seine Persönlichkeit.

Auf dem Gymnasium war Beneke ein guter Turner gewesen, hatte seinen von Natur schwächlichen Körper in der Hasenhaide und in der Schwimmanstalt stark und geschmeidig gemacht; 17 Jahre alt, war er 1815 unter die freiwilligen Jäger getreten und mit gegen Frankreich marschiert. An Mut also fehlte es ihm nicht. Freilich auch nicht an Selbstvertrauen. Ja, man darf wohl sagen, daß sein Selbstgefühl nicht in Einklang stand mit dem, was er war, und was er wußte. Schon auf der Schule hatte er sich für einen großen Philosophen gehalten[1], und kaum war er von der Universität herunter, so hatte er die Prinzipien seiner Philosophie alle bei einander. So hatten es die großen Philosophen nicht gemacht: weder Kant, der Jahrzehnte lang auf dem Königsberger Katheder lehrte, bevor er die weitere Welt mit den Hauptwerken seines Systems bekannt machte, noch Fichte, der in immer neuer Evolution seines Geistes blieb, noch auch Benekes harter Gegner, der nach schwerstem Ringen zu der Lehre hindurchgedrungen war, die er seitdem freilich mit souveräner Gewißheit vortrug. Auch ein Ranke war 30 Jahre alt, bevor er in die Öffentlichkeit hinaustrat und eine Bahn einschlug, auf der jedes Werk eine Etappe

1) Parthey erzählt von ihm (Erinnerungen I, 87): „Mit diesem saß ich auf derselben Bank (in der Hartungschen Schule zu Berlin), und wir certierten um den ersten Platz. Die Zuneigung hörte jedoch auf, als ich eine zu große Selbstüberhebung bei ihm bemerkte. Er wurde von allen Mitschülern arg verspottet, als er einmal gesagt hatte: ‚Es gibt nur einen Gott, einen Schiller und einen Beneke'".

zu erweiterter und vertiefter Weltauffassung war. Beneke aber war mit nicht viel mehr als 20 Jahren fertig. Er war noch nicht ein halbes Jahr Privatdozent und hatte noch nie einen Zuhörer im Auditorium gesehen, als er schon an Altenstein ein Gesuch einreichte, ihn in dem Unternehmen einer kritischen Zeitschrift für Philosophie zu unterstützen. In der Vorrede, welche er beilegte, hatte er erklärt, daß die deutsche philosophische Literatur seit einer Reihe von Jahren in einer Art von Todesschlaf liege, und daß er sich für bestimmt halte, sie aus dieser Erstorbenheit zu erwecken. Schwerlich aber hatte er damals bereits die großen Werke der Denker, die er ignorieren zu können glaubte, gelesen. Herbart, mit dessen System das seinige einige Verwandtschaft zeigte, der ihm jedoch selbst bald scharf entgegentrat, hat er erst nach seinen ersten Publikationen kennen gelernt. Er selbst behielt den Glauben an sich und seine Zukunft. Auch hatte er die Genugtuung, daß im Auslande seine Ideen Anklang fanden. Als Raumer 1844 in den Vereinigten Staaten reiste, hörte er nach keinem seiner Kollegen mehr fragen als nach Beneke. Und der Welt gegenüber bewahrte dieser jene Zuversicht, die sich in solchen Lagen, gemischt aus Selbstvertrauen und Resignation, einzustellen pflegt. So wenigstens schien es — wenn nicht doch etwa in seinem Innern das Gefühl der Zurücksetzung gebohrt hat und sich daher das plötzliche, bis heute unaufgehellte Ende des Vereinsamten erklärt.

Heinrich Ritter.

Daß es schwer war, gegen den Stachel zu löcken, sollte auch Heinrich Ritter erfahren, obwohl er doch Freunde genug hatte: nicht bloß Leopold Ranke, sondern Männer wie Schleiermacher und Savigny, und dazu den ganzen Kreis seiner Göttinger Studienfreunde. Auch seine Vorlesungen hatten bemerkenswerten Erfolg, der sich von Jahr zu Jahr steigerte[1]. Gegen seine politische Gesinnung konnte selbst ein Schuckmann nichts erinnern, und sein Charakter war tadellos; er war taktvoll, liebenswürdig, bescheiden, eine durchaus innerliche Natur. Das spekulative Element war freilich nicht seine Sache. Wie seine Göttinger Freunde war er vor allem Historiker seiner Wissenschaft, ging also bereits in der Richtung, welche dieselbe später eingeschlagen und bis auf unsere Zeit vorwiegend eingehalten hat. Die Spekulation war aber das, was im Ministerium gewünscht wurde. Gerade Altenstein, der gründlich unhistorisch dachte, sah darauf in erster Linie[2]. Nur mußte es die rechte Philosophie sein, und die Ritters war es eben nicht; er stieß nicht in das Horn, auf das man im Ministerium hörte. So aber nützten ihm die

1) Von 22 Zuhörern seiner Logik im Sommer 1822 stieg in 3 Jahren sein Auditorium bis auf 127. Im Sommer 1825 waren es 116 und ein Jahr darauf sogar 142 Hörer, während ein Publikum über den Weg der Wahrheit von 82 Zuhörern besucht wurde.

2) Hegel an Hinrichs, 13. August 1822, S. 81: „So viel weiß ich inzwischen, daß Ihre Schrift einen guten Eindruck gemacht hat; die spekulative Haltung und Tiefe ist es, die bei uns — d. h. in gewisser und zwar sehr bedeutender Sphäre — sehr empfiehlt, teils an und für sich, teils auch darum, weil sie nach außen keinen Anstoß und die Blößen nicht gibt, welche zu Mißverständnissen leicht aus populären Darstellungen geschöpft werden können“.

akademischen Erfolge und die literarische Tüchtigkeit wie alle persönlichen Tugenden sehr wenig. Als er im Sommer 1823 nach sechsjähriger Tätigkeit um ein Extraordinariat in Breslau einkam, ward er abgewiesen. Noch vor Ablauf des Jahres wiederholte er auf Grund eines Rufes nach Jena seine Bitte. Altenstein aber wollte ihm zunächst nur den Rat erteilen, dem Ruf Folge zu leisten, und konnte ihm nur sehr ungewisse Hoffnungen auf eine Anstellung in Preußen machen. Die Fakultät hatte Ritter bereits nach Solgers Tode am 31. Dezember 1819 zu einer außerordentlichen Professur in Vorschlag gebracht und dieses Gesuch in dem letzten Sommer wiederholt. Auch jetzt ließ sie ihn, der sich an sie gewandt hatte, nicht im Stich. Mit warmen Worten sprach sie von seinen Schriften, darunter die gekrönte Preisschrift über Spinoza; und indem sie die Richtung seiner Studien auf das Historische zugab, bemerkte sie, daß gerade für diese Partie auf unserer Universität durch ihn ganz vorzüglich gesorgt sei, falls überhaupt ein solcher Vortrag nicht für überflüssig erklärt werden solle. Wenn in dieser Bemerkung ein Stich gegen Hegel gefunden werden konnte, so war ein anderer Satz aus besonderer Rücksicht gegen ihn gewählt: „Er wird“, so heißt es darin im Anschluß an die Frequenzzahlen seiner Vorlesungen, „dadurch den Studierenden, besonders denen, die nicht Beruf und Zeit haben, in alle Tiefen der spekulativen Philosophie einzudringen (und in diesem Falle befinden sich viele), entschieden nützlich“. Der Antrag war, wie darin ausdrücklich bemerkt wird, einstimmig gefaßt. Trotzdem machte Hegel später dem Dekan Schwierigkeiten und unterzeichnete den von diesem (es war Ideler) aufgesetzten Bericht nicht, sondern gab ein eigenes Votum bei dem Ministerium ein.[1] Altenstein ließ sich dadurch soweit erweichen, daß er dem also Geehrten das Extraordinariat mit einem Gehalt von 400 Talern verlieh. Damit war aber sein Wohlwollen auf Jahre hinaus erschöpft. Als Ritter 1829 nach fast zwölfjähriger erfolgreicher Lehrtätigkeit abermals um eine Erhöhung seines Gehalts einkam[2], gelegentlich der Überreichung des ersten Bandes seiner Allgemeinen Geschichte der Philosophie, erfolgte zunächst nichts. Er mußte im Mai noch einmal als Bittsteller vortreten, ehe Altenstein ihn um 200 Taler erhöhte. Die Akademie nahm ihn, nachdem sie über ihn schon 1827 in Konkurrenz mit Hegel verhandelt hatte, bei sich auf, aber das Ordinariat konnte er in Berlin nicht erreichen; denn auch nach dem Tode des großen Philosophen blieben dessen Schüler mächtig; und so mußten wir ihn nach Kiel abgeben.

---

1) Dies lag mir nicht vor; die übrigen Akten in K.-M. IV, 5, X. Der Antrag der Fakultät vom 15. 12. 1823. Es scheint nach einem Bericht Idelers an den Minister, als ob Hegel in dem zitierten Satz nicht eine Freundlichkeit, sondern auch eine Spitze gefunden habe.

2) Unter dem 26. März — K.-M. IV, 5, XIV —: „Doch eines jeden Menschen Kräfte“, so schreibt er hier, „haben ihr Maß; ich muß Euer Excellenz zu bedenken geben, daß, wenn ich fortwährend genötigt sein sollte, in Sorgen um meine Existenz zu leben und Arbeiten nur des Erwerbs wegen zu übernehmen, dadurch auch die Freudigkeit und die Kräfte, ohne welche das Lehren an der Universität nicht gedeihen kann, allmählich in mir schwinden müssen“.

Schopenhauer.

Am wenigsten Ursache, über den Despotismus Hegels zu klagen, hatte wohl derjenige, der über ihn und die Inzucht der deutschen Ordinarien am stärksten gescholten hat — Arthur Schopenhauer. Denn er wurde ebensowohl von der Fakultät und dem Minister, wie von den Studenten, und ganz besonders von diesen, in Ruhe gelassen. Er hat nicht weniger als 12 Jahre (von Ostern 1820 bis dahin 1832) unserer Universität angehört, die er allerdings während jahrelanger Reisen ganz gemieden hat. Aber auch in den 13 Semestern, in denen er Vorlesungen ankündigte, hatte er nicht nötig auf die Universität zu gehen; aus dem zureichenden Grunde, weil er keine Zuhörer gefunden hätte. Man sieht also wohl, woher bei ihm die Tränen. Angekündigt hat er, solange er in Berlin war, stets; und zwar waren die Vorlesungen, zunächst wenigstens, so gewählt, daß sie wohl manches junge Semester ins Garn locken konnten. Gleich der erste Anschlag, im Sommer 1820, den er im Winter wiederholte, trägt den stolzen Titel: „Die gesamte Philosophie oder die Lehre vom Wissen der Welt und dem menschlichen Geiste“. Danach kündigte er in unentwegter Wiederholung seine Erkenntnistheorie und Logik an, allerdings in Kollision mit dem Mittagskolleg von Hegel. Daß trotz Hegels Dominat Studenten einzufangen waren (denn Prüfungskommission und Rigorosum spielten noch keine Rolle, und das Auditorium rekrutierte sich aus allen Fakultäten), zeigte uns Ritters Beispiel. Aber auch ein Dr. von Keyserlingk, der, freilich albern und ungeschickt genug, vom Katheder herunter gegen seinen Ordinarius polemisierte, hatte noch Zuhörer. Bei Schopenhauer hingegen haben in mehr als einem Dutzend Semester im ganzen neun Zuhörer belegt; die Höchstzahl, die er zweimal erreichte, war drei. Gelesen hat er nie, also niemals Gelegenheit gehabt, die studierende Mitwelt mit seinem System des Pessimismus bekannt zu machen. Sein Buch, in dem er die Grundlagen vorgetragen, ward als unverkäuflich eingestampft. Die Zeit, in der seine Philosophie bei seinen Landsleuten Anklang fand, war noch nicht gekommen, und selbst später hat er bei der Masse seiner Verehrer viel weniger durch seine Dogmatik als durch sein Klagen und Schimpfen, zumal auf die Philosophieprofessoren, Eindruck gemacht. Ein Mann, der die Ideallosigkeit selbst zum System erhob, und dessen Philosophie nur der Reflex seiner von Selbstsucht und Impietät zerfressenen Persönlichkeit war, paßte wirklich nicht in eine Zeit, in der die Besten der deutschen Jugend den höchsten Idealen des religiösen und nationalen Lebens nachstrebten. Ihm, dem Danziger Kaufmannssohn, der während der Freiheitskriege in Rudolstadt seine Dissertation ausarbeitete, weil er überzeugt war, daß er nicht dafür geboren sei, der Menschheit mit der Faust zu dienen, sondern mit dem Kopf, und daß sein Vaterland größer sei als Deutschland, fehlte von Haus aus ebenso der vaterländische Geist wie das religiöse Empfinden: die Regungen der Seele, welche den stärksten Resonanzboden für die Wirksamkeit des Dozenten abgaben, mochten sie nun auf den Wegen Fichtes, Schleiermachers und Hegels oder auch Tholucks und Hengstenbergs befriedigt und beruhigt werden.

Stiedenroth.

Das Ergebnis in allem war doch, daß die Hegelianer den Platz an der Universität behaupteten, diejenigen aber, welche andere Wege gingen, ausschieden oder in die Ecke geschoben wurden. So sah sich der jüngere Fichte 1822 genötigt, an das Gymnasium zu Saarbrücken zu gehen. Auch Stiedenroth, der seit dem Sommer 1819 habilitiert war, nachdem er bereits in Göttingen, wo er auch promovierte, gelesen hatte, fand in Berlin keine Anstellung, obgleich sogar der Staatsrat Schultz, Hegels Freund, sich für ihn bemühte. Hegel wünschte den Herbartianer nicht, und ihm folgte man im Ministerium. Erst seine „Psychologie“, die er 1824 auf Grund seiner Vorlesungen herausgab, und welche Goethes ganzes Entzücken erweckte, verschaffte dem jungen Dozenten die Versetzung nach Greifswald, wo er, seit 1828 Ordinarius, lange Jahre, bis an seinen Tod, gelehrt hat.[1] Nach den Angaben seines Biographen hat Stiedenroth sich in Greifswald literarisch vereinsamt gefühlt, zumal ihm der Charakter von Land- und Einwohnerschaft nicht zugesagt habe. Er schreibt ihm Schärfe und Präsenz des Urteils und blendenden, teils kaustischen Witz zu. Jedenfalls hat die pommersche Luft auf seine Philosophie nicht befruchtend gewirkt; denn Schriften sind von ihm nach 1824 nicht mehr erschienen.

Fr. Förster.

Von den Trabanten Hegels war Friedrich Förster schon nach einem Semester (Michaelis 1819) zurückgetreten, um fortan in freier literarischer Tätigkeit zu leben.[2] Aber er blieb auch so einer der Nächsten, der Festordner bei allen Huldigungen für den Meister, sowie er auch später der Sprecher an seinem Grabe geworden ist. Von den ältesten Schülern blieben nur Henning und Gans Zeit ihres Lebens der Universität erhalten. Jener erreichte 1825, dieser 1826 das Extraordinariat, nachdem sie beide die so verschieden gearteten Hindernisse überwunden hatten. Beider Namen sind mit der Zeitschrift verknüpft, die der Partei einen Mittelpunkt schuf und zur Ausbreitung ihrer Herrschaft ungemein beigetragen hat, den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“. Gans, der Anreger und unermüdliche Werber, hat sie ins Leben geführt und als erster Generalsekretär während des ersten Jahres redigiert, Henning danach durch mancherlei Stürme und Abwandlungen bis an ihr Ende geleitet.

Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“.

In dem Rückblick, welchen Gans zehn Jahre später auf die Gründung der Zeitschrift geworfen, hat er seinen Anteil in einer Weise geschildert, daß der arglose Leser den Eindruck gewinnt, als ob die Idee und der Plan der Zeitschrift auf ihn zurückzuführen und Hegel nur mühsam dafür gewonnen worden sei.[3]

---

1) Ernst Stiedenroth, geb. am 11. Mai 1794 zu Hannover, gest. am 3. Mai 1858 zu Greifswald. Vgl. über ihn A. D. B. XXXVI, S. 173 (Adolf Häckermann). Dazu Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz, S. 309 und 315.

2) Zunächst als Redakteur der „Neuen Berliner Monatsschrift für Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst“. Im ersten Bande (1821), S. 32 ein formschönes Sonett an Hegel.

3) Ed. Gans, Rückblicke auf Personen und Zustände (1836), S. 214: „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“.

Dagegen ist zunächst zu bemerken, daß die Verbindung einer Zeitschrift mit einer Universität als deren öffentliches Organ überhaupt nichts Neues war. Die Stellung der Hallischen und der Jenaer Literaturzeitung beruhte darauf; ebenso die der „Heidelberger Jahrbücher“, welche im Jahre 1808 nach der Neugründung der Universität durch Karl Friedrich entstanden, wie der Göttinger „Gelehrten Anzeigen“ oder der „Kieler Blätter“, welche Dahlmann und seine Freunde, und des „Rheinischen Museums“, das kurz vor der Berliner Zeitschrift Niebuhr und sein Kreis ins Leben riefen. Auch Beyme hatte, wie wir wissen, die Absicht gehabt, die Hallischen Jahrbücher nach Berlin zu ziehen, sowie er sie von Jena nach Halle verpflanzt hatte, Hegel selbst aber, dessen Redaktionstalent wir kennen, sich seit langen Jahren mit dem Plane einer wissenschaftlichen Zeitschrift getragen, die er sich immer als eine kritisch-referierende gedacht hatte. Bereits aus dem Jahre 1806 liegt ein Entwurf dieser Art von seiner Hand vor, der alle wesentlichen Grundsätze, nach denen die Berliner Jahrbücher redigiert sind, enthält. Die Organisierung und Leitung des Unternehmens, des „Instituts“, wie er es nannte, hatte er sich von jeher so gedacht, wie es in Berlin ausgeführt wurde. Ein Komitee von Gelehrten sollte die Auswahl der zu besprechenden Bücher bestimmen und den Redakteur aus seiner Mitte stellen. Als Erscheinungsort faßte er in seinem ersten Entwurf Heidelberg ins Auge, wo er damals Anstellung zu finden hoffte. Als sich dann für ihn die Aussicht auf die Übersiedelung nach Bayern bot, trug er (Februar 1807) den Plan seinem alten Freunde Schelling vor, nun aber bereits in veränderter Form. Er proponierte dem Freunde eine Verbindung des Unternehmens mit der Münchener Akademie, die dadurch eine Stellung gewinnen würde, wie die Pariser Akademie in Frankreich; er meinte damals, daß gerade Bayern bei der Heterogenität seiner Bestandteile einen besonderen Vorteil davon haben würde[1].

In Heidelberg fand Hegel in den dortigen Jahrbüchern bereits ein Organ vor, welches einigermaßen seinen Wünschen entsprach, und das er wenigstens in dem Teil, dessen Redaktion er übernahm, nach seinem Sinne leitete. In Berlin aber reichte er schon bald nach seiner Ankunft dem Minister, mit dem er in Heidelberg darüber gesprochen haben mag, einen Organisationsplan ein, in dem mit großartiger Klarheit und Energie alle seine Wünsche entwickelt waren. Wieder ist es das französische Beispiel, auf das er sich beruft: das „Journal des savants“ ist der Typus, der ihm vorschwebt; das Ziel die autoritative Leitung des wissenschaftlichen Lebens. Darum muss das Institut „Eigentum und Veranstaltung des Königlichen Gouvernements sein, damit dem gelehrten und schriftstellerischen Treiben selbst ein fester, an den Staat geknüpfter Mittelpunkt im Königreiche und

1) „Die Maximen des Journals der deutschen Literatur“ (Vermischte Schriften II, 393) möchte ich an das Ende des Jahres 1806 nach Abschluß der Phänomenologie setzen. Daß Hegel damals an Heidelberg dachte, zeigt der Brief an Schelling vom 23. Februar 1807 (Briefe I, 89ff.).

im Reiche verschafft werde". Politik ist auszuschließen. Das Napoleonische Element, das wir als einen so starken Einschlag in Hegels Entwicklung erkannten, erhält durch diesen Plan eine neue Beglaubigung. Die mehrgliedrige Leitung des Instituts hält er fest, aber das Komitee selbst wird den Charakter einer Staatsbehörde, eines Zensurkollegiums tragen, und der Redakteur nichts sein als sein geschäftsführendes Mitglied. Ja, Hegel hält es sogar für unerläßlich, daß nicht nur das Mitgliederkomitee von der Regierung selbst ernannt werde, sondern daß sich in ihm auch Mitglieder der obersten Behörde für den öffentlichen Unterricht, sei es in unbestimmter oder in festgesetzter Anzahl, befinden. Die Aufgabe des Redaktionsausschusses wird, wie in dem Jenaer Plan, wesentlich in der Auswahl der für die Kritik bestimmten Bücher bestehen. Mitglieder werden vor allem die Berliner Gelehrten sein, jedoch ist die Zuziehung auswärtiger vorgesehen. Wenn dieser oberste Gerichtshof für das geistige Leben diejenigen Werke, deren Kritik für den Fortschritt desselben Bedeutung hat, mit unbedingter Autorität auswählt, so wird andererseits die Kritik in voller Öffentlichkeit ausgeübt werden; und zwar im Gegensatz zu der Gewohnheit der herkömmlichen Anonymität der Literaturzeitungen. Das Ganze ist eine Sozietät, welche der Akademie parallel geht. Der Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß diese selbst die Wissenschaft vorwärts führt, während jene nur Kritik an der Produktion ausüben will. Ein Gegensatz zu der Akademie der Wissenschaften ist in dem Berliner Entwurfe noch nicht bemerkbar. Ausdrücklich bringt Hegel eine Mitwirkung von Universität und Akademie in Vorschlag; ein Beweis, daß der Plan noch aus der Zeit stammt, als er auf die Erfüllung des Versprechens Altensteins, ihm eine Stelle in der neuorganisierten Akademie zu geben, hoffen konnte.

Gans' Anteil an der Gründung.

Indes fand man im Ministerium nicht den Mut, mochte man nun das Risiko scheuen oder anderen Erwägungen folgen, um auf so weit gespannte Pläne einzugehen. Da war es Gans, der den Stein ins Rollen brachte. In Paris, auf jener Studienreise für eine Weltgeschichte des Rechts, zu der ihm die Regierung die Mittel gegeben[1], traf er im Herbst 1825 mit Herrn von Cotta, dem Fürsten der deutschen Verleger, zusammen und fühlte sich hochbeglückt, als dieser ihn fragte, ob er nicht in Geschäftsverbindung mit ihm treten wolle und vielleicht noch sonstige Pläne und Unternehmungen habe. Gans erwiderte, er habe einen recht umfassenden Vorschlag; nur würde es zu weitläufig sein, ihn hier in Frankreich vorzutragen; er bitte daher, ihn auf seiner Rückreise nach Berlin vor-

1) Über den Umfang und die Tiefe dieser Studien erzählte man sich in Berlin eine boshafte Geschichte. Gans habe sich auf der Pariser Bibliothek arabische Handschriften vorlegen lassen, bei denen er eifrig studierend gesehen worden sei. Da sei der Bibliothekar zufällig hinzugetreten, habe dem in das Pergament Vertieften über die Schultern gesehen und ihm darauf die Handschrift umgekehrt, mit der höflichen Bemerkung: „Mein Herr, Sie haben es so bequemer!" Felix Eberty, Jugenderinnerungen, S. 268ff. Se non è vero, è ben trovato.

legen zu dürfen. Es war die Idee der Jahrbücher: im Dezember, so erzählt Gans, habe er sie Cotta in Stuttgart vorgetragen und dieser ihm sofort Vollmacht gegeben, in Berlin weiter zu verhandeln. Hier habe nun Hegel allerhand Zweifel und Bedenken geäußert. Letzteres wird in der Tat durch die Korrespondenz beider bestätigt. Denn das Hauptstück in Hegels Plan, die Staatsanstalt, war ja durch das Anerbieten Cottas herausgebrochen. Wenn Hegel sich dennoch darauf einließ, so tat er es offenbar, weil er auf die Regierung nicht mehr rechnen konnte. Im übrigen aber ward das Institut ganz nach seinen alten Ideen eingerichtet, mit Ausschuß, Generalsekretär und Abteilungsredakteuren. Gans erwarb sich das Verdienst, im Herbst 1826 mit gewohnter Rührigkeit die Werbungen in Jena, Leipzig, Erlangen und München auszuführen und mit Cotta abzuschließen. Vor allem glückte es ihm, Schwierigkeiten, die sich unverhofft von seiten der bayrischen Regierung einstellten, durch seine geschickte Taktik aus dem Wege zu räumen. Es war die Zeit, wo man sich in München mit der Überführung der Universität von Landshut nach der Residenz trug; auch dort verband man damit die Absicht, ein literarisches Organ der neu organisierten Landeshochschule zu gründen, und gerade Cotta war als Verleger dafür in Aussicht genommen. Der König (es war schon Ludwig I.) hatte diesen persönlich aufgefordert und Friedrich Thiersch als Abgesandten, kurz bevor Gans kam, nach Stuttgart gesandt. Cotta war dadurch in große Verlegenheit geraten, da er seinerseits mit dem Gedanken umging, eine literarisch-artistische Anstalt in München zu errichten. Um die verschiedenen Interessen zu vereinigen und das eigene zu wahren, schlug er darum den Berlinern vor, beide Institute zu verschmelzen. Gans ging darauf ein, forderte aber zunächst den Abschluß mit Berlin; er werde dann nach München reisen, um die beiden Rezensieranstalten als einen gemeinsamen deutschen Gerichtshof mit zwei Senaten zustande zu bringen. Es war, möchte man sagen, der Weg, den Bismarck und Rudolf Delbrück im Herbst 1870 zur Herstellung der deutschen Einheit eingeschlagen haben: Eintritt in den Bund mit bayrischem Reservatrecht. Indessen war die Meinung Gans' nicht so ernstlich, wie die unserer Staatsmänner von 1870, auf die Vereinigung gerichtet. Er rechnete damit, daß die Bayern nichts zustande bringen würden; wie es denn in der Tat kam: sie blieben außerhalb, und erst zehn Jahre später ist auch eine Münchener Literaturzeitung erschienen. Hegel aber faßte die Aussicht, die ihm Gans von Stuttgart her eröffnete, wirklich in dem Sinne einer geistigen Einheit der Nation auf, d. h. einer Unterwerfung des Südens unter den norddeutschen Staat, dem er diente; sowie er ja den Berliner Plan auf das Ziel der Beherrschung Deutschlands durch Preußen gerichtet hatte. „Und so stehen uns denn", schreibt er, „desto herrlichere Aussichten bevor, höheren, welthistorischen Stils, die Vereinigung des südlichen Deutschlands, das auf seinen eigenen Beinen gegen uns hochgesinnt treten wollte, und des nördlichen Deutschlands — eine Vereinigung, die schon aufs Würdigste begonnen, und von um so

gründlicherer Wirksamkeit sein muß, als für die patriotischen Bayern — somit auch insbesondere für Thiersch — solch ein Vorzeig ein Panier ist, dem sie gern und patriotisch, ja selbst mit Enthusiasmus zu folgen sich gedrungen fühlen".

Mitarbeiter der „Jahrbücher".

Mit dieser Ausbreitung des Unternehmens war man aber über die Grenzen der Partei selbst hinausgegangen, und von Anfang an waren alle Verhandlungen in diesem Sinne geführt worden. Mindestens die Neutralen, zum Teil auch wohl die Gegner oder die Rivalen sollten zur Teilnahme eingeladen werden. Wenn man an Göttingen nicht rührte, so war man in Leipzig, Jena, Erlangen, München, Heidelberg, Halle, Königsberg, und wo man sonst noch Anklang zu finden hoffte, um so eifriger. Auch außerhalb der Universitätskreise und der wissenschaftlichen Grenzen selbst suchte man Mitarbeiter zu gewinnen; denn auch die Sphäre der Kunst sollte trotz des Titels mit hineingezogen werden. Varnhagen ward sogleich in Anspruch genommen. Mehr noch bemühte sich Hegel um die Gewinnung Goethes; und in der Tat gelang es, dem Alten in Weimar das Versprechen, gelegentlich einen Aufsatz zu schicken, abzulocken. Auch Wilhelm von Humboldt, August Wilhelm Schlegel, Boisserée, Stägemann und andere sagten zu; daneben Leuchten an den Universitäten, wie Baer und Bessel in Königsberg, Thibaut und Creuzer in Heidelberg, Gesenius in Halle, und viele andere. In Berlin machte man eine große Erwerbung an Böckh, der, wie wir wissen, durch sein Verhalten gegenüber Keyserlingk das Wohlwollen der Partei gewonnen hatte; er folgte aber dem Rufe mehr aus Diplomatie als aus persönlicher Neigung. Schmerzlich mußte es ihm sein, daß er darüber mit Niebuhr zerfiel, der den Schritt fast als Verrat auffaßte. Auch Bopp und Hirt, die schon immer Freunde Hegels gewesen waren, sagten ihre Beteiligung zu. Unter den jüngeren Philologen ferner Gottfried Bernhardy, der sowohl Böckhs wie Hegels Schüler gewesen, 1823 sich habilitiert hatte und 1825 Extraordinarius geworden war. Dieser hatte dem Hegelschen System sogar Eintritt in seine Wissenschaft gewährt; seine „Syntax der griechischen Sprache", die er noch in Berlin ausarbeitete, war, nicht zu ihrem Vorteil, von Ideen des Philosophen beeinflußt.[1]

Michelet.

Mit Bernhardy rückte bereits die jüngere Generation aus der Schule in die Front. Hier sind vor allem zwei spezielle Schüler Hegels zu nennen, welche, wie sehr sie im übrigen von einander abweichen mochten, doch in der Verehrung des Meisters übereinstimmten: Karl Ludwig Michelet und Heinrich Gustav Hotho. Beide waren Berliner, Fabrikantensöhne, und leibliche Vettern, als Knaben Spielgenossen, denn sie waren nur anderthalb Jahre auseinander, und beide kamen von juristischen Studien her, die sie in Berlin begonnen hatten. Hotho beendigte die

1) Über Bernhardy, dessen eigentliche Wirksamkeit Halle angehört, wohin er 1829 als Ordinarius kam, siehe A. D. B. II, S. 462 (Eckstein); Schrader II, passim; R. Volkmann, Gottfried Bernhardy. Unter den Anstellungsakten des K.-M. mehrere Eingaben Bernhardys, die für ihn sehr charakteristisch sind.

seinen in Breslau; Michelet aber blieb die ganze Zeit über in Berlin, genoß also lediglich die Einwirkungen der historischen Schule. Auch bei Schleiermacher hat er viel gehört, zumal dessen philosophische Vorlesungen, und nach seiner eigenen Angabe tiefe Eindrücke davon empfangen, welche er übrigens auch bei Savigny nicht leugnete. Aber sie alle übertraf doch Hegel, dessen Kollegia er von dessen ersten Semester ab belegte, und der ihn bald aus seiner Fachwissenschaft herausholte. Michelet hat seinen Lehrer niemals verleugnet; bis in sein höchstes Alter, nahezu sieben Jahrzehnte, hat er seine Philosophie an unserer Universität vertreten. Ja er war fast rechtgläubiger als der Meister und bestätigte dadurch nur das historische Gesetz, das in der Geschichte jeder Sekte wiederkehrt. Denn so wie er die Lehre der Immanenz des schaffenden Gedankens weiterführte, wäre Hegel selbst ihm schwerlich gefolgt; so etwa wie ein Osiander Luthers Rechtfertigungslehre in einer jede Toleranz und jede Gnade gegen Andersfühlende ausschließenden Weise entwickelt und zu dem einzigen Pfeiler seiner Konfession versteift hatte. Auch die Taktik Hegels, der es sich gelegentlich nicht übel nahm, mit den Wölfen zu heulen, war nicht die seines Schülers. Michelet fehlte die kühle Ruhe, die überlegene Ironie, mit der sein Lehrer das Spiel der Narren mit ansah, die den Weltgeist, den unaufhaltsam dahinschreitenden, in seinem Gang aufhalten wollten. Sein Hugenottenblut trieb ihn zum Angriff. Er konnte es nicht erwarten, daß der Gedanke sich aus sich selbst entwickele. Unaufhörlich war er bemüht, den Avancierriesen mit den Götterschuhen anzutreiben.[1] Mit seiner Philosophie löste er schlechthin alles, was sich ihm im Lauf eines Lebens, das drei Menschenalter umspannte, in Staat und Gesellschaft entgegenstellte. Während der deutschen Revolution, der Höhezeit seines Lebens, veröffentlichte er Schriften zur Unterrichts- und zur Verfassungsfrage, über die gesellschaftliche Frage in ihren Beziehungen zum Freihandel und über die gesellschaftliche Frage überhaupt; er machte Vorschläge zur Umgestaltung der deutschen Universitäten und über die Einrichtung der Berliner Bezirksvereine. Als dann 1866 der Weltgeist Deutschland in eine andere Ecke dirigierte, als diejenige war, in die Michelet es gewünscht hatte, versuchte er seinen Lauf ein wenig zu korrigieren, in einer Schrift, die er „Preußens Bestimmung und Aufgabe“ titulierte. Auch persönlich gab er dem Lenker der preußischen Geschicke seinen Rat und ließ sich, als er „scheinbar“, so sagt er, keine Berücksichtigung fand, nicht abhalten, ihn vor dem Frieden mit den Ultramontanen zu warnen. Auch für die Vergangenheit,

1) Bezeichnend für dies Verhältnis Michelets zu Hegel ist ein Zusatz, den er sich zu einem seiner berühmtesten Sätze gestattet hat: „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden. Mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug“ — so der Meister. Michelet setzt hinzu: „Die Philosophie ist aber auch der Hahnenschlag eines neu anbrechenden Morgens, der eine verjüngte Gestalt der Welt verkündet“. Lehrreich auch für den Abstand des Stilgefühls bei dem Lehrer und dem Schüler.

und ebenso für die äußerste Zukunft der Menschheit durch die fernsten Jahrtausende hin bot ihm sein System den Schlüssel. Alles stellte er unter Beweis, brachte er unter die Formel, die ihm der Lehrer gegeben hatte, und die er unermüdlich und weder durch den Widerspruch, den er auf allen Seiten fand, noch durch die Monotonie seiner eigenen, immer im Kreise sich umdrehenden Dialektik je erschüttert anwandte.

Es gehörte freilich ein so unverwüstlicher Optimismus wie der seine dazu, um bei allen Hemmungen, die er auf seinem langen Lebenswege fand, den Gleichmut zu bewahren. Denn er geriet allmählich mit aller Welt auseinander: mit seinen Vettern Hotho und Jordan, wie mit Lichtenstein, der ihm als Schwager Hothos ebenfalls verwandt war; mit den Mitkämpfern, einem Rosenkranz, Vatke, und später mit Lassalle; mit Fakultät und Senat; und vor allem mit der Regierung, die ihm Verweise, Verwarnungen und Disziplinaruntersuchungen auf den Hals schickte und ihn sein Leben lang im Vorhof des Extraordinariats stehen ließ. Ihn aber focht das alles nicht an: der Glaube an seine Philosophie und an sich selbst half ihm alles Ungemach ertragen. Die Versetzung auf ein Königsberger Ordinariat, das ihm der Minister antrug, schlug er aus. Ebenso die Geheimratswürde, mit der die Regierung seine höheren Jahre zu schmücken die Absicht hatte. Sein Grundsatz war: aut Caesar aut nihil. Im Sommer 1848 bemühten sich seine freiheitsdurstigen Zuhörer, ihm das Ordinariat auf dem Wege der Petition zu verschaffen; auch diese Chance aber ging, wie bei Beneke, mit dem Ministerium Rodbertus selbst vorüber. Michelet jedoch tröstete sich mit dem Glück seines Hauses, das sich der Tapfere (denn sein Vermögen war gering) durch seine Bücher, seine Vorlesungen und den Schuldienst, dessen Joch er 25 Jahre lang trug, gegründet hatte. Und so blieb er unentwegt, ein Säulenheiliger seiner Philosophie, in seiner Stellung und bei seiner Lehre bis ans Ende seiner Tage, in jedem Semester bereit, über jeden Teil der Philosophie Vorlesungen zu halten.

Hotho. Daß Hotho mit dem hitzigen Vetter nicht zusammenkam, darf uns nicht wundernehmen. Denn größere Gegensätze, als die beiden sie darboten, ließen sich nicht denken. Was Michelet abging — Ruhe und Überlegung, Takt und Geschmack — besaß Hotho fast im Übermaß. Die Wissenschaft, die er sich als Spezialgebiet erwählt, drückte sich in seinem eigenen Sein und Wesen aus. Er war nicht bloß Ästhetiker, sondern auch Ästhet; er besaß nicht nur Sinn für Formen, sondern auch Zartsinn: eine heitere und harmonische Natur, warmherzig und anhänglich, leicht gerührt, gesellig, begeisterungsfähig — im Kreise der Freunde, in der Stille des Hauses; aber auch empfindlich gegen jeden rauheren Luftzug, und dann von einer Zurückhaltung, welche diejenigen, die sie traf, Leute wie etwa Michelet, denen das Herz auf der Zunge saß, recht sehr verletzen konnte, vielleicht mehr, als Hotho selbst es wollte. Es waren die Lebensformen, welche er im Hause des kunstverständigen Geheimrats Uhden traf, dessen anmutige Tochter

Luise er als Gattin heimführte. In der Lehre Hegels wurzelte auch er ganz fest. Aber ein Kämpfer war er nicht. Er war selbst der geborene Geheimrat. Wie sein Vetter sich in den Staub der Arena zu begeben, die Lehren des Meisters in den Regionen des Rechtes oder der Religion zu verfechten oder auch nur spekulativ weiter zu entwickeln, lag ihm fern. Er baute sich auf dem von dem Lärm des Tages ganz abliegenden Felde der Ästhetik und der Kunstgeschichte an. Hier bewährte er seine Tugenden und Gaben: feine Beobachtung und sorgsame Stoffbehandlung. Weite Reisen in den Hauptländern der künstlerischen Kultur vertieften ihm Blick und Wissen. Sie kamen zumal seinen Studien über die deutsche und niederländische Malerei zugute, die den Hauptgegenstand seiner Produktion bildeten. In den Vorlesungen traktierte er nicht bloß die bildenden, sondern auch die redenden Künste: er zuerst hat Kollegia über die Heroen unserer Literatur gehalten, über Lessing, Schiller und Goethe; auch über die Romantik, deren Geist und Bildung er in jüngeren Jahren in sich aufgenommen, und aus der ihn gerade Hegels Kunst- und Lebensauffassung herausgeführt hatte. Auch äußerlich gestaltete sich sein Leben harmloser als das Michelets. Weiter als bis zum Extraordinarius hat freilich auch er es nicht gebracht; er ward es bereits 1829, nachdem er sich 1827 habilitiert hatte, und zunächst mußte er durch Lehrvorträge über allgemeine Literaturgeschichte an der Kriegsschule seine schmal bemessenen Einkünfte ergänzen. Aber in der Museumsverwaltung fand er einen Wirkungskreis, der ihm genugtat. Er hat ihr, zuletzt als Direktor des Kupferstichkabinetts, über 40 Jahre angehört.[1]

9. Kämpfe der Theologen.

Hegel und die Theologie.

In den Jahren, in denen wir stehen, war das Verhältnis zwischen den beiden Vettern noch ganz leidlich; wie überhaupt die Risse und Spalte, die sich innerhalb des Lagers der Hegelianer bald auftun sollten, kaum sichtbar waren. Fest geschart stand die Partei um ihren Führer. Sie hatte es allerdings nötig, und nicht bloß,

1) Über Michelet vergl. die Geschichten der Philosophie von Überweg, Zeller, Falkenberg; ferner E. H. Schmidt, „Michelet und das Geheimnis der Hegelschen Dialektik“, vor allem aber seine eigenen Erinnerungen, „Wahrheit aus meinem Leben“, Berlin 1884. Über Hotho A. D. B. XIII, S. 191 (Prantl); „Unsere Zeit“, N. F. Jahrg. X, 2. Hälfte (1874), S. 66. Ferner die Schilderung, die er selbst von dem Gang seiner Bildung gegeben hat, in den „Vorstudien für Leben und Kunst“. Ein Vergleich dieser autobiographischen Skizze mit Michelets Selbstbekenntnissen läßt den Gegensatz zwischen beiden, der sich schon in den Titeln kundtut, aufs deutlichste erkennen. Während Michelet von Gott und der Welt, von Herkunft und Ahnen, von Amt und Familie, von Freund und Feind berichtet, nichts von seinen Kämpfen, den Niederlagen und den Triumphen, übergeht und dem Leser nicht einmal die Toaste erspart, die er bei den Erinnerungsfeiern für sich und seinen Lehrer gehalten hat, gibt Hotho in seinem Buche eigentlich gar keinen Bericht über sich selbst, sondern eine an einem dünnen biographischen Faden sich hinziehende Analyse des Mozartschen Don Juan. In diese legte er eine Fülle ästhetischer Betrachtungen hinein, hinter der die Persönlichkeit fast verschwindet.

weil sie so klein war, sondern weil sich nun auch auf der Gegenseite eine Gruppe zusammenfand, welche den Kampf gegen sie aufzunehmen entschlossen war. Die Empiriker, alle diejenigen, welche die Dogmatik ausschlossen und sich nur an der Kette der exakt und geduldig erarbeiteten Tatsachen vorwärts zogen, blieben so gleichgültig wie bisher. Aber die Theologen, denen das Dogma, so gut wie den Philosophen, nach Pflicht und Beruf am Herzen lag, konnten nicht wohl auf die Dauer das Vordringen einer Partei ruhig mit ansehen, welche bereits den Fuß in ihre Fakultät hineingesetzt hatte.

Nun hatten freilich beide Gruppen einen gemeinsamen Feind: den Rationalismus, der in den Provinzen, besonders in Halle, noch herrschte, in der Berliner Fakultät jedoch niemals Aufnahme gefunden hatte, und der auch von Hegel seit seinem Bruch mit Paulus heftig bekämpft wurde. Auch hatte das Bestreben der neuen Philosophie, das Bestehende zu konservieren, das Vernünftige darin nachzuweisen und herauszuheben, eine gewisse Verwandtschaft mit den Richtungen, welche innerhalb der Kirche sich den zersetzenden Kräften entgegenstemmten. Vollends der neutralisierenden Politik, welche in den Unionsversuchen des Königs lag, kam Hegel mit seinen Bestrebungen offenbar entgegen. Aber gerade diese Politik war der Partei, welche auf Erneuerung des religiösen Lebens drängte, unleidlich, eben wegen ihrer vermittelnden Tendenz, die ihren Anhängern weder kalt noch warm zu sein schien. Die autoritäre Form, in der der Friede vom Thron her verkündigt wurde, trieb sie an, die alten Unterscheidungsmerkmale, die eine frühere, um die Form des Glaubens unbesorgte Zeit verwischt und fast vergessen hatte, wiederhervorzusuchen und in ihrer alten Schärfe festzustellen. Hegel mochte das Dogma rundum anerkennen; er mochte sogar nachweisen, daß er weit orthodoxer sei als die Gegner, oder daß diese (wie er es Tholuck aufstach) ihren Glauben mit Beweisen unterbauten, die sie aus dem Arsenal des Rationalismus selbst entlehnt hatten, — er machte es dennoch keinem unter ihnen recht. Es half ihm nichts, als er Göschel, einen der Führer auf der rechtgläubigen Seite, zum Freunde gewann und in den Jahrbüchern dessen „Aphorismen“ als die Morgenröte des Friedens zwischen Glauben und Wissen, als ein Gotteszeugnis, abgelegt vom Christentum über die Philosophie, freudig begrüßte. Das Mißtrauen der kirchlich Gesinnten gegen den Philosophen blieb bestehen. Der Gott des Evangeliums, den sie predigten, war sein Gott doch nicht; jedenfalls predigten sie ihn mit anderen Worten. Ihnen genügte es keineswegs, das Dogmengerüst und die alten Formen in Kultus und Verfassung aufrechtzuerhalten, so energisch sie immer dafür eintraten: das, was ihrem Glauben die eigentliche Farbe gab, was das rechte Salz ihrer Partei wurde, war das subjektive Element der Frömmigkeit, welches im 17. und 18. Jahrhundert zur Auflösung der erstarrten Kirche das meiste getan hatte, jetzt aber wieder mit der Orthodoxie aufs engste zusammenwuchs. Ein Beweisen der göttlichen Allmacht und Weltregierung, wie die Hegelianer es wollten, galt ihnen schon als Felonie. Nicht mit menschlichem

Witz wollten sie den Höchsten ergreifen, nicht den Gott der Philosophen anbeten, sondern einen vertrauten Helfer in allen Nöten des Leibes und der Seele gewinnen. Und wenn sie auch für sich das Recht in Anspruch nahmen, in Apologie und Polemik, in ihrer Auffassung der Kirchengeschichte wie in der Exegese der Heiligen Schrift und der Erklärung aller Dogmen rationalistische Gründe und Methoden mit heranzuziehen, so unterwarfen sie diese doch immer dem letzten Zweck, den sie verfolgten, und den sie zum Pfeiler ihrer wissenschaftlichen Arbeit, oder was sie so nannten, machten. Der ganze Stil ihrer Frömmigkeit war ein anderer als derjenige, den die Hegelianer unter den Theologen innehielten. Ihr Thema blieb auf der Kanzel wie auf dem Katheder, in ihren gelehrten Büchern wie in ihren populären Traktaten die Darstellung des erniedrigten oder sich selbst erniedrigenden Herzens in seiner Hingabe an die Gnade des Erlösers; das ganz Persönliche blieb die Note, die sie anschlugen. Sie wollten nicht die Ruhe haben, welche der Philosoph bewahrte, sondern gerade die Unruhe des Herzens, nicht das Ergreifen des Höchsten mit dem Begriff, sondern mit dem Gefühl, mit einem Wort jenes Abhängigkeitsbewußtsein, in dem Schleiermacher die Grundform christlicher Religiosität erblickt, und das Hegel eine Hundereligion genannt hatte. Und dazu der Trieb nach Ergebung in den höchsten Willen, der mit der Selbstzufriedenheit des Philosophen, welcher alles auszurechnen verstand, schlechterdings nichts gemein hatte. Das war es, was sie von jenem unterschied. Hier rächte es sich an Hegel, daß er von dem Hauche der Romantik niemals umwittert war. Er selbst wurzelte noch in der Aufklärung, gegen die er einen Tholuck aufrief.

Verhandlungen über De Wettes Nachfolger.

Das Schlimme war nur, daß der Friede in der theologischen Fakultät, der vor Hegels Ankunft nahezu hergestellt war, seit De Wettes Ächtung bereits wieder aufgehoben war und jede weitere Berufung und Beförderung den Hader immer aufs neue entfachte. Schwer ward es überhaupt für den Minister, Ersatz für den Verjagten zu beschaffen. Zunächst versuchte er es, noch im Oktober 1819, bei Winer in Leipzig und Karl Immanuel Nitzsch[1] in Wittenberg. Aber an beiden Stellen holte er sich einen Korb. Ein Jahr lang gönnte er dann sich und der Ministerialkasse, welcher die Vakanz sehr zuträglich war, Ruhe. Erst im November 1820

1) Nitzsch hätte sich vielleicht gewinnen lassen, aber den gewissenhaften Mann hielten zwei Bedenken zurück: einmal die Besorgnis, daß er zur Exegese des Alten Testamentes nicht tauglich sein werde, da er pflichtgemäß gestehe, daß er das Hebräische bloß zum theologischen Hausgebrauch getrieben habe und von den semitischen Dialekten so viel wie nichts wisse, zweitens die Zusage an das Wittenberger Direktorium, sich dem Seminar fürs erste nicht zu entziehen Er müsse daher wünschen, daß für ihn neben Heubner ein gutgesinnter, tätiger und gelehrter Stellvertreter gefunden werde, der in diesen offenen Acker besser und mehr als er säen möge. Der Minister scheint danach von ihm Abstand genommen zu haben, vielleicht bestimmt durch Süvern, der auf Grund einer Rezension der Wegscheiderschen Dogmatik in der Hallischen Literaturzeitung, deren Verfasser Nitzsch sein sollte, sehr scharf gegen ihn aussprach. Auch Heubner hatte Bedenken geäußert. Süvern an Altenstein, 8. Dezember 1819 (Geh. St. A., Rep. 92, Altenstein B., Nr. 28).

wandte er sich der Frage von neuem zu, indem er die Fakultät um Vorschläge ersuchte. Diese machte es, wie wir es von der Berufung Neanders her kennen. Indem sie eine Reihe von Namen nannte, unter anderen Kosegarten in Jena und Gesenius in Halle, blieb sie bei zwei Kandidaten stehen, den beiden Jenaer Kirchenräten Schott und Baumgarten-Crusius, Gelehrten von mehr vermittelnder Richtung. Alttestamentler war keiner von beiden. Indessen äußerte die Fakultät zu diesem Punkte, daß sie dies Bedürfnis durch zwei junge Gelehrte, die bereits in Berlin seien, zu decken hoffe; es sei aber auch für Moral und Exegese des Neuen Testamentes noch eine Kraft nötig. Der Minister entschied sich schließlich für Schott. Marheineke, dem der Jenenser Kollege persönlich bekannt geworden, übernahm die Vermittlung, und Schott schien nicht abgeneigt zu sein, seine sehr behagliche Stellung an der kleinen thüringischen Universität mit dem großen Berlin zu vertauschen. Sein Ehrgeiz war aber auf eine Verbindung des Amtes mit einer Predigerstelle, womöglich als Universitätsprediger, gerichtet, wie er sie in Jena bekleidete. Dies konnte ihm nun Altenstein, der persönlich an ihn schrieb (30. April 1821), nicht versprechen. Indessen war er ihm im übrigen sehr willfährig. Er gab ihm Hoffnung auf die Leitung des homiletischen Seminars, dessen Einrichtung er plante, und versprach ihm das in dieser Zeit sehr ansehnliche Gehalt von 2000 Talern. Die Aussichten, Schott zu gewinnen, stiegen, als im Sommer der Staatsrat Schultz gelegentlich seiner Ferienreise persönliche Erkundigungen einzog und günstig an den Minister berichtete. Im September aber trat ein Ereignis ein, welches die Gedanken der Berliner wieder von ihm ablenkte. Der Domprediger Stosch schied aus dem Leben, und man faßte den Plan, diese Stelle mit dem Lehrstuhl an der Universität zu vereinigen. An Schott aber war dabei nicht zu denken. Er war ein stiller, friedfertiger Gelehrter, dessen Predigten gut memoriert und nicht ohne Geschmack und Klarheit sein sollten, der aber im übrigen ein Mann ohne Welt war, ängstlich, befangen, und mit gewissen äußerlichen Absonderlichkeiten behaftet, die ihn zum Prediger vor einem Hof und einer Berliner Gemeinde unfähig machten[1]. Eylert, der an sich gegen Schott nichts gehabt hätte, seine Geschicklichkeit, seine Schüler zu tüchtigen Lehrern der evangelischen Kirche zu bilden, vielmehr lobte, war es wohl, der den

1) Über die Verhandlungen mit Schott eine Reihe Akten im K.-M. IV, 5, VII. Über die Mängel des Vortrages spricht sich besonders Propst Neander aus, der ihn persönlich kannte. „Kirchenrat und Professor Schott ist mittlerer Statur. Er spricht in einem nicht unangenehmen Tenor, jedoch ist die Deklamation nicht frei von einer gewissen Isotonie. Zu bedauern ist, daß er sich angewöhnt hat, die Stirnhaut immer auf- und niederwärts zu ziehen und mit den Augenlidern — welche, wie die Stirnhaut, eine ganz besondere Beweglichkeit haben — zu blinzeln, sie auch während des Sprechens zuzudrücken, so daß selbst diejenigen, die ihn gern hören, um den Eindruck seines Vortrages nicht schwächen zu wollen, nicht auf ihn zu sehen geneigt sind. Seine Gestikulation ist einförmig und nicht ohne Befangenheit, welche in seinem äußeren Benehmen überhaupt habituell geworden ist“. Man wird es danach der Berliner Regierung nicht übel nehmen, daß sie auf den würdigen Gelehrten als Prediger nicht mehr reflektierte.

Minister jetzt besonders beriet und ihn auf einen für die Doppelstellung am Dom und an der Universität geeigneten Kandidaten aufmerksam machte. Es war Gerhard Friedrich Abraham Strauß, ein Landsmann Eylerts, der ihn schon in seinem Bericht vom Februar mit zwei andern geistlichen Herren aus dem Westen, dem Konsistorialrat und Professor Müller zu Münster und dem Konsistorialrat und Professor Beckhaus zu Marburg, besonders empfohlen hatte[1]; er schilderte ihn als einen der talentvollsten und geistreichsten unter den jetzt lebenden Geistlichen, der besonders die Gabe der Beredsamkeit besitze und mit unwiderstehlicher Gewalt auf das Herz seiner Hörer und Leser wirke. Altenstein ging auf diesen Vorschlag ein, wie es scheint, ohne längeres Bedenken. Schon am 26. Dezember 1821 ward die Bestallung für Strauß als vierten Berliner Hof- und Domprediger und ordentlichen Professor der Theologie bei der Universität ausgefertigt, mit einem Gehalt, welches aus beiden Stellen nicht weniger als 3000 Taler betrug.[2]

Berufung von G. F. Abr. Strauß.

Aus einem Pfarrhaus zu Iserlohn (geboren am 24. September 1786) hervorgegangen, war Strauß, der seine Studien in Halle und Heidelberg gemacht hatte, seit 1809 als Pfarrer zu Ronsdorf bei Elberfeld, später bei der lutherischen Gemeinde in Elberfeld selbst tätig gewesen. Auch in Berlin ist er geblieben, was er war: Prediger und Seelsorger, in seiner Gemeinde wie auf dem Katheder und im Seminar. Die Einflüsse, die er in Halle, wo doch wohl Schleiermacher, sowie in Heidelberg, wo Daub und Schwarz seine Lehrer gewesen sein werden, erhalten, hatten auf seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht weiter eingewirkt; denn auch in Berlin hat er davon nichts verlauten lassen. Die wenigen Publikationen, die man von ihm besitzt, gehören durchweg der praktischen Sphäre an, in der er sich sein Leben lang bewegte. Er war bekannt geworden durch eine Schrift, die er im Jahre des Sieges, 1815, unter dem Titel „Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen“ veröffentlicht hatte, und die in den „Abendglockentönen. Erinnerungen eines alten Geistlichen aus seinem Leben“ einen späten Nachhall gefunden hat. Sein mildgesinnter Pietismus gewann ihm die Gemüter und machte ihn nicht nur zu einem eindrucksvollen Prediger, sondern auch zu einem gern gehörten Universitätslehrer. Seine Vorlesungen waren von Anfang an gut besucht. Diesen Ton brachte er auch in die Fakultät. Niemand war weniger zum Kämpfer veranlagt als er; in der Fakultät wie im Senat, wie auch im Examen vertrat er stets

---

1) Müller war früher in Breslau gewesen, in der Exegese und Dogmatik, Kirchengeschichte, Moral und Homiletik, wie Eylert sagt, bewährt. „Er ist ein edler, fester, christlicher Mann und hat ein vortreffliches Donum docendi, eine Hauptsache auf der Universität, wo das lebendige Wort am meisten wirkt und leider oft am meisten fehlt“. Auch Beckhaus bekommt eine gute Note als ein besonders in der Exegese des Alten Testamentes gut beschlagener Theologe, wie auch als ein guter christlicher Prediger. „Er ist ein Mann in seinen besten Jahren, und fromm in seiner Gesinnung, wie exemplarisch in seinem Wandel, bei einer heiteren Gemütsstimmung vorzüglich geschickt, Jünglinge zu bilden und an sich zu fesseln“.

2) 1482 Taler 14 Groschen und 8 Wispel Getreide für die Stelle am Dom und 1500 Taler als Professor. — Altenstein an Strauß, 9. Januar 1822; K.-M. IV, 5, VIII.

die sanftmütigsten Ratschläge und Beschlüsse. Dies war nicht immer leicht in einem Kreise, der so von Streit und Hader erfüllt war, wie der seiner Kollegen. Und recht konnte er es eigentlich niemand machen, zumal in den späteren Jahren, als Hengstenberg die Fakultät zur Hochburg der Orthodoxie erhoben hatte. Ludwig von Gerlach, dessen Familie er nahe stand, nennt ihn einmal halbherzig. Aber Strauß meinte es wirklich gut und betrieb das Amt des Seelsorgers bei den Armen seiner Gemeinde wie bei den Studenten ernsthaft und eifrig. So hielten auch seine Kollegen mit ihm gern Frieden. Auch Schleiermacher lächelte mehr über ihn, als daß er ihm eigentlich böse sein konnte.[1]

Dieser Ausgang der Verhandlungen zeigt uns recht die Abwandlung, welche die Auffassung des theologischen Studiums seit der Gründung der Universität erfahren hatte; denn, wie wir uns erinnern, der Stifter der Fakultät selbst hatte von einem Lehrstuhl für die praktische Theologie ganz abgesehen; er hatte es für weit richtiger gehalten, daß die praktisch-pädagogischen Interessen von denen, die sich mit den theoretischen Disziplinen befaßten, nebenher gepflegt würden.[2] Aber die veränderte Richtung in Staat und Kirche forderte den neuen Lehrstuhl, weil ihr die Erziehung zum christlichen Leben als das Ziel sowohl des Unterrichts wie der Forschung selbst erschien. Immerhin mußten doch die theoretischen Fächer besetzt werden, sei es auch nur, um auch in ihnen den praktischen Zweck zur
H. Olshausen. Geltung zu bringen. Zumal die Stellung, welche die Heilige Schrift in der protestantischen Kirche einnahm, forderte die Exegese ihrer Bücher. Bisher hatte man wenigstens für das Neue Testament neben Schleiermacher und De Wette eine Hülfskraft gehabt in Hermann Olshausen, dem Preisträger vom Reformationsfest, der 1818 Repetent geworden war und sich 1820 habilitiert hatte, im Herbst 1821 aber als Extraordinarius nach Königsberg versetzt wurde. Auf ihn, den Holsteinischen Pastorssohn, hatte früher Neander, noch mehr als Schleiermacher, Einfluß gehabt; er hatte die kirchenhistorische Richtung seiner Studien bestimmt. Olshausen war aber auch ihm bereits 1820 unter den Händen weggeglitten und der noch frömmeren Richtung anheimgefallen, der er in seinen späteren Stellungen immer mehr gefolgt ist.[3] Für ihn fand sich in seinem Landsmann Friedrich

---

1) Von seinen Schriften mögen noch genannt sein: „Helons Wallfahrt nach Jerusalem, 109 Jahre vor der Geburt unseres Herrn“. 1820 ff.; „Taufe im Jordan aus dem zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche“ (anonym erschienen im Jahre 1822); dazu mehrere Bände Predigten. Die Professur hat er bis 1859 bekleidet. 1836 Wirkl. Oberkonsistorialrat, 1850 Mitglied des neu geschaffenen Oberkirchenrats, 1856 Oberhofprediger, gestorben am 19. Juli 1863. Außer den autobiographischen Schriften vergl. Neue Evang. Kirchenztg. 1863, 63 ff; A. D. B. XXXVI, S. 532 (G. Frank); Bachmann, Hengstenberg, II, 19, und eine Reihe interessanter Aufzeichnungen in Ludwig Gerlachs Tagebüchern, passim.

2) Vergl. das Gutachten Schleiermachers vom 20. Mai 1810, I, 221.

3) Geboren am 21. August 1796 zu Oldesloe, hatte er seine Studien in Kiel begonnen und seit 1816 in Berlin fortgesetzt. In Königsberg blieb er, seit 1827 als Ordinarius, bis 1834, wo er

Bleek,[1] der 1818 Repetent geworden war, ein Ersatzmann, der in Schleiermachers und De Wettes Schule wurzelte und also einer kritischen Behandlung mehr zu Worte verhalf. Sein Name ist mit der Exegese des Neuen Testamentes verknüpft, der die wenigen Schriften, die er publiziert hat, wie die meisten Vorlesungen, die nach seinem Tode herausgegeben worden sind, angehören, während er in Berlin auch über das Alte Testament häufig gelesen hat. Für das alttestamentliche Seminar aber hatte man noch einen besonderen Dozenten bei der Hand, den jungen Friedrich August Gottreu Tholuck. Bleek.

Tholuck. Herkunft und Erziehung.

Tholuck kam ganz von den orientalischen Sprachen her. Er hatte sie schon getrieben, als er noch auf dem Magdaleneum in Breslau war: Hebräisch und Arabisch, Persisch und Armenisch; auch an das Sanskrit und selbst das Chinesische hat er sich damals herangewagt; ja einmal hatte er sogar ein Buch gekauft in einer Sprache, die weder ihm noch dem Händler bekannt war, und die sich ihm nachher als das Malayische entpuppte. Auch die europäischen Sprachen vernachlässigte er nicht. Sein Tagebuch, das uns einen tiefen Einblick in seinen Entwicklungsgang gewährt, war selbst eine Musterkarte seiner Sprachstudien; er führte es in einem wirren Durcheinander von Englisch, Französisch, Polnisch, Holländisch, Persisch und allen möglichen Sprachen — außer der deutschen; für die wenigen Seiten, die in seiner Muttersprache geschrieben sind, hat er hebräische und griechische Buchstaben verwandt. Denn er wollte alles auf einmal umfassen; was ihm unter die Hand kam, las er durch, völlig ohne Anleitung und ungeregelt, und nichts gründlich. Den Keim zu dieser Leidenschaft (denn Leidenschaft war alles, was Tholuck trieb) mögen die phantastischen Vorstellungen gelegt haben, welche die Lektüre von Reiseromanen und Rittergeschichten in der Seele des armen Knaben weckte. Zu einer Welt, die er sich mit den bunten Gestalten seiner glühenden Phantasie anfüllte, sollten ihm seine Studien den Weg bahnen. Er hoffte als Dolmetscher in irgendeinem Gesandtschaftsbureau unterzukommen; und das sollte nur der Anfang einer Laufbahn sein, die er sich nicht glänzend genug ausmalen konnte. Daheim umfing ihn Armut und sittliches Elend. Die Mutter, deren zehntes Kind er war, verlor er gleich nach der Geburt. Von der Stiefmutter, die der Vater ehelichte, als die erste Frau kaum im Grabe ruhte, miß-

---

nach Erlangen ging. Dort ist er schon 1839 gestorben. Seiner Berliner Zeit gehören die beiden kirchenhistorischen Arbeiten an, die Preisschrift „Über Melanchthons Charakter aus seinen Briefen“ 1818 und eine Auswahl der Quellen der alten Kirche, 1820/22. Die spätere Richtung, die aber, wie gesagt, schon in Berlin unter Tholucks Einfluß begann, zeigt gleich der Titel seiner nächsten Schrift: „Die Echtheit der vier kanonischen Evangelien aus der Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte erwiesen“. Herzog, Realenzykl. XIV³, S. 366 (L. Pelt), A. D. B. XXIV, S. 323 (Sieffert).

1) Geboren am 4. Juli 1793 zu Ahrensbrök in Holstein als Sohn eines Kaufmanns, studierte er in Kiel 1812 Philologie und Theologie, seit 1814 in Berlin. A. D. B. II, S. 701 (Kamphausen); von demselben der Artikel in der Realenzykl. III³, S. 254.

handelt, fand er bei diesem keinen Schutz. Im zwölften Jahr nahmen sie ihn vom Gymnasium fort und brachten ihn bei einem Goldschmied unter; und nur das Ungeschick, das der Kurzsichtige bewies, führte ihn wieder in die Schule zurück. Aus dem Dunkel dieser Existenz sehnte er sich hinaus in die Welt der Hohen und Mächtigen, von deren Glanz ihn der Jammer des Lebens, den er täglich schneidender empfand, fernhielt. Glühender Ehrgeiz wurde so der Grundzug seines Wesens.[1] Dabei war er ein schlechter Schüler, weder bei den Lehrern noch bei den Mitschülern beliebt. Diese nannten ihn die Blindschleiche, und nicht bloß wegen seiner Kurzsichtigkeit, sondern wegen seines scheuen und gedrückten Wesens; die Lehrer aber ärgerte er durch Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit, wie durch Schulversäumnisse, die er oft tagelang ohne Grund ausdehnte. Auch darüber hat das Tagebuch bezeichnende Geständnisse. „I am hated of Manso", heißt es einmal darin; und wenn wir das greuliche Latein, das noch schlimmer ist als das Englisch, lesen, wundern wir uns nicht, daß ein Mann wie Manso keine Freude an diesem Schüler hatte. Der aber ließ sich dies wenig anfechten, wenn er nur einen kleinen Kreis Gleichgesinnter für sich hatte. Einen solchen zu erobern, dahin ging all sein Sehnen. Es waren aber die Vornehmen und Reichen, an die er sich drängte, und um deren Freundschaft er buhlte, mit tausend Schmeicheleien und einer Zudringlichkeit, die sich durch nichts abschrecken ließ. Schließlich gelang es ihm, ein paar solcher Freunde zu finden: als ersten den Sohn des Regierungspräsidenten in Oppeln, Schröder, einen hübschen und guten Jungen; durch diesen zwei Söhne des damaligen Regierungsdirektors in Reichenberg, Neumann, desselben, der dann Regierungsbevollmächtigter an der Breslauer Universität geworden ist; ferner August Wenzel, den späteren Chefpräsidenten des Oberlandesgerichts in Ratibor, den bekannten Politiker zur Zeit der neuen Ära; und auch ein Adliger, von Kinsky, ließ sich einfangen.

An die Laufbahn, die ihn später zu Ruhm und Ehren führen sollte, hat Tholuck damals nicht gedacht. Im Hause der Eltern war ihm die Religion in den gröbsten Formen entgegengetreten. In der Konfirmandenstunde imponierte er durch sein Wissen; er selbst aber lachte über den Versuch des Pastors, die Auferstehung zu beweisen. In seinem Tagebuch erscheint Gottes Name oft genug: wenn er ein Exerzitium schreiben muß oder auf ein Lob Mansos hofft, oder in der Angst vor einem Gewitter oder einer Feuersbrunst, oder wenn er sich Geld wünscht und neue Kleider, oder wenn einer seiner Freunde ihm ein gutes Wort gegönnt hat. Wenn er sich aber enttäuscht fühlt, so ergreifen ihn Zorn, Verzweiflung und Haß. Jeder Tadel kann ihn zur Wut treiben. Als ihm sein Vater

---

1) Als Sechzehnjähriger fürchtet er: „que je n'excellerai un jour moins, que je resterai toujours une des créatures médiocres, et la médiocrité est quelque chose de cruel pour moi". Und darunter: „Verzweifle keiner!"

einmal bei Tisch Grobheiten gesagt, weil er eine Zwiebelsauce nicht essen will, denkt er gleich an Selbstmord. Meist freilich war es nur ein Spiel mit dem schrecklichen Gedanken; einmal hat er aber doch schon am Strick gehangen, und nur, weil er riß, kam er davon; und noch Jahre hindurch, bis in die Berliner Zeit hinein, hat ihn diese Wut gepackt. Zu einer Vertiefung und Reinigung dieser Stimmung führte erst das Verhältnis zu jenen vornehmen Freunden. Nicht er hat sie bekehrt, sondern sie ihn. Es waren die Jahre, in denen das christliche Leben allgemein reger wurde, die mystische Religiosität sich auszubreiten begann; und gerade in den gebildeten Kreisen, wir sahen es, war diese Bewegung am stärksten. Aber noch in seiner Abiturientenrede hat Tholuck Jesus und Mohammed nebeneinandergestellt und ihnen, wie Moses, den indischen Mano, den persischen Zoroaster und den chinesischen Confucius vorgezogen. Als er zu Michaelis 1816 die Universität in Breslau bezog, ließ er sich bei der philosophischen Fakultät einschreiben; er dachte nur an die Fortsetzung seiner orientalischen Studien. Eben sie waren es, die ihm den Gedanken eingaben, nach Berlin zu gehen. Mitten im Semester, im Januar 1817, kam er dorthin. Es war aber gar nicht die Universität, die ihn anzog; sein Plan war vielmehr wiederum, einen hochgestellten Freund zu gewinnen, diesmal keinen Mitschüler, sondern Seine Excellenz den Herrn von Diez, ehemaligen Gesandten zweier preußischer Könige an der Pforte, der sich seitdem durch seine türkischen Studien einen Namen in der orientalischen Philologie gemacht hatte. Tholuck hatte keine andere Empfehlung als einen Brief, den er selbst aufgesetzt hatte, und den er dem alten Herrn persönlich überreichen wollte. Seine Absicht aber war, sich ihm nicht nur als Amanuensis anzubieten, sondern ihn, den Junggesellen, geradezu um die Adoption zu bitten. Das Geld zu der Reise war ihm von einem Kaufmann, der mit ihm nach Berlin hatte gehen wollen, dann aber in Breslau geblieben war, geborgt. Und so steht er eines Morgens in der Winterkälte vor der Gitterpforte des großen Parkes in der Mühlenstraße, wo der wunderliche Einsiedler haust — um zu hören, daß der Herr Geheimrat seit zwei Monaten krank sei und der Arzt alle Besuche verboten habe. Da packt es Tholuck, er selbst hat es erzählt, wie mit dämonischer Gewalt. Also doch kein Gott!, so ruft es in ihm, und wie betäubt wendet er sich der nahen Brücke zu, um einem Dasein ein Ende zu machen, das keinen Wert mehr für ihn besitzt. Jedoch der Diener, der ihn abgewiesen, ist, erschrocken über den verzweifelten Ausdruck im Gesicht des Jünglings, ihm nachgegangen; er bringt ihn zurück vor seinen Herrn,[1] und das Unglaubliche geschieht: dieser nimmt ihn auf, macht ihn zu seinem Adlatus; ja er setzt ihn, wenn nicht zum Erben seines Vermögens, das er dem Dom übermacht, so doch

Reist nach Berlin zu Diez.

1) So die eine, spätere Erzählung aus Tholucks Mund (Witte, Leben Tholucks, I, 59), von der eine gleichzeitige Niederschrift Tholucks allerdings sehr abweicht; denn darin steht nichts von dieser Szene.

in ein Legat von 200 Talern ein. Nur wenige Wochen freilich dauerte das Zusammenleben. Diez war bereits dem Tode verfallen; er starb im April 1817. Auch jenes Legat kam, da die Erben das Testament mit Glück anfochten, nicht an Tholuck; nur die Wohnung in Haus und Garten wurde ihm noch für ein halbes Jahr gewährt.

Wird Theologe.

Aber sein Leben hatte damit die entscheidende Wendung genommen. Diez selbst, strenggläubig wie er war, hat, so wird man annehmen dürfen, seinen jungen Amanuensis bereits im Januar 1817 veranlaßt, sich in der theologischen Fakultät einschreiben zu lassen. Auch seine äußere Existenz wurde Tholuck gesichert durch eine Unterstützung, die ihm vom Ministerium zuteil wurde. Seine Kämpfe waren darum noch nicht vorüber. Gerade in den nächsten Jahren erschütterten sie ihn oft mit fürchterlicher Gewalt. Aber die Lehrer an der Universität waren es nicht, welche ihm Ruhe und Klärung brachten. Schleiermacher stieß ihn vom ersten Moment an ab. In Marheinekes Vorlesungen glaubte er Gedanken zu finden, die in ihm selbst lebendig geworden. Am innigsten gestaltete sich sein Verhältnis zu Neander. Aber die Ruhe, nach der er suchte, fand er überhaupt nicht auf der Universität, sondern außerhalb ihres Kreises und der Wissenschaft, bei einem geistig Armen, dem Baron von Kottwitz, in dem er die Fülle der Weisheit sah, und den er wie einen Heiligen verehrte.

Bezeichnend für Tholuck ist, daß von dem Moment ab, wo er auf die Bahn profaner Ehren Verzicht leistete und sich der neuen Richtung ergab, sein Interesse an den orientalischen Studien, soweit sie nicht die Theologie berührten, erlahmte, ja sogar in Stunden, wo das Feuer seiner Religiosität in seiner dunkelsten Glut brannte, sich in Abneigung, Haß und Reue gegen das vergebene und seelenmordende Treiben heidnischer Gelehrsamkeit verkehrte. Um so mehr wandte er seine Kenntnisse, seine von der Pracht orientalischer Bilder genährte Phantasie, sein heißes Temperament und seinen nicht erloschenen Ehrgeiz an das Ziel, das er sich gesetzt hatte: den Glauben durch Forschung und Lehre zu betätigen. So etwa wie Ignatius Loyola, dessen Lebensgang auch sonst mit dem Tholucks interessante Parallelen aufweist, sich zum Ritter der Heiligsten Mutter Gottes und ihres Banners geweiht hatte: sobald ihn die Kugel, die ihn zum Krüppel machte, Krieg und Minnedienst aufzusagen zwang. An sich bedurfte dieser Glaube gar nicht der wissenschaftlichen Begründung. Seine Wahrheit stand jenseits aller Beweise und eher im Widerstreit mit den aus bloßer Erkenntnis geschöpften Argumenten; Apologie und Polemik waren die Summe und das Ziel der Gelehrsamkeit, die er brauchte. Aber gerade dafür galt es ins Lager der Gegner einzubrechen, ihnen die Waffen zu entwinden und sie selbst damit zu schlagen. Nicht anders hatte es der Orden Jesu gemacht und in vergangener Zeit manchen Sieg damit erfochten. Nicht um ihrer selbst willen widmeten sich die Verteidiger dieses Glaubens den Studien. Nur die Form lag ihnen am Herzen. Sie brauchten

die Mittel der Erkenntnis, um das Erkennen selbst dem Glauben zu unterwerfen. „Wahrlich", schreibt Tholuck, „wenn der Mensch den Kreispunkt, um den alles Erdenleben sich wendet, aufgefunden hat und sich hineinstellt, so ist es ein hohes Ding um die Wissenschaft, die uns unter allem Volk der Erdkugel einzelne oder Gesamtheiten von Gemütern zeigt, die, ihre Seele zu den Sternen aufbiegend, mit der Sinnenlust und dem Buchstaben des Wissens gleich unzufrieden, den weisen Werkmeister zu erkunden suchen, der im All und im Nirgends seine Stätte baut. Aber wehe dem, der nicht den Mittelpunkt des Kreises alles lebendigen Seins und Bewegens gefunden hat und doch in die Brandungen des Wissens sich hineinwagt. Wenn er ein hohes und reines Gemüt im Busen trägt, so wird ihm alles Sein als ein ewiges Rätsel mit mörderischer Kraft an sein stolzes Herz schlagen".[1]

Habilitiert sich.

Dennoch vernachlässigte Tholuck während der Studienzeit die Orientalia nicht. Aus ihrem Gebiet war die Arbeit, die der Zwanzigjährige im Juli 1820 der theologischen Fakultät einreichte, um den Lizentiatengrad zu erlangen. Sie handelte von der Lehre der „Ssufi", einer persischen Sekte, deren pantheistischen Charakter er durch eine Zusammenstellung aus den Diezischen Manuskripten, die seit dem Tode des Besitzers der Universitätsbibliothek angehörten, entwickelt hatte. Das Gesuch brachte ihm eine Enttäuschung. Er hatte ausdrücklich bemerkt, daß er die Promotion zwecks späterer Habilitation wünsche, ohne jedoch, wie die Statuten vorschrieben, die Fächer namhaft zu machen, über die er lesen wollte. Nun schien aber auch die Dissertation nach ihrem untheologischen Inhalt nicht geeignet, den Verfasser für die Habilitation in der theologischen Fakultät zu qualifizieren. Die Statuten forderten, daß in diesem Falle vorzügliche Zeugnisse mit eingereicht würden, welche ebenso fehlten wie das erforderliche Testimonium morum. Dekan war Schleiermacher, in dem Tholuck bereits seinen Gegner sah. In der Tat erklärte sich dieser gegen die Annahme in der vorliegenden Form. Er forderte die Kollegen auf, dem Antragsteller zu antworten, daß seiner Promotion, falls er die Zeugnisse nachliefere, nichts im Wege stehe, daß aber seine Habilitation Anstand haben müsse, bis die ordentliche Professur für alttestamentliche Exegese wieder besetzt sein werde. Gegen den letzten Vorschlag wandte sich Marheineke. Neander beeilte sich seinerseits, das Zeugnis, so wie es Tholuck nur wünschen konnte, beizufügen. Und da Tholuck nun seine Fächer angab und das Sittenzeugnis nachlieferte, so stand der Prüfung nichts weiter im Wege — wenn sich nur die Examinatoren fanden. Hierzu aber wollte sich niemand von den Ordinarien verstehen; ein jeder erklärte sich für unfähig, in den alttestamentlichen Sprachen zu examinieren. So erhielt Tholuck den Bescheid, daß er sich mit seinem Examen gedulden möge, bis die Fakultät vollzählig geworden sei. Tholuck,

1) Worte des Tagebuches vom 9. März 1818. Witte, I, 158.

der sich fast schon im Besitz der Remuneration wähnte, die ihm der Minister versprochen hatte, war außer sich. Er glaubte, als er das Schreiben las, darin eine List und Bosheit des Dekans erblicken zu müssen. „Schleiermacher schlägt ab — die listige Schlange!“, so der Eintrag in sein Tagebuch. Daß er aber selbst auch nicht der Schlangenklugheit entbrach, bewies er sofort, indem er dem Minister nicht bloß, wie es sein Recht war, den Fall vortrug, sondern ihm dazu noch ein Wort hinterbrachte, das er von Schleiermacher in der Unterredung vom 3. August gehört hatte: „Und wenn Sie Sich ans Ministerium wenden, werden ich und meine Kollegen uns mit Hand und Fuß dagegensetzen, und die Sache wird sich über ein halbes Jahr verziehen“. Offenbar wußte Tholuck, wie Schleiermacher und die Regierung miteinander standen. Er selbst gesteht es in dem Briefe, in dem wir jene Worte lesen, (er ist an Heubner in Wittenberg gerichtet) ruhig ein. „Diese Worte“, so schreibt er, „scheint der Minister übel aufgenommen zu haben; überdies ist mir Süvern sehr gewogen, denn Nicolovius hängt noch zu sehr an Schleiermacher. Nach wenigen Tagen kam die Antwort, die Fakultät solle mich unverzüglich zum Examen zulassen“.[1] Die Fakultät erhielt in der Tat gleich im Beginn des neuen Semesters von Altenstein einen scharfen Verweis und den Befehl, die Prüfung sofort vorzunehmen. Es sei doch wohl, bemerkte der Minister sehr spitzig, vorauszusetzen, daß Doktoren und ordentliche Professoren der Theologie die Prüfung eines Kandidaten auch in den alttestamentlichen Ursprachen würden übernehmen können. Eventuell möge Bellermann hinzugezogen werden. Dagegen gab es keinen Widerspruch, und so ward am 22. November das Examen abgehalten, dem die Promotion bald folgte.

Seine Thesen.

In welchem Geist Tholuck lehren wollte, zeigen die Thesen an, die er seiner Disputation zugrunde legte. Nur die drei ersten mögen hier Platz finden. 1. „Aus dem Charakter der Sprache können stichhaltige Beweise gegen die Echtheit des Pentateuch nicht hergeholt werden“. 2. „Es ist eine verkehrte Meinung, in den Propheten des Alten Testaments nichts Besseres sehen zu wollen als Dichter oder Demagogen des hebräischen Volkes“. 3. „Die durch Heiligkeit ausgezeichneten Männer der Hebräer ragen, wiewohl es beim ersten Blicke nicht so scheint, vermöge ihrer aufrichtigen Frömmigkeit vor den großen und berühmten Männern des gelehrten Griechenlands und des waffenmächtigen Roms hervor“. Es war eine Kriegserklärung nicht bloß gegen den Geist der Kritik, der seit Herder und Semler über dem Alten Testament gewaltet, und in dem De Wette an unserer Universität gewirkt hatte, sondern auch gegen den humanistischen, den klassischen Geist, in dem Humboldts Schöpfung geweiht war. Von diesem Geist hatte der junge Mensch, der ihm kühnen Mutes den Fehdehandschuh hinwarf und sich bald zu

1) Die interessante Stelle hat Hausrath in seinem Richard Rothe, I, 153, mitgeteilt. Die übrigen Quellen bei Witte, I, 174ff.

seinem Historiker aufzuwerfen wagte[1], nie einen Hauch verspürt.[2] Aber auf die Stimmung, die in der Berliner Studentenschaft letzthin Platz gegriffen hatte, verstand er sich vollkommen. Es ist erstaunlich, welchen Einfluß sich der eben Zwanzigjährige unter der theologischen Jugend zu verschaffen gewußt hat. Nun kam ihm seine Kunst, Seelen zu gewinnen, zu statten. Wie er auf dem Gymnasium um die Freundschaft seiner vornehmen Mitschüler gebuhlt hatte, so warb er jetzt um die Seelen der Studenten. Auch hier kam es ihm nicht so sehr auf eine allgemeine und öffentliche Wirksamkeit an, als auf die Gewinnung eines in sich abgeschlossenen Kreises, den der Geist, in dem er sich selig fühlte, ganz durchdrang. Die Fragen, die er stellte, die Art, wie er die jungen Leute aushorchte, öffneten ihm ihre Herzen. Für den pietistischen Charakter der neuen Orthodoxie ist nichts bezeichnender als dies Wiederaufleben der Collegia pietatis, die aufs rascheste ganz Deutschland mit einem Netz gleicher Klubs umspannten und selbst in England und Amerika Anhänger fanden. Erklärlich, daß dieser Eifer bald auch den Vorlesungen Tholucks zugute kam; schon nach zwei Semestern füllten sich seine Auditorien; im Winter 1823, seinem sechsten Semester, las er bereits vor 164 Zuhörern.

Wird (mit Bleek) Extraordinarius.

Allerdings kam Tholuck einem Bedürfnis entgegen; denn die Besetzung der De Wetteschen Professur ward immer weiter hingezögert. Die alttestamentliche Abteilung des Seminars blieb verwaist; und da Schleiermacher sich auch der neutestamentlichen entzog, weil, wie er erklärte, seine übrigen Amtsgeschäfte es ihm unmöglich machten, kam es im Herbst 1821 dahin, daß die Fakultät nicht bloß für Bleek, sondern auch für Tholuck das Extraordinariat zusammen mit der Leitung beider Seminarabteilungen forderte. Der Minister, der statt eines Alttestamentlers einen praktischen Theologen erwählt hatte, konnte nicht wohl anders, als den Antrag bewilligen; jedoch bemerkte er in bezug auf die Leitung des Seminars, daß es nur vorläufig geschehe, und bei der neutestamentlichen Abteilung, daß er den Wiedereintritt des Herrn Schleiermacher bestimmt voraussetze. Seltsam ist, daß diese Bestallung, obwohl sie völlig ausgefertigt im Ministerium liegt, den Ernannten nicht insinuiert worden ist. Noch anderthalb Jahre dauerte es, bis Tholuck, der mittlerweile von Jena her die philosophische Doktorwürde erhalten hatte, öffentlich als Professor anerkannt wurde. Ein wiederholter Ruf nach Dorpat bewog endlich den Minister, ihn mit einem Gehalt von 600 Talern zu befördern;

---

1) Schon im Winter 1823/24 hat Tholuck über die „Geschichte der Theologie im 18. Jahrhundert mit Aufweisung der Grundsätze des Rationalismus und des Supernaturalismus“ gelesen.

2) In dem wüsten Gewirr seiner Jugendlektüre, die im Tagebuch verzeichnet ist, kommen die Namen Schillers und Goethes ganz selten vor; unvermittelt ist er dann plötzlich in die Romantik hineingeraten, die sich ihm mit der Phantastik des Orients verquickte. Als er auf einer Ferienreise im Herbst 1826 in Weimar in dem Park den dem Genius des Orts geweihten Altar mit der Schlange sah, hatte er die Empfindung, „als wenn alle, die ihm begegneten, die entschiedensten Widersacher seiner heiligsten Religion wären“. Witte, I, 319.

während Bleek, dem das Geschick diese Gunst nicht zuteil werden ließ, noch länger warten mußte.[1]

Mit der Mehrheit der Fakultät gegen Marheineke.

Auch das Verhältnis Tholucks zur Fakultät gestaltete sich anders, als der Leidenschaftliche gedacht haben mochte. Entscheidend dafür wurde die Abschwenkung Marheinekes zu Hegel, womit derselbe sich in Gegensatz zu den andern Ordinarien brachte. So mannigfach diese auch untereinander abwichen, waren sie dennoch einig dem Philosophen gegenüber, der die Theologie seinem System unterwerfen wollte. Vollends zwischen dem Pietismus Tholucks und der Philosophie Hegels war eine Verständigung unmöglich; der gemeinsame Gegensatz gegen den Rationalismus war dafür eine viel zu schwache Brücke. So stand Tholuck mit der Mehrheit der Fakultät Hegel gegenüber in einer Front. Überhaupt aber war Schleiermacher dem geistvollen, ja wir dürfen wohl sagen genialischen Theologen gar nicht so abgeneigt, wie dieser glaubte. Denn auch bei ihm nahm die religiöse Erkenntnis einen von der Philosophie abgesonderten Raum ein. Der herrnhutische und romantische Einschlag in seiner Religiosität führte ihn ein gutes Stück Wegs mit Tholuck zusammen, wie sehr er im übrigen auch über die Buchstabenknechtschaft und die unduldsame Lieblosigkeit der neuen Frommen klagen mochte. So trug denn das gute Verhältnis recht bald seine Früchte.

Wird (mit Bleek) zum Ordinarius vorgeschlagen: abgelehnt. Reist nach England.

Bereits im Januar 1825 kam von der Fakultät ein neuer Antrag an den Minister, ihre beiden Extraordinarien zu Ordinarien zu ernennen. Begründet war derselbe zunächst wieder durch die Notwendigkeit, die beiden exegetischen Seminare unter die Leitung von Mitgliedern der Fakultät zu stellen; denn Schleiermacher hatte sich noch immer der Leitung der neutestamentlichen Abteilung entzogen. Der Antrag, der, obschon im Namen der Fakultät, nur wieder von der Majorität unterzeichnet war, wurde abgelehnt; jedoch erhielt Tholuck eine Entschädigung dadurch, daß ihm die bisher verwehrte Reise nach England gestattet wurde, die ihn bis zum Herbst des Jahres von Berlin fernhielt.[2]

---

1) Ein Antrag der Fakultät für den Übergangenen im K.-M. IV, 5, IX; ebenda ein Gegenvotum Beckedorffs vom 27. Juni, der sich auf eine Äußerung Schuckmanns über das nahe Verhältnis Bleeks zu De Wette und Schleiermacher bezieht: „Denn daß jemand zum Lehrer der Gottesgelehrtheit ernannt werde, der der Ermahnung und näheren Beobachtung bedarf, wie der Herr Minister des Innern solches über den Bleek äußert, würde immer ein auffallendes Ereignis sein“. Beckedorff gab anheim, vor der Beförderung die Professoren Neander, Marheineke und Strauß zu einer vertraulichen Erklärung aufzufordern. Diese liegt ebenfalls bei den Akten. Marheineke war, wie früher bei Lücke, für die Beförderung Bleeks an einer anderen Universität. Neander sprach sich ungemein günstig aus; sein Bericht im Urkbd. Strauß brachte es auf einer knappen Seite fertig, den Kollegen ebensowohl zu loben wie sein eigenes Urteil als minderwertig darzustellen. — Zwischendurch hatte Altenstein mit dem jüngeren Kosegarten verhandelt, der sich zur Verfügung gestellt hatte (21. Okt. 1822). Vielleicht hängt die Verzögerung der Bestallung Tholucks hiermit zusammen. Die Sache zerschlug sich. Korrespondenzen darüber im K.-M. IV, 5, IX.

2) Der Antrag der Fakultät vom 18. Januar 1825 in K.-M. IV, 5, XI; Ablehnung am 8. Februar ebenda im Konzept mit sehr vielen interessanten Korrekturen von der Hand Süverns und Schulzes. Die Akten über die englische Reise Witte, I, 354ff.

Hengstenberg. Herkunft und Jugend.

Dadurch war das alttestamentliche Seminar seines Leiters abermals beraubt. Schon aber war ein Ersatzmann zur Stelle — der junge Hengstenberg, der seit dem Herbst in Berlin weilte und gerade jetzt im Begriff war, sich die Lizentiatenwürde zu erwerben. Ihm ist es gelungen, das Ziel, welches Tholuck durch seine Versetzung entging, in wenigen Jahren zu erreichen: er ist der Nachfolger De Wettes geworden. So steil und steinig der Weg gewesen war, auf dem Tholuck sich vorwärts gebracht, ebenso sanft war die Bahn, auf welcher der Pfarrerssohn aus Wetter in Westfalen emporglitt. Ernst Wilhelm Hengstenberg stammte aus einem Hause, in dem seit Generationen die geistlichen Ämter erblich, ja zuweilen gleichzeitig fünf- bis achtfach in der Familie vertreten gewesen waren. Bis in die Reformationszeit und darüber zurück reichte diese Tradition. Der erste Hengstenberg, der auf Luthers Namen ordiniert wurde, war noch ein Würdenträger der alten Kirche gewesen, Kanonikus in Dortmund, zu dessen ersten Geschlechtern die Familie gehörte. Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts haben Hengstenbergs Vorfahren im Rat der alten Reichsstadt gesessen, und sicherlich war schon damals mehr als ein Geistlicher unter ihnen, so daß sich wohl an fünf Jahrhunderte deutscher Kirchengeschichte in der Geschichte des Hauses wiederspiegeln; unser Kollege ist, wenn ich nicht irre, der letzte Geistliche seines Stammes gewesen. Sein Vater, eines Gutsbesitzers Sohn, war, da er früh verwaiste, von zwei geistlichen Oheimen erzogen worden; dem einen, der ihm ein zweiter Vater gewesen, folgte er in der Pfarre zu Fröndenberg, die er später mit dem Stiftshause in Wetter vertauschte. Er hatte in Marburg studiert, in einer Zeit, wo die Kantische Philosophie auch hier eingedrungen war. Was wir von ihm wissen, zeigt uns eine klare, besonnene Persönlichkeit, von einer heitern und verständigen Lebensführung. Er war ein guter Philolog, der seine Klassiker noch als Pfarrer las, ein weltkundiger, dem Leben zugewandter Mann, der die Bekehrung seines Sohnes mit Mißtrauen und Besorgnis sah und sich niemals in die trübe Weltauffassung hinabziehen ließ, in der dieser seinen Ankergrund suchte. Daß er trotz seines Kantianismus an den Überlieferungen seiner Kirche mit Treue hing und zu einer weichen Frömmigkeit neigte, so wie er sie zu Marburg in dem Hause Jung-Stillings kennen gelernt hatte, steht damit nicht im Widerspruch oder ward wenigstens von der Zeit nicht als solcher empfunden; nur eine fälschende Geschichtsauffassung hat in der deutschen Aufklärung nichts als nüchterne Verstandesbildung sehen wollen. Unter solchen Eindrücken wuchs der Sohn auf. Sie wirkten noch in ihm fort, als er im Herbst 1819 siebzehnjährig nach Bonn ging, und solange er dort studierte. Es war die Zeit, wo die Reaktion in Preußen ihren Anfang nahm. Auch in Bonn hatte sie ihre Opfer gefordert; gerade die besten deutschen Männer, einen Arndt und Welcker, hatte sie getroffen; und Hengstenberg kam mitten in die Erregung hinein, welche diese Ereignisse unter den Professoren und Studenten der rheinischen Hochschule hervorgerufen hatten. Auch das Burschen-

Auf der Universität in Bonn; als Burschenschafter.

wesen war dort in Schwung gekommen. Jedoch trug es am Rhein, wohl unter dem Eindruck des Gegensatzes zu dem katholischen Wesen, nicht das pietistische Gepräge, wie in Jena und Berlin, sondern wesentlich nur die nationalen Farben der Romantik, entsprechend der gerade hier lebendigen Erinnerung an den Krieg, der dem Vaterlande seine Grenzmarken und ihren herrlichen Strom zurückgebracht hatte. Hengstenberg nahm mit jugendlicher Lebhaftigkeit an der Bewegung teil; er ging wie die andern im altdeutschen Rock, und sein blondgelocktes Haar, das das sanfte, mädchenhafte Gesicht umrahmte, fiel lang auf seinen Kragen herunter.[1] Seine Doktor-

Promotion.

arbeit, die er nach sechs Semestern vollendete, behandelte einen Stoff aus dem Studienkreise seines Lehrers Freytag, ein Gedicht aus dem Liederzyklus der Moallakah des Amrul Kais; ursprünglich eine Preisarbeit, welche Hengstenberg zur größten Befriedigung der Fakultät löste. An eine theologische Zukunft dachte er damals kaum, wenn er sich auch als Studiosus der Theologie und Philosophie bezeichnete; das Fach, dem er sich zugewandt hatte, waren die orientalischen Sprachen. Sein politischer Eifer war mittlerweile erkaltet, auch seine Haare hatte er geschnitten, und statt des altdeutschen Rocks trug er bereits eine hohe Krawatte und eine Kappe von

Die Bonner Thesen.

schwarzem Tuch; aber ein Pietist war er noch immer nicht. Unter den Doktorthesen waren wohl theologische Sätze, diese aber keineswegs des Sinnes, den er später vertrat. „Die theologische Erklärung des Alten Testaments ist ohne Wert“, so lautet die eine von ihnen. Und wenn eine andere die Ansicht De Wettes über den Pentateuch als falsch bezeichnete, so erklärte eine dritte die Rede des Elihu im Buche Hiob für unecht. In der theologischen Fakultät erregte die erstgenannte These ihres Freimutes wegen Aufsehen und Unwillen. Professor Sack, Schleiermachers alter Schüler, opponierte ex corona; auch Professor Augusti war, wie Hengstenberg nachher erfuhr, zur Opposition vorbereitet gewesen. Er selbst hatte sie nur ungern gewählt; Freytag hatte

Wissenschaftliche Indifferenz.

ihn dazu veranlaßt. Jedoch machte ihm das wenig Kummer. „Hätte man besser bedacht“, schreibt er einem Freunde, „was eine Thesis eigentlich ist, so würde man sich nicht so darüber entrüstet haben“. Und ebenso dem Vater: „Bedächte man, was eine Thesis ist und sein soll, und wüßte man überhaupt, auf welche unschuldige Weise ich dazu gekommen bin, so würde man kein solches Ärgernis daran nehmen. Doch wollen die Herren es nun einmal so nehmen, so sage ich von Herzen: habeant sibi“.[2]

---

1) „Wir haben hier“, schreibt er seinem Vater gleich nach seiner Ankunft, „einen Königlichen Kommissarius und Aufpasser bekommen an dem Herrn Rehfues. Aber der Himmel möge dem armen Menschen gnädig sein, wenn er das Geringste gegen uns Burschen tun wollte“.

2) Bezeichnend ist auch ein Strategem, welches er gegen Delbrück bei der Disputation anzuwenden gedachte. „Vor Delbrück habe ich die meiste Scheu. Sein zartes Gewissen erlaubt ihm nicht, bei irgend einer Promotion zu fehlen, und die Fächer, worin er zu examinieren hat, sind Rhetorik, Poetik und Ästhetik. . . Jede einzelne Frage und die nach ihm einzig mögliche Antwort schreibt er sich auf. Ich habe mir gegen ihn ein eigenes Verteidigungssystem entworfen; ich werde ihm rein aus dem Aristoteles antworten, wenn seine Ansichten auch gar nicht mit den meinen übereinstimmen. Sein hochpoetisches Gemüt wird sich über die rein verständigen Ansichten ent-

Der Ausspruch ist gewiß interessant. Ohne unsererseits auf den Wert solcher Thesen allzuviel zu geben, dürfen wir doch sagen, daß die Art, wie Hengstenberg davon spricht, Mangel an wissenschaftlichem und, was in der Wurzel damit zusammenhängt, an sittlichem Ernst verrät. Übrigens hatte er die philosophischen Studien nicht versäumt. Brandis, dem er neben den genannten Professoren am nächsten stand, hatte ihn auf Aristoteles hingewiesen und Hengstenberg sich an eine Übersetzung der Metaphysik gewagt. Aber ein tieferes Interesse hatte die Philosophie nicht in ihm erweckt. Er selbst hat später gesagt, daß er schon in seinem letzten Bonner Semester die Nichtigkeit der Philosophie erkannt und sich von ihren lästigen Fesseln befreit habe, in der gleichen Zeit, wo ihm auch sein Streben nach politischer Freiheit in seiner Schalheit klar geworden sei. „Ich sah schon ziemlich ein, daß das Streben, worin ich und die mit mir Verbundenen bisher befangen gewesen waren, ein zwar aus einer guten Quelle hervorgehendes, aber doch eitles und nichtiges sei — es fiel mir schwer aufs Herz, daß es Torheit sei, die äußere Freiheit erringen zu wollen, ehe man zur inneren gelangt ist. Ich sehnte mich nach einer Überzeugung, die, auf einen mehr objektiven Grund gebaut wie die bisherige, mich von der unseligen Unruhe befreie und mir eine festere Haltung gewähre, und mit dieser Sehnsucht war auch die Ahnung ihrer Befriedigung verbunden“. Daß solche Stimmungen in der Tat schon in Bonn sich in ihm regten, zeigt ein Bericht, den er dem Vater von einem Festgottesdienst der Brüdergemeinde in Neuwied im Herbst 1822 sandte. Die ganze Feier, schreibt er, sei sehr erhebend gewesen, ganz liturgisch, der Gesang herrlich und von einer guten Kirchenmusik begleitet: „Wirklich, mancher würde von seinen Vorurteilen gegen die Herrnhuter zurückkommen, wenn er einer solchen Feierlichkeit beiwohnte“. Sehr tief sind solche Regungen in der Bonner Zeit jedoch noch nicht gewesen. Es war mehr die Angst, sich in den Irrgängen des Zweifels zu verlieren, die ihn von der Dogmatik wie von der Philosophie abschreckte. Auch in dem Wintersemester, das er nach seinem Abgang von Bonn im elterlichen Hause verlebte, kam er in seiner theologischen Entwicklung kaum weiter. Sein Bonner Lehrer, Freytag, hielt noch immer an der Absicht fest, ihn den orientalischen Studien zu erhalten; er hatte ihm schon im zweiten Semester Hoffnung gemacht, ihn als Begleiter für eine wissenschaftliche Reise, die er nach Frankreich und Spanien plante, zu wählen, und ihm versprochen, bei dem Minister eine Unterstützung dafür auszuwirken. Brandis, der mehr als Freund denn als Lehrer mit ihm verkehrte, hegte die gleichen Wünsche; er hatte sich an der Übersetzung

---

setzen, und so werde ich mir den Pedanten bald vom Halse schaffen“. Hierbei sei auch auf das Urteil eines allerdings sehr scharfen Gegners von Hengstenberg hingewiesen, v. Bohlens, der einmal an Vatke von ihm schreibt: „Daß es nichts mehr hilft, den egoistischen Heuchlern, wie Hengstenberg, den ich von der Universität her als solchen kenne, die Larve abzureißen — o Gott!“ (20. Juni 1836.)

der Aristotelischen Metaphysik beteiligt, die im Sommer 1824 erschien. Beide wünschten Hengstenberg in Bonn als Kollegen zu haben, und nichts wäre dem Vater selbst lieber gewesen. Ebenso unterstützte Rehfues, der Bonner Regierungsbevollmächtigte, diesen Plan; er veranlaßte den Minister, zum Druck der Dissertation, die er mit dem höchsten Lobe bedachte, einen Zuschuß zu geben; und Freytag bemühte sich jetzt bei Altenstein um eine Remuneration seines Schülers zur Vorbereitung für die Habilitation. Hengstenberg sollte dann während der Reise, die Freytag nun doch allein anzutreten gedachte, seine Vorlesungen in Bonn übernehmen. Altenstein war bereit, dem Vielempfohlenen zu helfen; aber er wünschte ihn in Berlin zu haben und stellte beim König im Mai 1823 einen dahingehenden Antrag. Der König aber lehnte diesen ab; und da auch Freytag die Reise nicht bewilligt wurde, so war für Hengstenberg zunächst weder von Berlin noch von Bonn die Rede. Da kam ihm denn ein Antrag aus Basel sehr zustatten.

Nach Basel.

Er sollte Instruktor eines dortigen Privatdozenten im Arabischen werden, des späteren Professors Johann Jakob Stähelin, der älter als er selbst und bereits verheiratet war. Freilich war Basel als Demagogennest in Berlin verrufen; aber das Wohlwollen des Ministers, dem Hengstenberg in seinem Gesuch jede Garantie politischer Wohlerzogenheit gab, half über den Anstoß hinweg. Hengstenberg erhielt die Erlaubnis, die Stelle anzunehmen, unter der Voraussetzung, daß er sich von jeder Verbindung mit den dort befindlichen, der diesseitigen Regierung anstößigen Männern freihalte und überhaupt alle näheren Beziehungen zu der Universität vermeide. Der Aufenthalt war von vornherein nur als Urlaub gedacht; die Stellung in Berlin, welche Hengstenberg der in Bonn vorzog, blieb vorbehalten, und hierfür ward auch eine Unterstützung in Aussicht genommen.

Das Jahr in Basel, vom Herbst 1823 bis dahin 1824, hat Hengstenberg wiederholt als das für seine Entwicklung entscheidende bezeichnet. Jedoch war er später geneigt, seine Bekehrung weiter zurückzuschieben; und wir dürfen wohl eher sagen, daß er dort noch zwischen den Parteien stand. Zunächst suchte er seinen Umgang sogar, trotz der ministeriellen Abmahnung, gerade unter den Verbannten, den alten Gießener „Schwarzen“, Jung, Snell, Seebold und Karl Follen, welche jetzt als Professoren an der Schweizer Universität wirkten; und der angebliche Komplice von Sand gefiel ihm von allen am besten. Auch De Wette, der seit 1822 in Basel Zuflucht gefunden hatte, suchte er auf. Er fand ihn niedergedrückt, zum Teil durch häusliches Unglück, und sein Umgang war ihm nicht erfreulich; jedoch berichtete er dem Vater nichts Ungünstiges über ihn. „In theologischer Hinsicht“, heißt es in einem seiner ersten Briefe, „steht es hier in Basel nicht zum Besten. Die Geistlichkeit ist überorthodox und sehr intolerant; ich habe einige Geistliche besucht, die von nichts als von den Anfechtungen des Teufels und dergleichen sprachen und sogar soweit gingen, zu behaupten, der wahre Christ sei über die Vaterlandsliebe erhaben. Allen diesen Leuten ist De Wette, der bei vielen in großem

Ansehn steht, ein Pfahl im Fleische. Sie behaupten, er sei gar kein Christ, wie ich aus dem Munde mehrerer vernommen habe, und suchen ihn auf alle Weise zu verleumden". Daß die theologischen Ansichten De Wettes nicht allgemein gebilligt wurden, fand übrigens seinen Beifall; die Mittel jedoch, mit denen man ihn bekämpfte, wollte er nicht loben: „Seine Gegner wagen es nicht, offen vor ihn hinzutreten, weil sie sich dazu zu schwach fühlen; sie schleichen im Finstern und suchen ihn zu verleumden oder entweihen die Kanzel durch ihre Polemik. Im ganzen kann De Wettes Hiersein nur wohltätig wirken. Der starre Dogmatismus und der zügellose Rationalismus müssen sich tüchtig aneinander reiben — dann sieht man endlich ein, daß es mit beiden nichts ist, und kehrt zu dem zurück, was allein Befriedigung gibt".

Wendung nach rechts.

Allmählich aber wandte er sich mehr nach rechts. Es waren die pietistischen Kreise Basels, die sich um die Missionsanstalt konzentrierten, welche ihm, wie bereits in Neuwied, Eindruck machten, und deren warmer Eifer ihn, als er an derselben selbst Unterricht zu geben hatte, mehr und mehr gewann. Zugleich fand er, daß weder die politischen noch die theologischen Ansichten der deutschen Lehrer besonders fest gegründet seien, und daß ihr Dogmatismus nicht weniger streng sei als der eines Orthodoxen aus dem 17. Jahrhundert. „Nachdem ich einmal", schreibt er schon im Januar 1824, „das philosophische Fieber glücklich überstanden habe, wende ich mich immer mehr der Geschichte zu und kann daher nicht ihre überspannten Hoffnungen von der Zukunft teilen. Daß es auch in politischer Hinsicht besser werden muß und wird, davon bin ich zwar fest überzeugt, aber getrennt von einer Verbesserung des religiösen Zustandes, der ich freudig entgegensehe, hat für mich die politische gar keinen Wert; ja die äußere Freiheit erscheint mir sogar als verderblich, wenn sie nicht durch die innere [gewährleistet wird], die nur durch die Religion, und zwar nur durch eine geoffenbarte, nicht durch eine Vernunftreligion, von der man zwar hier viel spricht, die aber in Wahrheit gar nicht existiert, bedingt wird". Im Sommer 1824 verstärkte sich diese Stimmung. Der Tod der Mutter, der in diese Zeit fiel, erschütterte Hengstenberg tief. Unter diesem Eindruck schrieb er am 13. Juni einen Brief an den Vater, in dem er bereits den Beruf des Gelehrten als den elendesten von allen bezeichnet, wenn man ihn nicht von einem Standpunkt aus betrachte, dem die Wissenschaften nur Mittel zu höheren Zwecken seien.

Freund Eylert.

In derselben Zeit erhielt Hengstenberg die Nachricht von dem Maiedikt, welches Basel den preußischen Untertanen verbot. Einem andern als ihm würde es kaum gestattet worden sein, trotzdem an der verbotenen Universität zu bleiben. Mußte er doch zugleich hören, daß er an hoher Stelle als alter Burschenschafter verdächtigt worden sei. Aber er hatte einen Freund in Berlin, der den Schild über ihm hielt und alles Unheil abwandte: es war der Bischof Eylert, der als ein Jugendbekannter seines Vaters vermutlich schon die früheren Vergünstigungen

für Hengstenberg vermittelt hatte. In sehr gnädigen Ausdrücken bewilligte das Ministerium, an das sich auch der Vater direkt gewandt hatte, nicht nur den ferneren Aufenthalt in Basel, sondern es gab auch Hoffnung, daß man in Berlin dem jungen Forscher die Wege ebnen würde. Auch die philosophische Fakultät, bei der sich Hengstenberg zunächst zu habilitieren gedachte, machte keine Schwierigkeiten. Am 22. Juli 1824 hatte er ihr sein Gesuch unter Beifügung der Dissertation und der Metaphysik eingereicht, und bereits am 21. August übersandte ihm der Dekan, es war Ideler, die Einladung zu dem Habilitationsaktus für Mitte Oktober. Der Empfang in Berlin entsprach diesen zahlreichen Beweisen des Wohlwollens. Die Habilitation verlief ohne Zwischenfall; der öffentlichen Vorlesung wohnte vom Ministerium der Geheime Oberregierungsrat Johannes Schulze bei; und Neander empfing den jungen Kollegen auf das freundlichste. Gleich am nächsten Tage lud er ihn zu einer großen Gesellschaft ein. Hengstenberg mußte neben ihm sitzen, und sie sprachen den ganzen Abend miteinander. Auch Marheineke lud ihn zu Tisch, nicht ohne Grund, wie der junge Klügling bemerkte, Schleiermacher war, wie gewöhnlich, bei dem ersten Besuch etwas einsilbig; Hengstenberg wollte sich dadurch aber nicht abschrecken lassen; er hoffte es bald zu einer Gelegenheit, ihm nahezukommen, zu bringen. Eigentümlich ist, daß er zu Strauß, zu dem er von der Heimat her Beziehungen hatte, anfangs kein Verhältnis finden konnte. Doch gefiel er ihm bereits besser als sonst: er sei nicht mehr so zeremoniell wie früher. Auch im Ministerium begegnete man ihm ungemein liebenswürdig. Es war ganz in seinem Sinn, wenn Johannes Schulze ihm erklärte, er dürfe nicht bei der philosophischen Fakultät bleiben; Philologen habe man genug, aber an tüchtigen Theologen sei Mangel. Der Geheimrat meinte, er solle seine Vorlesungen mit der Dogmatik beginnen. Als Hengstenberg erwiderte, er halte es für unbescheiden, mit einer ausgebildeten theologischen Ansicht öffentlich aufzutreten, meinte jener, er „müsse sich auf den objektiven Standpunkt stellen, Hegel und Marheineke studieren usw., usw.“ Auch Altenstein versprach seine Unterstützung. Der Rat, den Schulze dem jungen Doktor gab, zeigt uns ebenso, was man von ihm hoffte, wie den Irrtum, in dem man sich im Ministerium über ihn befand. Gerade das erwartete man von ihm, was ihm, der das philosophische Fieber überwunden, völlig gleichgültig geworden war. Auch war es nicht im Sinne Eylerts, und ebensowenig im Sinne Tholucks, der mehr als jeder andere sich um den neuen Kollegen bemühte, und mit dem Hengstenberg bald auf vertrautem Fuße stand. Tholuck brachte ihn mit seinen adligen Kreisen zusammen, unter anderen mit den Brüdern Ernst und Adolf von Senfft, die übrigens längst Beziehungen zum Hengstenbergschen Hause hatten; denn sie waren Pensionäre des Vaters gewesen. Eylert aber führte ihn bei Snethlage ein, der den Vater gleichfalls von Hamm her kannte.

Habilitiert sich in der philosophischen Fakultät. Von allen Seiten umworben.

Soll nach Halle als Vorkämpfer gegen den Rationalismus gehen.

Von den Wegen des Rationalismus wurde Hengstenberg auf diese Weise rasch entfernt. Aber auch die Regierung wollte diese gar nicht gehen; im Gegenteil, gerade jetzt bereitete sie einen großen Vorstoß gegen die Hochburg des Rationalismus, gegen Halle, vor. Den Anlaß hatte die schlimme Geschichte gegeben, welche dort im Frühjahr zu der Massenbestrafung der Studierenden geführt, und in der sich der Führer des Hallischen Rationalismus, Gesenius, so schwach bewiesen hatte. Man wollte nach und nach die dortige Universität von Grund aus restaurieren, schon jetzt aber den dort herrschenden Ansichten solche Dozenten entgegenstellen, die geneigt wären, mit Festigkeit und Entschiedenheit aufzutreten. Und hierzu war auch Hengstenberg ausersehen. So erfuhr er es bei einem Besuch, den er im November dem Dezernenten im Ministerium machte. Schulze eröffnete ihm, daß Thilo wahrscheinlich abgehen werde; damit werde die Exegese des Alten Testamentes frei, und er müsse daher, wenn er sich stark genug fühle, in Halle mit Entschiedenheit aufzutreten, bei dem Ministerium um seine Versetzung dorthin als Privatdozent mit einer festen Remuneration einkommen und als seine Fächer Exegese des Alten und Neuen Testamentes und später Dogmatik angeben. Süvern, mit dem Hengstenberg nachher sprach, fand den Plan vortrefflich; und so setzte Hengstenberg am 24. November eine Eingabe auf, in der er ausdrücklich darauf hinwies, wie wünschenswert es sei, daß ein Dozent, der von der Wahrheit der entgegengesetzten Ansicht überzeugt sei und ihre Verteidigung mit Entschiedenheit ergreife, in Halle durch diesen Gegensatz nützlich werde und sich einen Wirkungskreis bilde. Er hielt es schon für ausgemacht, daß er früher oder später an die Saale kommen werde. Aber die Aussicht zerschlug sich, da Thilo blieb; und so mußte Hengstenberg sich dazu verstehen, das Lizentiatenexamen in Berlin zu machen. Seine Eingabe hierzu, vom 7. Februar 1825, zeigt durch ihre gesalbten Worte, wie weit er bereits in der neuen Richtung gekommen war. Er begründete den Übergang in die theologische Fakultät mit dem Wunsch, alle ihm von dem Herrn verliehenen Kräfte auf die Auslegung des Alten Testamentes zu verwenden, die nach seiner auch von den Mitgliedern der Fakultät gebilligten Überzeugung zur Theologie gehöre.

Bleibt in Berlin. Zum Lizentiaten promoviert.

Die Berliner Thesen.

Es war die Umkehrung seines in Bonn festgehaltenen Standpunktes. In den Thesen, die er bei seiner Promotion am 16. April verteidigte, ist dies ausdrücklich, und sicherlich mit bewußtem Hinweis auf die Bonner Thesen, ausgesprochen. „Zum Verständnis des Alten Testaments reicht die Philosophie nicht aus; es ist ein Gemüt erforderlich, dem Christi Herrlichkeit aufgegangen ist“: so lautet gleich die erste. „Der Sinn des Alten Testaments ist nur einer“: so fährt die zweite fort. Die dritte führt die allegorische Auslegungsweise teils auf den Unglauben, teils auf die Unfähigkeit, den Glauben zu verteidigen, zurück. Die vierte nennt die Messiasidee keine menschliche Erfindung, sondern wahrhaft von Gott stammend. Sie sei bei allen Propheten eine und dieselbe, obschon ihr bei den einzelnen mehr

oder weniger von menschlicher Schwäche anhafte. Und so sind die zwanzig Sätze, die Hengstenberg aufstellt, einer wie der andere eine Absage gegen Kritik und Philosophie, wie sie auch von Tholuck nicht schärfer aufgestellt worden war. Dieser war es offenbar, der Hengstenberg so weit geführt hatte. Mit ihm hatte er schon im März die Wallfahrt nach dem Zion der Berliner Pietisten, nach Wittenberg, gemacht und war hier als ein neuer Bruder in Christo aufgenommen worden. Merkwürdig, wie vertrauensvoll trotzdem die theologische Fakultät, das heißt ihre Mehrheit, Schleiermacher mit eingeschlossen, gegen ihn verfuhr. Am 18. Januar hatte sie den Antrag an das Ministerium gestellt, dem jungen Doktor, der noch vor dem Lizentiatenexamen stand, im nächsten Semester als Vertreter Tholucks die Leitung des alttestamentlichen Seminars zu übertragen; und nach der Meldung zum Examen ersuchte sie den Minister, ihm das Examen zu erlassen. Beides ward abgelehnt, das Verlangen der Vertretung Tholucks sogar unter dem Ausdruck der Verwunderung, wie die Fakultät dazu komme, einem so jungen Manne gegenüber, der weder die Erfordernisse zu einer richtigen Ausbildung künftiger Theologen kenne noch auch die nötige Sicherheit oder Autorität den Studierenden gegenüber erworben habe. Hengstenberg meinte, es steckten die Hegelianer dahinter; und daß dies nicht falsch war, zeigt das Fehlen der Unterschrift Marheinekes unter dem Antrag vom 18. Januar, und daß der Minister, der ihn für zu jung hielt, die Zuziehung des Lizentiaten Böhmer zu dem hebräischen Seminar gestatten wollte. Die Quelle seiner Nachrichten war sein Freund Eylert, der im Ministerium den Antrag der Fakultät unterstützt und sogar eine Remuneration für ihn vorgeschlagen hatte, und der nun von Hengstenberg erfuhr, daß der Dezernent, nachdem er dem Bischof zunächst alle Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches gemacht, hinter seinem Rücken ein geradezu entgegengesetztes Reskript ausgefertigt habe. So war also auch Hengstenberg in die gleiche Stellung gekommen, welche wir Tholuck in der Fakultät wie dem Ministerium gegenüber einnehmen sahen. Er war mit ihm und der Majorität in die gleiche Front gegen die Hegelianer eingerückt. Dem entspricht, daß Schleiermacher noch immer nicht ohne Sympathie für Hengstenberg war, wie auch dieser zunächst ein gutes Verhältnis zu jenem aufrechtzuerhalten suchte.

Die Fakultät will ihm Tholucks Vertretung am Alttest. Seminar geben; der Antrag wird abgelehnt.

Verhältnis zu Tholuck und Eylert.

Ihm selbst mißfiel bei seinen pietistischen Freunden ein Zug, den er bereits in Wittenberg beobachtete: ihre Neigung, sich in dem Kampf um die Agende nicht bloß zurückzuhalten, sondern sich geradezu feindselig zu ihr zu stellen. Darin wollte Hengstenberg ihnen um so weniger folgen, als er seinen Freund, den Bischof, des Königs Vorkämpfer, damit schwer verletzt haben würde, dem in diesem Punkte jede Renitenz, mochte sie von Pietisten oder Rationalisten kommen, verhaßt war; wir bemerkten bereits, daß Eylert im Grunde kein Pietist war; er war ein Mann der Kirche, der Ordnung und der Disziplin.

Hengstenberg selbst geriet, seitdem er mit Tholuck intim war, immer tiefer in die Frömmelei hinein. Seine Briefe aus dieser Zeit und den Jahren, wo er zum Ordinariat gelangte, haben ganz die Tränenseligkeit, die den Pietisten als das echte Zeichen eines wahren Christen galt. Aber es klingt bei ihm nicht ganz echt; und man wird den Verdacht nicht los, daß körperliche Leiden, die zweimal eine Karlsbader Kur nötig machten, auch Beförderungssorgen und die Wechselfälle des Kampfes, in den er mehr und mehr hinein gerissen wurde, dazu beigetragen haben. An Tholucks seelische Erschütterungen reichten seine Kämpfe jedenfalls nicht heran. Viel ernster, viel leidenschaftlicher nahm dieser den Kampf auf. Ihm war die innere Erregung von jeher das Primäre; und damit hängt es wohl zusammen, daß auch seine dogmatischen Formulierungen bisweilen Lücken zeigen, auf welche strengere Freunde, wie Olshausen, Rudolf Stier, und so auch Hengstenberg, ihn oft warnend hingewiesen haben.[1] Und wenn Tholuck später, als die Stürme, welche seine junge Seele erschüttert, sich gelegt hatten, sich mit seinen Hallenser Kollegen ganz gut vertragen und überhaupt von seiner früheren Glaubensstrenge manches nachgelassen hat, so ist auch dies auf das Vorwiegen des ursprünglichen religiösen Empfindens vor dem dogmatischen in ihm zurückzuführen. Umgekehrt war es bei Hengstenberg. Der Ausgangspunkt für ihn war der Verzicht auf die Philosophie, das Erlöschen des philosophischen Fiebers, das Erlahmen des spekulativen Interesses gewesen.

Um so ausschließlicher stellte er sich auf die überlieferte Lehre, den Buchstaben des Bekenntnisses und seine Urkunden. Er sagt jedem Zweifel Valet, weil er nicht zweifeln will. Als sein Vater ihm sein Mißfallen über die zwölfte These aussprach — ein blindes Auge könne nicht erleuchtet werden, wenigstens das Auge des Blindgeborenen nicht — und ihn ermahnte, sich von seiner Umgebung und dem Zeitgeist nicht verfinstern zu lassen, nahm er kein Wort zurück. „Wer sich selbst heilen will“, entgegnete er, „wer die Gaukeleien seiner Einbildungskraft und seines Verstandes für göttliche Wahrheiten hält oder sich von Menschen Heilung verspricht, in irgend einem philosophischen Systeme die Wahrheit zu finden glaubt, der beraubt sich selbst der einzigen noch möglichen Heilung und fährt in seiner Blindheit zum Teufel“. Durch Schaden klug geworden, habe er einen Abscheu vor der Philosophie. „Du glaubst, daß ich dereinst manches anders einsehen würde wie jetzt — wenn Du mich liebst, so wünsche das nicht, selbst wenn Du meine Überzeugung zum Teil für irrig hältst.

1) Vergl. ihre Briefe bei Witte, I, 348ff. Zu ihnen gehörten auch Scheibel in Breslau und Döring, Propst in Jänkendorf bei Niesky, ein alter Freund des „heiligen Barons“, der es Tholuck sehr übel nahm, daß er die Geschichte vom Sündenfall als ein Kindermärchen bezeichnet hatte. Auch Hegel erhob von seinem Standpunkt aus gegen ihn ähnliche Anklagen in der Vorrede zur zweiten Auflage der Enzyklopädie, wo er ihm den Vorwurf des Pantheismus, den Tholuck, wie bereits gebräuchlich, allen Philosophen gemacht hatte, zurückgab und ihm an seiner Auffassung der Trinität nachwies, daß er selbst die rationalistische Denkweise und Methode anwende.

Sollte es dahin kommen — was Gott verhüten wird — so wird mein Ende Verzweiflung und Selbstvernichtung“. Für Tholuck war die Missionstätigkeit die höchste Bewährung christlicher Frömmigkeit. Sein alter Drang in die Ferne kam noch einmal darin zum Ausdruck; da es ihm nicht vergönnt war, unter den Heiden das Reich Gottes auszubreiten, warf er sich um so mehr darauf, unter den Mitchristen Seelen zu gewinnen. Auch Hengstenberg fühlte sich, wie wir sahen, durch die Missionsfreunde in Basel angezogen: aber das vorwaltende Interesse lag für ihn nicht auf diesem Felde. Seine Arbeit galt der Aufrechterhaltung der Kirche, die auf dem Bekenntnis ruhte: wie er dieses in jedem Tüttelchen verteidigte, gerade so wollte er jene in ihrer Ordnung, Zucht und Tradition erhalten. Darum der Kummer, der ihn erfüllte, als er die Wittenberger Freunde um ihres Glaubens willen zu einer Trennung von der Landeskirche geneigt sah. Er berührte sich hierin mit Ludwig von Gerlach, der bald sein vertrautester Mitkämpfer werden sollte. Auch Gerlach war gegen die Zertrennung der Kirche, die er sich, ganz katholisierend, als den mystischen, durch die Welt hin ausgegossenen Leib Christi vorstellte. Es war ein Schmerz für ihn, seine Freunde Thadden und Blanckenburg zur altlutherischen Gemeinde abschwenken zu sehen. Aber er empfand dies tiefer als Hengstenberg, weil er sich ihnen verwandter fühlte und ihnen im Herzen eigentlich recht gab. Gleich ihm hielt Hengstenberg aufs stärkste an dem Begriff der äußeren Kirche fest. Aber wie nüchtern klingt gegenüber jener mystischen Definition Gerlachs diejenige, welche er selbst von dem Begriff der Kirche gibt, als einer auf Einheit der Lehre begründeten äußeren Gemeinschaft! Hengstenberg war mit einem Wort von vornherein skrupelloser und deshalb mehr als jeder andere dazu gemacht, im Vordertreffen zu stehen, die Stöße, die es in dem Kampfe geben mußte, zu ertragen oder auszuteilen.

Von hier aus wird die enge Gemeinschaft, in der wir Hengstenberg mit Eylert finden, verständlich, dessen Einfluß auf ihn wohl sehr hoch zu schätzen ist. Wenn der Bischof seine Lebensaufgabe darin sah, das kirchliche Werk seines königlichen Herrn durchzuführen, so fand er in dem Sohn seines alten Freundes einen Mitkämpfer, wie er ihn brauchte. Allerdings ward es ihm in dieser Frage schwer, ihn zu sich hinüberzuziehen. Der Vater war, wie überhaupt die Geistlichkeit im Westen, ein heftiger Gegner der Agende, und ebenso war der Sohn anfangs ganz gegen sie gestimmt. Die Schrift Marheinekes über die Agende gegen Schleiermacher erregte seine Entrüstung. „Möchte doch auch in Westfalen“, ruft er aus, „die bedrängte evangelische Kirche kräftige Verteidiger finden“. Auch die Aussicht, Bischöfe zu bekommen, stimmte ihn zunächst unglücklich; er meinte, mit der Zeit würde sich der Adel dieser Kirchenämter bemächtigen. Allmählich aber wurde er in dieser Frage, in der Eylert nicht mit sich spaßen ließ, ruhiger. Schon im Herbst 1825 bemerken wir eine Abwandlung, obwohl er an dem Hauptgrundsatz, den Schleiermacher in seinem Pacificus Sincerus ausgesprochen hatte,

noch festhielt; aber er mutete dem Vater bereits zu, ein „gezwungener Freiwilliger“ in der Sache zu werden, und im April 1826 schreibt er: „Ich mag kein Wort mehr darüber hören und lesen“. Offenbar lag in der Idee der Landeskirche selbst, so wenigstens, wie sie sich in der Politik der Regierung gestaltete, bereits die Aufforderung, den religiösen Geist, dessen Gefäß sie sein sollte, einheitlich zu gestalten. Mindestens war die Versuchung für ihren Führer groß, der äußeren Einheit die innere, der der Verfassung und des Kultus die des Dogmas folgen zu lassen. Und nun bot der junge Dozent, der selbst noch nie auf der Kanzel gestanden und kein geistliches Examen gemacht, sondern eben erst vom Philosophen zum Theologen umgesattelt hatte, sich dem Bischof zum Helfer an, um die neu geschaffene Kirche mit dem Geist der Orthodoxie zu erfüllen und alle abweichenden Richtungen, mochten sie nun der Hegelschen oder der rationalistischen Sphäre angehören, fernzuhalten und auszutilgen.

Altenstein will Tholuck nach Halle bringen.

Für einen Mann, der erst im Anfang seiner Karriere stand, war es immerhin ein Wagnis, dem Minister entgegenzutreten, von dem seine Beförderung abhing. Aber Hengstenberg dachte auch gar nicht daran, den Tendenzen Altensteins mit offenem Visier zu begegnen. Es gab sogar manche Punkte, in denen sie sich berührten. So wurde der Plan des Ministers, den Rationalismus in Halle zu brechen, von Hengstenberg und seinen Freunden mit Jubel begrüßt; sie setzten alles daran, um den Minister auf dieser Bahn vorwärts zu drängen. Und daß man im Ministerium jenen Gedanken nicht aufgegeben hatte, zeigte sich im Herbst 1825, als der Tod des alten Knapp, der mehr als 50 Jahre an der Fridericiana gelehrt hatte, als der einzige, der sich von der rationalistischen Methode ferngehalten hatte, Gelegenheit bot, in die geschlossene Phalanx der Hallenser einzudringen. Altenstein bot die Stelle sofort Tholuck an, der soeben aus England heimgekehrt war. Tholuck war darüber nicht sehr froh; er hatte gehofft, in Berlin zu bleiben. Ablehnen aber war schwer. Auch war die Wirksamkeit, die er in Halle finden mußte, sehr groß, denn dort war weitaus die stärkste theologische Fakultät; sie zählte gegen 700 Studenten, meist freilich armes Volk, das wohl von dem billigen Leben an der Saale mehr angezogen wurde als von dem theologischen Ruf der Fridericiana. Nirgends also hatte Tholuck für seinen Seelenfang bessere Aussicht. So nahm er nach einigem Bedenken an; am 4. November gab er Schulze, mit dem er darüber konferiert hatte, die Zusage. Im Ministerium war man mit seiner Politik offenbar sehr zufrieden. In Halle konnte Tholuck als Hecht im Karpfenteich in dem Sinne, wie die Regierung es wünschte, vortrefflich wirken, und in Berlin war man den Heißsporn los.

Tholucks englische Rede gegen den Rationalismus in Halle.

Alles schien aufs beste geregelt, als ein Intermezzo eintrat, das die Angelegenheit aufs äußerste zu verwirren drohte. Tholuck hatte vor seinen eng-

lischen Freunden eine Rede über die Lage des Evangeliums in seinem Vaterlande gehalten, worin er die schärfsten Ausdrücke nicht gespart hatte. Besonders Halle hatte er zum Gegenstand seines Angriffs gemacht. Er hatte die Universität als Ort des Unglaubens bezeichnet: jahraus, jahrein lehrten dort mehrere Professoren, daß Christus ein Mensch gleich den übrigen gewesen sei, zum Teil wohl von der göttlichen Vorsehung geleitet, zum Teil aber auch von schwärmerischen Ideen. „Wenn das die Lehren sind", hatte er ausgerufen, „die man künftigen Hirten der Herde erteilt, wie kann die Herde auf den Weg der Wahrheit geleitet werden!" Die Rede war zunächst in einer englischen Zeitschrift erschienen, und jetzt brachte die Allgemeine Kirchenzeitung in Darmstadt, das führende Organ des deutschen Rationalismus, eine Rückübersetzung mit der Überschrift „Verlästerung Deutschlands im Ausland durch Deutsche". In Halle war man schon an und für sich sehr ungehalten über den Einschub, den der Minister beliebt hatte, zumal da Altenstein die Fakultät ganz umgangen hatte. Man erfuhr davon zum erstenmal durch das Wohnungsgesuch Tholucks, mit dem er einen jüngeren Kollegen, der ihm bereits nahestand, den außerordentlichen Professor Guericke, betraut hatte; und gerade in dem Augenblick, als die Nummer jener Zeitschrift nach Halle kam, in der man lesen konnte, wie der neue Kollege über die Stätte seiner zukünftigen Tätigkeit dachte. Daß man darüber in nicht gelinde Aufregung geriet, nimmt nicht wunder. Auch der Regierungsbevollmächtigte, Herr von Witzleben, teilte die allgemeine Empörung. Indem er dem Ministerium das Blatt mit der Rede einsandte, bemerkte er, daß der Herr Tholuck sich solche Urteile gar nicht erlaubt haben könnte, da er doch sonst den Ruf nach Halle unmöglich angenommen hätte. Er halte es aber für nötig, eine solche Lüge und Verleumdung durch eine öffentliche Erklärung des Angeschuldigten beseitigen zu lassen. Fünf Tage darauf reichte Witzleben noch eine Vorstellung der theologischen Fakultät ein, welche der jüngere Niemeyer verfaßt hatte, die aber von sämtlichen Professoren, auch von Guericke, unterzeichnet war, und hinter der der alte Kanzler Niemeyer selbst stand. Darin erklärte die Fakultät ganz unverdeckt: sie sei zwar berechtigt, eine öffentliche Rüge Tholucks seitens des Ministeriums zu fordern, begnüge sich jedoch mit dieser Vorstellung, und zwar, weil sie erfahren habe, daß Tholuck zum Lehrer der Theologie in Halle ernannt sei. Wohl aber müsse sie gegen einen solchen Mann als Kollegen protestieren. Die Angelegenheit wurde dadurch noch verwickelter, daß einige Wochen vorher eine allgemeine Ministerialverfügung ergangen war, worin die Grundsätze ausgesprochen waren, die nach dem Willen Seiner Majestät für die Leitung der geistlichen Angelegenheiten bestimmend sein sollten. Es war ein Erlaß, der nicht nur für sämtliche Universitäten, sondern auch für die Konsistorien und alle Schulen des Staates galt. Darin war auf die Irrwege hingewiesen, welche von der christlichen Gesinnung und Erkenntnis abzuleiten geeignet seien. Drei Richtungen waren es, vor denen der Minister warnte: die sogenannte mystische, die sogenannte

Protest der Hallenser gegen den neuen Kollegen.

Ministerialverfügung gegen den Mystizismus, Pietismus und Separatismus.

pietistische und mancherlei separatistische Abirrungen, wonach einzelne sich berechtigt glaubten, ihren eigenen Lehrbegriff und danach die Form des Gottesdienstes nach Gutdünken einzurichten und sich von der kirchlichen Gemeinschaft loszusagen. Es war eine Politik ganz im Altensteinschen Stil. Niemals hatte er die Kunst, in der er Meister war, des Balancierens, geschickter betrieben. Jetzt aber drohte sie ihn völlig im Stich zu lassen.

Tholuck in Ängsten.

Auf der andern Seite war auch Tholuck in nicht geringer Angst. Seine Stimmung verrät eine Notiz seines Tagebuchs: „Nun ist wieder einmal die Zeit, wo alles mit Haufen kommt, wo's biegen oder brechen muß. Das sind die wahren Gottesstunden! Was ist der schlimmste Fall? Abgesetzt! Doch ist dies unwahrscheinlich — aber als Extraordinarius ohne Beförderung gelassen, in Verachtung und Hohn. Sollte das so schwer zu ertragen sein, wenn man's mit dem Herrn erträgt?“ In der Tat, dürfen wir sagen, wäre dies Martyrium nicht allzu schwer gewesen. Tholuck aber fürchtete mehr fast als den Ausschluß von der Beförderung eine Anklage seitens der Weimarer Regierung. Denn auch gegen sie hatte er in der englischen Rede schwere Beschuldigungen ausgesprochen, und die Erbitterung war bei dem Generalsuperintendenten Röhr und seinen Freunden nicht geringer als in Halle. Diese Situation muß man im Auge behalten, wenn man die Erklärung verstehen will, die Tholuck am 22. November aufsetzte. Er revozierte seine Äußerungen wenigstens zu drei Vierteln, ja er richtete seine Entschuldigung so ein, daß sie mit der genannten Verfügung des Ministers völlig übereinkam. In der gleichen Reihenfolge, die dort innegehalten war, erklärte er sich gegen jede lieblose Ketzermacherei, gegen jeden Mystizismus, gegen jeden Pietismus und gegen den Separatismus. Er erkannte den Rationalismus als ein System an, welches nicht nur mit Pflichttreue, sondern auch mit Frömmigkeit verbunden sein könne. Er pries den vortrefflichen Knapp, gab aber ausdrücklich zu, daß auch der D. Wegscheider nicht mit Frivolität und Spott, sondern im Tone wissenschaftlicher Untersuchung seine Ansicht vortrage. Selbst der Generalsuperintendent Röhr erhielt das Zeugnis, daß ihm bei allem irregeleiteten Eifer für die vermeintlich gerechte Sache Wohlwollen, ja ein Interesse an theologischen Angelegenheiten innewohne, welches den Amtseifer manches Offenbarungsgläubigen hinter sich lasse. Und noch an demselben Tage schrieb er an Gesenius in Halle in einem Ton, so freundlich und ehrbar, so tolerant und kollegialisch, mit solcher Hochachtung vor Gesenius selbst wie vor dem Doktor Thilo und vor Vater, daß man in Halle durch diesen Brief, den Gesenius ja nicht für sich behalten haben wird, wirklich befriedigt war. Als Tholuck sich zu diesem Schreiben entschloß, wußte er noch nichts von der Eingabe der Hallenser Fakultät; erst danach erhielt er davon Kunde. Und nun benutzte er mit meisterhafter Taktik in einer neuen Erklärung gegen Schulze die Blöße, welche sich die Gegner gegeben hatten. Da er, so schrieb er, bei der rationalistischen Denkweise der Hallenser Professoren und der

Revoziert.

Gibt der Sache eine neue Wendung.

Wüstheit ihrer Studenten offenbar einem Heer von Kränkungen entgegensehe, so sei es an sich gewiß ratsamer, daß statt seiner Herr Bleek nach Halle gehe. „Indes muß ich Ihnen gestehen, während ich bisher nur mit unentschiedenem Mute mich nach Halle dachte, hat nun diese Opposition mich entschieden gemacht. Die Feindschaft gegen das Bessere ist doch so groß, daß ich willig mich als Opfer liefere, wenn ich dadurch etwas Gutes bezwecken kann. Und da die so ganz feindselige Gesinnung so in Masse und so entschieden hervortritt, so muß ich glauben, daß ein Hohes Ministerium sich um so mehr aufgefordert fühlen wird, durchzugreifen". Und nun im Anschluß hieran, dem Leser völlig unerwartet, die Wendung, daß er gar nicht so schlimm sei, wie man ihn sich vorstelle; nicht menschliche Leidenschaft leite ihn; und er sei gewiß, daß die Fakultät ihre Befürchtungen aufgeben werde, wenn sie ihn sehe. Man möge ihn also auf Probe hinsenden. Im Ministerium wurden diese Erklärungen mit Freuden begrüßt. „Würdig und gut", so bemerkt der Minister am Rande der ersten Eingabe. „Zeugt von des Verfassers Reinheit und der sich bewußten Kraft einer würdigen Haltung. Sein Entschluß löblich und achtbar", so zu dem zweiten Schreiben. Wir verstehen die Genugtuung, welche der Minister empfand: er fühlte sich selbst aus der Klemme, in die er geraten war,

Geht nach Halle.

befreit. Die Hallenser Fakultät bekam einen scharfen Verweis, und Tholuck ward, da man in Halle selbst schon von seinem ersten Schrecken und seiner Empörung zurückgekommen war, mit leidlichem Wohlwollen aufgenommen.

Hengstenberg wird sein Nachfolger; Zwiespalt in der Fakultät.

Für Hengstenberg war dadurch die Bahn frei geworden — vorausgesetzt, daß nicht von oben her Steine darauf geworfen wurden. Aber umgehen ließ sich der junge Dozent nicht; schon die Rücksicht auf das alttestamentliche Seminar machte dies unmöglich. So erging denn, unmittelbar nachdem Tholuck seine Zusage gegeben, am 5. November die Anfrage an die Berliner Fakultät, wie sie sich zu der Beförderung Hengstenbergs stelle. Dekan war soeben Marheineke geworden, der unter allen am wenigsten geneigt war, den streitbaren Lizentiaten als Kollegen anzunehmen. Er ließ Hengstenberg kommen und bereitete ihm einen Empfang, der in der Tat nichts Gutes erwarten ließ. Vor kurzem war ein Programm der Hauptbibelgesellschaft erschienen, dessen Verfasser Hengstenberg war. Seinen Namen hatte er „aus gegründeten Ursachen", wie er schreibt, nicht genannt. Der Inhalt war ein Bekenntnis zur Othodoxie ohne Rückhalt. Marheineke fragte nun nach Erledigung einiger Vorfragen, was an dem Gerücht sei, daß er Anteil an jenem Programm habe. Hengstenberg erwiderte, daß er der alleinige Verfasser desselben sei. Worauf Marheineke in seiner brüsken Weise herausfuhr: dann müsse sich sein ganzes Urteil über ihn ändern; er bedaure, daß seine Talente durch die falsche Richtung unnütz gemacht seien; er werde auf dieser Bahn nie ein Theologe, sondern ein gemeiner Christ werden, da weder das Schwelgen in Gefühlen noch das historische Studium, sondern der Begriff den Theologen mache; die Schrift sei unwissenschaftlich und werde in den Provinzen großen Schaden

anrichten. Hengstenberg bewahrte durchaus seine Ruhe. Er erklärte kurz, sein Bestreben gehe dahin, eine klare und geschichtlich begründete Ansicht von den göttlichen Offenbarungen geltend zu machen; eine spekulative Theologie erkenne er nicht an, wenn sie nicht auf historischem Boden stehe. So berichtet er selbst an seinen Vater. Daß die Fakultät in vollem Zwist über die Angelegenheit war, läßt die Antwort erkennen, die sie dem Minister auf seine Anfrage am 21. November gab. Sie beschränkte sich, von der Empfangsbestätigung abgesehen, auf ganze zwei Sätze: „Einem Hohen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten verfehlen wir nicht, nach Aufforderung des verehrlichen Reskriptes vom 5. d. M. über den Lizentiaten Hengstenberg ganz gehorsamst zu berichten. Die mitunterzeichneten D. Schleiermacher und Dekanus wissen nichts Näheres anzuführen. Die mitunterzeichneten D. Neander und Strauß hingegen führen an, daß sich von dem Lizentiaten Hengstenberg nach seiner lebendigen christlichen Überzeugung und seinen Leistungen für die Kirche die Wissenschaft und unsre Universität gewiß viel Gutes erwarten läßt“. Es versteht sich, daß der Minister mit einer solchen Auskunft nicht zufrieden war. Sie sei, reskribierte er, so dürftig, daß das Ministerium sich kein Urteil bilden könne; die Fakultät werde daher beauftragt, ein ausführlicher motiviertes Gutachten einzureichen. Aber auch der neue Bericht, vom 3. Januar 1826, brachte die Meinung der Fakultät nicht zum Ausdruck. Die Herren erklärten jetzt, daß bei der in mancher Hinsicht obwaltenden Verschiedenheit der Ansichten in der Fakultät in dogmatischer Hinsicht nichts anderes übrig bleibe, als die Urteile persönlich zu stellen, wie es in dem letzten ganz gehorsamsten Bericht schon geschehen sei; wozu man auch jetzt noch nichts Neues hinzusetzen könne. Wenn es dennoch zu einer günstigen Entscheidung für Hengstenberg kam, so erreichte er dies durch die Aussicht auf eine Professur in Rostock, die von seinen Freunden Neander und Strauß zu einer dringenden Eingabe an den Minister benutzt wurde; und da nun auch von einer sehr hohen Stelle her, nämlich von seiten des Kronprinzen, seine Sache Unterstützung fand, kam es doch zur Ernennung. Am 28. Januar erhielt er die Nachricht; vom 31. war die Bestallung.[1]

Verschärfung der Gegensätze.

Freilich, das Beste fehlte. Tholucks Gehalt war sofort für andere Zwecke verwandt worden, und so mußte Hengstenberg sich zunächst mit dem Titel und seiner Remuneration begnügen; erst am Ende des Jahres erhielt er die Hälfte von dem, was sein Vorgänger bekommen, 300 Taler. Wenn aber die Herren im Ministerium vielleicht hofften, den starrköpfigen Doktor dadurch am Bändel zu behalten, sollten sie bald enttäuscht werden. Schon zu Ostern 1826 zeigte

1) Die Akten im K.-M. IV, 5, XII; besonders eingehend und interessant die Eingabe Neanders und Strauß' vom 24. Januar 1826; Urkbd. Vergl. dazu die Briefe Hengstenbergs an seinen Vater vom 22. Januar und 7. Februar bei Bachmann, I, S. 258ff.

Hengstenberg aufs neue, wes Geistes er seit einem Jahr geworden war. Die Oktoberverfügung des Ministers hatte, statt den Frieden auf der mittleren Linie herzustellen, die Parteien erst recht auf den Kampfplatz gefordert. Von rechts und links hatten sie Stellung genommen, und eine jede war bemüht, das Programm des Ministers auf ihre Weise auszulegen. In der Darmstädter Kirchenzeitung war ein jubelnder Artikel über die entschlossene Stellungnahme des Ministers gegen die Pietisten, Mystiker und Separatisten erschienen. Dies Urteil erhielt zunächst von seiten des Ministeriums selbst eine Korrektur, die bereits halb und halb einem Rückzuge gleich kam. Es könne, heißt es darin, nicht verschwiegen werden, daß nicht selten mit den Namen Mystizismus, Separatismus und Schwärmerei Richtungen bezeichnet würden, die, weit entfernt, diesen Namen zu verdienen, für echt christlich gehalten werden müßten. Den Orthodoxen aber genügte diese offizielle Richtigstellung nicht. Auch sie unternahmen es, das Programm des Ministers auszudeuten, und wieder war es Hengstenberg, der, von einem Führer der Partei, dem Wollhändler Elsner, aufgefordert, das Werk mit seiner an den hebräischen Texten geübten Interpretationskunst unternahm. Im Ministerium wird man von dieser Auslegung der eigenen Erklärung schwerlich erbaut gewesen sein; denn sie war ungefähr das Gegenteil von dem, was nicht bloß gesagt, sondern auch gemeint gewesen war. Wenn aber Hengstenberg damit auch nicht gerade dem Reiche der Wahrheit gedient hatte, so hatte er doch bewiesen, daß er der Mann dazu war, um eine öffentliche Diskussion zu führen und die Meinung seiner Freunde vor der Welt zu vertreten. Dies war aber bei dem Wachstum der Partei mehr und mehr Bedürfnis geworden. Man durfte nicht länger damit warten, den Organen der Gegner eine eigene Zeitschrift entgegenzustellen. Sie trat nach manchen Vorbereitungen als Evangelische Kirchenzeitung im Sommer 1827 ins Leben, und Hengstenberg hatte damit als ihr Redakteur den Beruf gefunden, in dem er sein Talent voll entfalten konnte.

Gründung der Evangelischen Kirchenzeitung, 1827.

Als Hegel den Gedanken faßte, seine Philosophie durch ein wissenschaftliches Zentralorgan mit einem Schlage zur Herrin des gesamten wissenschaftlichen Lebens zu machen, hatte er dasselbe unmittelbar zur Sache der Regierung machen wollen. Hierauf hatte sich, wie wir sahen, Altenstein nicht eingelassen; aber indem er den Dezernenten für das Universitätswesen, Hegels intimen Freund, in das Redaktionskomitee deputierte, hatte er dennoch Hegels Absicht nahezu erfüllt. In ähnlicher Weise mit der Kirchenzeitung verbunden zu werden, wäre ihm wohl ganz nach dem Herzen gewesen. Aber Hengstenberg und seine Freunde drängten sich gar nicht nach dieser Gunst. Sie wünschten vielmehr ein Organ zu besitzen, welches die Unabhängigkeit gegenüber dem staatlichen Willen, zumal so, wie er in Altensteins Ministerium sich darstellte, behaupten konnte. Hengstenberg wies darum jeden Zuschuß, obschon er ihm von seinen Freunden im Ministerium selbst angeboten ward, ab. Sogar die Portofreiheit, die ihm Tholuck zu erlangen anriet,

wollte er nicht haben. Auch konnte er von vornherein darauf rechnen, daß die finanzielle Frage kaum Schwierigkeiten machen werde; denn viel verzweigter und umfassender als die Hegelsche Partei war die seine. Von allen Seiten kamen freudige Zuschriften, auch aus dem Ausland, wohin Hegel, der in Deutschland selbst nur einen kleinen Kreis beherrschte, kaum reichte. Übrigens trat Hengstenberg, wie wir es auch bei Hegel sahen, zunächst gar nicht mit dem Anspruch auf, lediglich ein Parteiorgan zu bilden. Besonders dem Ministerium gegenüber, ohne dessen Genehmigung die Zeitschrift nicht erscheinen konnte, bemühte er sich, den irenischen Charakter derselben zu betonen. Nicht bloß Männer wie Theremin und Neander, die den Frieden zwischen den Altgläubigen und dem Minister zu erhalten strebten, sondern auch Johannes Schulze und Genossen suchte er dem Unternehmen geneigt zu machen; ja er brachte es sogar fertig, Schleiermacher einen Besuch zu machen und ihn um seine Mitarbeiterschaft zu bitten. Das Mißtrauen Altensteins konnte er freilich nicht überwinden. Die Marginalien, welche der Minister dem Programmentwurf Hengstenbergs beigefügt hat, zeigen deutlich, wie gut er die Tendenz des Unternehmens durchschaute. Aber ein Verbot war nicht tunlich; dafür waren die Freunde des Unternehmens zu zahlreich und standen zu hoch; und die Stellung des Ministers war immer noch nicht befestigt genug, um einen Schritt zu wagen, der ihn auf die andere Seite hinübergedrängt hätte. So gelang es Hengstenberg, alle Klippen glücklich zu vermeiden und sein Schifflein in den Hafen zu bringen.

Elemente der orthodoxen Partei.

Im Ministerium tat Eylert alles für ihn, was er tun konnte, und ebenso arbeitete Theremin ihm möglichst in die Hände. Diese Herren konnten als Vorposten oder Kundschafter der Partei im Lager der Gegner selbst angesehen werden; wie sie ja in der Tat der Reaktion ihre Einsetzung verdankt hatten. Dazu nun die Heerschar der kampfbereiten Genossen. Wittgenstein und Kamptz gehörten allerdings nicht zu ihnen. Für sie war diese Fraktion, die sich lieber neben als unter die Regierung stellte, nicht viel besser als die politische Sekte, die sie zu Boden geschlagen hatten, und deren Führer sie nun als Verteidiger des Altars sahen. Besonders Kamptz widmete den Orthodoxen eine grimmige Abneigung. Seine rationalistische Grundfarbe kam wieder voll heraus. Überhaupt fand man ihre Anhänger weniger in der Beamtenschaft als in der Region des Hofes und auf den Rittersitzen der Provinzen, besonders Brandenburgs und Hinterpommerns, in den adligen Familien, die sich nach alter Tradition, auch ohne Staatsamt, als die geborenen Hüter des Thrones fühlten. Es waren die Senfft und Thadden und ihre frommen Freunde in Hinterpommern, sowie die märkischen Familien Redern, Quast-Radesleben und andere; auch die Prinzessin Wilhelm, Schleiermachers alte Freundin, war jetzt ganz in dieser Richtung, und der Erbe des Thrones selbst fand hier vor allem seine Freunde. In diesen Kreis ward der junge Professor aufgenommen. Sie betrachteten ihn schon ganz als den ihrigen, ja er gewann dort die Gefährtin seines Lebens. Es war eine Tochter des Herrn von Quast

und seiner Gemahlin, einer geborenen von Rohr. Sie war, als Hengstenberg ihr Herz gewann, erst 15 Jahre und noch nicht konfirmiert, wozu sie im Winter darauf in Berlin von Strauß vorbereitet wurde. Von einer tiefen persönlichen Neigung können wir folglich weder bei dem Fräulein noch bei ihrem Bräutigam sprechen. Es war eine Parteisache und typisch für die Verbindung des altpreußischen Adels mit der Geistlichkeit auf dem Grunde der neupreußischen Orthodoxie, welche seitdem fortan der konservativen Partei Preußens das Gepräge gegeben hat. Wie die regierenden Häuser durch Ehebündnisse ihre politischen Allianzen zu befestigen suchten, so erhielt der Bund zwischen dem Führer der Orthodoxie und den preußischen Landjunkern dadurch seine matrimoniale Sanktion.[1]

Hengstenberg erringt im Kampf mit Altenstein das Ordinariat.

Auf eine solche Phalanx gestützt konnte Hengstenberg wohl den Kampf mit dem Ministerium aufnehmen. Seine Freunde waren bereits bedenklich geworden; der Vater selbst machte ihn darauf aufmerksam, daß er noch nichts eigentlich Wissenschaftliches geschrieben habe; und wenn wissenschaftliche Rücksichten obgewaltet hätten, so besaß Hengstenberg gewiß nicht den Anspruch auf die Stelle, die er anstrebte. Aber das war ja nicht der Sinn dieses Konfliktes, sondern die Frage, was in der Fakultät und darüber hinaus in der preußischen Landeskirche vorwalten sollte, ob die von Altenstein begünstigte hegelianisierende Richtung oder diejenige, welche sich auf einen von Spekulation und wissenschaftlichen Prinzipien ganz entblößten Boden stellte. Da sich der Minister nicht rührte, beschloß Hengstenberg, ihm persönlich auf den Leib zu rücken. Im Oktober 1827 erbat und erhielt er die Audienz, in der er um eine Gehaltserhöhung einkam. Die Eingabe, die er auf Wunsch von Altenstein infolgedessen machte, führte zu dem Ergebnis, daß in Berlin selbst eine Anstellung wegen der mangelnden Fonds unmöglich sei; das Ministerium sei aber geneigt, ihn als außerordentlichen Professor mit 600 Talern jährlich nach Bonn zu versetzen. Es wird in der Geschichte unserer Universität selten vorgekommen sein, daß sich ein junger Dozent vor einem Ruf nach auswärts geängstigt hat. Bei Hengstenberg war dies jedoch im höchsten Grade der Fall. Er weigerte sich nicht nur, an seine alte Universität zu gehen, sondern er fürchtete nichts mehr, als daß sich ihm noch andere Gelegenheiten bieten könnten, seiner Wissenschaft außerhalb Berlins zu dienen. Schon nach wenigen Wochen stellte sich ihm in der Tat diese Gefahr von neuem dar. Tholuck ging als Gesandtschaftsprediger nach Rom, und Hengstenberg geriet in die größte Besorgnis, sein Nachfolger in Halle werden zu müssen. Dieser Kelch ging noch an ihm vorüber, da Böhmer von Greifswald dorthin versetzt wurde; der Minister wird sich vermutlich selbst davor gefürchtet haben, den neuen

---

1) In ähnlicher Weise ward Tholucks Verlobung mit Fanny Schmalz, der Tochter unseres ersten Rektors, vollzogen. Zur Ehe kam es nicht, aber auch Tholuck hat später eine Dame von altem Adel, ein Freifräulein von Gemmingen, zum Altar geführt.

Vorkämpfer der Orthodoxie nach dem kaum beruhigten Halle überzuführen, zumal da die Evangelische Kirchenzeitung dort ebensogut wie in Berlin redigiert werden konnte. Kurz darauf starb ein Königsberger Kollege. Und wenn die Gefahr, dorthin zu kommen, nicht groß war, denn schon anderthalb Jahre vorher hatte Altenstein auf die dringende Bitte der Schwiegereltern Hengstenbergs davon abgesehen, wollte der Minister jetzt dennoch dem langen Schwanken ein Ende machen. Den Anstoß gab Eylert, der, durch einen Brief des Vaters Hengstenberg veranlaßt, in einer Sitzung des Ministeriums vom 6. März so unvorsichtig war, seines Schützlings Sache vorzubringen und dabei Worte von seiner ungerechten Behandlung fallen zu lassen. Dadurch brachte er das ganze Ministerium gegen sich auf. Der Minister selbst hielt eine lange Rede, in der er alles anführte, was er für Hengstenberg getan habe, um ihn der verderblichen Partei, in deren Hände er geraten, zu entziehen. Er könne seinem hiesigen Treiben nicht mehr ruhig zusehen. Alle Räte stimmten bei und fanden die Entfernung Hengstenbergs notwendig. „Selbst der gute Eylert“, schreibt letzterer, „ließ sich mit schrecken und bat den Minister, mir die Stelle in Bonn offen zu lassen“. Alles, was zu Hengstenberg stand, bis auf Neander hin, war für sein Bleiben. Vor allem die Schwiegereltern zeigten sich empört über die Aussicht für ihr Töchterchen, dem Manne sei es in den Osten oder den Westen folgen zu müssen. Wirklich ließ Hengstenberg sich auf Verhandlungen, die für den Minister der Propst Neander führte, ein und erklärte, daß er bereit sei, zu gehen. Aber er wollte es nur unter zwei Bedingungen tun: einmal, daß man ihn zum Ordinarius mache, und zweitens, daß man ihm gestatte, die Kirchenzeitung in Bonn fortzusetzen. Im übrigen verhielt er sich völlig passiv. Er hatte, wie man in seinen Kreisen sagte, seine Sache dem Herrn übergeben. Es war gewiß das Klügste, was er tun konnte; wie es ihm denn auch seine intimsten Freunde geraten hatten und er selbst es kaum vor sich verbarg, wenn er sich vornahm, „der Tauben Einfalt mit der Schlangen Klugheit zu vereinigen“. Er durfte sich sagen, daß eine höhere Fürsprache nicht fern sei. Propst Neander hatte ihm zwar gesagt, daß der Versuch, den König und den Kronprinzen ins Spiel zu ziehen, den Minister nur dahin reizen würde, die Beförderung mit allen Mitteln zu verhindern; aber wenn Hengstenberg sich dadurch abhalten ließ, diesen Weg zu verfolgen, so handelten andere Freunde für ihn. Schon Mitte März hörte er, daß Groeben sich an den Kronprinzen gewandt und diesen vermocht habe, Altenstein zur Rede zu stellen, so nachdrücklich, daß der Minister es wohl nicht wagen werde, ihn zu versetzen.

Nun war freilich der Kronprinz noch nicht der König und Altenstein nicht der Mann, vor einem Stirnrunzeln des Thronerben die Waffen zu strecken; wir wissen, wie gut er es verstand, durch Hinhalten seinen Willen zu behaupten. Zunächst ward Bonn, wo jetzt, durch Sacks Abgang, eine Stelle frei wurde, besetzt; Bleek erhielt den Ruf, und zwar als Ordinarius, nachdem er Königsberg

mit Rücksicht auf die zarte Gesundheit seiner jungen Frau hatte ausschlagen dürfen. Er hatte soeben seine wissenschaftliche Qualifikation durch seinen Kommentar zum Hebräerbriefe erwiesen, während Hengstenberg mit seinen „Messianischen Weissagungen“ noch immer nicht zustande gekommen war. Und nun legte sich auch der Senat der Universität ins Mittel, indem er den Minister aufforderte, endlich die seit 9 Jahren erledigte Stelle De Wettes zu besetzen. Daß dieser Schritt im Interesse Hengstenbergs geschehen sei, ist nicht anzunehmen; auch hörte dieser, und zwar durch Bleek, dem es der Minister selbst gesagt haben mochte, daß man im Senat an den Greifswalder Kosegarten denke, der schon 1822 vor Tholuck hatte zurückstehen müssen.

Für Hengstenberg war damit der Moment gekommen, wo es biegen oder brechen hieß; an Entschlossenheit aber fehlte es dem jungen Gottesstreiter nicht. Die Taktik, die er anwandte, war dieselbe, die er bei seiner Bewerbung um das Extraordinariat geübt hatte. Er benutzte einen Ruf, diesmal nicht eine Professur, sondern ein Pastorat, die Superintendentur in Glauchau, die ihm der Patron, Graf Schönburg, einer der vornehmen Führer der Partei, anbot. Mit seinem Buch war er mittlerweile fertig geworden. Am 6. August übersandte er es dem Minister, der schon die gewohnte Badereise nach Kissingen angetreten hatte. Drei Tage darauf folgte ein zweiter Brief, in dem er mitteilte, daß er ganz ohne sein Zutun, durch eine Fügung Gottes, einen Ruf ins Ausland, ins Schönburgische, als Konsistorialassessor, Superintendent und Oberpfarrer mit einem Gehalt von 1200 Reichstalern und freier Wohnung erhalten habe. Für einen Mann in seinen Jahren war das keine schlechte Aussicht, und als er mit dem Schwiegervater auf der Reise nach Karlsbad durch den anmutigen Ort kam, befreundete er sich ganz mit dem Gedanken, sein junges Eheglück dort beginnen zu lassen; zumal da die Absicht, die Kirchenzeitung, und zwar mit Leipzig als Druckort, zu redigieren, nicht aufgegeben war. Altenstein unterließ es, das Schreiben direkt zu beantworten; und auch die Verfügung, die er nach Berlin erließ, war sehr kurgemäß gehalten: er schob seinen Räten die Entscheidung zu. Es war Kamptz, der den Minister in Berlin vertrat. Seinen Einfluß haben wir also in dem Bescheid zu erkennen, welcher Hengstenberg unter dem 2. September gegeben wurde. Nach manchen Worten der Anerkennung ward ihm eröffnet, das Ministerium hoffe, bei dem König baldmöglichst und nicht ohne Erfolg um eine Gehaltserhöhung einkommen und zu einer weiteren Berücksichtigung seiner Wünsche dereinst bei der Vollendung seines Werkes Veranlassung nehmen zu können. Das war nicht das, was Hengstenberg wünschte; aber auch nicht, was er anzunehmen brauchte. Er schrieb am 22. September zurück, seine Verhandlungen in Glauchau seien leider zu weit gediehen, um zurücktreten zu können. Bevor aber im Ministerium ein weiterer Beschluß gefaßt werden konnte, griff eine höhere Hand ein: Hengstenberg war kaum zurückgekehrt, als ihm durch Major von Röder im

Auftrage des Kronprinzen, der soeben eine Reise nach Italien angetreten hatte, die Nachricht zuging, Seine Königliche Hoheit seien über seine Sache völlig beruhigt abgereist. Röder erbot sich sogar, zu Schulze und Nicolovius zu gehen und im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit bei ihnen anzufragen, wie die Dinge ständen. Hengstenberg nahm dies Anerbieten an und erhielt am 4. Oktober die Nachricht, daß Nicolovius die besten Versicherungen gegeben habe. Damit war die Sache entschieden. Zum Verständnis muß man hinzunehmen, daß die Stellung Altensteins im Ministerium in diesen Wochen schwankender war als je. Auch darum wußte Hengstenberg. Schon im April hatte er seiner Braut das Gerücht melden können, daß Bunsen, der ein entschiedener Bekenner des evangelischen Glaubens und ein Liebling des Königs sei, Altensteins Platz einnehmen werde; und daß solche Nachrichten nicht ganz unbegründet waren, daß man in den höheren Kreisen wiederum daran gedacht hat, wenn nicht Altenstein, so doch seine Räte von ihren Stellen fortzubringen, wissen wir auch von anderer Seite.[1]

De Wette in Berlin.

Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß in denselben Tagen, wo Hengstenberg das heißumstrittene Ziel erreichte, sein Vorgänger, De Wette, nach Berlin kam. Er ist nur zwei Tage hier geblieben, aber man kann sich vorstellen, wie ihm angesichts der Verhältnisse, die er vorfand, zumute gewesen, und welche Gespräche er mit seinen wenigen Freunden, zumal mit Schleiermacher, im Rückblick auf die letzten zehn Jahre geführt hat.

Spätere Stellung Hengstenbergs.

So gewann der junge Führer der preußischen Orthodoxie die Position, die er ein Menschenalter lang behauptet hat. Verändert hat er sich nicht mehr, wie sehr die Welt um ihn her sich wandeln mochte. Denn eine Fortentwicklung gab es von seinem Standpunkt aus nicht. Er konnte nur sein, wie er war, oder nicht sein. Es lag also nicht an ihm, wenn er diejenigen, die auf ihn gebaut, auch ferner enttäuschte: wie früher den Minister und seine Räte, so nun bald seinen Kollegen Neander, der ihm Jahre hindurch die Stange gehalten hatte und schon 1830, durch die unerhörte Indiskretion, welche er mit Tholuck und Gerlach in der Hallenser Angelegenheit beging, degoutiert, seine Mitarbeiterschaft an der Kirchenzeitung kündigte und dies durch eine öffentliche Erklärung vor aller Welt aussprach. Auch der Kronprinz hat in Hengstenberg nicht den gefügigen Gottesmann, den er in ihm erwartet haben mochte, gefunden; denn für das romantische Element in seiner Politik hatte Hengstenberg nicht viel übrig. Eher noch mochte er dem alten König gefallen, der, durch Eylert beraten, die Zucht und Ordnung, welche Hengstenberg in die Kirche bringen wollte, nicht ungern sah und dies schon in der Kabinettsordre aussprach, in der er den Hallenser Rationalisten stärkere Worte zu lesen gab als ihren orthodoxen Anklägern. Seine eigentliche Zeit sah Hengstenberg erst gekommen, als der geistvolle Fürst, dem er seinen Eintritt in die Fakultät

1) Aus einem Brief des Herrn von Schilden. Urkbd.

verdankte, durch die Revolution gebrochen und zur Verleugnung seiner romantischen Politik verurteilt war. Auch diese Epoche ging vorüber. Die Mächte, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren zurückgedrängt, seitdem aber in Wissenschaft und Politik um so stärker geworden waren, schoben die schattenhaften Gebilde der Lehre und der Kirche, die Hengstenberg ins Leben führen wollte, mit leichter Mühe vor sich her; die Masse aber, auf die sich die Orthodoxie in ihren Kämpfen gegen die Aufklärung stützen zu können gehofft, hatte sich doch nicht mit ihrem Geiste durchdringen und an die alten Formen und Formeln nicht mehr fesseln lassen. Hengstenberg ist es noch beschieden gewesen, auch diese Zeit zu erleben, die Jahre, in denen sein Freund und Mitstreiter Tholuck einmal vor einer Versammlung seiner Partei in den Klageruf ausbrach: „Wir hatten gehofft, eine Gemeindekirche zu gründen, aber wir haben eine Pastorenkirche geschaffen“.

Zwist in der Fakultät über Marheinekes Preisaufgabe.

Zunächst aber blieb das Verhältnis Hengstenbergs zur Fakultät so, wie es sich gleich im Anfang gestaltet hatte. Mit Marheineke war der Bruch vollkommen, aber gegen diesen standen auch die drei andern Ordinarien. Bei jeder Gelegenheit gerieten sie mit ihm aneinander, und ihr unauslöschlicher Zwist drang schon in die Öffentlichkeit. Den ersten Anlaß bot die Beratung über eine Preisaufgabe, welche Marheineke für den 3. August 1827 gestellt hatte, und die von einem seiner Schüler gelöst worden war. Während er dieselbe vortrefflich fand, verwarf sie die Majorität. Die Motive, die sie dafür angab, und die auf dem bevorstehenden Fest verlesen werden sollten, enthielten allgemeine Klagen und Warnungen über die philosophische Richtung des Verfassers, die in der Tat als ein Angriff nicht bloß auf Hegel selbst, sondern auch auf seinen theologischen Schildknappen angesehen werden mußten. Daß Marheineke sich dagegen zur Wehr setzte, können wir ihm nicht verdenken. Böckh, der berufen war, als Festredner jene Argumente zu wiederholen, äußerte selbst Bedenken, und auch der Rektor, es war Lichtenstein, nahm daran Anstoß. Statt nun aber den Streit innerhalb der Fakultät oder des Senates auszufechten, wandte sich Marheineke kurzweg an das Ministerium, und dies sprang ihm bei. Es erklärte, auf die materielle Berechtigung des Urteils nicht eingehen zu wollen; aber sachlich kam es auf dasselbe hinaus, wenn es die von der Fakultät beschlossenen Motive nicht geeignet fand, um von dem Redner der Universität an dem Ehrentage des Königs vor der versammelten Korporation und ihren Gästen vom Katheder herab urbi et orbi verkündigt zu werden. Es verlangte Verlesung eines anders begründeten Urteils. Denn weder dem Vertreter der Philosophie an der Universität noch auch seinen Anhängern in der theologischen Fakultät noch auch dem Verfasser der Preisarbeit, dessen Fleiß die Fakultät selbst Lob spende, dürfe man ein so beleidigendes Urteil bieten. Es werde die Studierenden

der Theologie zu der einseitigen und deshalb auch höchst irrigen Ansicht verleiten, „als sei die philosophische Schulung, für welche der Professor Marheineke in seinen Schriften und seiner Lehre mit so segensreichem und erfreulichem Erfolge wirke, für das theologische Studium unnötig oder gar verderblich“. Der Minister machte den Festredner selbst dafür verantwortlich, daß das zu erneuernde Urteil der theologischen Fakultät nur so weit bekannt gemacht würde, als dasselbe innerhalb der angedeuteten Norm sich halte, einen streng objektiven Charakter trage und nichts aussage, was Streit unter den Mitgliedern der Fakultät erregen könnte. Eine Vorstellung, welche die Majorität am 27. Juli dagegen richtete, wies der Minister umgehend ab. Den Vorwurf, daß seine Verfügung ein Eingriff in ihre Rechte und ihre wissenschaftliche Überzeugung sei, gab er zurück. „Die theologische Fakultät“, so erklärte er, „hätte vielmehr anerkennen sollen, daß sie selbst ihre Lehrfreiheit beschränken würde, wenn sie durch ein nicht genügend motiviertes öffentliches Warnen vor der Verbindung der Theologie mit der Philosophie gerade gegen dasjenige ihrer Mitglieder, welches sich der philosophischen Behandlung theologischer Gegenstände vorzugsweise befleißigte, die hiesigen Studierenden der Theologie nachteilig zu stimmen Gefahr laufen wollte“. Und wenn die Fakultät in ihrer Antwort auf das Reskript dem Minister anheimgestellt hatte, er möge selbst ein Urteil abfassen, dies jedoch nicht im Namen der Fakultät, sondern des Ministeriums vortragen lassen, so sah sich der Minister dadurch in die „ihm sehr unangenehme Notwendigkeit“ versetzt, der Fakultät diese respektwidrigen Äußerungen aufs nachdrücklichste zu verweisen. Die Folge war, daß die Fakultät von einer Proklamation überhaupt absah. Indem aber Böckh, wie er es nicht anders konnte, eine dahingehende Bemerkung in seine Ankündigung einfließen ließ, war dadurch der Zwist vor aller Welt kundgetan.

Niemand war über den Angriff des Ministeriums erbitterter als Neander. Er war, wie Nicolovius sich ausdrückte, „aus einem Lamm ein Löwe geworden“.[1] Noch am 3. August reichte er zu Händen des Rektors eine Protestation ein, und im Beginn des neuen Lehrjahres, in dem er selbst Dekan war, richtete die Fakultät, das heißt die Majorität, das Gesuch an den Minister, er möge verfügen, daß Aufgaben rein dogmatischen Inhalts nicht mehr gestellt werden dürften. Nur so könnten ähnliche Differenzen in der Fakultät vermieden werden, da die Mehrheit, welche das einfache biblische Christentum als das Höchste, mit dessen wissenschaftlicher Entwicklung allein sich die Glaubenslehre beschäftigen kann, festhalte und also jede bloß spekulative, über die Heilige Schrift sich erheben wollende

1) So Schleiermacher an Lücke (Briefe IV, 388), o. D. „Unsere Fakultät hier will gar nicht mehr zusammenhalten, und der Skandal ist durch die Geschichte mit der letzten Preisaufgabe so groß geworden, daß ich gar kein Mittel sehe; Neander ist, wie Nicolovius sagte, aus einem Lamm ein Löwe geworden — aber ich will mich wohl hüten, fortzufahren und etwas Ähnliches aufzustellen für die andere Seite. Schreiben kann man es nicht; aber zum Erzählen ist die Sache kapital“.

Dogmatik bekämpfe, mithin in ähnlichen Fällen sich immer wieder in dem zuletzt abgegebenen Urteil vereinigen müsse. Ausdrücklich ward hinzugefügt, daß man dann in jeder aus dem Interesse für die heilige Sache und die für den Herrn zu erziehende Jugend abgegebenen Erklärung dieser Art Klagen, Wünsche und Warnungen finden könne. Die Fakultät müsse aber zu ihrer Lehrfreiheit rechnen, daß sie sowohl hinsichtlich der Form wie des Inhalts keinem fremden Urteil unterworfen sei, da Form und Inhalt hier zusammenhingen. Der Minister ließ sich mit der Antwort lange Zeit. Erst am 11. Februar 1828 gab er sie, natürlich in dem Sinne, daß er den Antrag der Fakultät abwies und zwar mit der Begründung, daß die Ausschließung dogmatischer Fragen den Zwiespalt nicht lösen werde; denn da, wie die drei Mitglieder der Fakultät in einer früheren Vorstellung selbst ausgeführt hätten, Exegese und Geschichte die Grundpfeiler der ganzen wissenschaftlichen Theologie seien, müsse mit größter Wahrscheinlichkeit vermutet werden, daß die Beurteilung exegetischer und historischer Konkurrenzarbeiten in noch engerem Zusammenhang mit ihren wissenschaftlichen Ansichten ständen und demgemäß ihre entgegengesetzten Auffassungen sich noch schärfer gegenübertreten würden, als dies bei Gelegenheit einer dogmatischen Aufgabe der Fall gewesen sei.

Zwist über die Habilitation Otto v. Gerlachs.

In diesen Tagen war es bereits zu einem neuen Konflikt gekommen, der noch viel schärfere Formen annahm. Es handelte sich um die Promotion Otto von Gerlachs, des vierten der Söhne des alten Kammerpräsidenten[1]. Er war, wie seine Brüder, Jurist gewesen, hatte in Berlin, Göttingen und Heidelberg studiert und zu Lehrern Eichhorn und Thibaut, Savigny und Hollweg gehabt. Durch die religiöse Woge, die nach den Freiheitskriegen einsetzte, war auch er, und, als der Jüngste, noch rascher und stärker als seine Brüder ergriffen und Theologe

---

1) Geb. 12. April 1801 zu Berlin, besuchte er das Friedrichs-Werdersche Gymnasium. Begann seine Studien in Berlin, setzte sie in Heidelberg und Göttingen fort und beschloß sie, seit 1820 wieder in Berlin. Im Predigerseminar zu Wittenberg 1825/26. Dozent von 1828 bis 1835. Seit 1838 Prediger an St. Elisabeth, 1841 Hof- und Domprediger. Starb 24. Oktober 1849. Ein Mann mehr nach dem Herzen Tholucks als Hengstenbergs, mehr der Praxis als der Feder und des Katheders; auch im Gegensatz zu seinen Brüdern, zumal zu Ludwig, dem es immer erst wohl wurde, wenn er auf der Zinne der Partei stand und seine scharfgespitzten Pfeile gegen die Scharen seiner Gegner sandte. In dem Streben, die Kirche als eine vom Machtwillen des Staates getrennte klerikale Gemeinschaft aufzubauen, war Otto den älteren Brüdern gleich; aber seine Lebensarbeit galt mehr der Gemeinde als dem öffentlichen Leben und seinen Kämpfen. Die soziale Betätigung, die innere Mission war ihm die Hauptsache; und hierin hat er vorbildlich über die Grenzen der Partei hinaus gewirkt. Sein Hauptwerk war das große Bibelwerk („Die heilige Schrift usw. mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen“, 7 Bände, 1835 ff.). Einer amtlichen Reise nach England und Schottland entsprangen ein Bericht über den religiösen Zustand der anglikanischen Kirche im Jahre 1842 und Amtliche Berichte über die in neuerer Zeit in England erwachte Tätigkeit für die Vermehrung und Erweiterung kirchlicher Anstalten (zus. mit seinen Reisebegleitern H. F. Uhden, A. Sydow und A. Stüler), beide 1845. Ferner Predigten u. a. — A. D. B. IX, S. 19 (Otto v. Ranke); Herzogs Realenzyklopädie V[1], S. 83. (Tholuck), VI[3], S. 602. (R. Kögel); Ludwig von Gerlachs Aufzeichnungen passim.

geworden. Seine Lehrer waren die Berliner Professoren; besonders Tholuck, der ihm eng befreundet wurde und ihn bestimmte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Wenige nahmen es mit ihrem geistlichen Beruf so ernst, wie dieser Sohn des märkischen Adels. Er war in seinem Glauben, für den er am Wittenberger Seminar neue Nahrung gesucht hatte, bereits fest gewurzelt, als er sich bei der Fakultät um die Lizentiatenwürde bewarb. Strauß, der das Dekanat verwaltete, hatte die Prüfung auf den 23. Februar angesetzt und für das Hebräische den Extraordinarius Hengstenberg eingeladen. Schleiermacher blieb aus; er hatte sich von der Teilnahme dispensiert: nicht aus zufälliger Veranlassung oder etwa aus Abneigung gegen den Kandidaten, dem er eher wohlwollte, sondern weil er überhaupt nichts mehr mit den Geschäften zu tun haben wollte. Seit dem verhängnisvollen Jahr 1819 war er weder Dekan gewesen, noch hatte er sich in den Senat wählen lassen. Ihm erschien der ganze Gang der Dinge in Kirche und Staat zu kläglich, als daß ein ehrlicher Mann noch mithalten konnte. Er hatte selbst die Lust verloren, über diese „Not einer erbärmlichen Zeit“ zu klagen, und tröstete sich, wie er häufig sagte, dem Jammer gegenüber mit seinem Goetheschen „Leib- und Magensprüchlein“, das er bei jeder Gelegenheit „mit rechter Inbrunst“ singe: „Könnt ich irgend mir verdienen, mich von diesem Volk zu trennen, das mir Langeweile macht“.[1]

So sah sich Gerlach am Examenstage, von Marheineke abgesehen, lauter guten Freunden gegenüber. Dem entsprach der Eindruck, den er auf die Examinatoren machte. Marheineke fand den Kandidaten nicht ohne mancherlei Kenntnisse, aber doch nicht weiter orientiert, als es zur Erlangung eines geistlichen Amtes genüge; für den akademischen Beruf reiche sein Wissen nicht aus, am wenigsten bei dem gegenwärtigen Stand der theologischen Wissenschaft. „Wie er das Alte und Neue Testament interpretiert“, gab er zu Protokoll, „haben wir eigentlich nicht gehört. Da ich sah, daß ihm der philosophische Teil der Theologie gänzlich fern lag, legte ich ihm nur noch einige Fragen des allerbekanntesten Inhalts vor, die er auch richtig beantwortete“. Er sprach sich gegen die Erteilung des Grades aus, da er es nicht zu verantworten wisse, wenn er ein so geringes Maß von Geistesgaben für hinreichend zum Dozenten der Theologie erachten solle. Zum Schluß offenbarte er selbst übrigens eine merkwürdige Unkenntnis der Statuten; denn er erklärte, in Verwechslung mit den Bestimmungen über die Ehrenpromotion, er werde, wenn seine Herren Kollegen, was er nicht glaube, andrer Meinung seien, sein Urteil in Form einer Protestation abgeben; damit sei, meinte er, der Kandidat überhaupt gefallen, weil eine einzige Stimme des Widerspruchs dafür genüge.

Umgekehrt urteilten die Freunde des Prüflings. Neander rühmte nicht nur die gute Bekanntschaft mit den Grundsätzen der neutestamentlichen Auslegung,

1) Worte des Rugantino in der „Claudine von Villa Bella“.

die Geschicklichkeit in der Anwendung derselben auf einzelne ihm vorgelegte Stellen und die gute Kenntnis in der Geschichte der neutestamentlichen Exegese, sondern auch die rasche und richtige Beurteilung wesentlicher Differenzen in der Auslegung. Die Nichtbeantwortung einiger Fragen führte er auf augenblicklichen Gedächtnismangel zurück, während er dem Kandidaten andererseits gerade gute Kenntnis in der Kirchen- und Dogmengeschichte nachsagte. „Demnach", so schließt er, „würde ich es für eine Ungerechtigkeit halten, wenn dem Herrn von Gerlach der von ihm nachgesuchte Grad verweigert würde — und (so setzte er mit ausbrechender Leidenschaftlichkeit hinzu) ich muß mich von aller ferneren Teilnahme an den Fakultätsgeschäften lossagen, wenn dies geschieht". Hengstenberg zeigte sich vor allem beglückt über die eingehende Bekanntschaft des Kandidaten mit den Messianischen Weissagungen und wies den Vorwurf ab, daß ihm keine Gelegenheit gegeben worden sei, seine Kunst der Interpretation des Alten Testamentes zu zeigen. Gerade die schwierigsten Verse habe er, Hengstenberg, das Bekannte übergehend, herausgenommen, und diese seien nicht bloß genau und mit Berücksichtigung der verschiedenen Erklärungsarten gedeutet, sondern auch übersetzt worden. „Ich glaube daher", gab er zu Protokoll, „daß ein aufmerksamer Zuhörer aus dem angestellten Examen allerdings Gelegenheit hatte, die Fähigkeit des Examinanden in der Interpretation des Alten Testamentes kennen zu lernen, die man ja auch ohne Übersetzung kennen lernen kann". Strauß urteilte, wie immer, günstig, ohne tiefer in die Materie einzugehen. Aber als Dekan ersuchte er den Kollegen Marheineke, ihm die Stelle in den Statuten nachzuweisen, wo bei einem Lizentiatenexamen die Protestation eines Mitgliedes als hinreichend gegen die Erteilung der akademischen Würde bezeichnet sei; widrigenfalls werde die Promotion ihren Fortgang nehmen. Dagegen ließ sich nun nichts machen; und so gingen Disputation und Promotion Gerlachs am 1. März vor sich; die öffentliche Verteidigung der Thesen erfolgte, hiervon getrennt, erst am 28. März.

Marheineke reicht ein Separatvotum ein; erhält Recht.

Aber zufrieden gab Marheineke sich nicht. Er reichte das gewohnte Separatvotum ein — und erhielt Recht. Unter dem 25. April erging vom Ministerium, dem von den provisorischen Vertretern des Regierungsbevollmächtigten, Lichtenstein und Krause,[1] ein Bericht über die Teilnahme Hengstenbergs an dem Examen, sowie weiterhin die pflichtmäßig gewordene Frage unterbreitet war, ob der p. von Gerlach zur Habilitation als Privatdozent bei der hiesigen Universität solle zugelassen werden, ein Reskript, worin das höchste Mißfallen mit dem Vorgehen der Majorität und des Dekans ausgesprochen war. Zunächst ward darin die Zuziehung Hengstenbergs scharf getadelt, weil sie ohne vorherige ausdrückliche Genehmigung erfolgt sei. Das Ministerium erwarte, daß die theologische Fakultät sich nachträglich darüber rechtfertigen werde. Wenn sie etwa, wie zu vermuten, zur Entschuldigung

1) Beckedorff war seit einem Jahr nicht mehr im Amt. Darüber siehe unten.

anführen werde, daß die Professur für die Exegese des Alten Testamentes noch nicht besetzt sei, so könne ein solches Argument nicht als begründet angenommen werden: einmal weil die von dem p. De Wette bekleidete Professur durch die Anstellung des Professors Strauß besetzt sei; ferner, weil Nominalprofessuren statutenmäßig der hiesigen Universität fremd seien; und drittens, weil vorausgesetzt werden müsse, daß Doktoren und ordentliche Professoren der Theologie, auch wenn sie nicht für die alttestamentliche Exegese angestellt wären, dennoch imstande seien, die Prüfung eines Kandidaten auch in dieser theologischen Disziplin zu übernehmen. Schleiermacher erhielt außerdem einen Verweis für sein durch nichts entschuldigtes Ausbleiben bei der Prüfung; die Fakultät wurde aufgefordert, die Gründe hierfür nachträglich einzureichen. In bezug auf die Zulassung Gerlachs zur Habilitation endlich erklärte der Minister, daß er, da gegen denselben in polizeilicher Hinsicht keine Bedenken vorlägen und nur deswegen die vorherige Anfrage bei dem Ministerium angeordnet sei, der Habilitation kein Hindernis entgegensetzen werde, falls die Majorität der Fakultät seine wissenschaftliche Qualifikation und seine Habilitationsleistungen, ungeachtet des sehr ungünstigen Urteils des Professors Marheineke vom 24. Februar über die mittelmäßigen Kenntnisse und Fähigkeiten des p. von Gerlach und über seine Unbekanntschaft mit dem philosophischen Teil der Theologie, dennoch für genügend erachten sollte. In dem vorliegenden Falle werde das Ministerium seinerseits der Zulassung des p. von Gerlach als Privatdozent nicht entgegen sein, weil dasselbe nicht gesonnen sei, die statutenmäßigen Befugnisse der Fakultäten in dieser Hinsicht irgendwie zu beschränken; aber es müsse dem Professor D. Marheineke darin beistimmen, daß es, wie für die Wissenschaft, so für die hiesige Universität höchst bedenklich sei, die Zahl mittelmäßiger Privatdozenten zu vermehren. Dem p. von Gerlach könne, so schloß die Erklärung, nicht eher die Aussicht zu einer außerordentlichen Professur eröffnet werden, als bis er seine wissenschaftliche Qualifikation durch ganz entschiedene Leistungen außer Zweifel gesetzt habe.

Verschärfung des Zwistes. Die Majorität protestiert.

Die Majorität sah in dieser Verfügung nicht bloß eine persönliche Niederlage, sondern einen neuen Eingriff in die Rechte der Korporation und in den Charakter der von ihr vertretenen Wissenschaft; vor allem in dem Ausspruch über den „philosophischen Teil der Theologie“, der, wie alles übrige, nichts als eine wörtliche Wiederholung des Marheinekeschen Votums war, glaubte sie eine Kompetenzüberschreitung des Ministers schwerster Art erblicken zu müssen. Sie fürchtete, daß nichts Geringeres beabsichtigt sei, als die Hegelsche Philosophie innerhalb der Fakultät zur Herrschaft zu bringen. Marheineke seinerseits ließ sich durch den Ansturm der Kollegen nicht schrecken; mit dem Rücken gegen das Ministerium gelehnt, glaubte er ihn bestehen zu können. Er erklärte in dem Votum, welches ihm von dem Dekan für die Antwort an das Ministerium abgefordert war, daß er seinen Widerspruch gegen die Promotion des Herrn von Gerlach gar nicht einmal

auf dessen Unkenntnis in der Philosophie gegründet habe[1]; wenn aber das Philosophische in der Theologie als Digression und somit als unnötig angesehen werde, so wäre es das Historische und Philologische noch weit mehr. Die Wahrheit sei, daß alle drei Momente ihren unzweifelhaften Wert und eine innere Notwendigkeit hätten. „Jedes entgegengesetzte Urteil", so schrieb er, „ist nichts als subjektive und somit bedeutungslose Meinung. Wenn dies Bewußtsein einer theologischen Fakultät abhanden gekommen, dann ist es für das höchste Glück zu achten, daß die Wahrheit sich zu der höchsten wissenschaftlichen und geistlichen Behörde retten und bei ihr eine Zuflucht finden kann". Er bat, dieses Votum singulare zu den Akten zu nehmen, „damit unsere Nachkommen sehen, wie es um diese Zeit in der theologischen Fakultät der ersten Universität des Preußischen Staates ausgesehen".

Auch Schleiermacher schloß sich dem Protest der Majorität an. Jedoch durfte er nach seiner ganzen Stellung zur Philosophie nicht wohl in den Verdacht geraten, als läge ihm die philosophische Bildung seitens der Theologen nicht am Herzen. Er wünschte daher dem Protest einen Zusatz der Art zu geben, daß, falls das Ministerium eine Prüfung in der Philosophie ratsam erachte, es natürlicher sein werde, zu der alten, unserer Universität statutenmäßig fremden Einrichtung zurückzukehren, daß angehende theologische Dozenten sich zuvor als Magister der Philosophie bewährt haben müßten. Er nahm damit den Gedanken wieder auf, den er einst als Mitglied des Ministeriums seinem Entwurf der Promotionsbestimmungen eingefügt hatte, der aber damals nicht durchgedrungen war. Hiergegen erhob nun aber Neander Einspruch: dieser Vorschlag werde dem Ministerium sehr willkommen sein; er werde bewirken, daß die Anhänger einer gewissen philosophischen Schule zum theologischen Lehrfach zugelassen würden; der Minister könnte die Fakultät beim Worte nehmen, und dann hätte diese eine neue Knechtschaft der Theologie zu erwarten.

Demnach ging die Antwort, welche Strauß entwarf (31. Mai), ohne diesen Passus ab. Daß man bei der Zuziehung Hengstenbergs, so hieß es nun, nicht die ausdrückliche Genehmigung des Ministers herbeigeführt habe, sei aus Unkenntnis geschehen, und die Fakultät bitte dafür um Hochgeneigteste Entschuldigung. Es sei ihr aber keine frühere Verfügung bekannt, in der es zur Pflicht gemacht worden sei, eine solche Genehmigung nachzusuchen. Sie habe vielmehr die in bezug auf den Professor Bellermann unter dem 26. November 1820 angeordnete Zuziehung desselben als eine Norm für die ganze Zeit angesehen und es für billig gehalten, bei der Zuziehung der außerordentlichen Professoren abzuwechseln. Gegen die

1) In bezug hierauf stellte er die Frage: „ob es sich für einen Dozenten passe oder gar ihm zum Ruhme gereiche, nicht zu wissen: erstens, was pantheistische Theologie sei? Die Frage habe ich dem Herrn von Gerlach vorgelegt, da die Unwissenden gerade heutigen Tages diesen Vorwurf am meisten im Munde führen. Dies führte auf Spinoza. Zweitens, welches die in der Dogmatik gewöhnlichen Beweise für das Dasein Gottes seien. Dies war meine zweite Frage. Drittens, worin die Schellingsche Philosophie der christlichen Religion oder Theologie respondiere".

Forderung, daß jedes Mitglied der Fakultät verpflichtet sei, in allen Fächern zu prüfen, deckte sie sich durch die Bemerkung, daß hierfür kein anderer Maßstab genommen werden könne, als jedem ihrer Lehrer das zuzuweisen, womit er sich vor den andern beschäftige, daß also jeder das Recht habe, sich ein Fach zu verbitten, mit dem er sich nicht ex professo abgebe. Sie ersuchte den Minister, ein für allemal die Zuziehung eines außerordentlichen Professors genehmigen zu wollen, solange der Zustand der Unvollkommenheit in der Fakultät fortdaure. In bezug auf die Entscheidung über die Tüchtigkeit Gerlachs konnte sie nicht „ihre große Betrübnis und ihr schmerzliches Befremden“ unterdrücken, daß ihm seitens der hohen vorgesetzten Behörde eine solche Würdigung widerfahren sei. Sie remonstrierte gegen den Vorwurf, daß sie die Zahl mittelmäßiger Privatdozenten vermehren wolle, und bedauerte, daß der Minister die Gründe der Majorität gegenüber dem einen abweichenden Urteil beiseite gesetzt habe. Vor allen Dingen aber protestierten die drei gegen den vieldeutigen und nicht herkömmlichen Ausdruck eines „philosophischen Teils der Theologie“. „Wir kennen“, so schrieben sie, „wohl einen dogmatischen, am meisten mit der Philosophie in Berührung kommenden, obgleich dem Wesen nach durchaus von derselben unabhängigen, aber wir kennen keinen eigentlich philosophischen Teil der Theologie“. Sie wollten eine Digression auf andere Fächer nicht abwehren, aber verlangten, daß eine solche auf den Ausgang der Prüfung keinen Einfluß haben dürfe. „Sollte dieses aber dennoch die Absicht E. H. M. sein: so muß sich die Fakultät in ihrem offiziellen Charakter in Beziehung auf alles nicht in den Bezirk der Theologie Gehörige für inkompetent erklären. Die theologische Fakultät fühlt sich vielmehr gedrungen zu der allgemeinen Erklärung, sowohl, daß sie es als eine heilige Verpflichtung ansieht, die sie gegen ihre Wissenschaft und gegen die Kirche hat, mit aller Kraft dem Supremat der Philosophie in ihrem Gebiete zu wehren und bei aller Achtung gegen die Philosophie, wenn sie sich in ihren Grenzen hält, die Unabhängigkeit ihrer positiven, nur allein auf der Heiligen Schrift ruhenden Wissenschaft zu verteidigen, als auch, daß sie, was ihre theologischen Prinzipien betrifft, sich von keiner menschlichen Autorität abhängig machen und in dieser Hinsicht kein anderes Gericht, als das des Gewissens und des Herrn selbst, dem sie dient, anerkennen darf“. Sie baten, diese Erklärung nur als eine ehrerbietigste Protestation gegen den mit dem Begriff der Theologie streitenden Ausdruck anzusehen, keineswegs aber so zu verstehen, als wolle die Fakultät damit eine Anerkennung ihrer Grundsätze erlangen, da sie wohl wisse, daß das Ministerium nach seiner Stellung sich gegen den Streit der theologischen Parteien indifferent verhalte. „Jedoch“, so schließt das merkwürdige Schreiben, „glaubt die Fakultät nicht eher zu einem ferneren Examen schreiten zu dürfen, bis sie hierauf beschieden ist“.[1]

1) Alle diese Akten im Univ.-Arch.; der Entwurf des letzten Schriftstücks ist zwar von Strauß' Hand, unterzeichnet jedoch: „Die theologische Fakultät. Neander“ — woraus doch wohl hervorgeht, daß dieser der Verfasser war.

Sonderprotest Schleiermachers.

Die Abwehr des Schleiermacher erteilten Verweises überließen die Kollegen diesem selbst. Er tat es in einem Schreiben, das zwar an die Fakultät gerichtet war, aber von Strauß zusammen mit dem Protest der Majorität dem Ministerium eingereicht wurde. Schleiermacher verwahrte sich zunächst gegen die Behauptung, daß er sich an den Prüfungen zu beteiligen habe. Denn die Erteilung gelehrter Würden werde nicht als Pflicht, sondern als Vorrecht der Fakultäten angesehen; sogar eine einfache Abweisung eines Antrages auf dieselbe sei gestattet. Es sei aber auch das Recht eines jeden Fakultätsmitgliedes, ob es an der Prüfung teilnehmen wolle oder nicht. Schleiermacher fand dies in den Statuten dadurch ausgedrückt, daß darin für die, welche bei der Prüfung zugegen seien, Gebühren ausgesetzt seien, worin die Voraussetzung liege, daß ein jeder ebenso gut wegbleiben dürfe; auf Krankheits- oder Urlaubsfälle sei diese Stelle ihrer Fassung nach nicht zu beschränken. Er brauche also gar keine Gründe anzuführen. Jedoch unterließ er dann doch nicht, seine Motive zu entwickeln. Zunächst wies er auf seine seit mehreren Jahren wiederholten dringenden Anträge hin, ihn zu einiger Erleichterung von der angestrengten Amtstätigkeit, die dem alternden Manne nachgerade zu schwer werden wolle, sowohl von den Korporationsgeschäften der Universität wie der Fakultät zu entbinden: ein Gesuch, das lange Zeit unbeantwortet geblieben und schließlich abschlägig beschieden sei. Es sei also natürlich, daß er sich wenigstens solchen Geschäften entziehe, deren er sich ohne Verletzung bestimmter Pflichten entschlagen könne. Dann aber ging er, seiner Gewohnheit folgend, zum Angriff über, indem er auf die seit dem Abgang des Professors De Wette noch immer andauernde Vakanz der alttestamentlichen Exegese hinwies; denn „unser geliebter Herr Kollege“, der jetzige Dekan, sei zwar in die Stelle eingerückt, aber nicht in De Wettes Lehrfächer. Eben hiermit begründete er sein Ausbleiben. „Denn sowohl das eine Mal, daß ich selbst die alttestamentische Exegese übernahm, als auch das andere Mal, da ich gegen allen Universitätsgebrauch, jedoch mit Genehmigung Eines hohen Ministerii, einen Professor extraordinarius zu diesem Behufe in unserer Mitte erblickte, verletzte mich das Bewußtsein dieses ärmlichen und mangelhaften Zustandes der Fakultät so tief, ja es ergriff mich eine solche Scham vor allen anderen theologischen Fakultäten der evangelischen Universitäten Deutschlands, und dabei wirkte der sonst erfreuliche Gedanke an den glücklichen Überfluß anderer Lehrfächer und Institute unserer eigenen Universität in dieser Zusammenstellung so störend auf mich ein, daß ich nicht im stande war, diese Empfindungen zu bemeistern und dem Geschäft die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen. So beschloß ich denn, mich dem nicht wieder auszusetzen und, bis die Fakultät wieder zu ihrer Vollständigkeit gelangt sein würde, bei solchen Akten nicht wieder zu erscheinen. Je öfter nun die Fakultät seitdem diese Sache wieder angeregt hat — wie oft und auf welche Weise dies geschehen, brauche ich Ihnen nicht zurückzurufen —; je mehr ich von der ehrerbietigen Voraussetzung ausgehe,

daß Ein hohes Ministerium seit dem Jahre 1819 unablässig bemüht gewesen ist, die damals entstandene Lücke auf eine würdige Art auszufüllen, und mich gern bescheide, nur nicht zu wissen, was für unübersteigliche Hindernisse sich der Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses fortwährend in den Weg gestellt haben: um desto drückender mußte das Gefühl eines dem Glanz und der Würde unserer Universität so wenig entsprechenden Zustandes der theologischen Fakultät für mich werden". An dritter Stelle rechtfertigte er sein Benehmen dadurch, daß die Fakultät noch immer ihrer Statuten entbehre. Der vorlängst eingereichte Entwurf habe noch keine Sanktion erhalten. Auch deshalb habe er, bis diesem Mangel abgeholfen sein werde, beschlossen, sich den Fakultätsgeschäften zu entziehen, soweit ihm seine gesetzmäßige Freiheit dabei zustatten komme. „Es würde mir leicht sein", schließt er, „noch einen oder anderen triftigen Grund hinzuzufügen; allein ich bin überzeugt, daß schon jeder von diesen für sich zu meiner Entschuldigung hinreicht. Und was könnte ich mehr wünschen, als daß sie alle, womöglich auch den ersten nicht ausgenommen, wegfielen, damit ich ohne alle Störung und kräftiger, als es jetzt der Fall ist, zu unserm gemeinschaftlichen Zweck mit Ihnen wirken kann".

Altenstein verschärft seine Verweise.

Hätte das Ministerium diese Eingaben hingehen lassen, so hätte es sich für besiegt erklärt. Der Universität gegenüber war dies aber nicht die Gewohnheit Altensteins. Er beschloß vielmehr, auf den groben Keil einen noch gröberen zu setzen. Er nahm nicht nur nichts zurück, sondern rechtfertigte seine Verfügung in jedem Punkte und wies alle Eingaben der Fakultät und ihre Versuche, sich zu defendieren, ab. Die Zuziehung Hengstenbergs wollte er nachträglich genehmigen; die Bitte um eine allgemeingültige Bewilligung, während der Vakanz der exegetischen Professur einen Extraordinarius heranzuziehen, lehnte er jedoch ab. In jedem Falle müsse an das Ministerium berichtet werden. In bezug auf die Qualifikation Gerlachs verstärkte er nur noch das abfällige Urteil, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Fakultät ihrer Versicherung gemäß bei den Prüfungen der Kandidaten zur Lizentiatenwürde mit voller Strenge zu Werke gehe und Individuen von mittelmäßiger Bildung zurückweise, da hier fromme Gesinnung nicht genüge, sondern wissenschaftliche Kenntnisse in den theologischen und den damit zusammenhängenden Disziplinen erforderlich wären. Auch wiederholte er die Erklärung, daß Gerlach eine Beförderung nicht erwarten könne, bevor er durch überwältigende Beweise dargetan habe, daß er die gerügte Lücke in seinen Kenntnissen ergänzt habe. Als unschicklich bezeichnete er den Ausdruck eines schmerzlichen Befremdens über seine Verfügung seitens der Fakultät. Auch den Ausdruck „Philosophischer Teil der Theologie" nahm er von neuem auf und benutzte diesen Punkt, um Schleiermacher einen Stoß zu versetzen. Denn dieser habe in einem Grundriß für seine Vorlesungen den philosophischen Teil für die Wurzel der gesamten Theologie erklärt, ja sogar

behauptet, daß der Standpunkt der philosophischen Theologie in Beziehung auf das Christentum überhaupt nur über demselben zu nehmen sei, und daß philosophische und historische Theologie überhaupt nur mit- und durcheinander zur Vollkommenheit gelangen könnten. Die theologische Fakultät müsse daher bei einer nur einigermaßen ruhigen und unbefangenen Würdigung des Gegenstandes selbst das Unpassende der Äußerung fühlen, daß sie mit dem Ausdruck „philosophischer Teil der Theologie“ keinen bestimmten Sinn zu verbinden wisse, während zwei ihrer Mitglieder denselben so bestimmt gebraucht hätten. Ganz unangemessen fand er die Äußerung der Fakultät, daß sie es als eine heilige Verpflichtung gegen ihre Wissenschaft und gegen die Kirche ansehe, mit aller Kraft dem Supremat der Philosophie zu wehren, wozu doch keinerlei Veranlassung vorliege. „Dergleichen ganz ungehörige Einstreuungen und heftige Äußerungen verrücken den richtigen Standpunkt und bringen eine Leidenschaft in die Erörterung, welche das Ministerium durchaus mißbilligen muß“. Das Stärkste aber, was der Minister der Fakultät zu kosten gab, war die Art, wie er ihre Erklärung, daß sie in Hinsicht ihrer theologischen Prinzipien kein anderes Gericht als das des Gewissens und des Herrn, dem sie diene, anerkenne, zurückwies. Der Absatz, der der Vorstellung Altensteins von seinen Rechten als Minister der geistlichen Angelegenheiten einen wahrhaft klassischen Ausdruck gibt, lautet: „Das Ministerium, als die der Fakultät von Seiner Majestät dem Könige vorgesetzte Behörde, ist ebenso befugt als verpflichtet, auch die ganze Wirksamkeit und die theologischen Grundsätze der Fakultät zu beaufsichtigen und darüber zu wachen, daß die Theologie Studierenden in der reinen evangelischen Lehre wissenschaftlich gründlich von ihr gebildet werden, und daß durch sie nur hierzu vollkommen befähigte Männer durch Erteilung akademischer Würden als Lehrer theologischer Wissenschaften ausgezeichnet werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die theologische Fakultät, als eine von Seiner Majestät dem Könige berufene Korporation, in Hinsicht des ganzen Umfangs ihrer amtlichen Wirksamkeit nicht bloß das Gericht Gottes und ihres Gewissens anzuerkennen, sondern auch der ihr Allerhöchsten Orts vorgesetzten Behörde Rechenschaft zu geben und den Anweisungen derselben in den vorbemerkten Grenzen Folge und Gehorsam zu leisten habe. Die theologische Fakultät wird bei ruhiger Überlegung wohl selbst fühlen, wie unpassend solche Äußerungen in solchen Ausdrücken, zumal in einem Falle, wie der vorliegende, sind, wo bloß von der Aufrechterhaltung einer stets und überall anerkannten Ordnung bei einer Prüfung die Rede ist, welche zur Erlangung akademischer Würden stattfindet“.

Ein größerer Gegensatz gegen die Grundsätze, welche Schleiermacher von Anfang an vertreten hatte, und die in den Grundstein seiner Fakultät unter Humboldts Beistand eingesenkt worden waren, ließ sich kaum denken. Die Härte dieser Verfügung wurde aber noch übertroffen durch die Antwort, welche der Minister Schleiermacher gab. Die Begründung seines Fehlens auf Grund der Statuten IX, § 8

nannte er eine ganz leere Sophisterei, nicht geeignet, zu entschuldigen, daß derselbe seit längerer Zeit an keinem Akt der Fakultät teilgenommen habe. Denn danach könne jedes Mitglied der Fakultät fehlen, also eine weitere Wirksamkeit derselben ganz verhindert werden. Es bedürfe wohl keiner Worte, daß bei der eben gedachten Bestimmung der Statuten nicht in der landesväterlicheu Absicht Seiner Majestät des Königs gelegen habe, einer solch maßlosen Willkür, wie der Professor Schleiermacher sie in Anspruch nehmen möchte, Vorschub zu leisten. „Es ist wohl nicht vorgekommen, daß eine Fakultät und ihre Mitglieder die Verpflichtung, zu angemessener Erteilung akademischer Würden mitzuwirken, so verkannt haben. Fand der Professor p. Schleiermacher, daß ihm bei den mit den wachsenden Jahren verminderten Kräften die angestrengte Amtstätigkeit nachgerade zu schwer werde, so hätte dieses ihn bestimmen sollen, die Kumulation von Ämtern, denen er sich nicht mehr gewachsen fühlte, freiwillig aufzugeben. Keineswegs aber gab ihm diese Erfahrung ein Recht, seine Amtspflichten, zu welchen auch die regelmäßige Teilnahme an den Fakultätsgeschäften und insbesondere an den Promotionsprüfungen gehört, eigenmächtig zu vernachlässigen.“ Unter Androhung der gesetzmäßigen Strafe befahl der Minister dem so Zurechtgewiesenen, fortan an allen Sitzungen der theologischen Fakultät regelmäßig teilzunehmen und im Falle seiner Abwesenheit ein legales Hindernis nachzuweisen. Er machte den Dekan verantwortlich und bedrohte jeden, der sich seiner Obliegenheit zu entziehen suche, mit der gleichen Strafe. „Es kann billig gefordert werden“, schließt die Rüge, „daß die Arbeit sich auch in Rücksicht auf die Fakultätsgeschäfte, so wie solches in anderen Beziehungen der Fall ist, ausgleiche“.[1]

Man darf bei Beurteilung dieses Konfliktes nicht alle Schuld auf Seiten des Ministers suchen. Schleiermacher war nicht ein Mann des Friedens und der Sanftmut, keine leidende Natur. Er hatte manches getan, was den Minister reizen und Altenstein gerade deswegen kränken mußte, weil dieser den Vorkämpfer einer liberalen Theologie und freiheitlicher Gedanken in Staat und Kirche gegen seine hochgestellten Feinde oft genug mit eigener Gefahr verteidigt hatte. Auch konnte Altenstein sich sagen, daß er kein Mann illiberaler Grundsätze war; ja wir dürfen vielleicht mit ihm fragen, ob nicht in der Gesinnung und dem Urteil der Fakultät ein illiberaleres Prinzip ausgesprochen war, als er und Marheineke verfolgten. Sogar ein so guter Freund Schleiermachers wie Nicolovius fand, daß dieser mutwillig immer neue Gefahren herbeiführe und wegen seiner immer wiederkehrenden Neckereien in seinen Schriften wie in seinem ganzen Auftreten eine strenge Rüge verdiene. Dennoch können wir es wohl verstehen,

1) Die Verfügung des Ministers muß der Fakultät sehr spät insinuiert worden sein, denn erst am 22. Juli ließ der Dekan sie zirkulieren. Marheineke war damit zufrieden, wie die Worte anzeigen, die er seinem Visamentum hinzugefügt (24. Juli): „Ich kann mir die Verfügung wohl gefallen lassen und wünschte nur, daß meine Kollegen auch damit zufrieden sein könnten“.

Schleiermacher denkt an seinen Abschied.

wenn Schleiermacher auf diesen „ungeheuren Erlaß“ keine andere Wahl vor sich sah, als an den König mit der Alternative seines Abschieds heranzutreten. So schrieb er es an Ernst Moritz Arndt. Neander wußte er auf seiner Seite. Derselbe sei entschlossen für ihn aufzustehen. „Und wenn der und Strauß festhalten, so zweifle ich kaum, daß wir siegen werden; erweichen sich diese aber: so werde ich natürlich das Opfer“. Er tue keinen Schritt ohne Eichhorns Zustimmung, und dies gereiche ihm zur Beruhigung: „Gott mag es nun wenden!“ Das Schicksal, das über Arndt verhängt war, und dem er selbst bereits mehrmals kaum entgangen war, sah er doch noch nicht vor sich. „Natürlich trage ich nur auf meine Quieszierung als Professor an; und auch das glaube ich nicht, daß sie mich ohne Pension entlassen werden; und philosophische Kollegia kann mir niemand wehren auch hernach zu lesen. Gehen nun ein paar tausend Taler verloren, und muß man sich danach strecken: so kann das dem ganzen Hausstande sehr heilsam sein“.

Fall Lommatzsch.

Die Erklärung der Majorität hatte schon in einem anderen Falle zu einer Lähmung der Tätigkeit der Fakultät geführt. Im April, gerade in der Zeit, wo der Streit um Gerlach ausgebrochen war, hatte sich ein Schüler Schleiermachers, der Magister Karl Heinrich Eduard Lommatzsch, zu der gleichen Prüfung gemeldet. Seine Arbeit war von Neander und Schleiermacher nicht ganz übereinstimmend, aber im wesentlichen doch günstig beurteilt worden. Der Dekan hatte daher den Prüfungstermin auf den 25. April angesetzt. Neander aber hatte sofort die Drohung, die er im Falle Gerlach ausgesprochen hatte, wahr gemacht und sein Erscheinen in der Sitzung davon abhängig gemacht, daß der Minister die Beschlüsse der Fakultät vorher anerkenne und die Habilitation Gerlachs ungehindert vor sich gehe. Und da nun dieser Konflikt durch die Reskripte des Ministers nur immer schärfere Formen annahm, ging das Semester vorüber, ohne daß Lommatzsch sein Ziel erreicht hätte.[1]

1) Lommatzsch (geboren 29. September 1802 zu Groß-Schönau bei Zittau) ist nur wenige Jahre an unserer Universität geblieben. 1832 kam er nach Wittenberg als Professor an das Predigerseminar; später ward er dort dritter Direktor, 1848 Dr. theol., trat 1867 in den Ruhestand und starb am 19. August 1882. Herausgeber des Origenes und der Werke Schleiermachers, Abteilung III, Bd. I, V, VII.

An dieser Stelle mögen noch die anderen Dozenten der theologischen Fakultät aus diesen Jahren Erwähnung finden, welche nur vorübergehend an ihr tätig waren oder doch nicht wesentlich in ihr Leben eingegriffen haben. Beides trifft am meisten zu für Georg Böhl, der 1824 Lizentiat, 1825 Privatdozent wurde, aber bereits Michaelis 1827 ausschied, um eine Predigerstelle in Wansdorf bei Spandau zu übernehmen. Er war ein Freund Hengstenbergs, mit dem er eine Zeitlang zusammen wohnte. Sie hatten ihr Quartier, ein ganzes Stockwerk, beim Weinhändler Habel, Unter den Linden 30, im Flügelgebäude und teilten es mit dem Bruder und dem Vetter Hengstenbergs. „Es ist so still da, wie in Wetter“, schreibt Hengstenberg, „besonders lieblich ist es in der Schlafstube“. Auch ein Garten war hinter dem Hause.

Böhl.

Rheinwald.

Viel bedeutender war Georg Friedrich Heinrich Rheinwald, der auch länger blieb, ein Schwabe, Pfarrerssohn und Tübinger Stiftler, Neffe Schellings, geboren am 20. Mai 1802 zu Scharn-

So konnten die Dinge nicht bleiben. Nicolovius erwarb sich das Verdienst, den Frieden oder, sagen wir besser, einen Waffenstillstand zwischen den kämpfenden Parteien herzustellen, nachdem ihn Strauß, der immer Friedfertige, flehentlich um Hülfe gebeten hatte, bei einer Begegnung auf der Straße des Abends unter den Linden, als er gerade im Begriff war, zu Schleiermacher zu gehen, wo die Antworten der Majorität der Minister beschlossen und vollzogen werden sollte. Nicolovius begab sich auf der Stelle zu Neander, und es gelang seiner liebenswürdigen und entgegenkommenden Art bald, den Aufgeregten zu besänftigen. Ohne den Minister, auch in bezug auf seinen persönlichen Freund Schleiermacher, zu desavouieren, beruhigte er doch seine Sorge, daß der Lehrfreiheit von seiten seines Chefs irgendwelche Gefahr drohe. Sie

---

häusen bei Stuttgart. Er beendigte seine Studien in Berlin, besonders unter Neander. 1826 habilitiert, wurde er 1830 außerordentlicher Professor und kam 1833 als Ordinarius nach Bonn. In seiner Berliner Zeit war sein Interesse besonders der Kirchengeschichte zugewandt. Dies mag ihn wohl mit Ranke zusammengeführt haben, der seiner in seinen Briefen mehrfach gedenkt. Es war zunächst die alte Kirche, der er sich widmete; dann aber wandte er sich dem Mittelalter zu, besonders Abälard, von dessen Werken er einiges veröffentlicht hat. Größere Reisen durch Skandinavien wie durch Deutschland führten ihn zu der Herausgabe eines „Repertoriums für theologische Literatur und kirchliche Statistik“ (1833ff.). Er war ein lebhafter Geist von umfassenden Gesichtspunkten, aber unstet in Gesinnung, Plänen, und leider auch, wie sich später herausstellte, in seinem Lebenswandel. Er sah sich genötigt, seine Bonner Professur aufzugeben, und wurde später in Berlin, zum Teil im Auftrage des Ministers, mit mancherlei Arbeiten beschäftigt. 1849 starb er in körperlicher und geistiger Zerrüttung.

Spekulative Neigungen hatte Anton Friedrich Ludwig Pelt, der, seit 1826 in Berlin, sich Pelt.
Ostern 1827 habilitiert hatte und schon zu Michaelis 1827 nach Greifswald versetzt wurde. Er war der Sohn eines dänischen Legationsrates am alten Reichstag zu Regensburg, wo er am 28. Juni 1799 das Licht der Welt erblickte. Dort und später in Bückeburg und Altona hat er die Schule besucht. Theologie und Philosophie studierte er in Jena, wo ihn Fries, Reinhold und Oken anzogen. In Kiel hörte er dann neben Philosophie Theologie bei Twesten und Klaus Harms. Diese gewannen ihn für den geistlichen Beruf, dem er zunächst auf der Kanzel in Glückstadt oblag. Von da kam er nach Berlin. Dieser Lebenslauf im Zickzack erklärt seine wissenschaftliche Haltung, die ebenso zusammengesetzt ist; denn er hat Hegels Philosophie und Schleiermachers Theologie miteinander zu verschmelzen gesucht. Indessen war das Bestimmende in seinem Lebenslauf nicht das spekulative, sondern das persönliche Element. Er war ein innerlicher, frommer, charaktervoller Mann, der sein deutsches Herz in der Zeit, wo es auf die Probe gestellt wurde, in dem Kampf Schleswig-Holsteins mit der dänischen Krone, nicht verleugnete und lieber sein Amt quittierte, als sich der Willkür eines dänischen Beamten beugte; er ging ab und übernahm eine Pfarrstelle in Neuvorpommern. Diese Haltung macht seinen Namen der Nachwelt mehr wert als seine theologische Systematik. Vgl. Herzogs Realenzyklopädie XV³, S. 111 (J. A. Dorner); A. D. B. XXV, S. 338 (Karstens).

Schließlich sei auch noch eines Rationalisten gedacht, der sich auf den Berliner Boden verirrte, Friedrich Gottlieb Uhlemanns, der sich vom Friedrich Wilhelms-Gymnasium aus, wo Uhlemann.
er von 1822 bis an seinen Tod Lehrer war, 1823 habilitiert hatte. Als Sachse kam er von der Leipziger Schule her. Er hat, nicht ohne Erfolg, lange bei uns gelesen, auch eine Reihe von exegetischen Arbeiten, insbesondere auf dem Gebiet des Syrischen, vollendet. A. D. B. XXXIX, S. 165 (C. Siegfried); Programm des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin 1864. Uhlemann ist am 26. November 1792 zu Zeitz geboren und am 19. April 1864 gestorben.

kamen dahin überein, daß Neander an den Minister persönlich schreiben möge; was dieser von Dresden aus, wohin er sich in den Ferien begab, am 14. August tat. Schleiermacher richtete von sich aus, ohne mit Nicolovius direkt in Beziehung zu treten, das Gesuch an den Minister, ihn von den Geschäften der Fakultät förmlich zu entbinden. Der Brief der Majorität, vor dem Strauß so gezittert hatte, ward bis nach den Ferien verschoben und erhielt dann (am 17. November) eine unverfängliche Form: anknüpfend an das erneuerte Gesuch des Magister Lommatzsch um die Promotion baten die drei den Minister, ihnen die Sicherstellung ihres von dem rein christlich-theologischen Standpunkt aus gefällten Urteils gegen die feindliche Auffassung zu gewähren. Dem gemessenen Ton dieses Gesuch entsprach Altensteins Antwort: aber er erklärte doch seinen festen Willen, die theologische, wie jede andere Fakultät innerhalb ihres Bereiches in der verfassungsmäßigen Ausübung ihrer Lehrfreiheit sowie ihrer übrigen Rechte und Befugnisse ungestört zu lassen, und betonte, daß er nie anders gedacht und gehandelt habe. Sehr viel wärmer freilich war das eingehende Schreiben, in dem er Neanders Erklärung beantwortete. In ihr gab er sogar zu, eine gewisse Mißbilligung Marheinekes zu erkennen; und wenn er auch in ihm kein Wort und keinen Teil seines Verfahrens zurücknahm, so unterließ er doch nicht, Neander seine herzlichste Zuneigung zu versichern und ihm die kräftigste Unterstützung in Aussicht zu stellen, wo immer er ihrer „persönlich in Verfolgung seiner rühmlichen und segensreichen Wirksamkeit bedürfen würde“. Schleiermacher aber erhielt, vorläufig auf anderthalb Jahre, den erbetenen Urlaub.[1]

10. Die Naturforscherversammlung 1828.

Ärzte, Naturforscher und Mathematiker.

Um dieselbe Zeit, wo die Hegelinge und Hengstenberger in eigenen Parteiorganen ihre Banner aufrollten, begannen auch die Naturforscher ihres Zusammenhangs und ihrer Kräfte sich bewußt zu werden und sammelten sich zu einer Heerschau unter einem Führer, dessen Ruhm zwei Hemisphären angehörte und den Hegels noch weit überstrahlte. Im Mai 1827 kehrte Alexander von Humboldt, der ganz zum Pariser geworden zu sein schien, in seine Vaterstadt zurück.[2] Zwanzig Jahre waren hingegangen, seitdem er die Hoffnungen Beymes und Wolfs, die in ihm den tragenden Pfeiler des Berliner Lehrinstituts hatten finden wollen, enttäuscht hatte: jetzt schickte er sich an, der Schöpfung seines Bruders ein Stück aus der Fülle seines Wissens zuteil werden zu lassen; in dem Katalog für das Winter-

Al. v. Humboldt kehrt nach Berlin zurück.

1) Das Urlaubsgesuch Schleiermachers und die gewährende Antwort fand ich nicht. Die übrigen Schreiben im Urkbd.

2) Zum folgenden vgl. die glanzvolle Schilderung Alfred Doves in seiner Humboldt-Biographie, II, S. 125ff.

semester 1827 kündigte er als lesendes Mitglied der Akademie eine öffentliche Vorlesung über physikalische Geographie an.

Steffens und A. W. v. Schlegel als Gäste der Universität.

Humboldt war nicht der erste Gast unserer Hochschule. Schon drei Jahre zuvor war Steffens, der einst Verschmähte, gekommen und hatte einen Winter hindurch an der Universität gelesen, gelegentlich eines Urlaubs in seine norwegische Heimat, der ihm von dem Minister bewilligt war. Er hatte seine alten Lehren vorgetragen, deren Phantastik durch den theosophischen Zusatz, den die religiöse Bewegung ihm verliehen hatte, nur noch verstärkt wurde; aber er hatte sich auch das Feuer seiner Jugend erhalten. Das Auditorium, in dem er sprach, völlig frei und mit einer aus dem Herzen kommenden Beredsamkeit, war überfüllt gewesen. Auch vor einem gemischten Publikum hatte er in einem Saal des Gouvernementsgebäudes, den Gneisenau ihm eingeräumt, vielbesuchte Vorlesungen gehalten. Danach, fast gleichzeitig mit Humboldt, war August Wilhelm Schlegel gekommen, um den Berlinern von der reich besetzten Tafel, die er ihnen vor acht Jahren aus der Ferne gezeigt hatte, ein paar Leckerbissen zuzuwenden; ihm jedoch, der der Universität nur als Professor in partibus infidelium angehört, eröffnete diese nicht ihre Pforten. Er sprach in der Art, wie er es bereits vor einem Vierteljahrhundert getan, vor der Crême der Gesellschaft gegen Honorar, einen Friedrichsdor für ein Dutzend Vorträge, in Schinkels Meisterbau, der neuen Singakademie, die wenige Wochen zuvor eingeweiht worden war, und über ein Thema, das seinem Genius wie dem des großen Baumeisters entsprach: über Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Unter seinen Zuhörern war auch Humboldt, und der Eindruck dieser Vorträge, der übrigens bei ihm wie bei den meisten nicht tief ging, bestimmte diesen, selbst das Katheder aufzusuchen. Er aber dachte dabei zunächst nur an eine öffentliche Vorlesung an der Universität, für die „Kappen und Mützen“, wie er sagte, nicht für die elegante Welt. So hat er einundsechzigmal, zweimal in der Woche und zuletzt täglich, vom 3. November 1827 bis zum 26. April 1828, gelesen. Die Vorträge in der Singakademie, welche er am 6. Dezember begann und, meist von Woche zu Woche, bis zum 27. April fortsetzte, waren nur eine Skizze von dem, was er den Studenten vortrug. Es saßen aber schon in der Universität nicht bloß die Kappen- und Mützenträger zu seinen Füßen, sondern Männer, welche zu den Heroen der Wissenschaft gehörten; seit Niebuhr hatte niemand ein solches Auditorium gehabt. Denn auch in Hegels Vorlesungen waren Persönlichkeiten wie der lernbegierige Dezernent Altensteins nur Ausnahmen. Viel größer aber noch war die Heerschar, vor der Humboldt in der Singakademie sprechen durfte. Der König selbst zur Seite seiner zweiten Gemahlin, mit ihm der Kronprinz und die Kronprinzessin, die Prinzen und alle Hofstaaten füllten die Logen; im Parterre saßen die Staatsmänner und die Professoren mit ihren Damen, und was immer zur guten Gesellschaft Berlins gehörte; an tausend Zuhörer, so viele der herrliche Saal nur fassen konnte,

lauschten auf das Wort des großen Gelehrten. Es war das Ereignis des Tages: Zeitungen, Tagebücher und Briefe geben den Eindruck wieder; es war das Thema in allen Gesellschaften, und so ward es auch außerhalb Berlins, in Weimar, in Göttingen und in Paris besprochen. Waren es doch diese Vorträge, aus denen das glänzendste Buch entstand, welches die Naturforschung der Epoche hervorgebracht hat: das große Weltbild des Kosmos, zu dem sie nach dem prägnanten Wort des Biographen Humboldts recht eigentlich als der Karton zu bezeichnen sind, der in den Hauptlinien bereits alle wesentlichen Stücke des späteren Bildes enthält. Auch für unsere Universität war es ein Ereignis ersten Ranges; von dem Glanz, der Humboldts Namen umfloß, strahlte ein Teil auf sie zurück. Aber die Bedeutung dieser Vorlesungen ist damit nicht erschöpft. Sie kündigten ein neues Zeitalter an. Sie waren ein Protest gegen die Ausschreitungen der Spekulation, gegen die „voreiligen und vordringlichen Versuche einer durchweg rationellen Wissenschaft der Natur“. Sie erhoben, wie Alfred Dove sagt, „die Erfahrungswissenschaft, und zwar nebeneinander Weltbeschreibung und Weltgeschichte, auf den geistigen Thron der Gegenwart, sie priesen als das Ergebnis der Außenwelt neben dem industriellen Fortschreiten zugleich die intellektuelle Veredelung der Menschheit“. Eigentümlich berührt es, daß diese Tat gerade unter dem Protektorat des Königs und der höfischen Gesellschaft vollzogen wurde: wenn es nämlich wahr ist, daß die Erfahrungswissenschaften, Weltbeschreibung und Weltgeschichte, mehr als jede Spekulation die Fundamente ins Wanken gebracht haben, auf denen die alte Weltanschauung geruht hatte. Aber wir bemerkten bereits wiederholt, daß die Reaktionäre in beiden Lagern, Rationalisten wie Mystiker, ein Kamptz wie ein Adam Müller, die „Realitäten in Natur und Geschichte“ den spekulativen Tendenzen, in denen sie nichts als Irrtum und Unglauben, Phantastik und Zerstörung sahen, entgegensetzen wollten. Man möchte fast in Hegelscher Weise etwas wie die List des Weltgeistes darin erblicken — nur daß dieser jetzt sich gegen seinen Propheten selbst wandte. Denn gerade Hegel beklagte sich Varnhagen gegenüber bitter über die „Verwahrung“, welche Humboldt gegen die „Naturphilosophie ohne Kenntnis und Erfahrung“ eingelegt hatte. Ganz unbedenklich erschien übrigens der Gegenseite die Freiheit des Wortes, die man dem großen Naturforscher gelassen hatte, doch nicht; General von Witzleben, des Königs nächster Adjutant, sprach seine Besorgnis vor der schädlichen Wirkung dieser Vorlesungen offen aus. Der König aber dachte freier. Der Grundzug seiner Natur und seiner Erziehung kam unter dem Eindruck des Mannes, mit dem er in persönlichen Verkehr getreten, wieder hervor, und die Hofgesellschaft mußte ihm folgen. Herzog Karl von Mecklenburg selbst stellte sich an die Spitze des Komitees, welches Humboldt nach Schluß seiner Vorlesungen das erste Exemplar der Denkmünze überreichte, die das Bild der Sonne mit der Umschrift „Illustrans totum radiis splendentibus orbem“ trug.

Die Naturforscher in Berlin.

Stärker wurden in den Kreisen der Reaktionäre solche Besorgnisse laut, als Humboldt und seine Freunde im Sommer 1827 mit dem Plan hervortraten, die Naturforscherversammlung, die damals in München, dem Sitz der bayrischen Zentraluniversität, tagte, für das nächste Jahr nach Berlin zu ziehen. Waren doch diese Kongresse, die seit 1822, zuerst in Leipzig, jährlich stattgefunden, eine Schöpfung Okens, der seinen Gegnern als der wahre Gottseibeiuns der Demagogie erschien. Die Aussicht, ihn und womöglich Fries in Berlin zu erblicken, konnte, wie Beyme seiner Tochter sehr drastisch schreibt, Kamptz und Genossen Leibschmerzen verursachen. Der König aber, den Humboldt auch hierin beriet, war unabhängig genug, nichts darin zu sehen; und so überbrachte Lichtenstein als Rektor der Universität im September 1827 die Einladung an die Isar. In München war neben Berlin Breslau als Ort der nächsten Versammlung genannt worden, aber Berlin erhielt den Vorzug; und am 18. September 1828 konnte Humboldt als der erwählte Präsident, dem Lichtenstein als Sekretär zur Seite stand, die deutsche Gelehrtenwelt, zu der sich noch viele Gäste, zumal aus den skandinavischen Reichen, gesellten, in Berlin begrüßen. Wenn in Oken doch wohl der nationale Gedanke obgewaltet hatte, so lenkte Humboldt in seiner glänzenden Eröffnungsrede mit feiner Wendung davon ab. Auch er sprach davon, daß sich in der Versammlung Deutschland in seiner geistigen Einheit offenbare; aber er wies zugleich darauf hin, daß dies Gefühl keins der Bande, welches jedem von uns Religion, Gesetz und Verfassung oder Heimat teuer mache, schwäche. „Eben dies gesonderte Leben der deutschen Nation, dieser Wetteifer geistiger Bestrebungen riefen, so lehrt es die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes, die schönsten Blüten der Humanität, Wissenschaft und Kunst hervor“. Wiederum ging der Hof mit gutem Beispiel voran. Der König selbst kam auf das Fest, welches Humboldt in dem Konzertsaal des Schauspielhauses gab, und bei dem alles, was zur vornehmen und gelehrten Welt Berlins gehörte, erschienen war. Herzog Karl gab das neu errichtete Exerzierhaus her, in dem die Versammlung täglich gemeinsam tafelte. Niemals hatte sich die preußische Hauptstadt so glänzend vor Fremden gezeigt. Wie glücklich war der alte Beyme, der alle öffentlichen Versammlungen und die gemeinsamen Mahlzeiten mitmachte, als er am Schluß der Tagung die Häupter des Kongresses auf seinem Landsitz zu Steglitz bewirten konnte: Berzelius und Oersted, Gauß und Martius, Froriep, in dem er den alten Bekannten von Memel wiederfand, Burdach und Baer aus Königsberg, Oken aus München, Steffens aus Breslau und Reinwaldt aus Leyden; und dazu die Vertreter der Berliner Naturwissenschaft, Humboldt und Lichtenstein, Mitscherlich und Weiß, Erman und Encke, Ritter, Hermbstädt und Ehrenberg; auch Chamisso hatte eine Einladung erhalten; von den Ministern Boyen und Motz; dazu die Geheimräte Stägemann, Eichhorn und Varnhagen. Es waren im ganzen 60 Personen, die er an seiner Tafel vereinigte. Noch waren, wie man aus den Namen sieht, die verschiedenen Richtungen in der Naturwissenschaft friedlich beisammen. Die

Naturphilosophen waren fast die zahlreichsten und genossen größere Ehren als die andern. Oken war von Bewunderern umschwärmt; auch Kamptz ließ es sich nicht nehmen, Arm in Arm mit dem Demagogen von ehedem sich öffentlich zu zeigen. In Humboldts Rede war nichts, was auf eine Spaltung hindeuten könnte. Wenn er sagte, daß eine Entschleierung der Wahrheit ohne Divergenz der Meinungen nicht denkbar sei, weil die Wahrheit nicht in ihrem ganzen Umfange, auf einmal und von allen zugleich erkannt werde, so sprach er damit nur die gemeinsame Überzeugung aus. Ein jeder seiner Hörer konnte sich zu den Worten bekennen, die er als die Summe ihrer Forschungen bezeichnete: „in dem Drange der Erscheinungen das Beharrende aufzufinden, aus den schwindelnden Tiefen der Natur das dämmernde Licht der Erkenntnis zu schöpfen“. Und wenn er es aussprach, daß die Gründer der Gesellschaft in dem wahren und tiefen Gefühl der Einheit der Natur alle Zweige des physikalischen Wissens innigst miteinander vereinigt hätten, also daß die Benennungen Naturforscher und Ärzte hier fast synonym seien, so wiederholte er auch damit nur einen Gedanken, den ein Reil allezeit vertreten hatte.

Auch jetzt waren die Berliner Ärzte im Prinzip schwerlich diesem Ausspruch entgegen. In Wirklichkeit aber verfolgten Hufeland, und die um ihn waren, eine Richtung, die demselben wenig entsprach, wie sie denn auch auf der Versammlung kaum hervorgetreten sind[1]. Erst kürzlich war die Fakultät durch den Verlust zweier Ordinarien, Berends' und Siebolds, betroffen worden. Für den ersteren war

Berufung Bartels'.

ein Nachfolger bereits gefunden, in Ernst Daniel August Bartels, der früher in Breslau gewesen, dann aber nach Marburg, woher er gekommen, zurückgegangen war. Schon seit Ostern war er an der Universität. Es war nicht leicht gewesen, die Stelle aufs neue zu besetzen, denn an Dr. Sundelin, der, seit 1826 habilitiert, Berends' erster Assistent gewesen war und nach dessen Tode ihn vertrat, war nicht zu denken; er selbst wird sich kaum Hoffnungen gemacht haben.[2] Das Ansehen Berends' hatte, wie wir sahen, vor allem darauf beruht, daß er ein „klassischer“ Arzt war, und ein Mann wie Hufeland, den Altenstein zu Rate zog, legte selbst ein zu großes Gewicht auf die lateinische Schulung der Ärzte,

---

1) Beyme hatte keinen von ihnen eingeladen; auch Rudolphi, der übrigens bereits kränkelte, nicht. Gern möchte man wissen, wie Hegel sich zu der Versammlung gestellt hat. Ich habe nichts darüber gefunden.

2) In Berlin 1791 als Sohn eines Pharmazeuten geboren, war Sundelin in Sagan, wo der Vater eine Apotheke übernahm, aufgewachsen und hatte, nachdem er 1813 als Feldapotheker den Krieg mitgemacht, seine Studien in Berlin begonnen. Erst 1816 war er zur Medizin übergegangen. 1830 wurde er außerordentlicher Professor und 1832 fungierender Arzt an der Charité. 1833 kam er nach Posen an das dortige Medizinalkollegium, wo er bereits am 28. Mai 1834 gestorben ist. Seine Schriften sind meist Handbücher. Curriculum vitae in der Dissertation; Meusel, Gelehrtes Teutschland, XX, S. 707; dazu die Lexika von Callisen und Gurlt-Hirsch.

um nicht wieder einen humanistisch gebildeten Lehrer an seine Stelle zu bringen. Als solche hatte er Clarus in Dresden und Carus in Leipzig, welche beide Altenstein schon 1819, als es sich um das Direktorat der Charité handelte, in Aussicht genommen, und Hildebrand in Pavia zunächst in Vorschlag gebracht; aber keiner war zu erlangen gewesen. Und so griff man zu Bartels, der, sobald er durch Hufeland von der Absicht des Ministers erfahren, sich diesem sogleich zur Verfügung stellte und auf die Bedingung, die Klinik lateinisch zu halten, gern einging. Bartels war übrigens von der naturphilosophischen Richtung — ein Beweis, wie wenig man noch im Grunde sich des Gegensatzes zwischen einer spekulativen und einer empirischen Schule bewußt war, oder wenigstens, wie tolerant man darüber dachte. Er stand Hufeland persönlich nahe, dessen Schüler er noch in Jena gewesen war. Auch von Gemüt und Charakter zeigte er verwandte Züge. Wie jener war er eine innige weiche Natur, als Mensch und Arzt von ungemeiner Liebenswürdigkeit, von den Patienten hochgehalten und auch als Schriftsteller geschätzt. Die Berliner Luft hat dann, wie es scheint, auf seine Anschauungen ernüchternd eingewirkt; was man an seinen Arbeiten über die Cholera merkt. Daß er an unsere Universität gezogen wurde, verdankt er zum Teil wohl persönlichen Momenten; mehr aber noch dem Umstand, daß er einer der Wenigen war, die noch als „klassische“ Ärzte gelten und eine lateinische Klinik halten konnten. In Marburg hatte, wie er dem Minister schrieb, die Ungebildetheit mancher roheren Teile der Studentenschaft dies leider verhindert; er hatte aber die dazu fähigen Praktikanten ihre Tagebücher stets lateinisch führen lassen, auch über den griechischen Text des Hippokrates lateinische Vorlesungen gehalten. Bedenken erregte ihm nur der Plan, von dem Altenstein ihm Mitteilung machte, die Universitätsklinik in die Charité zurückzuverlegen. Er bat, es bei der alten Einrichtung zu lassen und nur die Zahl der Betten, welche, wie wir uns erinnern, Reil auf 12 beschränkt hatte, zu erhöhen. Damit drang er nicht durch; der Plan des Ministers, den, wie wir sahen, Rust mit besonderem Eifer betrieb, wurde durchgeführt, und seitdem kam das Institut, auf welches Reil einen so großen Wert gelegt, in Fortfall.[1]

---

1) Geb. am 26. Dezember 1778 zu Braunschweig, als Sohn eines Vize-Konsistorialpräsidenten, hatte Bartels das Catharineum und das Collegium Carolinum besucht. Seit 1796 studierte er in Jena, später in Leipzig, wo er 1801 promovierte. Von einer einjährigen Reise heimgekehrt, ward er 1803 Professor für Anatomie und Physiologie in Helmstädt; 1810 nach Marburg versetzt, folgte er 1812 einem Ruf nach Breslau, ging aber 1821 nach Marburg zurück. Unter seinen zahlreichen Schriften seien zur Bezeichnung seiner Richtung hervorgehoben: 1804 Grundlinien einer neuen Theorie der Chemie und Physik; 1806 Anthropologische Bemerkungen über das Gehirn und den Schädel des Menschen, mit besonderer Beziehung auf die Gallschen Entdeckungen (für die er eifrig eintrat); 1808 Systematischer Entwurf einer allgemeinen Biologie; 1813 Die Respiration als vom Gehirn abhängige Bewegung und als chemischer Prozeß; 1819 Eucharistion, über das Verhältnis der göttlichen Welt zur außerweltlichen Gottheit; 1821/22 Anfangsgründe der Naturwissenschaften. Auch in Berlin war er noch, obschon von gichtischen Leiden gequält, ungemein tätig. So war er Mitherausgeber des Cholera-Archivs (1832/33). Die Wandlung zu realistischer Auffassung bemerkt

E. C. J. Siebold.

Auch für Siebold, der im Juli 1828 unvermutet starb, sah sich der Minister außerhalb Preußens nach Ersatz um, obwohl ein Nachfolger zur Stelle gewesen wäre: der Sohn des Verstorbenen, Eduard Casper Jakob Siebold, der seines Vaters Assistent gewesen war und die Klinik bis zur Neubesetzung der Stelle provisorisch leitete. Sundelin war ihm weder an Ausbildung noch an Talenten irgendwie zu vergleichen. Der jüngere Siebold hat sich bald zu einem der ersten Vertreter seines Faches entwickelt; in den Annalen Göttingens hat er einen hervorragenden Platz gewonnen. Seine Geschichte der Geburtshülfe gilt als ein klassisches Werk; es offenbart nicht bloß medizinische, sondern auch historische und philologische Bildung. Er hatte sich überhaupt nur auf Wunsch des Vaters zur Medizin entschlossen und der Philologie entsagt. Die Liebe zu den Alten, die er am Grauen Kloster eingesogen, hat er stets bewahrt.[1] Aber auch seine medizinische Ausbildung hatte er nicht vernachlässigt. In Berlin waren u. a. Rudolphi und Hufeland seine Lehrer geworden; in Göttingen, wo er zwei Jahre weilte, hatte er sich besonders an den älteren Langenbeck angeschlossen. Bei Knape war er noch als Student Amanuensis gewesen und hatte bereits im Winter 1821 als Zwanzigjähriger eine osteologische Vorlesung gehalten. Wenn man Siebold die Neigung zu naturphilosophischen Theoremen nachgesagt hat, so galt das zu seiner Zeit nicht als Nachteil und hat ihn so wenig wie andere gehindert, vortreffliche Einzeluntersuchungen mit aller Akkuratesse der Beobachtung zu machen; und wenn er der Gynäkologie im engeren Sinne sich verschloß und die Entbindungskunst in erster Linie pflegte, so tat er damit nichts anderes als die meisten seiner Zeitgenossen. Der Nachfolger seines Vaters hat auch nicht mehr getan und kam an Genialität nicht an ihn heran. Aber der Wind im Ministerium war dem jungen Dozenten nicht günstig. Rust, den Altenstein als Berater heranzog, war schon dem Vater nicht hold gewesen. Er war überhaupt nicht dafür, daß die Universität eine eigene geburtshülfliche Klinik habe, und wollte auch hier die gleiche Einrichtung haben, wie für die innere Klinik. „Nicht ein Student“, schrieb er, „wird wegen Siebolds Tod mehr oder weniger in Berlin studieren oder minder unterrichtet von der Universität abgehen“. Weit mehr als einer zweiten Lehranstalt bedürfe man eines besonderen Hebammeninstitutes. Sein Kandidat war Kluge, der weit mehr als der ältere Siebold geleistet habe, wenn man auch in der Gelehrtenwelt von ihm nicht so viel Wesens mache. Er meinte, daß seine Anstalt beim

---

man schon in den Grundsätzen einer speziellen Pathologie und Therapie der asiatischen Cholera; auch in seinem letzten, unvollendeten Werke über die gesamten nervösen Fieber (1837/38). A.D.B. II, S. 86 (Hirsch), Biogr. Lexikon von Gurlt und Hirsch I, S. 303 (A. Eulenburg). Auch Neuer Nekrolog d. D., Jhrg. XVI (1838), Teil 2, S. 568.

1) Noch im Winter 1854 hat er ein stark besuchtes philologisches Kolleg gelesen und 1858 eine Ausgabe seines Lieblingsschriftstellers Juvenal mit metrischer Übersetzung und Erläuterungen veranstaltet.

Neubau der Charité dann um so vollständiger eingerichtet und vergrößert werden könne.[1]

Damit aber drang Rust nicht durch; so verlockend der Vorschlag von der finanziellen Seite war (durch die Verlegung der inneren Klinik in die Charité wurden allein 3000 Taler gespart), hielt Altenstein doch an der Sonderstellung der geburtshüflichen Klinik fest. In Aussicht genommen war zunächst Nägele, damals noch in Heidelberg, der aber ablehnte. Und nun konnte man an Dietrich Wilhelm Heinrich Busch, gegen den Rust gesprochen, nicht mehr vorüber. Auch er kam aus Marburg; er war sogar ein Marburger und vertrat, wie der jüngere Siebold, als Arzt bereits die dritte Generation seiner Familie; Vater und Großvater waren Professoren der Medizin an der hessischen Universität gewesen. Seine ganze Ausbildung hatte er dort genossen. Nach Berlin aber kam er mit Freuden, und er hat seinen Platz bei uns gut ausgefüllt. In seiner Klinik, die unter seinem Vorgänger in der Tat einige Mängel aufgewiesen, hat er manche Reformen eingeführt und ihre Bedeutung außerordentlich gehoben. Als Lehrer, Arzt und Kollege sehr beliebt, hat er auch literarisch und durch mehrere Erfindungen sich bekannt gemacht, freilich auch nur wieder im Wesentlichen das Gebiet der Geburtshülfe gepflegt und der eigentlichen Gynäkologie geringe Aufmerksamkeit zugewandt.[2]

Berufung von Busch.

Rusts Einfluß trat wieder hervor bei zwei Militärärzten, Eduard Wolff und Johann Friedrich Wilhelm Hesse, Zöglingen und später Oberärzten der Pepiniere. Auch im Kriege hatten beide gedient; Wolff in den Feldzügen 1813/15, Hesse bereits 1806 beim Blücherschen Korps. Wolff, ein Berliner, Sohn eines Professors am Joachimsthalschen Gymnasium, blieb in der militärärztlichen Karriere, in der er es bereits bis zum Regimentsarzt am Kadettenkorps gebracht hatte, als er 1829 durch Fakultätsbeschluß ohne Habilitation als Privatdozent zugelassen wurde. Drei Jahre später zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt er die Klinik für Wundärzte an der Charité, eine Stellung, welche eingerichtet werden mußte, weil die Zöglinge der Friedrich Wilhelms-Akademie dem lateinischen Vor-

Ed. Wolff.

1) Von Greifswald hatte sich für die Stelle der dortige Ordinarius für Chirurgie Berndt, der seit drei Jahren eine Entbindungsanstalt leitete, gemeldet. Zu diesem Gesuch bemerkt Rust kurz, daß Berndt sich zu allem befähigt fühle und daher auch um alles einkomme. Als Schriftsteller hatte Berndt in der Geburtsheilkunde überhaupt nichts geleistet.

2) Geb. 16. März 1788. Studierte in Marburg, 1808 promoviert. 1806/7 Arzt am französischen Militärlazarett, 1808 an dem der polnischen Legion. Teilnehmer an Dörnbergs Aufstand, mußte er fliehen, ward dann aber amnestiert. Bis Oktober 1813 im westfälischen Lazarett weiter tätig, übernahm er sodann das russische Lazarett und zog Januar 1814 als Generalfeldmedikus des hessischen Korps ins Feld. 1814 a. o., 1817 o. Professor in Marburg. Das bedeutendste seiner Werke 1839/44 Das Geschlechtsleben des Weibes usw., 5 Bde. Für die Geschichte der Universität wichtig 1837/54 Die geburtshülfliche Klinik an der Universität zu Berlin, 1. bis 3. Bericht, und die Jahresberichte. Zahlreiche Abhandlungen; auch andere Werke, wie das seit 1828 mehrfach aufgelegte und übersetzte Lehrbuch der Geburtskunde. A. D. B. III, S. 635 (Hecker); Monatsschrift für Geburtskunde XI, S. 321 (Credé); Hirsch, Geschichte der medizinischen Wissenschaften, S. 684ff.

trag Berends' nicht folgen konnten. 1842 schied er mit dem Charakter als Generalarzt aus der Armee, blieb aber in seiner akademischen Stellung bis 1857. Er war wegen seiner Gradheit von den Kollegen hochgeschätzt, als Examinator aber sehr gefürchtet, falls der Vers recht hat, der auf ihn und seine Kollegen in der Prüfungskommission gemacht worden ist:

„Kommst du glücklich um die Ecken:
Bleibst du doch im Kothe stecken;
Kommst du durch den Dieffenbach,
Frißt dich doch der Wolff hernach".[1]

Dem Veteran von 1813 ist es noch vergönnt gewesen, die neuen Siege in Frankreich zu erleben; erst 1878 ist er gestorben.

Hesse. Hesse ist es trotz der Fürsprache von Rust nicht so gut ergangen. Er hatte sich als praktischer Arzt niedergelassen und war als Schwiegersohn des Hofzahnarztes Lautenschläger besonders zahnärztlich tätig gewesen. Schon seit 1812 hatte er die Kandidaten der Zahnheilkunde geprüft, auch in der Charité nebenamtlich Vorträge gehalten und eine Reihe von Zahnärzten für Berlin und die Provinz ausgebildet. Rust suchte wiederum Altenstein zu bewegen, für den in der Praxis wie in der Theorie sehr tüchtigen Kollegen ein Extraordinariat für Zahnheilkunde an der Universität zu errichten. Aber die Fakultät, die im Februar 1829 zum Bericht aufgefordert wurde, sprach dagegen. Sie erkannte wohl die Geschicklichkeit Hesses an, meinte aber, es genüge völlig, wenn dies Fach von jüngeren Dozenten vorgetragen werde; man habe schon zu viel Professoren.[2]

Damerow. Recht im Gegensatz zu diesen bloßen Praktikern steht Heinrich Philipp August Damerow, ein Stettiner, Sohn eines Geistlichen, der seit 1817 in Berlin studierte und von 1827 bis 1830 Privatdozent in der medizinischen Fakultät war. Sein spekulatives Interesse, das ihn zu einem Anhänger Hegels machte, hatte ihn schon früh zur Psychiatrie geführt, in der er sich in seinen späteren Stellungen in Greifswald und Halle einen nicht geringen Namen gemacht hat. Gerade als Praktiker aber (er leitete seit 1836 die Irrenanstalt zu Halle) hat er sich Anerkennung erworben, durch die Vorschläge, die er in seinen Schriften und in seiner „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie" vortrug. Seine erste größere Arbeit, die noch in die Berliner Zeit fällt, die „Elemente der nächsten Zukunft der Medizin" (1829), zeigt diese Verbindung von spekulativer Begründung und praktischem Blick: ein

---

1) Mündliche, auf Adolf von Bardeleben zurückgehende Mitteilung. Auch gedruckt im Dt. Archiv für Gesch. d. Medizin VI, S. 470.

2) K.-M. IV, 5, XIV. — Geb. 16. Febr. 1782, auf der Pepiniere vorgebildet, ward er als Militärarzt bei Lübeck 1806 gefangen; flüchtete nach Preußen; beim Blücherschen Korps; 1809/12 Oberarzt an der Pepiniere; 1811 in Halle promoviert; dann praktischer Arzt; starb 31. Juli (12. Juli?) 1832. Neuer Nekrolog d. D., Jg. X (1832), Tl. 1, S. 543; Biogr. Lexikon hervorr. Ärzte, III, S. 183 (Gurlt).

Parallelismus, der uns in mehr als einem der Hegelschüler begegnet, und den wir ja in dem Meister selbst vorgebildet fanden.[1]

In die Lücken, welche durch den Abgang Ratzeburgs, des jüngeren Siebolds und Damerows sowie durch den Tod des ältesten Privatdozenten, Friedländers (gestorben am 9. August 1830), entstanden waren, traten noch in demselben Jahr vier neue Dozenten ein: D'Alton, Romberg, C. W. Horn und Becker. Von ihnen ist nur Romberg dauernd unserer Universität erhalten geblieben. D'Alton, D'Alton.
ein Rheinländer aus Sankt Goar, wieder Sohn eines Arztes, der dann später selbst Professor, in Bonn, wurde, war von dort, wo er studiert und den Doktorhut erworben, 1824 nach Berlin gekommen. Sein Beruf war der seines Vaters: die Anatomie, und die vielgerühmten Tafeln, die er zu dessen mit Pander gemeinsam herausgegebener Osteologie, in der er die Bearbeitung der Vögel übernommen, gezeichnet und radiert hatte, verschafften ihm schon 1827 eine Professur an der Akademie der Künste. So kam er in das Haus Rauchs, dessen Schwiegersohn er wurde. Noch unter Rudolphi ward er Prosektor, ging aber 1835 als Nachfolger Meckels nach Halle.[2] Horn teilte das Los des jüngeren Siebold, an der Universität, C. W. Horn.
an der der Vater gelehrt, keine Stellung finden zu können, obschon es auch ihm weder an Talent noch an Ausbildung gefehlt hat. 1830 habilitiert, ging er schon im folgenden Jahr als Kreisphysikus nach Halberstadt, und als er nach langen Jahren zurückkehrte, galt seine Tätigkeit hauptsächlich seinen administrativen Aufgaben, in denen er Großartiges geleistet hat.[3] Zu großen Erwartungen berechtigte der pathologische Anatom Ferdinand Wilhelm Becker aus Höxter, auch er, Becker.
wie die meisten Mediziner dieser Zeit, Sohn eines Arztes und von Jugend auf für seine Wissenschaft vorbereitet. Kaum herangewachsen, hatte er in Frankfurt a. M. auf dem Senckenbergischen Institut Botanik und Medizin getrieben. Durch weite Reisen fortgebildet, ward er in Berlin 1826 Doktor, um dann abermals die medizinischen Schulen Englands und Schottlands, Frankreichs und Italiens zu besuchen. Erst hiernach ließ er sich als praktischer Arzt in Berlin nieder und habilitierte sich 1830. Aber nur eine kurze Zeit war ihm noch vergönnt; 1834 raubte den Neunundzwanzigjährigen ein allzu früher Tod.[4]

---

1) Geb. 28. Dez. 1798; 1813 mit im Felde; starb 22. September 1866. — A. D. B. IV, S. 176 (Baudorf); Curriculum vitae in der Dissertation 1821; dazu die Lexika.

2) 1803—1854. Curriculum vitae in der Dissertation, 1824; Nekrolog in den Abhandlungen der naturf. Ges. zu Halle, II, S. 35; A. D. B. I, S. 373 (Carus).

3) Er hat seit 1847 am Polizeipräsidium, dann im Kultusministerium als Rat, und zuletzt als ärztlicher Direktor der Charité eine große Stellung eingenommen. Die Reform der Charité ist von ihm durchgeführt worden. In der späteren Zeit tritt er auch wieder als Privatdozent bei uns auf.

4) Literarische Zeitung 1834, Nr. 27, S. 480. Hirsch führt lobend seine Dissertation über die Lymphdrüsen an. Bekannt machte er sich besonders durch Übersetzungen; dazu Aufsätze in den Zeitschriften Horns und Rusts.

Romberg. Moritz Heinrich Romberg, der allein von den Habilitierten dieses Jahres der Universität verblieb, war kein geborener Berliner (er war am 11. November 1795 zu Meiningen geboren), aber doch in Berlin aufgewachsen, wo er das Graue Kloster besuchte und seine Studienzeit fast ausschließlich verbrachte. Er hatte bereits eine zehnjährige Praxis als Armenarzt hinter sich, als er die Habilitation begehrte. Langsam ist er auch danach vorwärts gekommen; das Extraordinariat erlangte er 1838, das Ordinariat erst 1845. In dieser Stellung aber hat er noch jahrzehntelang gewirkt; erst am 16. Juni 1873 ist er gestorben. Bei ihm erinnert vieles an seinen Landsmann Hufeland, dessen Fach, die Therapie und die spezielle Pathologie, auch das seine war. Der Nachfolger Hufelands ist er nicht geworden; er mußte sich zunächst mit dem Extraordinariat begnügen; aber die Art, wie er seinen Beruf auffaßte, und wie er sich als Lehrer und am Krankenbette gab, läßt ihn fast als seinen Erben erscheinen. Wie Hufeland, wollte auch Romberg vor allen Dingen Ärzte bilden; die Therapie war auch für ihn das Endziel seines Wirkens; und gerade die menschlich schönen Eigenschaften, sein liebenswürdiges und sympathisches Wesen, erwarben ihm die Liebe seiner Schüler und Klienten. Ein Bahnbrecher kann er nicht genannt werden. Dazu fehlte ihm das Stürmische, Leidenschaftliche, das solche Naturen vorwärts treibt. Er teilte mit Hufeland die vorsichtig abwägende Art, welche wir als dessen Eigentümlichkeit kennen lernten. Aber gleich ihm blieb Romberg ein Lernender; ja man kann sagen, daß er mit den Jahren wuchs und, indem er die guten Traditionen seiner Wissenschaft mit den Grundsätzen und Methoden der neueren Medizin durchdrang, das große Zeitalter seiner Wissenschaft mit heraufführte. Man könnte ihn vielleicht noch als einen Schüler Johannes Müllers ansprechen oder doch sagen, daß sein offener Sinn durch den rastlosen Geist des genialen Kollegen einen neuen Schwung erhalten hat. Es ist doch merkwürdig, daß bis zum Eintritt Müllers in die Fakultät Rombergs Arbeiten hauptsächlich Übersetzungen waren; erst 1840 kam er mit dem ersten Teil seines Lehrbuches der Nervenkrankheiten des Menschen heraus, das ihm den Namen eines Begründers der Nervenpathologie verschafft hat.[1]

Schon im nächsten Jahr rückten vier neue Dozenten an: Eduard Adolf Graefe, der sich im März, Friedrich Leberecht Trüstedt, der sich im Mai, Karl Wilhelm Ideler, der sich im August, und Karl Angelstein, der sich im Oktober habilitierte. Über diese vier, sämtlich Zöglinge der Berliner Schulen und
E. A. Graefe. der Berliner Fakultät, können wir aber rasch hinweggehen. An Graefe, geboren den 10. Mai 1797, dem jüngeren Bruder des Chirurgen, ist der Name größer als die Werke. Er kam von der Praxis her, der er auch als Dozent treu blieb; 1826 war er als Bataillonsarzt an die Kriegsschule nach Berlin versetzt worden

1) Jubiläumsartikel in der Deutschen Klinik, IX (1867), S. 109; Berliner Klinische Wochenschrift, IV (1867), S. 150 ff., X (1873), S. 289; A. D. B. XXIX, S. 115 (Pagel).

und verließ es wieder, als er 1848 Stabsarzt der Garnison in Posen wurde, wo er 1859 starb. Seine literarischen Arbeiten sind Übersetzungen, Auszüge und zahlreiche Artikel in den Fachzeitschriften. Von der Pepiniere kam Trüstedt (1791—1855), den seine amtliche Tätigkeit durch eine Reihe von Stellungen ins Kultusministerium führte, wo er 1831 als vortragender Rat eintrat. Zugleich habilitierte er sich an der Universität. 1833 Extraordinarius geworden, auch Leiter einer Klinik, hat er unserer Hochschule bis 1848 angehört. Seine wenigen Schriften gehören der gerichtlichen und Verwaltungsmedizin an.[1] Auch bei Ideler (1795—1860), einem Neffen des sprachkundigen Mathematikers, entspricht die Bedeutung weder dem Namen noch der Stellung, die er einnahm. Er verließ 1826 die Praxis, die er in der Provinz ausgeübt hatte, um einem Ruf als ärztlicher Direktor der Irrenabteilung in der Charité zu folgen; 1839 zum Extraordinarius befördert, erhielt er 1840 die Leitung der psychiatrischen Klinik. Aber seine Theorien, die er in zahlreichen Schriften vortrug, wurden von den Fachgenossen abgelehnt, die in ihnen mit Recht eine Vermischung moralischer und psychiatrischer Momente erblickten. An Anhängern hat es ihm im Leben nicht gefehlt; aber auf die Entwicklung seiner Wissenschaft hat er nur hemmend eingewirkt.[2] Angelstein endlich (1799—1868) wurde, nachdem er als Apotheker in Leipzig begonnen, 1823 in Berlin Chirurg, 1824 Assistent Graefes und drei Jahre später Arzt in dessen Klinik, die er nach Dieffenbachs Tode provisorisch leitete, bis im Herbst 1848 Langenbeck dieselbe übernahm. Schriftstellerisch ist er nur wenig hervorgetreten.

Trüstedt. K. W. Ideler. Angelstein.

Auch von den Naturforschern im engeren Sinne ist in den Jahren, denen dieser Überblick gilt, nicht viel zu berichten. Denn Ratzeburg, dessen wir schon gedachten, verließ uns mit Pfeil 1830, und Johann Erich Julius Störig (aus Braunschweig, 1790—1854), der, ein später Ersatz für Thaer, dem er in Möglin einige Jahre geholfen hatte, 1827 Extraordinarius wurde, wird durch seine Vorlesungen über Züchtung und Pflege des Schafviehs und über die allgemeine Haustierzucht nicht eben tiefer auf das Leben unserer Hochschule eingewirkt haben.[3] Ihm nächstverwandt dem Fache, aber nicht dem Geiste nach, in dem er es vertrat, war der Zoologe Arend Friedrich August Wiegmann aus Illigers Vaterstadt, wo er 1806 geboren wurde und 1841 starb. In Berlin promoviert und habilitiert, ward er bereits 1830 Extraordinarius, ohne es dann aber weiter zu bringen. Er war ein klarer Kopf, der in seiner Wissenschaft manche gute Beobachtungen gemacht hat. Sein besonderes Feld war Aristoteles, dessen

Störig. Wiegmann.

---

1) A. D. B. XXXVIII, S. 691 (Pagel).

2) Die Titel einiger seiner Schriften mögen seine Richtung andeuten: 1826 Anthropologie für Ärzte; 1835/38 Grundriß der Seelenheilkunde; 1846 Allgemeine Diätetik für Gebildete, etc.

3) Albers, Geschichte der Königl. Tierarzneischule zu Berlin, S. 13; Schütz, Die tierärztliche Hochschule zu Berlin 1790—1890, S. 55, 163.

Tiergeschichte seine Dissertation gewidmet war, und für deren Herausgabe er in Aussicht genommen wurde.[1]

D. F. L. v. Schlechtendal.

Die Botanik, des Ministers Lieblingswissenschaft, erhielt eine große Verstärkung durch Schlechtendal (1794—1866), den Freund Chamissos, der sich 1827 habilitierte und schon im Sommer Extraordinarius wurde, und in Kunth (1788—1850), der zu Ostern 1829 von Paris her als Ordinarius berufen ward, nachdem er dort volle 16 Jahre die Arbeiten an Humboldts und Bonplands südamerikanischen Pflanzenschätzen, bei denen sein Lehrer Willdenow sich den Todeskeim geholt, fortgesetzt hatte. Schlechtendal war, wie Chamisso, von der Medizin ausgegangen, hatte sich aber gleich ihm sehr bald den botanischen Studien zugewandt, angeregt besonders von dem eigenen Vater, dem Berliner Polizeipräsidenten, der, ein Freund Willdenows, selbst eifrig botanisierte. Als er die Universität bezog, war Willdenow nicht mehr unter den Lebenden, aber auch er verfolgte die Bahn, auf der jener vorangegangen war. Gleich Kunth und Chamisso war er in erster Linie Systematiker, in Sammlung und Bearbeitung der Pflanzen, in der Verwaltung des Museums, an dem er seit 1819 Kustos war, ebenso unermüdlich, sorgsam, selbstlos und begeistert für seinen Beruf.[2] 1833 schied er aus, um als Nachfolger Kurt Sprengels nach

Kunth.

Halle zu gehen. Kunth aber blieb bei uns, nun wieder Humboldts Arbeitsgenosse, auch in der Akademie. Ihr gehörte seine Tätigkeit mehr an als der Universität; er setzte in Berlin nur fort, was er in Paris begonnen hatte, mit dem eisernen Fleiß, der Gewissenhaftigkeit und der durch jahrelange Übung gewonnenen Sicherheit der Methode, die dazu gehörten, um die Riesenwerke zu vollenden, welche seinen Namen neben den Humboldts gestellt haben.[3]

Um so mehr treten die Mathematiker in diesen Jahren in den Vordergrund unseres Interesses. Noch niemals fanden wir Gelegenheit, der Entwicklung, welche die exakteste aller Wissenschaften an unserer Universität genommen hatte, zu gedenken; und fast muß ich bereits fürchten, daß die Mathematiker unter den Lesern dieses Werkes dies dem gerechten Gefühl mehr als unzureichender Kräfte des Verfassers auf ihrem Felde zuschreiben werden. Indessen glaube ich doch ein Recht darauf zu haben, erst jetzt dieser Pflicht, soweit es in meinem Vermögen liegt, nachzukommen: weil in der Tat die Mathematik nicht zu den Fächern gehört, die den Ruhm unserer Alma Mater in ihren ersten zwei Jahr-

---

1) Neuer Nekrolog der Deutschen, Jg. XIX (1841), S. 712; Carus, Geschichte der Zoologie, S. 679 u. ö.

2) Botanische Zeitung 1867 (Nekrolog von de Bary). Unter seinen Werken ragt hervor die Flora Berolinensis, 2 T., 1823 f., und der Hortus Halensis, 5 T., 1841—53. Mehr aber noch haftet sein Name an den Zeitschriften, die er geleitet hat, der Linnaea, die er selbst ins Leben rief, und der Botanischen Zeitung, die er gemeinsam mit H. v. Mohl von 1843 an bis an seinen Tod herausgab. Auch die Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Halle trugen durch eine Reihe von Jahren seinen Namen. A. D. B. XXXI, S. 351 (Wunschmann).

3) Harnack, S. 825; A. D. B. XVII, S. 394 (Wunschmann).

zehnten wesentlich erhöht haben. An der Zahl ihrer Vertreter lag es nicht, denn daran fehlte es von der Akademie her weder in der reinen noch in der angewandten Mathematik. Man könnte bei der Gründung eher von einem Embarras de richesse sprechen, trotz Gauß' Ablehnung: Gruson, Burja, Tralles, Eytelwein, Bode und bald auch Ideler traten in den Lehrkörper ein, den dann auch noch der eine oder andere Privatdozent verstärkte. Aber keinem gelang es, die Zeiten eines Leibniz und Euler zu erneuern. Auch Tralles nicht, der als Forscher von dem alten Ruhme zehrte und als Lehrer geringe Anziehungskraft besaß. Über die elementare Mathematik reichte der Unterricht, den die Studenten in dieser Zeit genossen, nicht hinaus. Auch blieb Tralles uns nicht lange erhalten; am 18. November 1822 starb er auf einer wissenschaftlichen Reise in London. Sein Tod ließ die Mängel, welche die Vertretung der mathematischen Disziplin aufwies, noch stärker empfinden. Das Ministerium war auch jetzt sofort bereit, den ersten Mann des Fachs zu berufen; und ebenso hat die Akademie alles getan; um zu erreichen, was vor zwölf Jahren vergeblich versucht war. Ja, sie tat noch ein übriges, indem sie neben Gauß auch die Berufung von Oltmanns verlangte, der noch immer in seinem ostfriesischen Winkel saß, und zwar mit der Maßgabe, daß dieser zugleich Professor an der Universität würde; während sie auf Gauß bei seiner bekannten Gesinnung nur als Akademiker rechnete. Auch Alexander von Humboldt warb wieder aufs lebhafteste für diese beiden, diesmal jedoch fast mehr für seinen alten Freund Oltmanns, der schon von sich aus das Ministerium darum angegangen hatte. Damit aber kollidierten die Ansprüche eines Dritten, des Extraordinarius Enno Heeren Dirksen, der seit 1820 an der Universität lehrte und sich mit der Hoffnung getragen hatte, das Ordinariat für die Fächer, die für Oltmanns bestimmt gewesen, besonders die mathematische Astronomie, zu erlangen. Auch er war ein Ostfriese aus der Göttinger Schule; Thibaut und Gauß waren seine Lehrer gewesen, und die Hannoversche Regierung, deren Stipendiat er schon auf der Universität war, hatte ihm nicht nur eine Stellung an der Navigationsschule in Emden zugedacht, sondern ihn auch für eine Professur in Göttingen in Aussicht genommen. Trotzdem zog Dirksen den preußischen Dienst vor, und zwar, wie er Altenstein erklärte, aus Vorliebe für Preußen, die jeder Ostfriese habe; und seine Regierung war liberal genug gewesen, ihn seiner Verpflichtungen gegen sie zu entbinden. Noch in Berlin hatte er den Antrag derselben, ihr bei der Schiffbarmachung der Ems gutbezahlte Dienste zu leisten, abgewiesen; um so sicherer hoffte er auf rasche Beförderung an unserer Universität. Auch war Altenstein ihm durchaus entgegengekommen, und damals war auch Bode für die Anstellung des jungen Ostfriesen gewesen, von dem er Unterstützung bei seinen Arbeiten erhoffte. Aber seitdem war diese Freundschaft in die Brüche gegangen, und der altgewordene Astronom der Akademie suchte jetzt im Verein mit seinen Kollegen Dirksen völlig auszuschalten. Das Gutachten, das ihnen der Minister über Dirksens

Gedanke an Gauß' Berufung.

Oltmanns und E. H. Dirksen.

inzwischen erschienenes Werk über die analytische Darstellung der Variationsrechnung abforderte, war höchst reserviert gehalten, und sie benutzten diese Gelegenheit, um auf die Berufung auswärtiger „allgemein anerkannter, tüchtiger“ Mathematiker, wie Gauß und Pfaff, zu dringen; während die Fakultät mit Dirksen sehr wohl zufrieden gewesen wäre und ihn dem Minister lebhaft als Nachfolger von Tralles empfahl. Altenstein hätte am liebsten alle drei gehabt, und in diesem Sinne begann er die Verhandlungen. Den Vornehmsten aber konnte er nicht erlangen, weil weder der König die Summe so weit erhöhen wollte, wie es für Gauß erforderlich gewesen wäre, noch auch von anderen interessierten Ministerien irgendeine Beihülfe zu erreichen war. Dadurch besserten sich Dirksens Chancen, der sonst den hohen Gönnern seines Rivalen gegenüber (auch Mitscherlich trat für Oltmanns ein) einen schweren Stand gehabt hätte. Und das Ende war, daß die beiden Ostfriesen sowohl in die Fakultät als in die Akademie kamen.[1]

Damit war die Lücke ausgefüllt; aber doch nur der Zahl nach: Oltmanns, der noch niemals doziert hatte, war nichts als ein fleißiger Rechner; und Dirksen hat, obwohl ihm noch 25 Jahre beschieden waren, über die Variationsrechnung hinaus nichts mehr von Bedeutung geschaffen.

Martin Ohm. Und doch lag das Gute nahe genug. Ich meine nicht Martin Ohm, den Schlosserssohn aus Erlangen, der, nachdem er schon vor Jahren an der Universität seiner Vaterstadt doziert hatte, seit 1821 Berliner Privatdozent war und gelegentlich dieser Krisis mit einem Extraordinariat beglückt wurde. Er hat zwar Dirksen, mit dem er sehr schlecht stand, hinter sich gelassen; jahrelang war er der beliebteste Lehrer, und seine Lehrbücher waren weit geschätzt. Sein Hauptwerk aber, der Versuch eines vollkommen konsequenten Systems der Mathematik, in neun Bänden, 1822 bis 1852, war veraltet, bevor es noch vollendet war, und mit den Männern, die zur Stelle waren und bald der deutschen Mathematik neue Ruhmestitel erwerben sollten, ist

Jacobi. auch er nicht zu vergleichen.[2] Von diesen war der eine Carl Gustav Jakob Jacobi aus Potsdam, der sich zu Michaelis 1825 bei uns habilitierte. Er hatte seine Studien ganz in Berlin vollendet; aber ein Schüler der Berliner Mathematiker war er nicht, obschon er bei Poselger seine Staatsprüfung mit Auszeichnung ablegte und Dirksen im Doktorexamen „lobenswerte Kenntnisse“ an ihm feststellte, auch in seiner Dissertation, den „Meditationes analyticae“, eine „mehr als gewöhnliche Selbständigkeit“ und „eine gewisse Originalität der Behandlung“ zu finden glaubte. Er

1) Reichhaltige Akten im K.-M. IV, 5, VII und IX bis XI. In X zwei Briefe Humboldts an Süvern vom 28. Mai und an Kamptz vom 17. Juli 1824; ebenda auch der Brief Mitscherlichs an Süvern vom 8. Juli. — Dirksens Bestallung als Ordinarius vom 18. Juni, die Oltmanns' vom 28. August 1824. Bei der Akademie war es umgekehrt: erst wurde Oltmanns Mitglied am 7. März, dann Dirksen am 21. Juni, beide noch vor Bodes Tod (23. November 1826). — Harnack, S. 794.

2) 1792 bis 1872. 1817 Oberlehrer in Thorn; in Berlin Nebenstellungen an der Bauschule (1824/31), an der Kriegsschule (seit 1826) und auch an der Artillerie- und Ingenieurschule (1833/52). A. D. B. XXIV, S. 203 (Cantor). S.-Ber. der Münch. Ak. d. Wiss. III, S. 132.

selbst hatte von seinen Examinatoren nicht diese günstige Meinung; seine Lehrer waren die Klassiker seiner Wissenschaft gewesen, ein Euler und Lagrange, Laplace und Gauß, und neben ihnen hatte er vor andern Böckh gehört. Denn er studierte Philologie mit kaum geringerem Eifer als die Mathematik, also daß es ihm fast schwer fiel, sich von den klassischen Studien loszureißen. Leider aber war auch er wieder seinen Ordinarien als Kollege nicht sonderlich willkommen; und so hatten sie, so viel man sieht, nichts dagegen, als ihn der Minister schon nach einem Jahr nach Königsberg versetzte, wo er an die Seite Bessels trat und bereits 1827 zum Extraordinarius, 1829 zum Ordinarius aufrückte. Erst 1844 haben wir ihn wiederbekommen, und auch dann nicht als Mitglied der Fakultät, sondern in einer Stellung neben ihr, die ihm lediglich die Lehrtätigkeit an der Universität vergönnte.[1]

Jacobi besaß von Haus aus alle Mittel, um seine staunenswerten Gaben zu entwickeln. Der Vater war ein vermögender Bankier; auf dem Gymnasium war er bereits die Bewunderung seiner Lehrer; mit zwölf Jahren kam er in die Prima, in der er vier Jahre blieb, nur um nicht noch als Knabe auf die Universität zu gehen. Spielend überwand er alle Prüfungen; mit 21 Jahren stand er bereits auf dem Katheder. Dies alles mußte der Bauernsohn Jakob Steiner entbehren, Steiner.
der in seiner Jugend die Kühe gehütet und auf der Dorfschule kaum lesen und schreiben gelernt hatte. Er besaß nichts als den Drang seines mathematischen Genies, das ihn aus seinem Alpendorf zu Pestalozzi und, nachdem er bei ihm erst Schüler und dann Lehrer gewesen war, weiter auf die Universität führte. Steiner hatte noch nie ein Examen gemacht, als ihn ein Zufall an eine Berliner Schule verschlug. Es war das Friedrichs-Werdersche Gymnasium, an dem jetzt Dr. Zimmermann Direktor war, derselbe, der an unserer Universität vergebens nach dem Lorbeer des Privatdozententums gegriffen hatte; er übernahm den zugereisten Fachgenossen als Ersatzmann für einen Freund desselben, der die Stelle nicht angetreten hatte. Jedoch Berlin war kein Yverdon oder Schnepfenthal; ohne Examen konnte niemand an einem Königlich Preußischen Gymnasium ordentlicher Lehrer werden. Immerhin kam man dem Fremdling weiter entgegen, als es heute der Fall sein würde. Er durfte auf die Prüfung in den alten Sprachen, der Geschichte und der Philosophie vorläufig verzichten und sich auf sein Fach beschränken. Hierin erhielt er eine Facultas — leider nur bis zur Obersekunda — und wurde noch zwei Jahre geduldet. Wenn er dann gehen mußte, so lag die Schuld aber doch nicht bloß an dem Prüfungsdefekt oder an dem Übelwollen des Direktors, aus dessen Lehrbuch der Kandidat in der Klasse nur gerade die Sätze herausnahm, um sie dann nach seiner Methode zu beweisen: Steiners Schüler, Männer

---

1) Lejeune-Dirichlet, Gedächtnisrede in den Abhandlungen der Berl. Akademie, math.-phys. Klasse, 1852, S. I; Leo Königsberger, C. G. J. Jacobi, 1904; A. D. B., L, S. 598 (Cantor).

wie Geiser und Schröter, haben die wunderbare Lehrgabe des Meisters gepriesen, die Kunst, mit der er die geometrische Anschauung, die in ihm lebte, nicht nur an einer kleinen Zahl Auserwählter im akademischen Hörsaal erprobt habe, sondern auch an solchen, welche nicht eigentlich eine mathematische Bildung besaßen; aber für die Berliner Jungen gab es offenbar keinen ungeeigneteren Lehrer als diesen groben Bauer, der ihnen mit seinem unbehilflichen Vortrag in den schweizerischen Kehllauten die Anfangsgründe seiner Wissenschaft klarmachen sollte, „ein Aristoteles vor Abc-Schützen“, wie Fontane ihn genannt hat, der in der Untertertia sein Schüler war. So mußte er schon nach zwei Jahren von der Anstalt fort und in Privatinstituten, u. a. bei Plamann, sein Brot suchen. Die Errichtung der Berliner Gewerbeschule 1825 bot ihm eine neue Gelegenheit zu fester Tätigkeit. Aber erst 1829 ward er, nachdem er unterdessen seine Fakultäten ergänzt hatte, als Oberlehrer angestellt und so endlich in die Lage gebracht, der dringendsten Sorge für seine Existenz entraten zu können. Die Fachgenossen hatten ihn in dieser Zeit nicht bloß anerkannt, sondern suchten ihm auch zu helfen. Alexander von Humboldts Fürsprache verschaffte ihm ein paar hundert Taler von der Akademie, die Königsberger philosophische Fakultät machte ihn 1832 zum Ehrendoktor, die Akademie im nächsten Jahr zu ihrem Mitglied und die Regierung fügte von sich aus den Professortitel hinzu. Der Tod Oltmanns' (27. November 1833) gab Gelegenheit, das Schuljoch, das der Ungeduldige und Herbgestimmte kaum ertrug, von ihm zu nehmen. Abermals bemühten sich nun die Freunde, besonders Humboldt und Jacobi, ihn zum Nachfolger des Verstorbenen zu machen. „Seit etwa dreißig Jahren“, so schrieb der letztere an Altenstein, „hatte die Geometrie, der bis dahin seit den Alten wenig hinzugefügt war, durch Monge und seine Schule eine neue Gestaltung gewonnen. Dieser neue Aufschwung, verbunden mit deutscher Tiefe und einer willensstarken Natur, haben in Steiner eine der merkwürdigsten literarischen Erscheinungen hervorgerufen. Ohne bestimmte Kenntnis gleichzeitiger Arbeiten hat er aus sich selbst das ganze Gebäude errichtet, so daß wir jetzt von dem, was in geometrischen Dingen geschieht, ihn als den Repräsentanten und die Spitze betrachten. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß, wenn diesem seltenen Talente seine rechte Stelle als ordentlicher Professor an der Berliner Universität angewiesen würde, von ihm aus eine Umgestaltung des mathematischen Wesens auf unsern Gymnasien ausgehn müßte, das jetzt geeigneter ist, den Geist zu töten als den Verstand zu bilden, und den Schülern mehr Abneigung als Liebe zu der Sache erweckt. Zwar wird diese Umgestaltung über kurz oder lang auch durch seine Schriften geschehn, doch wäre die unmittelbare Einwirkung dieses Naturells auf diejenigen, welche sich zu Gymnasiallehrern ausbilden wollen, unschätzbar. Mit besonderem Vergnügen vernehme ich daher, daß mir in einem längst gehegten Vorsatze, in dieser Angelegenheit bei Eurer Excellenz eine Vorstellung zu wagen, von einem bedeutsamern Namen als

dem meinigen, Alexander von Humbold [so] Excellenz, bei Eurer Excellenz zuvorgekommen ist, dessen Schritte in dieser Sache bei Eurer Excellenz nach meinen Kräften zu unterstützen ich für eine heilige Pflicht halte. Die Berliner Universität würde so eine neue Zierde, die Wissenschaft einen Gewinn, ein würdiger, bedeutender Gelehrte seine geziemende Stellung, der Staat, der sie ihm gibt, Ehre erhalten".

Altenstein lag gewiß der Ruhm seiner Universität am Herzen. Er hatte es noch vor ein paar Jahren bewiesen, als er Niels Henrik Abel einen Ruf zukommen ließ, der diesen leider nicht mehr lebend antraf.[1] Auch Steiner beschien jetzt die Sonne der ministeriellen Gnade, aber als Inländer konnte man ihn billiger haben. Er mußte sich mit dem Extraordinariat begnügen; erst nach einem Vierteljahrhundert ward sein Gehalt auf 800 Taler erhöht; aber zum Ordinarius hatte er es noch nicht gebracht, als er in der alten Heimat, die er niemals vergessen, 1863 in Verbitterung und Schwermut starb.[2]

Viel leichter ward es dem dritten großen Mathematiker gemacht, dem Aachener Postdirektorssohn Gustav Peter Lejeune-Dirichlet. Auch in ihm blitzte das mathematische Genie schon auf, als er noch Knabe war. Aber, wie Jacobi, ward ihm der Weg zum Ziel von Anfang an geebnet. Auf dem Gymnasium in Köln hatte er das Glück, in Georg Simon Ohm, dem Physiker, einen Lehrer zu finden, der unter die Pfadfinder seiner Wissenschaft zählte; in Paris, wohin er sich gleich vom Gymnasium aus wandte, hörte er die großen französischen Mathematiker; in dem Hause des Generals Foy, wo der Siebzehnjährige Hauslehrer wurde, lernte er die Häupter des liberalen Frankreichs kennen, deren Weltanschauung auch die seine wurde. Kaum in die Heimat zurückgekehrt, erhielt er, der bereits in einem französisch geschriebenen Mémoire gleichzeitig die höchsten Teile der Substantialrechnung und die Theorie der Zahlen behandelt hatte, von der Bonner Fakultät die Doktorwürde honoris causa; Alexander von Humboldt verschaffte ihm eine Remuneration, welche ihm die Habilitation in Breslau ermöglichte, und 1827 den Ruf als Lehrer der Mathematik an die Kriegsschule in Berlin. Von da aus habilitierte er sich 1829 an unserer Universität; zwei Jahre später wurde er Extraordinarius, 1832 Mitglied der Akademie und 1839 Ordinarius. So blieb er der Unsere, bis das Ungeschick oder die Gleichgültigkeit eines reaktionären Ministers es zuließ, daß wir ihn an Göttingen verloren. In dem Mendelssohnschen Hause fand er seine Gattin und trat damit in den Kreis ein, in dem die Berliner Gesellschaft der dreißiger Jahre kulminierte, und deren Abglanz wir in den Briefen der Mendelssohnschen Geschwister haben. Wer sie kennt, weiß, welche Fülle von Heiterkeit und Behagen, Kunst und Geist ihn dort umgab, und wie herzlich

Dirichlet.

1) S. den eben zitierten Brief Jacobis, 16. März 1834. K.-M. IV, 6, II; ebenda der Brief Humboldts vom 10. März.

2) Lange, Jakob Steiners Lebensjahre in Berlin; H. Graf, Der Mathematiker Jakob Steiner von Utzenstorf; A. D. B. XXXV, S. 700 (Cantor).

und treu es die Geschwister mit ihm meinten. Eine Gunst des Glücks, der Dirichlet sich würdig gemacht hat, ebenso durch die Kraft und Tiefe seiner wissenschaftlichen Gedanken wie durch die edle, wahrhaft humane Gesinnung, die Neidlosigkeit und Bescheidenheit seines Wesens, Eigenschaften, welche immer die echtesten Zeichen des wahren Forschers bleiben werden.[1]

Minding. Ein Jahr nach Dirichlet habilitierte sich Ferdinand Adolf Minding, der in Halle promoviert, aber zwischendurch auch die Berliner Universität besucht hatte, ohne daß er als Zögling der Berliner angesehen werden könnte. Er hat nur ein mathematisches Kolleg, die Statik bei Dirksen, besucht, dagegen bei Hegel und Böckh, Lachmann und Ranke gehört, dazu bei Erman, Mitscherlich und Encke. Bis 1843 blieb er unbefördert bei uns, dann kam er nach Dorpat, wo er mehr als 40 Jahre eine Zierde der baltischen Universität gewesen ist. Ein geistreicher, lebendiger Mann von breiter Bildung, auch in seinem Fach durch eine Reihe von Arbeiten bekannt geworden, die, meist analytischen Inhalts, denen Dirichlets verwandt sind.[2]

Für den Einfluß, welchen das spekulative Element in diesen Jahren an der Universität gewann, ist es ein beredtes Zeugnis, daß es sogar in ein mathematisch so streng bedingtes Fach, wie die Physik, Eingang fand. Die Alten freilich, ein E. G. Fischer und Paul Erman, wollten nicht mittun, und die Mathematiker unter ihnen verschlossen sich vollends der herrschenden Philosophie. Gruson blieb, wie bereits bemerkt, gegen alle Versuche seines Neffen und Schwiegersohnes Rosenkranz, ihn zu dem Glauben an seinen Meister zu bekehren, taub und hielt an Kant fest, dessen Philosophie jedem Gebiet des Erkennens die ihm gebührenden Grenzen, die sie niemals überschritt, gewährleistete, und der, wo er einmal in die mathematischen Wissenschaften sich hineinwagte, als Fachmann selbst zu epochalen Leistungen emporstieg. Auf die Jungen aber machte die neue Art des Philosophierens Eindruck. Selbst Jacobi, so wenig er sich von Hegel einfangen ließ, fühlte sich doch von ihm angezogen: er hat als Student eifrig bei ihm gehört. Und ein

Pohl. so hochbegabter Mann wie der Physiker Georg Friedrich Pohl räumte der Spekulation, die er allerdings mehr nach der Weise Steffens' als Hegels betrieb, in seiner Fachwissenschaft selbst einen breiten Raum ein.[3] Von dem jüngeren

---

1) Kummer, Gedächtnisrede, in den Abhandlungen der Berl. Akademie, math.-phys. Klasse, 1860, S. I; Borchardt, G. P. Dirichlet, in Crelles Journal, Bd. 57 (1860), S. 91; A. D. B. V, S. 251 (Cantor).

2) Adolf Kneser in der Zeitschr. f. Mathematik und Physik, XLV Histor.-literar. Abt., S. 113.

3) Pohl (geb. 24. Februar 1788 zu Stettin, gest. 1849 zu Breslau) kam von den Geisteswissenschaften her. Er begann seine Studien in Halle mit der Theologie; daneben aber trieb er bald nicht nur Philosophie, sondern auch Mathematik und Naturwissenschaften. Lange Zeit mußte er als Lehrer an Gymnasien, erst in seiner Vaterstadt, dann in Berlin, sein Brot verdienen. Der Doktorhut wurde ihm ehrenhalber von der philosophischen Fakultät zu Erlangen 1826 verliehen. 1830 erhielt er ein Extraordinariat an unsrer Universität, blieb aber in seinem Schulamt, bis er 1832 als Ordinarius nach Breslau versetzt wurde. Dort hat er eine rege und sehr anerkannte

Seebeck, dem Sohne von Hegels Freund, könnte man fast vermuten, daß bei ihm Hegelsche Ideen in Gunst gestanden hätten. Jedoch waren seine Arbeiten über Optik und Akustik allzu eng an die mathematischen Methoden gebunden, als daß solche Einflüsse, denen er durch seine persönlichen Beziehungen immerhin ausgesetzt gewesen sein mag, tieferen Einfluß auf ihn hätten gewinnen können.[1] Auch Heinrich Wilhelm Dove ward durch seine Forschungen in Regionen geführt, in welche ihm die Gedankenflüge der Philosophen, auch die luftigsten, nicht zu folgen vermochten. Ihm selbst aber gebrach es keineswegs an Interesse weder für die Philosophie noch für die Geisteswissenschaften überhaupt. Die historisch-politische Welt nahm vielmehr Zeit seines Lebens in seinem geistigen Horizont den breitesten Raum ein; sie bildete, vielleicht noch mehr als seine Fachwissenschaft, die ihn nur persönlich anging, den Geist seines Hauses, dem wir es verdanken, wenn seine beiden Söhne sich auf ihren Feldern angebaut und eine hervorragende Stellung in dem geistigen Leben unserer Nation erworben haben. Als Doves Lehrer 1821 den Siebzehnjährigen von dem Liegnitzer Gymnasium zur Universität entließen, gaben sie ihm nicht nur für die mathematischen Fächer, sondern ebenso für die klassischen Sprachen und die Geschichte die glänzendsten Zeugnisse mit. In Breslau, wo er als Schlesier seine Studien begann, trieb er Philologie unter Passow und Schneider, Geschichte unter Wachler. Zu Steffens dagegen, von dem übrigens auch jene Drei ganz abgerückt waren, konnte er kein rechtes Verhältnis

Seebeck.

H. W. Dove.

Wirksamkeit als Lehrer wie als Schriftsteller entfaltet. Auch bei ihm hat die naturphilosophische Spekulation das Streben nach einer objektiven Anschauung und exakter Beobachtung keineswegs unterdrückt. Gerade die durchgebildete Technik seiner physikalischen Experimente ist stets an ihm gerühmt worden. Nowack, Schles. Schriftstellerlexikon, Heft VI (1843), S. 995. A. D. B. XXVI, S. 368 (Karsten).

Sein Nachfolger wurde Moritz Ludwig Frankenheim (geb. 29. Juni 1801), ein Braunschweiger, wieder vom Carolinum, auf der Universität aber ganz zu Berlin gebildet. Im März 1823 promoviert, hat er sich im Juni 1826 bei uns habilitiert, wurde aber bereits ein Jahr darauf als Extraordinarius nach Breslau versetzt. Frankenheim, der nach Pohls Tode noch 17 Jahre das Ordinariat bekleidet hat, war ein Mann von weitem Horizont. Von der Philologie ausgegangen, hat er seinen Blick immer über die Grenzen seiner Fachwissenschaft hinaus gerichtet. So hat er zum Beispiel für Karl Ritter Propaganda gemacht und bereits 1827 eine populäre Astronomie geschrieben. Seine Vorlesungen behandelten nicht nur alle Gebiete der Physik, sondern erstreckten sich auch auf die Kristallkunde, die sein besonderes Interesse erregte, und in der er Hervorragendes geleistet hat. Ihr galt auch sein letztes, Torso gebliebenes, Werk. 47. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1869, S. 350. Lebenslauf in der Dissertation 1823.

Frankenheim.

1) Ludwig Friedrich Wilhelm August Seebeck (geb. 27. Dezember 1805 zu Jena, gest. 19. März 1849 in Dresden) gewann seine Bildung seit der Versetzung seines Vaters ganz in Berlin auf dem Grauen Kloster und der Universität. Durch ein Schulamt allzusehr in Anspruch genommen, fand er erst 1842, als er als Direktor der technischen Bildungsanstalt nach Dresden kam, die Muße, durch eine Fülle gelehrter und scharfsinniger Untersuchungen seine Wissenschaft zu fördern. Er starb, als er eben eine Berufung als ordentlicher Professor der Physik nach Leipzig erhalten hatte. Neuer Nekrolog XXVII (1849), Teil I, S. 221; Rosenberger, Gesch. der Physik, III, passim; A. D. B. XXXIII, S. 559 (verf. von: K.)

Seebeck d. J.

gewinnen. Schon damals war es die liberale Sphäre, in der er unter dem Einfluß eines Wachler und Passow sich am wohlsten fühlte. Den Abschluß seiner Studien an der Universität seiner schlesischen Heimat bildete — die Relegation, die ihn als Mitglied der Breslauer Arminia traf. Auf diese Weise kam er Ostern 1824 nach Berlin, in dem Moment, wo der Friede zwischen Universität und Regierung geschlossen wurde. Dieser kam auch ihm zugute. Denn er durfte, freilich ohne der Immatrikulation würdig erachtet zu werden, seine Studien an unserer Universität fortsetzen. Er schloß sie 1826 ab mit einer Dissertation „De Barometri mutationibus“, der Schrift, welche bereits das Grundthema seines wissenschaftlichen Lebens behandelte und auf Probleme hinwies, die, wie sein Biograph, der eigene Sohn, betont, erst in unseren Tagen, nach Ablauf der Doveschen Windtheorie selbst, wieder in den Vordergrund getreten sind. Damit war die Laufbahn des jungen Forschers gesichert. Schon nach wenigen Wochen erhielt er auf Ermans Empfehlung von dem Minister den Auftrag, als remunerierter Privatdozent für Physik nach Königsberg zu gehen. Auch Dove hat für den Beherrscher der Berliner Philosophie, der gerade jetzt zum Zenit seines Ruhmes emporstieg, manches übrig gehabt. Vier Hauptkollegia schrieb er 1824 und 1825 dem „majestätisch thronenden Hegel“ nach, und die Bedeutung des großen Denkers für die historisch-politische Sphäre hat er immer anerkannt. Von der Hegelschen Naturphilosophie dagegen ließ er sich ebensowenig blenden wie von Steffens' Phantastik. Der Umgang mit Erman, dessen Nichte, Luise Oetzel, später seine Gattin, schon damals sein Herz gewann, und danach mit Bessel und Jacobi in Königsberg war dafür ein zu starkes Gegengift. Ihre exakten Prinzipien waren auch die seinen, nicht nur in den Versuchen und Berechnungen, sondern auch in den Schlüssen und Hypothesen, die er darauf baute, wie kühn und weit gespannt immer diese innerhalb der Grenzen der Wahrnehmung sein mochten. Gerade der frei gefaßte Entschluß, sich auf das Gebiet, das er gewählt, zu beschränken, „ganz zu sein in Einem, nicht halb in Vielem“, bewies die Bedeutung dieses Mannes, den die Lust zu lernen und zu wissen erfüllte, so lange er das Licht des Tages schaute.[1]

Encke. Noch mehr muß dies von dem Hamburger Franz Encke gelten, den Herkunft, Lebensauffassung und Wissenschaft von jeder Verbindung mit Hegel und der philosophischen Spekulation fernhielten: dem großen Rechner, der in der Sternenwelt fast mehr zu Hause war als auf der festen Erde und das stille Gelehrtendasein, das er als der Einsiedler auf dem Seeberg geführt hatte, auch in dem hochflutenden Berliner Leben behauptete. Seinen Jugendjahren hatte es nicht an großen Erregungen gefehlt, und er hatte die Not des Lebens frühzeitig kennen gelernt. Der Vater

1) Vgl. vor allem die in ihrer Verbindung von Pietät, eindringendem Verständnis, Kunst der Darstellung und Unparteilichkeit einzig dastehende Biographie von der Hand Alfred Doves in der A. D. B. XLVIII, S. 51 ff.

starb, als er noch Knabe war, und langwierige Krankheit der Mutter gab dem treuen Sohn den Gedanken ein, Arzt zu werden, damit er ihr helfen könne. Erst ihr Tod führte ihn der Wissenschaft zu, in der er seinen Ruhm gewann. Er studierte in Göttingen unter Gauß, und dieser war schon auf das Talent seines Schülers aufmerksam geworden, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der auch Enckes Vaterstadt aus der Knechtschaft herauszuführen verhieß. Encke zögerte nicht, die Waffen zu ergreifen; als Kanonier in der hanseatischen Legion ist er bei Göhrde im Feuer gewesen. Er stand noch als Wachtmeister bei seinem Geschütz, als ihn eine Aufforderung seines Lehrers erreichte, eine Adjunktenstelle in Ofen anzunehmen. Schon war er wieder dabei, sich unter Gauß' Leitung hierauf vorzubereiten, als der Wiederausbruch des Krieges ihn abermals unter die Waffen rief. Im Juni 1815 bestand er, diesmal bei den Preußen in Berlin, das Offiziersexamen; aber statt nach Frankreich ward er nach Graudenz geschickt, wo er zunächst unter einem groben preußischen Major littauische Rekruten einzuexerzieren hatte. Der Friede erlöste ihn von einem Beruf, zu dem niemand weniger Anlage besaß als er. Noch einmal ging er nach Göttingen zurück; aber schon nach wenigen Monaten hatte er, wieder durch Gauß, einen neuen Ruf, diesmal an die Sternwarte auf dem Seeberg bei Gotha. Hier begründete er in zehnjähriger Arbeit seine europäische Stellung. Bereits 1826 erhielt der Komet, dessen überraschend kurze Umlaufszeit er berechnet hatte, seinen Namen. Bode, der die Anerkennung dieser wissenschaftlichen Großtat seitens der Fachgenossen durchsetzte, war es auch, der drei Jahre später die Berufung Enckes als seines Nachfolgers an der Akademie und für die Fortführung seines Lebenswerkes bewirkte. Die Stelle an der Universität, welche Tralles verwaltet hatte, war durch Idelers Ernennung versperrt. Aber Encke wünschte nicht einmal, sich auf dem Katheder zu versuchen. Wenn er dennoch alsbald, als lesendes Mitglied der Akademie, seine Lehrtätigkeit an der Universität eröffnete, so folgte er damit nur dem ausdrücklichen Wunsch des Ministers. Er selbst hätte es lieber vermieden, da er in der Einsamkeit des Seeberges es fast verlernt hatte, mit den Fachgenossen Umgang zu haben, geschweige sich den Studenten auf dem Katheder darzustellen. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er die einmal übernommene Pflicht mit der Treue, die ihm zur zweiten Natur geworden war, durchgeführt hat. Er hat in den Jahren bis zu seinem Ordinariat nur zwei Semester, und nachher niemals wieder ausgesetzt. Ein Redner war er nicht; leise und oft schwer verständlich kamen ihm die Worte von den Lippen. Auch glänzende Digressionen waren nicht seine Sache, und die Zuhörer hatten Mühe, seine rasch diktierten Formeln nachzuschreiben. Er blieb auch auf dem Katheder der Rechner. Aber alles war auf das sorgfältigste überlegt, beruhte auf eigener Forschung und ist in die Wissenschaft, hundertfältig fruchtbringend, übergegangen. So hat sein wachsender Ruhm auch auf unsre Universität reiche Strahlen geworfen. Dennoch ist Enckes Stellung in der wissenschaftlichen Welt

nicht eigentlich an sein Katheder geknüpft, sondern an seinen Platz in der Akademie, deren langjähriger Sekretär er war, sowie an die Sternwarte, deren Erbauung er unter dem unermüdlichen Beistand Alexander von Humboldts in den geldarmen dreißiger Jahren erreichte, und auf der er Beobachtungen machte, welche seinen Namen unter die Sterne seiner Wissenschaft, wie des Himmels, versetzt haben.[1]

11. Konflikte in der juristischen Fakultät.

Savigny erkrankt.

Savigny erging es in diesen Jahren ähnlich wie Schleiermacher; er war des Treibens müde geworden. Nicht daß er um seiner politischen Gesinnung willen zu leiden gehabt hätte. Seine Neigungen galten ja eher den „Ultras“, den Romantikern unter den Reaktionären, als den Liberalen. Und wenn Tschoppes Spürsinn auch in ihm einen Demagogen witterte, so wagte sich doch niemand an ihn heran; auch Kamptz nicht, wie wenig dem im Landrecht Festgewurzelten der Historizismus des großen Gelehrten behagen mochte. Einen wesentlichen Anteil an der Depression Savignys hatten körperliche Leiden. Seit 1822 war er von schweren Kopfschmerzen heimgesucht, die ihn oft zu aller Arbeit unfähig machten und ihn 1826 zu einem mehrmals verlängerten Urlaub zwangen, den er südlich der Alpen zubrachte. Erst im Herbst 1827 kehrte er nach Berlin zurück. Dann aber mag ihm doch wohl die Ernennung des jüdischen Dozenten, die kurz vor seinen Urlaub fiel, und die Petulanz, mit der dieser sich vorzudrängen und Raum an der Universität zu gewinnen wußte, auf die Nerven gefallen sein. Zunächst freilich hielt er die Herrschaft in seiner Fakultät noch aufrecht. Die beiden älteren Kollegen, welche noch allein neben seinen Schülern in der Fakultät geblieben waren, machten keine Opposition; auch Schmalz nicht, trotzdem er eine leise Hinneigung zu Gans nicht verleugnen konnte. Im Sommer 1826 erhielt Klenze, im Mai 1827 Homeyer das Ordinariat: und der Nachwuchs war wieder ganz aus Savignys Schule. Im Januar 1825 habilitierte sich Ernst Adolf Theodor Laspeyres, im April Adolf Friedrich Rudorff und im Mai 1826 folgte Eduard Böcking.[2] Von ihnen ist der letztgenannte nur drei Jahre in Berlin gewesen. 1829 zum Extraordinarius befördert, ließ er sich, denn er war Rheinländer, aus

Behauptet zunächst seine Herrschaft.

Der Nachwuchs.

Böcking.

---

1) Bruhns, Joh. Franz Encke, sein Leben und Wirken, 1869. — A. D. B. VI, S. 99 (Bruhns).

2) Neben ihnen haben wir noch zweier Dozenten zu gedenken, die beide nach kurzer Zeit abberufen wurden: Friedrich Wilhelm Eduard Backe (1800—1846), 1825 habilitiert und schon im nächsten Jahr als Extraordinarius nach Königsberg versetzt, wo er 1833 Ordinarius wurde. Seine Dissertation, eine Berliner Arbeit über den „bona fidei possessor“, wendet sich gegen Savigny: ein Beweis, daß dieser eine kritische Gegnerschaft wohl vertragen konnte. Ferner Karl Theodor Pütter (1803—1873) aus Westfalen, ein Verwandter des großen Göttinger Rechtslehrers. Er wurde Ostern 1832 nach Greifswald versetzt, wo er 1845 Ordinarius wurde. Seine Neigung ging nach der Seite der Spekulation. Er hat Hegelsche Gedanken in sich aufgenommen, die er auf das öffentliche Recht, besonders das Staatsrecht, angewandt hat. A. D. B. XXVI, S. 776 (Pyl).

Backe.

Pütter.

Trarbach gebürtig, noch im Herbst nach Bonn versetzen, wo er bis an seinen Tod in Wort und Schrift unermüdlich gewirkt hat als ein Vorkämpfer der historischen Schule: ein Chalkenteros an Kraft und Freudigkeit zur Arbeit, nicht bloß beschränkt auf das romanistische Feld, das er in seinem ganzen Umkreis beherrschte, sondern übergreifend auf weite Felder philologischer und humanistischer Betätigung.[1]

Laspeyres.

Auch Laspeyres, ein Berliner Fabrikantensohn, geboren am 9. Juli 1800 und mit Ausnahme eines Göttinger Jahres hier erzogen, ist, was er selbst wohl gewünscht hätte, der Universität nicht erhalten geblieben. Sein Feld war Lehns- und Kirchenrecht. Erst 1830 kam seine erste Schrift, „Über die Entstehung und älteste Bearbeitung der libri feudorum“, heraus. Seiner Beförderung tat dies keinen Eintrag. Schon in demselben Jahre wurde er zur Entschädigung für die verloren gegangene Stelle an der Forstlehranstalt außerordentlicher Professor und kam im nächsten Jahre als Ordinarius nach Halle.[2]

Rudorff.

So blieb von diesen Savignyschülern nur Rudorff und mit ihm derjenige, welcher der Methode, aber nicht dem Geist des Meisters am nächsten gekommen ist. Er ist, wie sein Biograph sagt, der Schüler geblieben, der mit emsiger Einzelarbeit den Plan des vorangegangenen Meisters durcharbeitete. Nur gelegentlich führte ihn seine Tätigkeit auf das dogmatische Feld. Um so gründlicher war er auf dem Gebiet der römischen Rechtsgeschichte, auf dem seine gewaltige Arbeitskraft eine Menge von Einzelpunkten festgestellt hat. Dem entsprach es, daß er in den Abhandlungen, sei es der Akademie, deren Mitglied er seit 1860 war, sei es in den Zeitschriften für historische Rechtswissenschaft bezw. für Rechtsgeschichte, die er mit herausgab, das Beste geleistet hat, während seinen zusammenfassenden Werken von den Fachgenossen Systemlosigkeit und mangelhafte Disposition vorgeworfen werden. Ihm fehlte gerade das, was seinen Lehrern Savigny und Eichhorn eigentümlich war: die lichtvolle Klarheit, welche der Lohn originaler Gedanken ist. Unermüdlich fleißig, sorgsam und kritisch in jeder Einzelheit, ein Kenner der Quellen wie wenige, gewissenhaft und treu als Lehrer wie als Kollege und voll Pietät für seinen großen Lehrer, charaktervoll in jeder Lebenslage, besaß Rudorff doch nicht die Eigenschaften, welche den Bahnbrecher von dem Arbeiter, den Sichter von dem Sammler unterscheiden.[3]

Ganz abseits von dieser Schar geduldig und exakt arbeitender Forscher steht ein seltsames Paar, das der Fakultät und mehr noch dem Minister manche un-

---

1) Siehe den schönen Artikel von Stintzing in der A. D. B. II, S. 785.

2) Von dort 1844 an Feuerbachs Stelle nach Erlangen; seit 1846 Rat am Oberappellationsgericht in Lübeck. Gestorben in Halle am 15. Januar 1869. Er war ein Mann von konservativer Gesinnung. A. D. B. XVII, S. 739 (H. Laspeyres). Zwei Eingaben von ihm an den Minister vom 22. Oktober 1829 und 30. April 1830, sowie der Bericht der Fakultät an den Minister vom 28. Januar K.-M. IV, 5, XIV f.

3) Vergl. besonders den eindringenden Artikel von Landsberg in der A. D. B. XXIX, S. 580.

Jarcke und Phillips; Herkunft und Entwicklung.

ruhige Stunde verursacht hat: Karl Ernst Jarcke und George Phillips, zwei Söhne Preußens, sogar im engeren Sinne, denn Phillips war Königsberger und Jarcke Danziger, und die dennoch der Heimat und dem Glauben den Rücken gewandt haben und, gleich Gentz und Adam Müller, zu Feinden des protestantisch-norddeutschen Geistes geworden sind. Sie sind dadurch rechte Zeugen geworden für die Erstarkung des katholischen Wesens, die um die Mitte der zwanziger Jahre an allen Orten einsetzte und bereits mehrfach von uns beobachtet worden ist. Beide waren Kaufmannssöhne, aus guten Verhältnissen hervorgegangen und vortrefflich erzogen. Phillips' Eltern stammten, der Vater aus England, die Mutter aus Schottland. Sein Großvater Hay war ein Freund von Kant, der an seinem Tisch regelmäßiger Sonntagsgast gewesen ist. Er selbst hatte in Berlin seit 1822, und zwar vornehmlich bei Savigny, die Rechte studiert, um dann in Göttingen unter Eichhorn abzuschließen und zu promovieren. Die alten Familienbeziehungen führten ihn nach England, dessen Rechtsaltertümer er dort studierte. In Berlin habilitierte er sich 1826 für deutsches Recht. Seine Laufbahn schien damit gesichert; denn er war ein Mann von ungemeinem Geist, ein glänzender Redner, liebenswürdig und gewandt, von breitem, über die verschiedensten Gebiete der Geschichte ausgedehntem Wissen. In dieser Zeit lernte er den drei Jahre älteren Jarcke kennen, der, ohne übrigens zu Savignys Schülern zu gehören, 1825 von Bonn nach Berlin versetzt worden war. Jarcke hatte nach einer kurzen Lehrlingszeit in einem Danziger Kaufmannshause seine Studien in Bonn begonnen, wo besonders Windischmann auf ihn einwirkte, und sie in Göttingen vollendet. Hier promovierte er, ließ sich dann aber in Bonn als Privatdozent für Strafrecht nieder. Schon 1823 zum Extraordinarius befördert, verließ er im folgenden Jahr die Universität. Er ging nach Köln, in der Absicht, sich als Anwalt niederzulassen,

Jarcke wird Katholik; nach Berlin versetzt.

kehrte aber sehr bald wieder nach Bonn zurück — und zwar als Katholik. Hierdurch ward seine Stellung an der rheinischen Universität, wo die Gegensätze zwischen katholischer und protestantischer Weltanschauung naturgemäß tiefer empfunden wurden, unhaltbar. So nahm ihn die Regierung nach Berlin, offenbar in der Meinung, daß die neutralisierende Luft der Hauptstadt ihm zuträglicher sein oder ihn weniger gefährlich machen werde. Als Jarcke gegen Herrn von Kamptz die Befürchtung äußerte, daß er auch hier wegen seines Glaubenswechsels angefeindet werden würde, antwortete dieser: „O, seien Sie ganz ruhig. Darauf geben wir hier wenig. Sagen Sie, wie war es doch? Sind Sie katholisch gewesen und protestantisch geworden oder protestantisch gewesen und katholisch geworden?“ Auch bot Jarckes eigentliches Fach kaum eine Gelegenheit zu Konflikten. Um so auffallender war, daß der Minister, der ihn, um ihm eine pekuniäre Unterstützung zuzuwenden — denn Jarcke bezog noch immer kein Gehalt — bei den Arbeiten für die Revision der Gesetzgebung beschäftigte, ihm gerade solche Fälle überwies, welche, wie Ehe und Ehescheidung, die Prinzipien der Kon-

fessionalität berührten. Aber es war, wie Varnhagen mit Recht vermutet, weniger Altenstein als Kamptz, der diese Auswahl traf; und dieser tat es nicht der Religion wegen, die ihm, wie Varnhagen schreibt, ganz gleichgültig war, sondern wegen der ausgesprochen politischen Richtung, die Jarcke als Parteigänger Österreichs einhielt. Leider aber teilte Jarcke die Neigung aller Konvertiten, für ihren Glauben zu streiten und ihm Proselyten zu gewinnen; und da fand er nun in dem Kollegen und Landsmann einen Mann, der sich leicht von ihm hinüberziehen ließ: im Mai 1828 wurde auch Phillips katholisch. Bekehrt Phillips.

Damit aber erlosch Altensteins Wohlwollen. Auch wenn er selbst vielleicht ein Auge zugedrückt hätte, durfte er des Königs wegen die Konvertiten nicht mehr begünstigen, denn nichts nahm Friedrich Wilhelm übler als den Abfall vom evangelischen Glauben; er sah darin nicht nur einen Verrat am Evangelium, sondern auch eine Untreue gegen ihn selbst. Erst vor einem Jahr hatte Beckedorff dies erfahren müssen; er hatte seinen Übertritt mit dem Verlust seines Amtes gebüßt. Und Altenstein selbst hatte Ursache, sich vor dem Straucheln zu hüten. In dem Bericht, in dem der Minister die Konversion von Phillips zur Sprache brachte, stellte er den förmlichen Antrag, den er auch auf Jarcke, von dem er bis dahin geschwiegen hatte, ausdehnte, in Zukunft beiden jede Beförderung zu versagen. Alle Bittgesuche, welche sie seitdem an ihn richteten, wurden abschlägig beschieden, obwohl, wie Altenstein zugab, ihre Erfolge als Lehrer und Schriftsteller, wie auch ihre Dienstjahre, dies gerechtfertigt haben würden. In Ungnade.

Von dieser starren Haltung kam der Minister zurück, als Jarcke 1831, zwar anonym, aber doch so, daß seine Autorschaft nicht verborgen blieb, eine Schrift über „Frankreich und die Revolution“ veröffentlichte, eine Diatribe gegen die Revolution, worin er, wie Altenstein sich in einem Immediatgesuch an den König ausdrückt, eine „höchst achtbare Gesinnung“, das heißt streng legitimistische Grundsätze vorgetragen hatte, ohne doch seine klerikale Gesinnung speziell zu betonen. Wir irren wohl nicht, wenn wir darin eine Einwirkung der Partei des Kronprinzen erblicken, der in diesen Jahren immer stärker hervortrat, und dem Altenstein besonders dann nachzugeben pflegte, wenn er damit eine andre Konzession erkaufen konnte. Jarcke war bereits mit diesen Kreisen in Verbindung; wenige Wochen vorher, im Oktober 1831, war das erste Heft des „Politischen Wochenblatts“ erschienen, dessen Redakteur er war, und zu dessen Gründern und Mitarbeitern Radowitz und Leopold von Gerlach zählten. Indem also Altenstein dem König über sein bisheriges Verfahren gegen den Mann noch einmal referierte, beantragte er doch, ihn jetzt zum Ordinariat zuzulassen. Erhält als Verteidiger der Legitimität zwar keine Professur, aber Remunerationen.

Die Lage der Fakultät rechtfertigte den Antrag durchaus. 1829 hatte Sprickmann sein Amt niedergelegt, waren Hollweg und Böcking nach Bonn gegangen und Reibnitz gestorben; im Mai 1831 segnete auch Schmalz das Zeitliche. Und Jarcke hatte nicht bloß durch jene Flugschrift, sondern auch durch ein Werk, wie

es die jungen Ordinarien außer Gans noch nicht zustande gebracht hatten, sein dreibändiges „Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts“ (1827—30), bewiesen, daß es ihm weder an Scharfsinn noch an Gelehrsamkeit fehlte. Auch glaubte Altenstein, gegen den Jarcke sich in diesem Sinne ausgesprochen hatte, die Garantie dafür übernehmen zu können, daß er von der Propaganda ablassen und seinen Katholizismus immer mehr auf seinen inneren Glauben beschränken werde. Aber im Kabinett kam er damit nicht durch. Der König erklärte, daß die Gründe, welche einer Beförderung des Professors Jarcke früher entgegengestanden und den Minister selbst veranlaßt hätten, sich gegen sein Gesuch zu erklären, noch fortdauerten und nicht für erledigt anzunehmen seien. Und damit mußte sich Altenstein, vielleicht nicht einmal so ungern, zufrieden geben. Im übrigen war man bei Hof, wo besonders Graf Lottum dahin arbeitete, mit der politischen Richtung Jarckes ganz einverstanden, und dieselbe Kabinettsordre, welche ihm das Ordinariat versagte, stellte ihm nach dieser Seite Entschädigung in Aussicht. Hierauf boten Altenstein und Kamptz Jarcke eine Stelle am Kammergericht an, wie sie Schmalz wenige Jahre vor seinem Tode bekleidet und Eichhorn eine analoge eben jetzt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Diese lehnte Jarcke ab, ließ sich jedoch eine Extragratifikation von 400 Talern für gesetzgeberische Leistungen, die ihm durch Lottums Vermittelung bewilligt wurde, gefallen, wozu Altenstein noch ein Gehalt von 400 Talern hinzufügte (12. Februar 1832): im ganzen die Summe, auf welche Altenstein als Ordinariatsgehalt für ihn angetragen hatte[1]. Schon aber war man auch in Wien auf den neuen

Geht nach Wien.

Vorkämpfer Habsburgs und der Kirche aufmerksam geworden. Im Herbst kam von dort an Jarcke der Antrag, an Stelle von Gentz, der im Juni gestorben war, in Metternichs Kanzlei einzutreten. Es war eine Position, welche ebenso seinen Talenten wie seiner Gesinnung entsprach; am 25. Oktober zeigte er dem Minister den Ruf an mit der Bitte um Entlassung aus dem königlichen Dienst, die ihm in Gnaden gewährt wurde.

Phillips nach München.

Ihm folgte im nächsten Jahr sein Freund. Diesem hatte sich die Sonne der ministeriellen Gnade seit der Julirevolution ein wenig mehr zugewandt. Aber der Platz, den er in der Fakultät hätte einnehmen können, war bereits besetzt. Am 23. September 1831 hatte die juristische Fakultät bei dem Minister beantragt, an Stelle von Schmalz Eichhorn zu berufen. Schon 1819 hatte die Regierung hoffen dürfen, den ungern Entlassenen wieder zu bekommen. Jetzt ließ Eichhorn sich durch die von Savigny selbst geführten Unterhandlungen wirklich bewegen zu kommen; und da außer ihm bereits Lancizolle und Homeyer deutsches Recht lasen, so konnte es nicht geradezu auf konfessionelle Gründe zurückgeführt werden, wenn man Phillips 1833 nach München gehen ließ. Auch gaben ihm sowohl die Fakultät

1) Siehe die Akten im K.-M. IV, 5, XVI.

wie der Minister ihr Wohlwollen zu erkennen. Die Fakultät, welche im Januar 1833 Rudorffs Beförderung beantragte, betonte, daß sie für Phillips nur deshalb nicht eintrete, weil das deutsche Recht bereits durch drei Ordinarien vorgetragen werde, und sprach den dringenden Wunsch aus, dem Kollegen die verdiente Beförderung, wenn auch nicht in Berlin, zuteil werden zu lassen. Im Ministerium trug man sich, als, gleich nach Phillips' Abgang, Eichhorn wieder resignierte, mit dem Gedanken, ihn zurückzuholen. Damals aber war Phillips selbst kaum noch geneigt zu kommen. So ungern er gegangen war, hatte er sich doch rasch in München eingelebt. Und es war nicht bloß die geistige Atmosphäre, die ihm wohl tat, sondern, wie er an Johannes Schulze schrieb, auch die frische Luft, die von den Bergen herkam, hinter denen er seine geistige Heimat sah: sie habe seinen Körper gestärkt, und, fügte er hinzu, mit Hülfe des vortrefflichen bayrischen Bieres hoffe er es dermaleinst noch zu einiger Korpulenz zu bringen.

Ihre späteren Schicksale.

Damit treten diese Beiden aus unserem Gesichtskreise heraus, eben da, wo ihre Wirksamkeit als Vorkämpfer des deutschen Ultramontanismus recht eigentlich begann. Sie entwickelten sich in der Richtung, die sie schon in Berlin innegehalten hatten. Jarcke blieb der Publizist. Seine kriminalistische Periode war abgeschlossen. Seine zahlreichen Artikel im Österreichischen Beobachter und in der Allgemeinen Zeitung und eine Reihe von Flugschriften zeigten ihn auch fernerhin als einen Kämpfer, dem alle Gaben des Journalisten, Raschheit, Schärfe und dialektische Gewandtheit, in hohem Grade eigen waren. Auch Phillips beteiligte sich an den Kämpfen der Zeit, die bald den Vordergrund des deutschen Geisteslebens ausfüllen sollten. Mit Jarcke und Görres hat er 1838 die Blätter für das katholische Deutschland, das Organ des Klerikalismus in Deutschland, begründet. Sein Eintreten für das Ministerium Abel in der Krisis, die sich an den Namen der Lola Montez anknüpft, brachte ihn auch in München um seine Stellung und die Gunst des Königs, der ihn an seine Universität berufen hatte. Im Frankfurter Parlament war er der Heißsporn der katholischen Fraktion. In Innsbruck und Wien hat er dann noch mehr als zwei Jahrzehnte einen Lehrstuhl und so die Stellung wiedergewonnen, die seiner Neigung am meisten entsprach. Die Wirkung, die er, weniger als Professor als durch seine Bücher, auf das Leben seiner Kirche ausgeübt hat, übertraf noch die seines Freundes. Vor allem sein fünfbändiges Werk über das katholische Kirchenrecht, das Standard-work des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert, hat seinen Namen mit dessen Entwicklung auf immer verknüpft. Für die Wissenschaft, in die ihn Savigny und Eichhorn eingeführt hatten, war er dennoch verloren, wie für den Staat und die Heimat, die er verlassen hatte; denn das Prinzip, auf dem alles Forschen ruht, und in dem die Arbeit seiner Lehrer wurzelte, hatte er darin verleugnet: nicht die geschichtliche Entwicklung, sondern die Dogmatisierung der Geschichte ist das Ziel aller seiner Arbeiten geworden. Das Ende der beiden Freunde war sehr ungleich. Jarcke starb

in dem Moment, wo die Regierung Österreichs durch ihren Bund mit dem Klerikalismus zur Herrschaft in Deutschland vorzudringen hoffen konnte, am 27. Dezember 1852. Phillips dagegen war es beschieden, zwar den Triumph seiner kirchlichen Ideale, aber auch die Zerstörung seiner politischen Hoffnungen zu erleben: er ist erst am 6. September 1872 gestorben.

Gans nimmt den Kampf mit Savigny auf.

Zu den Freunden Phillips' gehörte Eduard Gans, der sich des Konvertiten — auch er war ja ein Bekehrter — in einem besonderen Votum annahm: im Namen der Glaubensfreiheit brach er für ihn eine Lanze. Ihm selbst hatte bereits vier Jahre früher der Abfall vom Glauben seiner Väter das gebracht, was Phillips und Jarcke sich durch ihren Glaubenswechsel verscherzten — den Eintritt in die Fakultät. Seit seiner Rückkehr von der Pariser Reise hatte er sich seine Stellung rasch ausgebaut. Die Redaktion der Jahrbücher brachte ihm bei den Kollegen und überhaupt in der gelehrten Welt, seine Kathederleistungen bei den Studenten Ansehen und Einfluß. Nach allen Seiten hin unterhielt er Verbindungen. Die Bekanntschaft mit Cotta führte dazu, daß er für dessen Allgemeine Zeitung vielbeachtete Korrespondenzen aus Berlin schrieb; Cousin, den Freund Hegels, den er bereits in Berlin kennen gelernt hatte, als der französische Philosoph ein unfreiwilliger Gast des Köpenicker Schlosses geworden war, hielt er über die Hegelsche Philosophie auf dem Laufenden; im Ministerium hatte er an Johannes Schulze, seinem Kollegen im Redaktionsbureau der Jahrbücher, einen unermüdlichen Fürsprecher; und selbst Herr von Kamptz wollte ihm wohl, denn er fühlte sich ihm von seinen naturrechtlichen Prinzipien her verwandter als Savigny und freute sich, daß dieser an der Universität nun nicht mehr allein das Wort hatte. Selbst die Korrespondenzen für die Augsburger Allgemeine nahm er ihm nicht übel; und wenn Gans sich einmal zu weit vorgewagt hatte, so genügte eine leise Warnung von Altenstein oder auch dem Fürsten Wittgenstein, um ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. So nach allen Seiten gedeckt, glaubte er die Feindschaft Savignys nicht bloß ignorieren, sondern seinen Weg im offenen Kampf mit ihm verfolgen zu können. Bei den Angriffen, die er in den Jahrbüchern machte, legte er sich noch Reserve auf, denn hier hätte das Komitee ein schärferes Vorgehen nicht geduldet. In den eigenen Schriften dagegen, im zweiten Bande seiner Geschichte des Erbrechts und in seinem System des römischen Zivilrechts, das er 1827 herausgab, ließ er seinem Übermut und mehr noch seinem Hasse freien Lauf. Denn, um es gleich zu sagen, lediglich auf die wissenschaftliche Differenz, womit er sich später zu rechtfertigen suchte, läßt sich seine Polemik nicht zurückführen. Dazu hätten andere und vornehmere Formen gehört. Er aber gebrauchte Wendungen, welche an die Ausbrüche maßloser Schimpfsucht erinnern, mit welchen der Achtzehnjährige die Ehrenkränkung seines Vaters zu rächen gesucht hatte. Ja er scheute nicht vor Ausdrücken zurück, die ihn selbst als einen Ehrabschneider kennzeichnen. Ich meine damit noch nicht Ausdrücke, wie

„schmachvolle Gedankenlosigkeit der sogenannten historischen Schule“, die er an anderer Stelle mit der Person des Herrn von Savigny identifizierte,[1] oder „schmachvolle Beschränktheit“, welche der Zeit den Beruf zur Gesetzgebung abspreche: sondern viel schlimmere Insinuationen, wie die Bezeichnung der Schule als einer Genossenschaft von Strebern, die sich gegenseitig zu befördern suchten, und die Zurückführung ihres Wesens auf den „platten, nivellierenden Demagogismus unserer Tage“, eine Denunziation ganz in dem Stil, in dem einst Koreff auf den alten Staatskanzler zu wirken gesucht hatte, und die um so unerhörter war, als Gans wohl wußte, daß bei Savigny eher das Gegenteil zutraf. Wer will es diesem verdenken, daß er empört war und neben einem Manne, der zu solchen Waffen griff, nicht in einem Kollegium sitzen wollte! Auf eine Erwiderung ließ sich der Angegriffene nicht ein: gewiß das Beste, was man solchen Gegnern gegenüber tun kann. In der Fakultät dagegen setzte er sich zur Wehre: er machte sein eigenes Bleiben von dem Ausschluß seines Beleidigers abhängig. Im Jahre 1823 hatte Johannes Schulze in dem Bericht, den er über den ersten Band des „Erbrechtes“ an Altenstein machte, die Kritik der historischen Schule, die darin noch weit maßvoller aufgetreten war, zu entschuldigen und zu rechtfertigen gesucht. Diesmal war es nicht möglich. Die Herren im Ministerium mußten also einen andern Weg suchen, um ihrem Günstling den Zugang zur Fakultät zu verschaffen, ohne Savigny herauszudrängen. Es galt aber nicht bloß den Widerstand des Hauptes der Fakultät und seiner Getreuen zu besiegen, sondern auch ihre Freunde außerhalb der Fakultät zu besänftigen — und diese waren sehr hoch gestellt: es waren der Kronprinz und die um ihn gescharte Gruppe der Romantiker am königlichen Hoflager. Bereits Ende 1827 suchte Altenstein hier vorzubauen, indem er dem Prinzen durch den Kammerherrn von Rochow das zweite Werk zustellen ließ; auch hier war Schulze der Abgesandte des Ministers, und er wird es nicht an Entschuldigungen haben fehlen lassen. Aber schon damals hatte die Antwort, welche Rochow zurückbrachte, sehr abfällig gelautet. Von der andern Seite aber drängte Gans. Auch er wandte sich an den Minister und forderte, da ihm die Gerechtigkeit versagt werde, im Sommer 1828 seine Entlassung. Es waren die Monate, wo Hengstenberg sich mit Hülfe des Kronprinzen einen Platz in der Fakultät eroberte; noch bevor dieser seine Reise nach Italien antrat, war es ihm geglückt. Daraufhin wagte nun Altenstein, als Gegenkonzession offenbar, Gans der Fakultät zu oktroyieren. Er wartete so lange, bis der Kronprinz jenseits der Alpen war, worauf er Gans schon auf sein Entlassungsgesuch hin vertröstet hatte. Noch im Oktober stellte er den Antrag beim König, und unter dem 11. Dezember ward die Bestallung vollzogen. Weder Kamptz noch Wittgenstein arbeiteten dagegen.[2]

Erobert sich das Ordinariat gegen Savigny und den Kronprinzen.

1) System des römischen Civilrechts, S. 164: „Weil er meiner Meinung nach allein der Nerv, die Kraft und die Bedeutung dieser Schule ist“.

2) Vortrefflich war über alle diese Dinge Varnhagen unterrichtet. Auch die Wechselwirkung mit dem Fall Hengstenberg blieb ihm nicht verborgen. „Herr von Altenstein“, schreibt er

Es war kurz vor Toresschluß; denn wenige Tage darauf kamen die kronprinzlichen Herrschaften zurück, und nun entbrannte von neuem die Hitze des Kampfes. Der Kronprinz, von allem sofort unterrichtet, säumte nicht für seinen Freund einzutreten. Vergebens versuchte Gans, hinter dem wir seine Gönner im Ministerium zu vermuten haben, den Sturm zu beschwören, und zwar durch einen Brief an den Beleidigten selbst, in dem er seine Anwürfe aus dem wissenschaftlichen Gegensatz zu erklären suchte. Savigny lehnte die Entschuldigung ab, und auch wir müssen abermals sagen, daß die Angriffe Beleidigungen enthielten, die sich nicht verzeihen ließen. Er erklärte, daß er seine Mitwirkung an den Fakultätsgeschäften verweigern müsse, und berief sich dafür auf das Privileg, das ihm Humboldt bei seiner Berufung nach Berlin gegeben, von dem er jedoch bisher keinen Gebrauch gemacht hatte. Seine Parteigenossen in der Fakultät traten für ihn ein. Auch sie bekannten, daß sie neben Gans in der Fakultät nicht bleiben könnten, und sprachen dies in einem Bericht, der am 8. Januar abging, dem Minister gegenüber aus. Der Kronprinz aber verlangte von Altenstein unter demselben Tage Genugtuung für seinen Freund: der Minister müsse eine öffentliche Ehrenerklärung von dem Beleidiger fordern und ihm eröffnen, daß er sich, solange eine solche nicht erfolge, seines Sitzes in der Fakultät zu begeben und im Weigerungsfalle Strengeres zu gewärtigen habe. Das war nun allerdings für Gans wie für Altenstein selbst eine harte Zumutung, und es ist erklärlich, daß man sich auf beiden Seiten lange dagegen sträubte. Altenstein griff zunächst zu seiner alten Taktik des Ausweichens und Aufschiebens. Dem Dekan — es war Schmalz — gab er die Erlaubnis, die Sitzungen des Spruchkollegiums fürs Erste auszusetzen; denn Gans hatte nicht gezögert, die Einführung in die Fakultät zu fordern und, als Schmalz schwankte, den alten Kollegen, der ihm bis dahin immer die Stange gehalten, mit groben Briefen heimgesucht, auch im Sprechzimmer, und wohin er kam, Lärm geschlagen. Schließlich mußte er aber doch in den sauren Apfel beißen und sich zu einem Entschuldigungsschreiben verstehen. Als die Fakultät auch dann noch trotzig blieb,

---

unter dem 24. Oktober, „der eben mit der Beförderung des Professors Gans dem Kronprinzen entgegentreten will, ist allzu froh, etwas demselben Gefälliges tun zu können, und schlägt gern vor, den Schützling desselben zum ordentlichen Professor zu befördern“. Von Interesse sind auch zwei Bemerkungen über Kamptz und Wittgenstein. Letzterer, schreibt er am 18. November 1828, habe Gans durch Kamptz freundschaftlich zu sich geladen und ihn gewarnt, sich mit den Einsendungen an die Allgemeine Zeitung in Acht zu nehmen. Er habe sich dabei auf einen Artikel aus Berlin über die russische Kriegsangelegenheit bezogen, wodurch die von dort zurückgekehrten preußischen Offiziere kompromittiert sein könnten. „Ich will gar nicht wissen“, habe er zu dem Professor gesagt, „ob und was Sie nach der Allgemeinen Zeitung schicken. Ich habe kein Recht, danach zu fragen, und Sie brauchen mir's ja auch nicht einzugestehen. Aber einen Wink wollte ich Ihnen doch geben“. Wieder ein Beweis dafür, wie mild und nachsichtig man seit dem Friedensschluß 1824 geworden war. Von Kamptz hörte Varnhagen persönlich bei einem Spaziergang die Beförderung von Gans. Man wird Varnhagens Nachrichten auf Johannes Schulze und den Geheimrat von Lamprecht, den Schwager der Frau Rahel, zurückführen dürfen.

die Geschäfte aber (denn es waren Promotionen zu erledigen und Preisaufgaben zu stellen) keinen Aufschub mehr duldeten, griff der Minister durch. Er befahl die Einführung von Gans und strafte die Protestation, welche die Fakultät auch dann noch nicht unterließ, durch eine scharfe Rüge. Savigny aber blieb, auf sein Privileg gestützt, bei seinem Entschluß. Seine Vorlesungen hielt er nach wie vor; für die Fakultätsgeschäfte war er fortan verloren.

Savigny zieht sich aus der Fakultät zurück.

12. Höhestellung Hegels. Sein Ausgang.

Auch für Hegel bedeutete dieser Erfolg seines gewandtesten Fechters einen Sieg. In Marheineke, Schultz und Gans hatte er jetzt in den drei oberen Fakultäten überzeugte und eifrige Anhänger sitzen. In seiner eigenen hatte er keinen derartigen Mitkämpfer, aber eine ganze Anzahl guter Freunde oder wohlwollender Neutraler, wie Raumer, Wilken, Bopp, Böckh, Tölken und andere; während die Extraordinarien und Privatdozenten, die seinem Banner folgten, Jahr für Jahr zahlreicher wurden und die Studenten dichter als je seinen Hörsaal füllten.

Wachstum der Partei.

Von dem Ansehen, in dem Hegel in diesen letzten Jahren stand, zeugt die Geburtstagsfeier, die ihm seine Schüler, Friedrich Förster wieder als Festordner, am 27. August 1826 in einem Saal Unter den Linden veranstalteten, und die zu einer gemeinsamen Feier für ihn und seinen großen Weimarer Freund wurde. Sie wurde das Gespräch von Berlin; die Vossische Zeitung brachte einen Bericht, als ob es sich um einen Prinzen oder Minister gehandelt habe: also daß es am Hof schier Unwillen erregte und der Zeitung einen Verweis von höchster Stelle zuzog. Vier Jahre später, unter seinem Rektorat, ward Hegel eine goldene Medaille verehrt mit seinem Relief und dem Symbol, das schon damals, besonders in Weimar, schweren Anstoß erregte: dem der Rose im Kreuz auf der Rückseite. Jenseits der preußischen Grenzpfähle begegnete die Philosophie Hegels noch immer Mißtrauen und Verachtung; aber ebenbürtige Gegner fanden sich nirgends, weder in München, wo Schelling dem katholischen Geist kaum standhielt und sich ihm sogar merkwürdig akkommodierte, noch in Jena, wo Fries lehrte, oder gar in Heidelberg, Leipzig, Göttingen oder Kiel, wo nirgends eine feste Lehre oder Tradition ihren Sitz hatte. Dagegen hatte die Hegelsche Philosophie bereits in der französischen Hauptstadt in Cousin einen glühenden Anhänger gewonnen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Geist des deutschen Philosophen in Frankreich zu verbreiten und dem Meister, als er 1827 selbst nach Paris kam, einen glänzenden Empfang bei der französischen Gelehrtenwelt verschaffte.

Ehrungen.

Reise Hegels nach Frankreich.

Hegel nahm alle diese Huldigungen mit dem Gefühl selbstbewußter Kraft auf, das ihm angeboren war. Aber mit dem Bewußtsein war ihm auch die Kraft des Herrschers verliehen worden. War er, wie wir feststellen mußten, auf dem Wege zum Siege — auch darin die Verwandtschaft mit dem Heros, der auf seine Lebensanschauung so tief eingewirkt, nicht verleugnend — in

Abmilderung der Gegensätze.

der Wahl der Mittel und der Bundesgenossen nicht immer wählerisch gewesen, so zeigte er dafür im Besitz der Macht nicht den Übermut des Siegers. Ihm genügte es, wie Napoleon, daß die alten Gegner still geworden waren und seine Macht anerkannten. So kam es, daß ihm mildere Beurteilung selbst in Kreisen zuteil wurde, die er früher schwer gereizt hatte. Sogar mit Schleiermacher stellte sich ein leidliches Verhältnis her; Gans will im Sommer 1830 die beiden alten Gegner im Berliner Tivoli zusammen auf der Rutschbahn gesehen haben. Altensteins Plan, Hegel in die reformierte Akademie zu bringen, war mit dem Reformentwurf gescheitert. Jetzt aber ward der Antrag in der Akademie selbst gestellt, und seltsamerweise fügte es sich so, daß gerade Schleiermacher für Hegel eintreten mußte[1]. Auch die Universität wählte ihn, auch sie freilich spät genug, und nachdem bereits jüngere Kollegen ihm vorgezogen waren[2], 1829 zu ihrem Rektor, und sofort bewies er, daß er die Tugenden des Regenten besaß: Kraft und Gerechtigkeit, Sorgfalt in den Geschäften, Treue im Kleinen und Festigkeit im Verkehr mit den Kollegen wie dem Ministerium; jedermann erkannte es an. Wie einst Fichte, so sprach auch Hegel — er aber in lateinischer Rede — bei der Eröffnung des Lehrjahres über die akademische Freiheit. In seinem Munde jedoch wurden die Worte nicht zur Anklage gegen die Zuchtlosigkeit der akademischen Jugend, von der in der Tat nicht mehr gesprochen werden konnte, sondern im Gegenteil zu einer Lobpreisung sowohl des Königs und seines Ministers, welche die Universität auf sich selbst gestellt und ihr die wahre Freiheit des wissenschaftlichen Lebens geschenkt hätten, wie der Studenten, welche sich der Freiheit des akademischen Bürgertums wert gemacht hätten. Er konnte in der Tat das Glück und die Blüte der Universität preisen, denn niemals war der Andrang der Dozenten und der Studenten zu allen Fakultäten stärker gewesen als in diesen Jahren. Und so erlebte er nicht, wie sein heißblütiger Vorgänger, ein Jahr des Kampfes, sondern des Vertrauens und allgemeinen Behagens.

Aussicht auf die Akademie.

Rektor.

Jedoch wollen wir auch hier nicht alles seinem Einfluß, so groß er war, zuschreiben, sondern wieder der allgemeinen Abmilderung der Gegensätze uns erinnern, die wir seit dem Friedensschluß zwischen Universität und Regierung im Mai 1824 wahrnahmen, und deren letzten Grund wir in den Regionen der hohen Politik wahrzunehmen glaubten. Sie hatte seitdem nur noch größere Fortschritte gemacht; auch die Spannung, welche der Streit um die neue Agende hervorgerufen, ließ, nachdem der König im wesentlichen seinen Willen durchgesetzt hatte, in weiteren Kreisen nach, wenn sich auch von rechts und links an diesem wie in anderen Punkten enger geschlossene Parteigruppen bildeten. Niemals war die Bevölkerung dem König herzlicher zugetan, dessen treue und landesväterliche

1) Das Nähere bei Harnack, S. 753.

2) Bethmann-Hollweg 1827/28 und Klenze 1828/29.

Denkweise gerade in ihrer hausbackenen Art der Durchschnittsstimmung noch ganz entsprach. Varnhagen, dem wir schon so manche vortreffliche Beobachtung des öffentlichen Geistes verdankten, hat darüber in diesen Jahren mehr als einmal sehr bezeichnende Tatsachen notiert. So die royalistische Demonstration in einem Konzert, das die Catalani am 6. April 1827 im Opernhause in Anwesenheit des Hofes gab, und bei dem die große Sängerin zuletzt, als Zugabe, auf allgemeines Begehren „God save the king“ sang. „Bei der ersten Zeile“, schreibt Varnhagen, „stand der Kronprinz auf, mit ihm die ganze Königliche Loge und das gesamte Publikum; der König zog sich in seiner kleinen Loge etwas zurück. Das Rufen und Jauchzen ‚Es lebe der König‘ wurde zu wahrem Sturm, alles sang und brüllte mit, und durch die ungeheuern Massen schallte noch immer singend die Stimme der Catalani hervor!“ Die sichtbare Liebe und Teilnahme des Volkes für den König und sein Haus, so bemerkt er dazu, bewirke bei manchem Fremden staunende Verwunderung; sie könnten nicht begreifen, daß in Preußen soviel freier Volksgeist und doch ein so lebendiger Royalismus sei. Die leise Annäherung an die Griechenbegeisterung, das Ablenken von Österreich, dessen Parteigänger, die „Mecklenburger Clique“ sich fast in den Hintergrund gedrängt sahen, trug dazu bei, die loyalen Gesinnungen auch in den Kreisen auszubreiten, welche sich von der Haltung des Königs in den Jahren der Reaktion abgestoßen gefühlt hatten.

Den Urlaub nach Paris, den Herr v. Kamptz Ranke im Jahre 1827 noch nicht hatte bewilligen mögen, erhielt Raumer 1830 ohne Schwierigkeiten; er ward ihm für 2 Jahre, auch für England, gewährt, und eine bedeutende Reiseunterstützung dazu. Gerade in Hegels Rektoratsjahr ward diese Stimmung selbstbewußter Ruhe auf die Probe gestellt, als im Juli 1830 das lang zurückgehaltene Feuer der Revolution in Frankreich losbrach, gegen welche der Bund der vier Mächte aufgerichtet war. Nachdem England längst daraus geschieden, trat jetzt auch Frankreich auf denselben Weg. Mußte man nicht fürchten, daß der Geist des Aufruhrs sich ausbreiten und den eignen Staat ergreifen werde? Die Pariser Ereignisse, die man an dem Tage erfuhr, wo die Universität zur Feier von Königsgeburtstag versammelt war, erregten in der Tat die lebhafteste Teilnahme und wurden weithin mit Sympathie aufgenommen. Aber nirgends zeigte sich eine gegen die eigene Regierung gerichtete Tendenz; man schien, wie Varnhagen notiert, seine Liebe zum eignen Herrscherhause um so heller zeigen zu wollen[1]. In den Kreisen der Kamptz und Genossen war freilich die Bestürzung und Erbitterung über den Sturz der legitimen Gewalten groß und machte sich in drohenden Äußerungen Luft. Die Regierung aber blieb ruhig. Als

1) „Der 3. August“, als der Geburtstag des Königs, wurde übrigens bis tief in die Nacht mit großem Jubel von allen Seiten gefeiert, und unser Publikum, durch alle Klassen für die französische Volkssache mit heftigem Anteil beseelt, schien gerade um deswillen seine preußische Fürstenneigung um so heller zeigen zu wollen“.

Gans, der bereits im Frühling Urlaub für eine neue Herbstreise nach Paris erhalten hatte, auf die erste Nachricht von der Katastrophe hin sich auf den Weg machte, um die große Krisis, an der seine Pariser Freunde intimen Anteil genommen, auf dem Schauplatz selbst mit zu erleben, ließ man ihn ziehen.

Hegel und die Pfaffen.

Daß nun der Grund, auf dem man stand, doch nicht so sicher war, um den hohen Gedanken, denen Hegel in seiner Rektoratsrede Worte verliehen, ruhige Entfaltung zu gönnen, ist uns bereits an manchen Konflikten in der Geschichte unserer Universität deutlich geworden und einem so feinen Beobachter des Zeitgeistes, wie Hegel war, gewiß nicht entgangen. „Die Philosophie, noch gut angeschrieben im Staat, soll sich in Acht nehmen! Der Hof wird ihr schon noch was anhängen, und Hegel steht nicht sicherer als andre“, hatte Varnhagen schon vier Jahre zuvor geschrieben, gelegentlich des Verweises, den die Redaktion der Vossischen Zeitung wegen des Berichtes über Hegels Geburtstagsfeier erhalten hatte; und der Blick unseres Philosophen für die in Staat und Gesellschaft wirksamen Kräfte war klar genug, um der Grenzen seiner Macht jederzeit bewußt zu bleiben. Wenn er Göschels Annäherung an seine Gedankenwelt so freudig begrüßte, so weiß ich nicht, ob er ganz ernstlich an die Möglichkeit einer Aussöhnung mit dieser Form der Orthodoxie gedacht hat, oder ob darin nicht eher ein taktisches Bemühen, der Versuch, in das Pfaffenlager einzudringen, anzunehmen ist. Denn daß er mit Hengstenberg ebensowenig wie mit den Romantikern am kronprinzlichen Hoflager zusammenpaßte, kann ihm nicht verborgen geblieben sein. Als er auf der Heimreise von Paris mit Cousin und Raumer die belgischen Universitäten Lüttich, Löwen und Gent besuchte, sah er sich, wie er seiner Gattin schreibt, auf ihnen um, „als einem dereinstigen Ruheplatz, wenn die Pfaffen in Berlin mir selbst den Kupfergraben vollends verleiden“. Die Kurie in Rom, meinte er, sei auf jeden Fall ein ehrenwerterer Gegner. Und auch ihm werden wohl Worte zu Ohren gekommen sein, wie die Äußerung Ancillons über ihn, die uns Varnhagen aufbewahrt hat: er sei nur das Caput mortuum der Schellingschen Philosophie. Um so fester hielt er sich an den Träger der Krone. Sie waren Beide Altersgenossen, nur um wenige Wochen auseinander, Söhne derselben Epoche, aufgewachsen auf einem Boden, der von der neumodischen Religiosität, mochte sie sein wie sie wollte, orthodox oder romantisch, pietistisch oder katholisierend, völlig frei gewesen war. Friedrich Wilhelm war freilich von der freien Haltung, die er zu Anfang seiner Regierung in bezug auf religiöse und philosophische Neuerungen eingehalten hatte, zurückgekommen und bemüht, die Religion seiner Väter wieder in die alten strengen Formen zu bannen und sie an ein strammes, uniformes Kirchenregiment zu fesseln. Aber in seines Herzens Grund blieb er in dem Wirrwarr der Parteien, der ihn umschwirrte, doch der Alte, frei von der Romantik seines Sohnes und dem weichlichen Pietismus, der sich an die Stelle des zukunftsfrohen und selbstgewissen Geistes seiner Jugend gesetzt hatte.

Vor allem in dem Gegensatz gegen den Katholizismus waren König und Philosoph eines Sinnes. Zu keiner Zeit scheute sich Hegel, auf dem Katheder rückhaltlos über die dogmatischen Differenzen, welche den evangelischen und den römischen Glauben scheiden, zu sprechen; über die Roheit der Vorstellungen, die dem Dogma der Transsubstantiation zugrunde lägen, brach er unbarmherzig den Stab. Als er einmal die Geschichte von dem Kasuisten erzählte, der behauptet haben sollte, daß, wenn eine Maus die konsekrierte Hostie auffräße und also den wahren Leib des Herrn in ihrem Leibe bärge, der Katholik vor dieser Maus niederknieen und sie anbeten müsse, genierte ihn die Anwesenheit eines katholischen Zuhörers, eines Kaplans von der Hedwigskirche, nicht im mindesten; als dieser, der sich spionierend in sein Kolleg gedrängt hatte, beim Minister vorstellig ward und Hegel durch Johannes Schulze vertraulich aufgefordert wurde, sich wegen der gegen ihn erhobenen Beschwerde zu äußern, erhielt der Minister von ihm eine Antwort, in der er kein Wort zurücknahm, sondern im Gegenteil sich für berechtigt erklärte, eine Klage bei dem Königlichen Ministerium oder vielmehr bei den Königlichen Gerichten zu erheben; und als dann der Kaplan, der sich trotz dieses Vorfalles wieder im Auditorium eingefunden, von seinem Platz auf einer der vordersten Bänke aufstand und Hegel drohend ansah, hielt dieser in seinem Vortrag inne und sagte mit seiner olympischen Ruhe: „Das imponiert mir nicht im mindesten, daß Sie mich so ansehen!“ — worauf der Pfaffe, von dem Scharren der Studenten begleitet, das Auditorium verließ. Wie sehr Hegel in der Religion seiner Väter, die ihm gleich Fichte die Erziehung zur Freiheit war, wurzelte, bewies er in der Rede, die er am dritten Säkulartage der Übergabe der Augsburgischen Konfession, am 25. Juni 1830, im Namen der Universität zu halten hatte. Man kann den Gegensatz der „männlichsten aller Religionen“ gegen die römische Kirche nicht schärfer zum Ausdruck bringen, als er es in dieser herrlichen Rede getan hat, worin er die Freiheit des Christenmenschen aus dem Bekenntnis Luthers heraus definiert und, wie der Reformator selbst es nur getan haben könnte, alle Folgerungen entwickelt, die sich daraus für die Ordnung im staatlichen und im persönlichen Leben ergeben müssen.[1]

Rede zur Säkularfeier der Augsburger Konfession.

Dies war der Boden, auf dem er sich auch mit so kernhaften Naturen wie dem alten Zelter zusammenfand, der bei jenem Fest mit seinem Studentenchor mitwirkte und an den Ehren des Tages teilnahm; denn die philosophische Fakultät erteilte ihm, zugleich mit Wilhelm von Humboldt, Beyme und J. G. Schadow, den Doktor-

---

1) „Revocemus igitur in memoriam, auditores amplissimi, quae vitae humanae officia sint; deinde, quae doctrina veteris ecclesiae illa oppugnaverit, immo perverterit. Sunt autem illa omnibus cognita: primum, quae ad familiam pertinent, mutuus conjugum, parentium et liberorum amor, deinde justitia, aequitas et benevolentia erga alios homines, diligentia et probitas in re familiari administranda, denique patriae et principum amor, qui illis tuendis vel vitam profundi jubet“. Sämtliche Werke, XVII, S. 324.

hut.[1] „Meine Studiosen“, so schreibt der alte Musikus dem Freunde in Weimar, „einundachtzig an der Zahl, haben bei Gelegenheit des Säkularfestes eine Musik hören lassen, wie solche jetzt der Papst selber nicht hat. Unser Tedeum und der lutherische Choral ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘, von rüstigen, fähigen, munteren Burschen auf gut Luthersch gesungen und ausgesprochen, hat das Dach des Universitätsgebäudes aufgehoben und die Umgegend mitklingend gemacht. Ein Senator fragte: ob es denn so stark sein mußte? Ja! (war die Antwort) wenn der Luther wieder Platz haben soll, so muß das süßliche Schelmenblut zu den Ohren herausgezapft werden“.[2] Es war das Lutherlied in Buttmanns lateinischer Übertragung, der, wenn er es noch hätte erleben können, gewiß auch seine Freude daran gehabt haben würde. Auch Zumpt freute sich der mutigen Worte des Rektors, der der katholischen Unfreiheit einmal kräftiger die Stirn geboten habe, als man es sonst bei unseren vermittelnden Theologen zu hören pflege. Er hatte sich nebenher auch an dem vortrefflichen Latein erbaut, das nur einiger Nachhülfe bedürfe, um den Beweis zu geben, daß diese Sprache mehr als alle anderen Träger der Wahrheit sein könne: „Man sah immer, daß er guten klassischen Grund gelegt hat“.[3] Zelter und Zumpt waren beide mit Spreewasser getauft und aus der Berliner Bürgerschaft hervorgegangen, in welcher Königstreue und Preußenstolz seit der Väter Gedenken lebendig waren und das preußische Empfinden mit altlutherischer Überzeugung gleichbedeutend. Hegel aber war, wie Buttmann, Preuße geworden. Die Sympathien, welche der preußische Geist in den Tagen, wo er noch jung gewesen war, in der Epoche des Fürstenbundes und unter dem großen König, im deutschen Süden gefunden hatte, waren in ihm wieder lebendig geworden und hatten ihn mit dem Staat der Hohenzollern aufs engste verknüpft.

Mit jedem Jahr fühlte er sich auf dem Berliner Boden mehr zu Hause. „Ich will also am Kupfergraben leben und sterben. Sieh Du zu, auf wie lange Du akkordieren willst“, so schreibt er seiner Gattin von seiner zweiten belgischen Reise. Alle Ehren, die er genoß, alle Siege, die er in dem weiten Reiche der Gedanken erfocht, konnten ihm nicht den Frieden und das Glück ersetzen, das er in dem Hause fand, wo die geliebte Gattin Ruhm und Sorgen mit ihm teilte und liebe Kinder um ihn heranwuchsen. Er hatte schon das vierzigste Jahr überschritten, als er die um mehr als zwanzig Jahre Jüngere heimführte, und nur

1) Die theologische Fakultät ehrte damit Roß und Snethlage, den alten Gegner Schleiermachers und De Wettes. Die juristische fand keinen Bessern als Herrn von Kamptz. Die medizinische hatte von Ernennungen zu Ehren der Reformation ganz abgesehen.

2) Goethes Antwort: „Glück zu Deinem Studenten-Chor! Ich glaube wohl, daß die neuern Ohren, welche sich nur am Sehnsuchtsgeschleif und Gesäusel hinhalten, deinen kräftigen, Herz und Dach erhebenden Gesang schrecklich finden müssen; ihr Choralgesang bleibt doch immer: Ein laues Bad ist unser Thee, und dann denken sie doch nebenher: sie hätten was von einer festen Burg und irgend ein Gott bekümmere sich um sie“.

3) An Lobeck, Berlin, 12. Juni 1830. Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs, I, 106.

21 Jahre waren ihm an ihrer Seite beschieden. Aber kein Tag, an dem er das Glück, das sie ihm gebracht, nicht empfunden, und keiner, an dem auch sie nicht mit bewundernder Liebe zu ihrem Mann emporgeblickt hätte. In der Gesellschaft konnte Hegel wohl einen unbehülflichen Eindruck machen; gegen die sprudelnde Beredsamkeit eines Gans kam er nicht auf. Auch wunderten sich die geistreichen Leute bisweilen, daß der berühmte Philosoph so gewöhnliche Reden führe; und nicht immer fanden solche Urteile eine Erwiderung, wie sie Zelter einmal einer jungen Frau zuteil werden ließ, die bald nach Hegels Tode sich dahin äußerte, sie habe noch nie ein recht bedeutendes Wort aus seinem Munde gehört. Das wäre wohl möglich, meinte der Alte, „denn es war sein Metier, zu Männern zu reden“. Hegel selbst hatte kaum das Empfinden davon, daß er nicht auf der Höhe feinster Geselligkeit stehe, und daß man an seinem Wesen Anstoß nehmen könne; dafür war sein Selbstgefühl viel zu stark entwickelt. Er gab sich, wie er war, ohne Umstände, und recht geflissentlich ließ er die Philosophie in der Studierstube und im Auditorium; denn sie gehörte, wie wir wissen, nach seiner Meinung nicht auf die Gassen und die Märkte oder, wie wir an dieser Stelle sagen müßten, in den Salon. Er hatte in der Tat etwas Ehrbar-Altbürgerliches an sich und blieb der Tübinger Magister auch im Verkehr mit Frauen; so gern er im übrigen bis in seine alten Tage mit ihnen scherzte, wie er es in Bamberg mit der „besten Frau“, der Gattin seines Freundes Niethammer getan hatte. Nicht anders gab er sich den Studenten, wenn er sie zwischen seinen Büchern, in seinem graugrünen Schlafrock, empfing. Auch dadurch gewann er ihr Vertrauen, ohne ihre Achtung um einen Deut zu verringern; während Schleiermacher, anfangs wenigstens, leicht zurückhaltend und fast zugeknöpft erscheinen konnte und sich erst allmählich, auch dann nur vor Auserwählten, frei und offen gab; Savigny vollends war viel zu vornehm, als daß er den Abstand zwischen dem Katheder und dem Auditorium jemals aus den Augen verloren hätte.

Der Freundeskreis.

Eben diese Eigenschaften machten Hegel seinen Freunden so lieb. Am meisten kamen in sein Haus wohl die nächsten Schüler, Gans und Friedrich Förster, Michelet und andere; aber es waren doch mehr die akademischen und literarischen Angelegenheiten, die dabei im Vordergrunde standen, und nicht alles war ihm an ihnen sympathisch. Gerade an Gans fesselten ihn, wie es scheint — so oft dieser auch in dem Haus am Kupfergraben aus- und einging — mehr die Geschäfte als innere Zuneigung. Ja ich weiß nicht einmal, ob die Freundschaft noch lange gewährt hätte. Wenige Tage vor seinem Tode hatte Hegel mit ihm einen Zusammenstoß, der durch eine neue Taktlosigkeit des jüngeren Kollegen hervorgerufen war; und der Brief Hegels, in dem er den Übermütigen zurückwies, war wieder mit all der Deutlichkeit geschrieben, die wir als die Eigentümlichkeit seines Stammes bezeichnet haben. Behaglich wurde es ihm jedenfalls erst bei den älteren Freunden, deren Jugend noch in die unromantische Zeit gefallen war. Unter ihnen

nahm Zelter fast den ersten Platz ein. Über philosophische Probleme sprach Hegel freilich mit dem alten Singmeister nicht, und über seine eigenen Versuche, musikalische Fragen von den Höhen seiner Philosophie her zu lösen, lächelte Zelter und bewies ihnen eben so geringen Glauben, wie sein lieber Felix, der den Philosophen im Kolleg darüber orakeln hörte. „Wir spielten“, schreibt er nach dem Tode Hegels seinem Weimarer Freunde, „am liebsten ein Whistchen zusammen, das er gut und ruhig spielte“. Oder Hegel begleitete ihn — ungeladen, denn dort war er immer willkommen — nach Steglitz zu dem alten Beyme, der zu der gleichen Generation gehörte und, wie früher an Fichte, so nun an dessen Nachfolger seine Freude hatte. Aber am wohlsten war Hegel doch immer in dem Haus am Kupfergraben, der damals seinen trägen Lauf noch zwischen umbuschten Ufern hatte, vor der Türe ein Holzplatz und eine Schmiede, wo die Kinder spielten. Auch dies Glück entfaltete sich ihm mit den Jahren immer reicher. Die Söhne hatten an ihm einen liebreichen Vater, der mit ihnen den Curtius Rufus las und ihre Studien auf dem Französischen Gymnasium, wo Michelet und Gruson ihre Lehrer waren, mit treuester Teilnahme begleitete. In seinem Rektoratsjahr bezog sein Ältester, Karl, dem die historische Wissenschaft zu so großem Danke verpflichtet ist, die Universität und konnte nun den Lehren des Vaters im Auditorium lauschen. „Jetzt freuen mich erst meine Vorlesungen“, sagte dieser, „mein Karl bohrt sich tüchtig hinein“. „Die letzten Jahre seines Lebens“, so lesen wir in dem Briefe der Gattin an Niethammer kurz nach seinem Tode, „waren die schönsten und heitersten. Er war, ich möchte sagen, verjüngt, empfänglich für jede Lebensfreude, innig beglückt durch eine immer größere Anzahl von Freunden und Anhängern, von denen er sich so unendlich geliebt sah, belohnt durch immer allgemeinere Anerkennung, die ihn mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäufte. Er bewegte sich immer freier und befriedigter in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit; es war kein Ringen und Kämpfen, keine saure Arbeit mehr. Nie hörte ich wieder das böse Wort: ‚Wer von Gott dazu verdammt ist, ein Philosoph zu sein!‘ Er erfreute sich dankbar des Segens!“

Familienglück.

Schätze hatte er nicht gesammelt; denn die Aussicht, die Altenstein ihm bei der Berufung gemacht hatte, mit dem Eintritt in die Akademie sein Gehalt zu erhöhen, war, wie bemerkt, gescheitert. Und Hegel dachte zu vornehm, um daraus Anlaß zu nehmen, in den Minister zu dringen. Mit seinem Gehalt von 2000 Talern konnte er bei seiner Stellung und den heranwachsenden Kindern die Bedürfnisse des Lebens nicht decken. Auch die Vorlesungen brachten, so gut sie besucht waren, wenig genug, in den letzten Semestern etwa 600 bis 800 Taler; denn mehr als der fünfte Mann pflegte nicht zu bezahlen, und die Stundung, die einer Anregung Schleiermachers ihr Dasein verdankte, wurde erst gegen Ende der irdischen Laufbahn Hegels eingeführt; nur ein paar außerordentliche Gratifikationen, die sich aber immer in mäßigen Grenzen bewegten, hatte Altenstein für ihn durchsetzen können. Im Früh-

Einkommen.

jahr 1829 meldeten sich die Leiden des Alters, die in der letzten Zeit zurückgetreten waren, von neuem. Ein Brustübel (so wenigstens nannte Hegel es) zwang ihn, den Minister um einen Urlaub und eine Unterstützung für eine Erholungskur zu ersuchen: aus eignen Mitteln sei es ihm nicht möglich, da er teils wegen seiner Gesundheit, teils weil er eine neue Bearbeitung der Logik vorhabe, nur eine Privatvorlesung im Semester halten könne. Das Rektorat konnte er trotz des Überdranges der Geschäfte noch bis zum Schluß durchführen. Aber schon im August 1830 erregte ein „kaltes Fieber“, das seine Frau mit ergriff, die Besorgnis der Freunde. Heute würde man es vielleicht dem Kupfergraben zuschreiben, dessen Gewässer damals schwerlich durchsichtiger gewesen sind als heute. Seitdem war Hegels Kraft gemindert. Magenbeschwerden und Ermattungszustände traten mehr als einmal ein und begannen ihn mit trüben Ahnungen zu erfüllen, die ihm früher ganz fremd gewesen waren. Indem er sich von der Geselligkeit, auch vom Theater und Konzerten fernhielt, trat wieder eine Besserung ein, und 1831 erfreute er sich in der Sommerwohnung, welche die Familie vor dem Hallischen Tor im Grunowschen Gartenhaus bezog, fast wieder der alten Frische. Es war das Jahr, in dem die Cholera Berlin heimsuchte; aber die reine Gartenluft, die hier weit vor den Mauern Berlins herrschte, hielt die Seuche fern. Auch war sie bereits fast erloschen, als die Familie Ende Oktober, denn das Semester drängte, wieder in die Stadt zog. Am 10. November begann Hegel seine Vorlesungen, und noch am 12. führte er beide (Natur- und Staatsrecht und Geschichte der Philosophie) mit ungewohnter Frische durch. Am Freitag Abend war er bei Zelter in der Singakademie; am Sonnabend hielt er Examen; am 12. abends klagte er zuerst über Magenbeschwerden; am Sonntag Vormittag legte er sich, und schon am Montag Nachmittag hatte er ausgelitten. An seinem Bett war außer der Familie und den Ärzten nur noch Johannes Schulze, den die Frau (denn er wohnte in der Nachbarschaft) in ihrer Angst herbeigerufen hatte. Als er kam, hatte der Tod bereits seine Hand auf den Freund gelegt, und er konnte ihm nur noch gemeinschaftlich mit den Seinen die Augen zudrücken.[1]

Körperlicher Verfall.

Tod und Begräbnis.

Es hält schwer, die Bestürzung zu schildern, welche sich der Universität und aller Kreise, in denen der große Philosoph bewundert, gefürchtet oder gehaßt wurde, bemächtigte. Henning, Marheineke und selbst Heinrich Ritter setzten ihre Vorlesungen aus, Michelet kam fast weinend auf das Katheder. So berichtet es der junge David Friedrich Strauß, der eben erst, um den berühmten Landsmann zu hören, nach Berlin gekommen war. In den wenigen Stunden, die er ihn im Kolleg gesehen, hatte er von ihm den Eindruck eines alten und kränklichen Mannes gehabt. Als er ihn dann aber besuchte und sprach — noch am Donnerstag war er bei ihm gewesen — fand er ihn, wie er seinem Freunde Märklin schreibt, um zehn Jahre jünger aussehend: „Graue Haare allerdings, be-

1) So schreibt er selbst an Altenstein, zwei Stunden nach dem Tode. Urkb.

deckt von jener Mütze, wie sie das Bild bei Binder zeigte, bleiches, aber nicht verfallenes Gesicht, helle, blaue Augen, und besonders zeigten sich beim Lächeln noch die schönsten weißen Zähne, was einen sehr angenehmen Eindruck machte". Hegel hatte den jungen Landsmann aufs beste aufgenommen; Strauß hatte kaum Namen und Geburtsort zu nennen brauchen, als jener schon sagte: „Ah, ein Württemberger", und seine herzlichste Freude bekundete. Er hatte sich dann nach den Tübinger Verhältnissen genau erkundigt, auch nach dem alten Märklin, mit dem er durch das Gymnasium und die Universität gegangen war. Er glaubte ihn noch in Neuenstadt. Als Strauß erwiderte, daß er nun Prälat in Heilbronn sei, sagte der alte Württemberger: „So, jetzt ist auch in Heilbronn ein Prälat?" Kurz, er hatte sich, wie Strauß schreibt, ganz „als einen guten alten Herrn" gegeben, ihn auch eingeladen, öfters bei ihm einzusprechen; er wolle ihn dann mit seiner Frau bekannt machen. Und nun, am Dienstag Morgen, erfuhr dieser jüngste, und vielleicht der bedeutendste aller seiner Schüler, daß der Meister hinweggerafft sei. Kein anderer als Schleiermacher war es, von dem er es hörte. „Denke Dir diesen Eindruck", schreibt er dem Freunde. „Der große Schleiermacher, er war mir in diesem Augenblick unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß. Unsere Unterhaltung war zu Ende und ich entfernte mich eilig".[1]

Rektor der Universität war Marheineke. Wenige Wochen zuvor hatte er aus den Händen Böckhs das Amt empfangen. Jetzt mußte er den Heimgang des „geliebten Kollegen" zur Anzeige bringen und die Anordnungen für sein Begräbnis treffen. Hegel hatte früher den Wunsch ausgesprochen, der aus seinem Munde allerdings seltsam klingt, neben seinem alten Gegner, neben Fichte die Grabstätte zu finden, auf dem Kirchhof vor dem Oranienburger Tor, wo auch Solger ruhte. Die Krankheit, die ihn fortgerafft — daß es die Cholera gewesen, behaupteten, vielleicht zu Unrecht, die Ärzte[2] —, schien dies unmöglich zu machen; denn nach den polizeilichen Vorschriften hätte er gleich am nächsten Tage und in der Abendstunde beigesetzt werden müssen. So war zunächst das Begräbnis auf den Dienstag angesetzt worden. Aber bei ihm ward eine Ausnahme zugelassen; die Regierung genehmigte, daß die Feier auf den Mittwoch Nachmittag verlegt wurde. Sie begann in der Universität. Marheineke hielt die Trauerrede in der Aula. Er stellte den Geschiedenen nicht nur als König im Reich des Wissens, sondern auch als echten Jünger Christi dar, dessen Namen er stets verherrlicht habe in allem seinen Denken und Tun, in dessen göttlicher Lehre er das tiefste Wesen des menschlichen Geistes wiedererkannt habe; und er prophezeite ihm eine Auferstehung im Geiste.

---

1) Ed. Zeller, Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß, S. 7ff.

2) Sie nannten es die „trockene Cholera". Alle gewöhnlichen Symptome der Krankheit fehlten. Hegel selbst war über seinen Zustand bis ans Ende ohne Ahnung.

Von der Universität ging der Trauerzug (die Studenten von Marschällen mit umflorten Stäben geleitet) zu der Wohnung des Entschlafenen, und von dort zum Gottesacker. Als man ihn erreichte, warf schon der aufgehende Mond sein bleiches Licht auf die verschneiten Gräber, während noch die Abendröte am Himmel stand. Friedrich Förster brachte dem Meister am Grabe, wie im Leben so oft, den Dank der Schüler dar, in dem tönenden Stil, den er liebte, und bei dem die Form mehr war als der Inhalt. Nach ihm trat Marheineke an die Gruft. Er aber hatte jetzt sein gewohntes Pathos dahinten gelassen; weinend sprach er die Segensworte der Kirche, die für ihn der Abschied waren von dem Freunde, dem er den Inhalt seines Lebens verdankte.[1]

1) In der Nachschrift zu dem Brief an Märklin vom 17. November schildert Strauß alles dies so eindrucksvoll und für ihn selbst so charakteristisch, daß ich seine Sätze nicht unzitiert lassen möchte: „Hierauf ging der ziemlich tumultuarische Zug vors Trauerhaus und von da zum Gottesacker. Dieser war mit Schnee bedeckt; rechts stand die Abendröte, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt. Ein Hofrat Förster, ein Poet und Anhänger Hegels, hielt eine Rede voll leerer Phrasen, wie das Gewitter, das lange über unsern Häuptern gestanden und sich schon verziehen zu wollen schien, noch mit einem zündenden Strahl und hartem Donnerschlag ein hohes Haupt getroffen; und dies mit einem Ton, wie wenn man dem Kerl einen Sechser gegeben hätte, um das Ding geschwind abzulesen. Nachdem dies beendigt war, trat man näher zum Grabe und eine von Tränen gedämpfte, aber hochfeierliche Stimme sprach: ‚Der Herr segne dich usw.‘ Es war Marheineke. Dieser Eindruck befriedigte mich wieder ganz. Beim Austritt aus dem Gottesacker sah ich einen jungen Mann weinen und hörte ihn von Hegel sprechen. Ich schloß mich an ihn an. Es war ein Jurist, vieljähriger Schüler Hegels. Damit Gott befohlen“.

Viertes Kapitel.

Fragen und Sorgen der Organisation und Verwaltung.

Wachsende Frequenz.

Der Gedanke, mit dem Altenstein sein Amt angetreten hatte, aus Berlin eine Zentraluniversität zu machen, war nicht verwirklicht worden; er war, wie wir sahen, schon an dem Widerspruch Hardenbergs, der dabei von Koreff geleitet wurde, und an ihrem Interesse für die rheinische Universität gescheitert. Aber auch von sich aus waren die Provinzuniversitäten in ein Wachstum geraten, wie es Altenstein und seine Räte nicht vorhergesehen hatten. Halle, das 1804 zu Beymes Zeit, während seiner größten Blüte, 796 Studenten gehabt hatte, war im Winter 1830/31 auf 1184 gestiegen; Königsberg zählte jetzt 454 gegen 332 in jenen Zeiten; Breslau kam mit 1129 Studierenden Halle fast gleich; und die rheinische Universität stand ihnen wenig nach: sie kam in jenem Sommer auf 865 Hörer und stieg nach einem Jahr, während die anderen etwas zurückgingen, auf 917.[1] Selbst die alte Schwedenuniversität, die Alma Mater Gryphiswaldensis, zeigte nicht mehr die welken Züge, welche einst den Herren im Ministerium den Wunsch nahegelegt hatten, sie ganz zu beseitigen: Männer wie Schömann, der aus ihr selbst hervorgegangen war, dazu Damerow, Stiedenroth und andere, welche der Minister hingesandt, hatten der ehrwürdigen pommerschen Universität ein frischer pulsierendes Leben eingehaucht. Dennoch ragte die Universität der Landeshauptstadt über alle andern empor. Als sie in ihr drittes Jahrzehnt eintrat, stand sie nach der Bedeutung ihrer Lehrer und der Zahl ihrer Studenten an der Spitze aller deutschen Universitäten. In den ersten 10 oder 12 Jahren hatte Göttingen noch auf die junge Rivalin herabsehen können. Ein Otfried Müller, obgleich Preuße von Geburt und Berliner Doktor, lehnte noch am Schluß dieser Periode den Ruf nach Berlin ab; und nicht bloß Eichhorn, sondern auch Goeschen wanderten dorthin aus. Dies war aber auch auf lange der letzte Verlust, den wir zugunsten Göttingens erlitten; vor Dirichlets Abgang hat uns die Georgia Augusta keinen Ordinarius mehr geraubt, und Eichhorn ward wieder der Unsere. Im übrigen war ein Austausch der Professoren zwischen Preußen und dem deutschen „Auslande“ keineswegs im Sinn der Zeit und der Regierungen, und

1) Die Zahlen nach Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten, S. 302.

innerhalb Preußens wurde nicht sowohl berufen als versetzt. Um so mehr wird das steigende Ansehen Berlins an den Zuhörerzahlen deutlich. Auch darin stand es anfangs Göttingen nach, dessen alter Ruhm, die große staatswissenschaftliche und juristische Universität zu sein, noch lange anhielt. Die Hoffnung Altensteins, daß der Studentenexzeß, der dort 1818 noch einmal zu einer Sezession der akademischen Bürger geführt hatte, die Rivalin schädigen werde, schlug fehl; schon im nächsten Semester war der Schaden mehr als geheilt. Im Gegenteil, gerade Berlin kam, zunächst vielleicht unter dem Druck der Reaktion, seit Ostern 1820 etwas herunter; von 1114 Studenten, die es im Winter 1819/20 gehabt hatte, sank es im Sommer auf 910 und stieg im Winter (die Wintersemester waren von jeher, wie noch heute, stärker besucht) nur auf 994. Von da ab jedoch beginnt, von den Schwankungen zwischen Winter und Sommer abgesehen, ein steigendes Wachstum. Um nur die Wintersemester zu zählen, so waren die Zahlen von 1821 ab 1172, 1249, 1254, 1598, 1642, 1732. Im Winter 1827/28 ist ein kleines Nachlassen festzustellen: auf 1712; aber schon im Jahr darauf waren es wieder 1752, und unter Böckhs zweitem Rektorat (1830/31) erreichte die Universität die Frequenz von 1937 Studenten, um nach leichtem Rückgang, für welchen vielleicht die Cholera verantwortlich zu machen ist, im Winter 1833/34 das zweite Tausend um einen Zuhörer zu überschreiten. Das ist die Höchstzahl bis zum Jahre 1862/63 (2046) geblieben.[1] Der Eindruck dieser Zahlen wird noch bedeutender, wenn wir sie mit denen der andern Universitäten, zumal der nichtpreußischen, vergleichen, welche ebenfalls, wenigstens in den zwanziger Jahren, keineswegs im Rückgang begriffen waren. Göttingen und Leipzig waren bereits weit überflügelt, und nur München, welches in Bayern durch die Gunst der Regierung eine ähnliche Stellung einnahm wie Berlin in Preußen, kam uns nahe.[2]

Verhältnis von Inländern und Ausländern.

Nehmen wir das Verhältnis von Inländern und Ausländern, so fällt zunächst die ungemein große Zahl der letzteren im Winter 1818/19 auf: 447 gegenüber 714 Inländern. Ich denke, man wird dies auf das starke Hervortreten Berlins in der burschenschaftlichen Bewegung seit dem zweiten Jenaer Tage (Oktober 1818) schieben dürfen. Auch im Sommer 1819 ist das Verhältnis noch das analoge: 371 zu 640. Im Winter 1819/20 tritt ein Rückgang ein: 379 zu 735; es ist bemerkenswert, daß die Zahl der Inländer in diesen Semestern größer ist als im Jahr vorher, während die Gesamtfrequenz durch den Rückgang der Ausländer schon gesunken war. Das gleiche Verhältnis zeigt der Sommer 1820: 295 zu 615; und dies setzt sich in den nächsten beiden Semestern fort: 320 zu 674, bezw. 298 zu 693.

---

1) Die Berliner Zahlen nach Köpke. Vgl. die Statistik im III. Bande.

2) Für Leipzig berechnet Eulenburg in seiner Jubiläumsschrift „Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren“, S. 191, im Winter 1830/31 eine Gesamtfrequenz von 1262 Zuhörern; hier war aber das Sommersemester 1830 besuchter gewesen (1360). Für Göttingen nennt Eulenburg für den Winter 1830/31 1123, für München 1915.

In diesen drei Semestern gehen also die Ausländer weit unter die Hälfte zurück, während sie im Winter 1818/19 weit über die Hälfte gestiegen waren. Der Rückgang betrifft vor allem die Juristen (von 123 auf 65), daneben auch die Mediziner (von 191 auf 150). Die hohe Zahl der Ausländer, die wir 1818/19 konstatierten, wird überhaupt erst wieder übertroffen (jedoch nur in der absoluten Zahl, nicht in der relativen) im Winter 1826/27 mit 451; dann steigt die Zahl weiter bis auf 579 im Winter 1829/30, um die Höchstzahl im Jahr der höchsten Gesamtfrequenz zu erreichen: 590 zu 1411. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Ausländer in Berlin in der Mehrzahl auf die Mediziner entfallen, eine Erscheinung, welche gewiß auf den Reichtum Berlins an klinischen Instituten zurückzuführen ist. Die ausländischen Juristen gehen seit dem Winter 1818/19 überhaupt zurück.[1] Erst seit dem Winter 1828/29 bemerken wir unter ihnen wieder ein rasches Steigen; in drei Semestern kommen sie von 116 auf 185, partizipieren aber, wie auch schon vorher, nicht mehr an dem Wachstum der Gesamtfrequenz; denn in dem Jahr der Höchstzahl gehören der Fakultät nur 174 Ausländer an. Dagegen nehmen die Gesamtzahlen aller Fakultäten ziemlich gleichmäßig an dem Aufschwung, der seit dem Winter 1821/22 stetig wird, teil; auch die Theologen, die in den ersten sieben Jahren, wo Halle alle die armen Küster- und Pastorensöhne an sich zog, unsere Universität mieden. Bei ihnen ist es bemerkenswert, daß die Karlsbader Beschlüsse keinen Rückgang hervorriefen; es wird ihnen eben keine Wahl geblieben sein. Sie steigen bis zum Winter 1830/31 auf 641; im Sommer der Höchstzahl waren sie wieder etwas gesunken, auf 595. Die philosophische Fakultät war in diesen Jahren stets am wenigsten besucht („ihrer Natur nach“, wie es einmal in einer Eingabe des Senates heißt, denn sie bedeute nur ein Nebenstudium für die Juristen und Mediziner, bezw. die Theologen); ihre Höchstzahl erreichte sie im Sommer der höchsten Gesamtfrequenz mit 310, wovon 116 Ausländer waren.[2]

---

1) Wobei aber zu bemerken bleibt, daß dies Semester schon eine Ausnahme bildet; gegenüber den früheren Semestern ist auch nachher eine Steigerung zu konstatieren.

2) Eine Erklärung des Überwiegens der Theologen über die Philosophen in dieser Zeit mag auch darin liegen, daß noch immer, wie in der alten Zeit, zukünftige Pädagogen sich als Theologen inskribieren ließen. Der allgemeinen Schulreform in den dreißiger Jahren, welche ihrerseits wieder in dem seit der Julirevolution steigenden Bildungsbedürfnis der mittleren Schichten wurzelt und sich besonders in der Gründung von Realanstalten äußert, mag es zuzuschreiben sein, daß von nun an das Verhältnis ein umgekehrtes wird. Im Winter 1838/39 ist das Verhältnis von Theologen und Philosophen noch 455 zu 383, im Sommer 1840 396 zu 360, im Winter 1840/41 aber schon 362 zu 390 und im Sommer 1844 280 zu 409. Dies setzt sich in den späteren Jahren fort; im Jahr nach der Revolution gab es nur 164 Theologen gegen 316 Philosophen. Die Zeit der Reaktion führte wieder ein Anwachsen der Theologen bis zu 312 im Winter 1857/58 herbei, gegen 343 Philosophen, nachdem im Sommer 1857 sogar ein Theologe mehr inskribiert gewesen war (289 zu 288). Im Sommer 1858 ist das Verhältnis noch 281 zu 293, im nächsten Winter aber bereits 321 zu 356.

Vermehrung der Dozenten.

Dem Wachstum der Studentenschaft entsprach die Vermehrung der Lehrstühle. Der erste Lektionskatalog der Universität weist 33 ordentliche und außerordentliche Professoren auf. Bis zum Sommer 1820 hatte sich diese Zahl um fast ein Viertel vermehrt, bis auf 47. Die wenigen, welche die Universität in den ersten zwei Jahrzehnten durch Tod oder Wegzug verloren hatte, waren um das Fünffache ersetzt. Von 1820 bis Ostern 1828 waren mehr als 50 Ernennungen ordentlicher oder außerordentlicher Professoren erfolgt. Die theologische Fakultät hatte damals, obwohl sie, wie wir wissen, die stabilste von allen war und De Wette noch nicht einmal ersetzt war, doch einen Ordinarius und zwei Extraordinarien mehr; die juristische vier Ordinarien, einen Honorarius und drei Extraordinarien; die medizinische fünf Ordinarien und acht Extraordinarien; die philosophische neun Ordinarien und 13 Extraordinarien — so daß also an Stelle von 9 bis 10 Abgegangenen 45 Professoren hinzugetreten und der Lehrkörper beinahe verdoppelt war. Von auswärts waren die wenigsten gekommen; der Zugang hatte sich fast ganz auf dem Berliner Boden selbst entwickelt. Dies bemerkten wir ja bereits bei der Gründung, wo das Collegium medico-chirurgicum und die Akademie weitaus die meisten Lehrer stellten. Immerhin hatte man bei der Neubegründung der Ordinariate die Berufung einer größeren Anzahl auswärtiger Lehrer gefordert. Aber schon die nach dem Kriege Berufenen waren meist Preußen. Bis 1829 kamen aus dem Auslande nur Siebold, Hegel, Karl Ritter, Bopp, Bartels und Busch, dazu der Extraordinarius Naumann; und nicht anders war es in den dreißiger Jahren, und solange Altenstein regierte. Die Fakultäten hatten dabei kaum mitzusprechen; nur ganz wenige Dozenten sind unter ihrer Mitwirkung berufen worden. Die meisten waren durch den Minister direkt herbeigeholt, sei es daß sie sich bereits in Berlin habilitiert hatten, sei es daß er sie — doch waren dies die selteneren Fälle — sofort als Extraordinarien einsetzte. Dies entsprach ja nun Humboldts Grundsätzen, der sich aber mit den ihm vertrauten Professoren, wie Schleiermacher, Savigny und Reil, zu besprechen pflegte. Schuckmann war ihm hierin gefolgt; nur daß er sein Vertrauen statt Reil Hufeland zugewandt hatte.

Altensteins Grundsätze bei den Berufungen.

Auch Wolf trat bei ihm zurück, geschweige Schleiermacher, während er Savignys Rat gern einholte. Daneben aber fragte dieser sonst so selbstherrliche Minister mehr als einmal bei den Fakultäten an, ja, als es sich um den Ersatz Fichtes und Hoffmanns handelte, gleich bei dem gesamten Konzil. Unter Altenstein kam dergleichen nicht mehr vor. Für die Mediziner gewann er bald an Rust einen ihm genehmen Berater; bei den Theologen zog er wohl Eylert oder Strauß heran, der, wie jene, in direkten amtlichen Beziehungen zu ihm stand. Bei den Philosophen anzufragen, verlernte man dagegen seit 1820 im Ministerium fast ganz. Der Minister allein wurde der Quell der Gnaden; wer vorwärts kommen wollte, war gezwungen sich an ihn zu wenden. Und dafür waren die Talente sehr verschieden geartet. Während die einen sich nicht weiter genierten, ihre wissenschaftlichen Verdienste

und sonstigen Tugenden, auch wohl ihre politische Gesinnung und ihre frohen Hoffnungen auf den Ehestand und seine Freuden dem Minister vorzutragen, hielten andere, vielleicht zu ihrem Schaden, damit zurück oder sparten, wenn auch sie sich einmal (denn es gab eben keinen andern Weg) an den Minister um eine Verbesserung ihrer Lage wandten, Ausdrücke, die den andern leichter aus der Feder flossen, erstarben nicht, wie diese, in tiefster Ehrfurcht und priesen nicht so rückhaltlos das „niemals vergebens angerufene Wohlwollen seiner Excellenz für die Schicksale eines jungen Mannes, der sich der Wissenschaft gewidmet habe“: Verhältnisse, die in den Eigenschaften Altensteins eine ganz besondere Nahrung fanden, sowohl in dem Wohlwollen, das er wirklich besaß, wie in dem Eifer und der aufrichtigen Verehrung für das wissenschaftliche Leben, wie auch in seinem Ehrgeiz, die Universität der Hauptstadt in jeder Weise hochzubringen. Und so füllten sich allmählich die Fakultäten mit Professoren und Anwärtern auf ein Katheder. Es ward fast zum Glaubenssatz, daß, wer einmal Privatdozent geworden, auch auf Beförderung Anspruch habe; und Jahr um Jahr sahen sich der Minister und seine Räte von Bittstellern umstürmt. In der theologischen Fakultät war ja allerdings der Mangel an Lehrern, anfangs wenigstens, so groß, daß man sogar auf eine förmliche Aufzucht Bedacht nehmen mußte. So wurden Hengstenberg und Tholuck schon als Studenten auf das Lehramt vorbereitet und mit Remunerationen versehen; so erhielt auch Olshausen als Repetent die Mittel, um sich zur Professur zu rüsten. In den andern Fakultäten aber war der Zulauf um so stärker und die Fächer gegen Ende der zwanziger Jahre drei-, vier-, ja fünffach besetzt. So ward 1828 das römische Recht fünffach — und meist von ausschließlichen Romanisten — gelesen; auch das deutsche Recht vertraten fünf Professoren, wenn auch nicht alle lasen. In der medizinischen Fakultät ward die Chirurgie von vier, die Physiologie und die Staatsarzneikunde von je drei, die praktische Arzneikunde, Pathologie und Therapie von nicht weniger als zehn, die Pharmakologie und die Materia medica von fünf Professoren gelehrt. Auch in der philosophischen Fakultät war das Verhältnis ein ähnliches: sowohl die philologischen wie die naturwissenschaftlichen Fächer hatten, wie wir im einzelnen nachweisen konnten, Professoren genug.

Überfülle der Lehrkräfte.

Das Ideal, welches Altenstein sich beim Antritt seines Ministeriums von der Berliner Universität gemacht hatte, näherte sich der Erfüllung. Leider hatte aber die Sache einen Haken. So groß der Flor der Studien, so berühmt die Lehrer, so zahlreich der Lehrkörper und die Studenten waren, ebenso gering waren die Mittel, die für ihre Erhaltung zur Verfügung standen. Wären Humboldts Wünsche erfüllt worden, so wäre alles da gewesen, was man brauchte: man würde nicht bloß den Ertragswert der Güter, aus denen die Dotation im Jahre 1810 hatte bestehen sollen, gehabt haben, sondern auch noch deren Wertzuwachs im Laufe der Jahre. Die Güter würden bis zum Jahre 1833, wie in einem Bericht des Geheimrats Dieterici zu lesen ist, gewiß

Der Universitätsetat von 1810 bis 1833.

200000 Taler oder mehr eingebracht haben. Statt dessen war trotz der Neubewilligung vom 26. Mai 1819 die Summe von 150000 Talern in den ersten 24 Jahren des Bestehens der Universität kaum überschritten worden. Ein Immediatbericht Altensteins vom 7. Juli 1834 gibt darüber interessante Daten. Danach hatten die sonstigen wissenschaftlichen Anstalten 1810 56093 Taler erhalten; es wären also für die Universität mit ihren Instituten 93907 Taler verfügbar geblieben. Diese Summe war ihr indessen in den ersten 9 Jahren ihres Bestehens von 1810 bis 1818 niemals gewährt worden. Statt der ihr für diesen Zeitraum hiernach zukommenden 845163 Taler hatte sie erhalten 1810: 57787 Taler, 1811: 57787, 1812: 58767, 1813: 58367, 1814: 60214, 1815: 60214, 1816: 62050, 1817: 73686, 1818: 75186, zusammen also 564060 Taler — folglich 281102 Taler zu wenig (ohne Anrechnung der Zinsen). Von 1819 bis 1833 hatte die Universität allerdings mehr bekommen; 1819, in dem Jahr, als Altenstein sich noch mit hohen Gedanken trug, sogar 108143 Taler[1]. Diese Summe war niemals wieder erreicht worden, aber immerhin in den folgenden 11 Jahren über 100000 Talern geblieben (1830: 105257). In den 3 nächsten Jahren ward der Etat wieder auf 96327 Taler herabgesetzt. Die Gesamtsumme in diesen 15 Jahren betrug 1550383 Taler. Die Universität hatte demnach gegenüber ihrer Dotationssumme 141787 Taler zuviel bekommen; brachte man aber diesen Betrag von den für die ersten 9 Jahre als Guthaben der Hauptkasse der wissenschaftlichen Anstalten an die Generalstaatskasse ersparten 281102 Talern in Abzug, so blieb immer noch für die Universität ein Guthaben von 139324 Talern übrig (die Zinsen wieder ungerechnet).

Rückgang der Gehälter und ihre Folgen für Beförderungen und Berufungen.

Möglich geworden war eine so sparsame Wirtschaft durch die knappste Ausstattung der Institute, mehr aber noch durch Beschneidung der Gehälter. Humboldt hatte als Normalgehalt für den Ordinarius 1500 (oder mindestens 1200), für den Extraordinarius 600 bis 800 Taler ausgesetzt; denn er hatte die Lage der Lehrer an der Universität nicht bloß für sie und ihre Familie sorgenfrei gestalten, sondern ihnen auch die Stellung in der Gesellschaft geben wollen, welche ihrer Bedeutung entsprach. Nur in wenigen Fällen war er hinter dem Normaletat zurückgeblieben; während er anderseits Männern wie Savigny, Schleiermacher, Fichte, Wolf, also nicht bloß den aus dem Auslande Berufenen, sondern auch den Großen, die man schon besaß, sehr viel höhere Gehälter gewährt hatte. Dies war in der Zeit der größten Not gewesen, welche Preußen je erlebt hatte. Seitdem hatte der Staat seine Stellung in der Welt wiedergewonnen. Der ganze Zuschnitt des Lebens war ein anderer geworden und ein allgemeines Steigen der Preise eingetreten. Die Gehälter aber hatten diese Aufwärtsbewegung nicht mitgemacht. Nur wenige Auserwählte von den Neuberufenen bekamen mehr als das Humboldtsche Normalgehalt. So Sprickmann, der für 12 Jahre des

1) Von dem im Mai bewilligten Zuschuß von 18000 Talern erhielt die Universität damals wirklich nur 5397 Taler ausgezahlt. — Vergleiche übrigens zu den Angaben dieses Berichts die in der Statistik mitgeteilten Zahlen.

Nichtstuns je 2000 Taler beziehen durfte[1]. Überhaupt waren die Juristen als die vornehmste Fakultät am besten gestellt. Auch Hasse, der freilich aus dem Ausland, aus Jena, herbeikam, erhielt 2000 Taler, und Goeschens Gehalt stieg bis auf 1800. Das beste Los zog Strauß, der durch die Kumulation seiner Ämter dieselben Gelder wie Wolf (3000 Taler) bezog; während Hegel sich, wie bemerkt, mit 2000 Talern begnügen mußte. Für die große Mehrzahl dagegen war das Humboldtsche Normalgehalt zur Mythe geworden. Es betrug jetzt, etwa seit dem Jahre 1820, höchstens 800 und sank in einem Falle, Ende der zwanziger Jahre, bis auf 200 Taler. Von den Extraordinarien hatten in diesem Zeitraum nur wenige 600 Taler, andere 500, 400, 300, 200, und viele garnichts[2]. Die Folge war, daß Berufungen von auswärts nicht zustande kamen, wie der Fall von Gauß uns zeigte[3], oder gar nicht versucht wurden, und daß der Zuwachs des Dozentenkollegiums fast ganz aus den

Kolleggelder; Stundung.

heimischen Gelehrten bestritten werden mußte. Die Kolleggelder konnten nur geringen Ersatz bieten; sogar denen, die, wie Hegel, volle Auditorien hatten, da, wie bereits bemerkt, (von den Juristen vielleicht abgesehen) im Durchschnitt etwa der Fünfte bezahlte. Erst Ende der zwanziger Jahre kam man zu der Einrichtung der Stundung; Schleiermacher, der Antragsteller zu dieser Neuerung, schreibt einmal in dieser Zeit, daß er um 12000 Taler reicher sein könnte, wenn er die vollen Honorare bekommen hätte. Journalistische Tätigkeit war im Zeitalter der Zensur eine prekäre Sache, die Bücherhonorare aber pflegten, wie heute, im umgekehrten Verhältnis zu dem wissenschaftlichen Verdienst zu stehen; und wenige Lehrer waren zu jener Zeit in der glücklichen Lage des Herrn Bethmann-Hollweg, ihre akademischen Einnahmen als Nebensache behandeln zu können.

Versuche der Fakultäten, der Überfüllung zu wehren.

Wer mag es den Professoren verdenken, wenn sie mit dieser Entwicklung der Dinge nicht zufrieden waren? Fraglich kann nur sein, ob sie daraus ein Motiv herleiten durften, um gegen die Überfüllung der Fächer zu protestieren. Denn sie, die Fakultäten, waren es, welche diesem stetig sich mehrenden Andrang zu den Lehrstellen zu wehren suchten, denen es bereits viel zu viel Kollegen wurden. Selbst ein Böckh schreibt einmal an seinen Freund Meier: „Der Stall ist schon zu voll“. Daß dabei der Wunsch, allein an der Krippe zu bleiben, mitspielte, ist ihnen damals zum Vorwurf gemacht worden; Alexander von Humboldt schreibt einmal von dem „Lebens- und Nahrungsprinzip“ der Fakultäten[4]. Auch

---

1) Wozu dann noch die Jahre seiner Emeritierung kamen, falls er eine Pension erhalten hat.

2) Im Sommer 1835 waren unbesoldet 16 Extraordinarien; nach einem Promemoria von der Hand Johannes Schulzes, unterzeichnet Altenstein, 18. August 1835 (K.-M. IV, 6, II).

3) Auch die Absagen von Carus, Clarus, Hildebrand, Tiedemann und Stromeyer führt Schulze darauf zurück.

4) In einem Briefe an Altenstein, vom 29. Januar 1839, zur Empfehlung Gustav Roses für das Ordinariat, dessen Würdigkeit übrigens die Fakultät durchaus anerkannt hatte: „Die Fakultät selbst (so wenig auch eine Fakultät ihrem Lebens- und Nahrungsprinzip nach zur Expansion geneigt sein kann) hat die rühmlichsten Zeugnisse gegeben“. K.-M. IV, 6, IV.

wir wollen solche Gründe nicht ganz in Abrede stellen. Aber es wirkten doch auch die Motive, welche die Universität dem Minister gegenüber zur Geltung brachte, entscheidend mit; und diese waren besser begründet. Das eine lag in der Gestaltung der Habilitation, deren Mängel, wie wir wissen, gleich in den ersten Jahren der Universität schwer empfunden wurden. Die philosophische Fakultät hatte der Benekesche Fall dazu geführt, auch für die an der Universität Promovierten das Colloquium einzurichten; für die Vorlesung in consessu facultatis war die deutsche Sprache als Regel verlangt worden, mit der Maßnahme, daß die Fakultät in den philologischen und historischen Fächern die lateinische Sprache fordern könne; die öffentliche Vorlesung sollte jedenfalls in lateinischer Sprache erfolgen. Das Bedenkliche der ganzen Ordnung war aber bei den auswärtigen Doktoren noch mehr empfunden worden, als bei den einheimischen. Dies hatte die juristische Fakultät veranlaßt, bei sich für solche Habilitanden ein Examen einzuführen. Bei den Medizinern hatte der Doktor überhaupt kaum eine andere Bedeutung als die einer Vorprüfung für das Staatsexamen; bei ihnen verstand es sich von selbst, daß man Assistent oder Arzt sein mußte, um an die Habilitation zu denken; und schon aus diesen Kreisen war der Zudrang überstark. Die Theologen erhielten erst bei der Promotion Gerlachs einen Eindruck von der Mangelhaftigkeit der Schleiermacherschen Organisation dieser Institution; und es war eine eigentümliche Ironie des Geschicks, daß ihr Urheber selbst darunter leiden mußte.

Änderung der Habilitationsbedingungen.

Das zweite Motiv, welches die Fakultäten, allerdings in vorsichtigerer Form, anführten, war die bureaukratische Willkür des Ministers. Zwar den Grundsatz, daß den Fakultäten keinerlei Recht auf die Berufung zustehe, leugneten sie nicht; sie stellten ihn vielmehr ihren Ausführungen voran, und nur die Verpflichtung, nach Abschnitt II § 6 der Statuten für die Vollständigkeit des Unterrichts zu sorgen, legten sie ihrer Beschwerde oder ihrer Bitte inbezug hierauf zugrunde. Sie betonten, daß in zwei Fällen, bei der Berufung eines Philosophen und bei der Begründung der geburtshülflichen Professur, das Ministerium sich an die Fakultät oder an die Universität selbst gewandt habe, und wünschten am Ende nur eine Befragung der Fakultäten in mehr oder weniger offiziöser Form, nicht aber die ganz formlose Behandlung, welche unter Altenstein zur Gewohnheit geworden war. Solche Mittel konnten jedoch wenig bedeuten, so lange nicht der Grundsatz der unbeschränkten Zulassung zu den Lehrstühlen, der bei der Gründung der Universität obgewaltet hatte, beseitigt war. Es war fast der Kerngedanke in Schleiermachers Universitätsplan gewesen und daraus in die Statuten übergegangen: die zunftmäßige Abschließung, welche auf den deutschen Universitäten geherrscht, hatte vermieden, eine freie Konkurrenz hergestellt werden sollen; jeder Lehrer sollte lesen können, worüber er wollte, und jeder Student sich auswählen, bei wem er hören mochte; nur so schien die akademische Freiheit, Luft und Licht für Forschung und Lehre, gewährleistet zu sein. Dieses Grundprinzip unserer Organisation drohte jetzt

Wunsch auf ein Mitwirkungsrecht bei den Besetzungen und Einschränkung der Fakultätsmitglieder.

ins Wanken zu kommen. Allgemein in den Fakultäten war die Neigung, zu einer festeren Form zurückzukehren.

Anträge der Mediziner auf Nominal-professuren.

Der Minister hatte sich bereits im Juli 1821 an die medizinische Fakultät gewandt, bei welcher der Zudrang, den örtlichen Verhältnissen gemäß, besonders groß war, und hier bereitwilliges Entgegenkommen gefunden. Die Dekanabeln (denn diese erbaten und erhielten die Erlaubnis, vertraulich, und ohne auf die Fakultät zurückzugehen, die Frage zu beantworten) schlugen neun Ordinarien vor, die sie kurzweg Nominalprofessoren nannten. Die erste und zweite Nominalprofessur sollte die Anatomie und Physiologie umfassen; und zwar ungetrennt: denn Anatomen müßten beide sein. Die Leitung des anatomischen Theaters aber und des anatomischen Kurses, sowie der Vortrag der ganzen menschlichen und vergleichenden, dazu noch der pathologischen Anatomie würden die Kräfte eines einzelnen übersteigen; man müsse daher entweder beide Professuren für die Anatomie und Physiologie zugleich oder die eine für die Anatomie und die andere für die Anatomie und Physiologie bestimmen. Werde, so fügten sie hinzu, zugleich eine mehr idealische Physiologie gewünscht, so könne es wohl daran nie fehlen, da der Professor der theoretischen Medizin oder auch andere gewiß ebenfalls Physiologie lesen würden, wie es bereits stets von mehreren Seiten geschehe. Die dritte Stelle wollten die Herren der theoretischen Medizin gönnen, worunter sie Pathologie, Semiotik, Enzyklopädie und Geschichte der Arzneikunde verstanden; die vierte der Pharmakologie, Pharmazie, dem Formulare und der medizinischen Chemie; die fünfte der medizinischen Praxis; die sechste der Klinik; die siebente der Chirurgie und Augenheilkunde; die achte der Geburtshülfe; die neunte der Staatsarzneikunde, worunter sowohl die gerichtliche Medizin und die medizinische Polizei, als auch die Tierheilkunde begriffen wurden[1]. Im Ministerium ließ man die Sache zunächst auf sich beruhen; auch eine Erinnerung der medizinischen Fakultät, welche auf Anregung des alten Berends gelegentlich des Antrages für Wagners Ordinariat erfolgte, führte noch nicht zu einem Entschluß, so sehr man die Berechtigung des Vorschlages anerkannte. Im Februar 1828 aber brachten Rektor und Senat selbst bei dem Minister die Übelstände von neuem zur Sprache. Das Bedenken eines Monopolisierens, das auch der Minister nie geteilt hatte, suchten sie durch die Bemerkung zu zerstreuen, daß durch die Einrichtung der Nominalprofessuren nur bezweckt werden solle, deren Inhaber principaliter für den Vortrag ihrer Fächer haftbar zu machen, nicht aber ihnen ein ausschließliches Recht dazu in die Hand zu geben. Auch war dies gar nicht der eigentliche Zweck des Antrages: sondern man wollte eben der Überfüllung wehren und darum die Ordinariate überhaupt auf eine gewisse Zahl beschränken. Unter den Gründen, die sie dagegen namhaft machten, erwähnten sie, daß die Privatdozenten selbst in ihrer Ausbildung

1) K.-M. IV, 5, VII und VIII. — Auch zu Punkt 3—9 ist in der Eingabe ein Kommentar gegeben, von dessen Wiedergabe ich aber aus Raummangel absehen muß.

durch die vielfache Besetzung der Fächer gestört und gehindert würden. Mehr aber noch betonten sie die Notwendigkeit einer ausreichenden Besoldung und eines gewissen Anteils an der Berufung und der Beförderung ihrer Kollegen.

Weitere Verhandlungen über diese Fragen.

Im Ministerium ließ man sich auf die Wünsche, welche in die eigene Herrschaft eingriffen, nicht weiter ein. Indem Altenstein im allgemeinen die Bedenken zu teilen erklärte, wußte er zunächst doch nichts anderes anzugeben, als daß man in Zukunft den Habilitanden den Zugang zur Universität möglichst schwer machen solle. Er forderte den Senat auf, darüber eine Umfrage bei den Fakultäten zu veranstalten (3. August 1828). Der Senat ließ sich durch diese sehr bedingte Anerkennung seiner Beschwerden nicht abschrecken, noch einmal auf sie zurückzukommen. In der Habilitation, so führte er in seiner Antwort vom 6. Dezember 1828 aus, könne der Grund des Übelstandes am wenigsten gesucht werden; denn dabei sei stets streng nach der Überzeugung der Examinatoren wie der Fakultäten selbst verfahren worden. Indessen wollte er nicht verkennen, daß auch dabei Erschwerungen angebracht wären. Er beantragte daher, die seit einiger Zeit bei der philosophischen Fakultät bestehende Vorschrift einer Zwischenzeit von zwei Jahren zwischen Triennium und Habilitation auf alle vier Fakultäten auszudehnen. Die juristische Fakultät hatte ferner vorgeschlagen, die Doctores alieni ohne Rücksicht darauf, ob sie auf preußischen oder andern deutschen Universitäten promoviert wären, außer dem Kolloquium noch einer besonderen Prüfung zu unterwerfen. Der Senat empfahl auch diesen Antrag. Nicht einverstanden dagegen war er mit dem Vorschlag der medizinischen Fakultät, ein Maximum auch für die Privatdozenten und vielleicht sogar für die außerordentlichen Professoren festzusetzen. Nur durch die freilich eingerissene Gewohnheit, in der Habilitation einen Anspruch auf Beförderung zu sehen, konnte ein solcher Antrag seine Begründung finden. Aber gerade hiergegen protestierte der Senat als gegen eine Verletzung des allgemein anerkannten Grundsatzes, daß das Institut der Privatdozenten ein völlig freies sei und an sich gar keine Anwartschaft auf die Professur gewähre. Hieran knüpfte er dann eine Wiederholung seiner von dem Minister übergangenen Bedenken; denn, so erklärte er, von den seit 1820 Beförderten (und das sei die volle Hälfte der Gesamtheit) sei die Mehrzahl entweder gar nicht oder ganz kurze Zeit habilitiert gewesen; während jetzt manche Privatdozenten bereits zehn Jahre ihrer Fakultät angehörten. „Es kann also“, so heißt es weiterhin, „die Überfüllung von der einen Seite in der Zudringlichkeit der Kandidaten, von der andern in dem besonderen Zutrauen eines hohen Ministeriums ihren Grund gehabt haben“. Ein solches Zutrauen erbat der Senat für die Fakultäten selbst. Er stellte den Antrag: „daß ein hohes Ministerium die Fakultäten und den Senat, wie es vor 1820 mit zwei Ausnahmen regelmäßig der Fall war, des Zutrauens würdig halten möge, vor jeder Ernennung eines außerordentlichen oder ordentlichen Professors über das Bedürfnis und die Qualifikation eines fraglichen

Lehrers gehört zu werden“. Das Ministerium antwortete sehr rasch (schon am 16. Dezember), aber es machte sich auch die Antwort sehr bequem. Es entschied hinsichtlich der Habilitation ganz nach den Vorschlägen des Senats; inbezug auf den letztgenannten Antrag aber bemerkte es kurz, „daß es schon bisher vor der Ernennung außerordentlicher und ordentlicher Professoren in geeigneten Fällen die Fakultät zu einem desfallsigen Gutachten aufgefordert hat und in dieser Art auch künftig in allen Fällen verfahren wird, in welchen es das Gutachten der betreffenden Fakultät für nötig erachtet“.[1]

Erst im Sommer 1830 kam die Angelegenheit von neuem in Fluß. Diesmal richtete das Ministerium, einer Anregung aus Universitätskreisen folgend, die Frage sofort auf die Einrichtung von Nominalprofessuren. Unter dem 29. Juli erhielt die Universität die Aufforderung, über die Festsetzung einer bestimmten Zahl von ordentlichen Nominalprofessuren in jeder Fakultät, sowie über die Bildung einer Mittelstufe von Honorarprofessuren zwischen jenen und den außerordentlichen Professuren zu beraten und das Ergebnis dem Ministerium mitzuteilen. Der Beratung des Senates sollte diesmal eine Verhandlung in den verschiedenen Fakultäten vorangehen und diese dann (so wie es bei dem Antrag wegen Hegel geschehen war) von dem Senat zusammengefaßt und dem Ministerium eingereicht werden. Dem umständlichen Wege entsprach der Zeitraum, den die Fertigstellung des Promemorias in Anspruch nahm; erst am 2. Mai 1831 war der Senat, der schon vom Ministerium (am 21. Februar) sich hatte mahnen lassen, so weit, den Bericht vorzulegen. Darin ward als die einmütige Meinung sämtlicher Fakultäten und des Senates zum Ausdruck gebracht, daß sowohl Nominalprofessuren als auch die Mittelstufe der ordentlichen Honorarprofessuren nach dem Beispiele Bonns eingeführt würden. Dabei sollte allerdings die durch die Statuten gesicherte Freiheit, auch über andere Fächer zu lesen, gewahrt bleiben und keine Rechte der Professoren eine Schmälerung erleiden. Zur weiteren Sicherung der Stellung brachte der Senat noch eine Reihe von Vorschlägen vor. So sollten in Zukunft niemals mehrere Nominalprofessuren demselben Professor übertragen werden und jedem der jetzigen Ordinarien eine zu erteilen sein. Andererseits lehnte er sich gegen den Antrag der medizinischen Fakultät auf, bei gewissen Nominalprofessuren eine doppelte Besetzung eintreten zu lassen; statt der von der Fakultät vorgeschlagenen sieben einfachen und zwei doppelten Nominalprofessuren wünschte er die Bildung von elf einfachen. Ferner beantragte er ein Normalgehalt mit einer Minimalgrenze, welche stufenweise auf 1000, 1500 und 2000 Taler festgesetzt werden möge, ohne eine höhere Besoldung auszuschließen. Um den Unterschied zwischen Honorarprofessoren und Nominalprofessoren festzuhalten, forderte er, daß jenen

1) Das Anschreiben des Senats und die Antwort des Ministeriums in K.-M. IV, 5, XIV. Letztere nichts als die Zusammenstellung der Marginalien Johannes Schulzes zu dem Antrage.

dieser Titel nicht den Anspruch gäbe, später an die Stelle der vollberechtigten Fakultätsmitglieder einzurücken. Und endlich bat er den Minister von neuem, bei der Besetzung, diesmal jedoch nur für die Nominalprofessuren selbst, die Vorschläge der Fakultäten einzufordern. Daran reihte sich die Aufzählung der Nominalprofessuren, welche von den Fakultäten gefordert waren. Es ist in allem wesentlichen die gleiche Einteilung, wie sie in den Fakultätsstatuten von 1838 wiederkehrt. Die Theologen forderten 5, die Juristen 6, die Mediziner 9, bei doppelter Besetzung von zweien derselben, und die Philosophen 17 Professuren. Vergleicht man diese Zahlen mit der Entwicklung, welche der Lehrkörper seitdem genommen hat, so kann man der wissenschaftlichen Voraussicht unserer Vorfahren nicht viel Rühmenswertes nachsagen. Selbst eine ihrer Natur und Bestimmung nach so stabile Fakultät, wie die der Theologen, hat sich vermehrt, sowohl an Zahl der Ordinarien überhaupt, wie in den Hauptfächern, denen die systematische Theologie (dies freilich wohl nicht aus wissenschaftlichen Gründen) hinzugefügt wurde. Und selbst eine so festen Traditionen folgende Fakultät, wie die der Juristen, hat, wenn auch die Hauptfächer die gleichen geblieben sind, die Zahl der ordentlichen Dozenten bereits fast verdoppelt. Vor allem gilt dies aber von den beiden Fakultäten, die in unaufhörlicher Umbildung begriffen sind, und von denen die zweite, die philosophische, ja überhaupt nach Umfang, Zweck und Inhalt ihrer Disziplinen sich schlechterdings nicht mehr mit dem Begriffe deckt, den sie vordem gehabt hat, und der auch noch von den Gründern unserer Universität bewußt und energisch festgehalten worden war. Für sie ward in dem Promemoria des Senats noch die alte Idee behauptet, daß sie für die Allgemeinbildung, als die Grundlage aller besonderen, sowie für die unentbehrlichen Hülfskenntnisse der anderen Fakultäten zu sorgen habe; sowie es in dem § 2 ihrer Statuten ausgedrückt ist. Universität und Minister glaubten wirklich mit jener Zahl definitiv auskommen zu können. Eine Vermehrung war nur für die Honorarprofessuren vorgesehen, die gerade deshalb geschaffen waren; die Beschränkung der Zahl der Fakultätsmitglieder war eben doch für beide die Hauptsache. Besonders auffallend ist diese Tendenz innerhalb der philosophischen Fakultät, insofern als hier die Professur der Geographie, die doch bereits ein Ordinariat war, mit der Professur der Geschichte oder der Politik „zur Verminderung diesfallsiger besonderer Lehrstühle“ verbunden werden sollte; womit also Ranke vom Ordinariat ausgeschlossen war. Auch die Eloquenz sollte aus demselben Grunde (sachlich freilich gewiß mit größerem Recht) mit der griechischen und römischen Literatur oder der Archäologie verbunden werden und die Astronomie mit der Professur der reinen oder angewandten Mathematik; womit also für Encke zunächst kein Platz in der Fakultät war.

Einführung des Privilegs der Sedecim in der philosophischen Fakultät.

Bei dieser Fakultät führte diese Beschränkung noch zu einer anderen für die Folgezeit sehr wirksam gewordenen Bestimmung. Wie wir uns erinnern, war auch in ihr die Teilung der Promotionshonorare unter alle ihre Mitglieder vor-

gesehen worden. Dabei sollte es auch jetzt bleiben. Da man aber bei der Gebührenverteilung des Divisors wegen (ein Friedrichsdor) die Zahl 16 zugrunde legte, so mußte einer der Ordinarien leer ausgehen. Die Fakultät beantragte daher, und der Senat empfahl dies dem Minister, daß bei den Promotionsprüfungen in dem „seltenen“ Falle, wo alle 17 Fakultätsmitglieder anwesend sein würden, der nach der Anciennität jüngste Ordinarius „für dieses Mal“ keinen Anteil an den Gebühren beziehen solle. Auch diese Voraussicht hat sich nicht bewährt; denn aus dem einen „überzähligen“ Ordinarius sind deren mehr als 40 geworden, und, was als Ausnahme gedacht war, ist zur Regel und zum Privileg ausgewachsen.[1]

Heute gilt es als Ehrensache der Fakultät, Stellen, die einmal geschaffen sind, nicht wieder aufzugeben: das endlich erlangte Recht der Selbstergänzung hat das Gefühl der Verantwortlichkeit nur gestärkt; der Gemeingeist würde es nicht dulden, daß der Egoismus der Fachvertreter die Aufnahme neuer Mitglieder verhindere. In jenen Jahren aber stemmten sich die Fakultäten gegen die Rezeption neuer Kollegen, selbst wenn das Ministerium sie anbot oder doch sich ihren Gesuchen um Beförderung geneigt zeigte.[2] Sie ließen die durch den Tod erledigten Stellen unbesetzt und wehrten nach Kräften die Bewerber ab.[3]

1) Die Fakultät besaß über 20 Mitglieder, rechnete damit, eine Reihe von Professuren mit der Zeit los zu werden. Sie wird zunächst an Hermbstädt (Technologie), Hayne, Oltmanns und vielleicht noch an Hirt gedacht haben; aber auch ein Nachfolger sei es für Ritter oder für Raumer sollte in Zukunft erspart werden. Der Antrag wurde übrigens 1835 wiederholt und erst damals bestätigt.

2) So die medizinische Fakultät im Mai 1830 gegen die Ernennung der Extraordinarien Reich, Hecker, Schultz und Jüngken, wesentlich aus dem Grunde der Überfüllung. Hinzugefügt ist dann allerdings noch der Satz: „Auch ist die gehorsamst unterzeichnete Fakultät nicht der Meinung, daß die bisherigen Leistungen der Bittsteller so beschaffen seien, daß deshalb von jenen nachteiligen Folgen abgesehen werden könne“. K.-M. IV, 5, XV. — Ebenso die philosophische Fakultät im November 1838 gegen die Beförderung von Gustav Rose: „Bei aller den Verdiensten des p. Dr. G. Rose gebührenden Anerkennung aber mußten wir es gleichwohl bedauern, daß wir uns durch den bestimmten Inhalt von § 42 der Fakultätsstatuten nicht in den Stand gesetzt sehen, eine weitere Besetzung des für die Mineralogie schon bestehenden Ordinariates oder sogar die Begründung einer besonderen ordentlichen Professur für die Geognosie beantragen zu können“. Dieser Beschluß wurde gefaßt gegen den Fachvertreter selbst, und zwar in dessen Abwesenheit; so daß Weiß nicht einmal ein Separatvotum hinzufügen konnte und das Ministerium seinen Dissensus nur durch eine Nachschrift des Dekans (Gabler) erfuhr. K.-M. IV, 6, IV. Es ist der Beschluß, der die herbe Bemerkung Alexander von Humboldts über „das Lebens- und Nahrungsprinzip“, die wir erwähnten, hervorrief. Seine Empfehlung für den Freund, der ihn auf seiner asiatischen Reise begleitet hatte, bewirkte es, daß der Minister trotz des Einspruchs der Fakultät die Ernennung vollzog (am 6. März 1839; — Bestallung vom 17. März).

3) So verfuhr die juristische Fakultät nach dem Tode von Klenze. — Die philosophische Fakultät ließ den Stuhl Hermbstädts unbesetzt, obschon hier eine Nominalprofessur vorlag. Ebenso die Stellen von Oltmanns und Hayne, dessen Beförderung die Fakultät selbst früher damit motiviert hatte, daß sie, da Link zur medizinischen Fakultät gehöre, ein eigenes Ordinariat haben müsse. Zur Technologie hatte sich Schubarth gemeldet; die Fakultät aber erklärte (29. Dezember 1833), daß niemals ein Bedürfnis vorhanden sei, den Professor der Technologie oder eines andern Zweiges der Chemie zum ordentlichen Mitgliede der Fakultät zu ernennen. „Und die Gewährung dieses Wunsches der Fakultät kann den Lehrern solcher Fächer um so weniger kränkend werden, als ein gleiches Verhältnis ja auch bei andern Fächern schon besteht, und z. B. zwei so ausgezeichnete

Natürlich war aller Liebe Müh' umsonst. Die Entwicklung ließ sich nicht aufhalten. In die Lücken, welche der Tod riß, traten immer wieder Ersatzmänner ein, und die Energie ihrer Forschung, wie die Erfolge ihrer Lehrtätigkeit selbst bewiesen, daß die Wissenschaft sich nicht in spanische Stiefeln einschnüren ließ und durch eigene Kraft zünftige Engherzigkeit zersprengte.

Allgemeine Reduzierung der Gehälter.

Der Minister stand dem Jahr um Jahr sich mehrenden Andrang mit geteilten Gefühlen gegenüber. Er durfte stolz sein auf die glänzende Erfüllung der Hoffnungen, die er beim Antritt seines Amtes für die Entwicklung der Universität gehegt hatte. Auch die Notwendigkeit, die Hochschule mit neuen Lehrkräften auszustatten, sahen er und seine Räte weit besser ein als die Fakultäten: ebenso sehr den Einfluß, welchen die wirtschaftlichen, die sozialen und die administrativen Bedürfnisse des Staates ausübten, wie die Eroberungen neuer Gebiete der Wissenschaft selbst.[1] Wenn nur die Mittel, welche ihm zur Verfügung standen, dieser Entwicklung entsprochen hätten! Er durfte sich, wie er in einem Immediatschreiben an den König vom 31. Januar 1838 erklärte, das Zeugnis geben, daß er das Unmögliche möglich zu machen gesucht und die Universität zu Berlin mit den Fonds einer gewöhnlichen Landesuniversität zu dem Range einer Universität erhoben habe, welche ihren Einfluß auf ganz Europa ausübe und, so dürfe er wohl behaupten, den ersten Rang in der Welt einnehme. „Es erforderte", so lautet in dem genannten Promemoria vom 31. August 1835 eine Einfügung von Altensteins eigener Hand, „um die Universität auf diese Höhe zu bringen und doch die Erhöhung der Fonds solange als möglich auszusetzen, eine große Fürsorge und die Benutzung aller Kunst, um verdiente Männer zu erhalten, einige Hauptmänner ihres Faches zu gewinnen, jüngere Männer mit wenig oder gar keiner Besoldung durch eröffnete Hoffnung und wirkliche Berücksichtigung, so wie die Umstände es gestatteten, heranzuziehen und sie für geringes Entgelt zu benutzen". Ein besonderer Kunstgriff dafür war, die vakanten Gehälter auszunutzen. Von ihnen wurden die Zulagen nicht bloß für Extraordinarien (denn an die Remuneration von Privatdozenten war schon lange nicht mehr zu denken), sondern auch für die Ordinarien, Männer wie Ranke, Hengstenberg, Neander, Jüngken, Rudorff und andere, abgenommen, so daß die häufigen Todesfälle im dritten Jahrzehnt der Universität fast als ein Glück anzusehen waren und, sobald die Universität

---

Männer, wie der Geheime Rat Klug und der Dr. Encke, seit langen Jahren, jener nur als außerordentlicher Professor angestellt ist und dieser nur als Mitglied der Akademie der Fakultät angehört". Sie erinnerte dann noch einmal an die Vorstellung von Rektor und Senat vom 29. November 1830 und fügte hinzu, daß sie auch die Stelle des eben verstorbenen Oltmanns leer zu lassen wünsche, wenn die Besetzung durch einen Honorarprofessor erfolgen sollte. „Der jetzt so weitläuftige und verwickelte Geschäftsgang und mannigfaltige andere Übelstände der Fakultät, namentlich auch bei Verteilung der Fakultätsgebühren, machen derselben jene Beschränkung noch immer höchst wünschenswert". K.-M. IV, 6, I.

1) Dafür besonders interessant das genannte Promemoria vom 31. August 1835.

in neue Trauer versenkt worden, ein förmliches Wettlaufen der Bittsteller nach dem neu eröffneten Quell der Gnaden anhob.

Gemeinsames Gesuch von 9 Extraordinarien um Gehaltserhöhung.

Aber, wie Altenstein an den zuständigen Stellen wiederholt bemerkbar machte, auf die Dauer ging diese Wirtschaft doch nicht. Schon rückten die Außerordentlichen in Kolonne an. Am 10. März 1838 richteten neun der ältesten unter ihnen ein gemeinsames Gesuch an den Minister. Sie erinnerten an den Aufschwung, welchen die Hochschule genommen, an die Aufgaben, welche die Lehrer für die Jugend der Nation zu erfüllen hätten, auch in aller Bescheidenheit an die eigenen Verdienste, die sie sich erworben, an die Hoffnungen, mit denen sie ihre Laufbahn angetreten, und an den Ernst, in dem sie dieselbe ergriffen hätten; ferner an die Stellung, welche Humboldt den Extraordinarien bewilligt hatte, und wofür sie sich bereits auf dessen Denkschrift berufen konnten; endlich auch an die wiederholten Zusicherungen, die ihnen von ihrem hohen Chef, dessen humane, wohlwollende und anerkennende Gesinnung sie rühmten, gemacht worden waren; und sie baten daher den Minister, entweder für die Königliche Friedrich Wilhelms-Universität diejenige Ordnung treffen zu wollen, wodurch auch für sie ein ihrem Wirkungskreise entsprechendes Gehalt angewiesen werde, oder ihnen zu gestatten, sich in einer Immediatvorstellung an Seine Majestät den König wenden zu dürfen und dort seinerzeit ihr untertänigstes Gesuch so kräftig und dringend befürworten zu wollen, als es ihre Lage im Interesse der Universität selbst erheische. Die Männer, welche dieses außerordentliche Schriftstück unterzeichnet haben, waren Dove, Hotho, Heyse, Ferdinand Benary, Marx, Helwing, Adolf Erman, Droysen und Petermann. Sie waren nicht alle gleichwertig, und bei dem einen oder andern würde man auch heute vielleicht im Ministerium wie in der Fakultät Bedenken tragen, ob man ihr Gesuch unterstützen sollte. Aber freilich war es nicht viel, was sie erwarteten, und sehr wenig, was sie besaßen.

Marx.

Marx, der sich bereits den Vierzigern näherte, war seit dem September 1830 außerordentlicher Professor, als solcher jedoch unbesoldet. Sein Gehalt bezog er als Musikdirektor der Universität mit 200 Talern und, seit dem Juni 1833, 300 Talern Personalzulage. Unbesoldet war ferner Droysen, der freilich der jüngste war; habilitiert seit 1833, Extraordinarius seit Ostern 1835. Die übrigen erhielten durchweg 200 Taler, welche jedoch bei Petermann in Form einer außerordentlichen Gratifikation gegeben wurden. „Ganz ohne Vermögen, wie er ist“, so schreibt derselbe in der Anlage des Gesuchs, dem wir diese Personalien entnehmen, „dazu noch Gatte und Familienvater, sucht er, da er bei seinen Vorlesungen auf pekuniären Gewinn ganz verzichten muß, und eines fixen Gehaltes sich noch nicht erfreuen kann, durch Korrekturen und Privatstunden sich einen, wenn auch nur kärglichen Unterhalt zu erwerben, wobei ihm nur noch die leider nur temporelle Beschäftigung des Ordnens der orientalischen Münzen an dem Königlichen Museum in den letzten Jahren eine außerordentliche Gratifikation von 200 Talern gebracht hat“.

Der älteste, wenn auch nicht an Jahren, war Dove, der sein Gehalt schon als Professor in Königsberg bezogen, es dann aber nach der Versetzung an unsere Universität zwei Semester lang — ob aus Sparsamkeit oder aus Ärger des Ministers über die ihm unwillkommene Bitte, bleibe dahingestellt — eingebüßt hatte; vielleicht waren beide Gründe maßgebend. Die meisten waren verheiratet, und es verstand sich von selbst, daß sie, da sie ohne Vermögen waren, nur durch Nebenarbeiten ihren Unterhalt erwerben konnten. Man weiß, wie Dove gearbeitet hat, um das Glück seines bereits kinderreichen Hauses, das er sich seit acht Jahren gegründet hatte, zu erhalten. Er war, wie sein Sohn es ausspricht, auch außerhalb der Universität mit einer Lehrtätigkeit belastet, wie sie unter Männern seines Rufes und Verdienstes kaum je ihresgleichen gehabt hat. Nach Berlin war er 1829, nachdem er in Königsberg durch die Ernennung Neumanns zum Nachfolger Hagens bitter enttäuscht war, gekommen, weil ihm hier eine Stelle an dem Friedrich-Werderschen Gymnasium angeboten war, die es ihm gestattete, die Geliebte heimzuführen. Dieses Amt vertauschte er 1834 mit einem besseren am Friedrich Wilhelms-Gymnasium, war aber daneben noch an der Luisen-Stiftung eine Zeitlang beschäftigt. Von 1838 ab begann er eine fast vierzigjährige Wirksamkeit an der Allgemeinen Kriegsschule, der späteren Kriegsakademie, blieb aber zunächst noch vier volle Jahre an dem Gymnasium. Er hatte in diesen Jahren durchschnittlich 24 bis 30 wöchentliche Lehrstunden zu geben, eine Zahl, welche dann unter 20, aber erst 1868 unter 12 herabgesunken ist. In der Zeit, als er jene Eingabe unterschrieb, war er bereits ordentliches Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, der Meteorologischen Sozietät von London und einer Anzahl physikalischer Gesellschaften. Er hatte (zahlreiche Abhandlungen ungerechnet) zwei Werke abgefaßt, „Über Maß und Messen“ und die „Meteorologischen Untersuchungen“, welche ihm Weltruf verschafft und seinen Namen als den Begründer der wissenschaftlichen Meteorologie für alle Zeiten festgestellt haben. Seine Vorlesungen an der Universität zeigten schon damals alle die Eigenschaften, die ihn zu einem der glänzendsten Dozenten gemacht haben: Klarheit im Vortrage, Sicherheit im Experimentieren, Geist und Humor, und zogen zahlreiche Zuhörer in sein Auditorium. Bis 200 Teilnehmer zählten seine öffentlichen, 40 bis 50 seine Privatvorlesungen.

Dove.

Auch Adolf Ermans Name war bereits weit über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen, und es hatte ihm an Anerkennung des Auslandes nicht gefehlt; er war Mitglied der Geographischen Gesellschaft in London und der Kaiserlichen Naturforschenden Gesellschaft zu Moskau; auch deutsche Sozietäten hatten es sich zur Ehre geschätzt, ihn den Ihrigen zu nennen. Die Weltreise, die er aus eigenen Mitteln in den Jahren 1828 bis 1830 machte, hatte ein Netz magnetischer Ortsbestimmungen, zumal in Nordasien, geschaffen, auf dem Gauß seine Theorie des Erdmagnetismus aufbaute. Die Beobachtungen, die er über

Adolf Erman.

Sibirien, besonders über Kamtschatka angestellt hat, sind später in ihrer Schärfe und Reichhaltigkeit glänzend bestätigt worden. Die Goldreichtümer Kaliforniens hatte er bei dieser Gelegenheit, beiläufig als erster, geahnt. Ihm selbst aber erwuchsen daraus keine Schätze. Daß er einer Familie entstammte, die dem Staat und der Kirche eine Reihe hervorragender Diener geschenkt, nützte ihm nichts; der Vater selbst hatte, wie wir wissen, Mühe gehabt, trotz früh erlangten Ruhmes sich eine Existenz an der Universität zu sichern und die notdürftigsten Apparate für seine physikalischen Arbeiten zu verschaffen. Der Tod Oltmanns' eröffnete dem Sohn die Professur; aber von dem Gehalt, das auf der Stelle geruht hatte, erhielt

Petermann. er nur wieder 200 Taler. Auch Heinrich Petermann hatte auf eigene Kosten eine Reise nach Venedig unternehmen müssen, um bei den gelehrten armenischen Mönchen des Mechitaristen-Klosters die Sprache zu erlernen, die er in den Kreis der Philologie eingeführt hat.

J. G. Droysen. Der jüngst Angestellte, Johann Gustav Droysen, war immerhin bereits 10 Jahre im Staatsdienst, verheiratet, vermögenslos wie die andern, und durfte auf Leistungen zurückblicken, die ihn seinem Kollegen vollkommen ebenbürtig machten. Sein „Alexander" und der erste Band seiner „Diadochen" hatten ihn in die vorderste Reihe der deutschen Historiker gestellt. Sie hätten ihm den Ehrennamen des deutschen Gibbon erwerben können. Wenn der englische Historiker den Niedergang der Kultur, die auf den Confinien der orientalischen und der abendländischen Welt erwachsen war, beschrieben hatte, so wagte sich Droysen an die universalhistorisch noch bedeutendere Aufgabe, ihren Aufbau in dem Rahmen der griechischen Monarchien zu schildern, welche der große Macedonier und seine Nachfolger auf den Trümmern des persischen Weltreiches errichtet hatten. Er hatte sein Thema mit nicht geringerer Kunst der Darstellung und zugleich mit einem politischen Verständnis entwickelt, welches dem des englischen Historikers mindestens ebenbürtig war. Beide Bücher waren aber nur ein Teil der wundervollen Produktionskraft, die sein Genie entfaltete, und hinter der, möchte man sagen, alles, was er später geleistet hat, zurückgeblieben ist. Denn in denselben Jahren brachte er in kongenialer Übertragung die Dramen des Aeschylus wie die Komödien des Aristophanes der deutschen Lesewelt nahe, vermochte er es ebenso, den schweren Faltenwurf und den dröhnenden Gang des großen Tragikers wiederzugeben, der die Freiheitskämpfe seines Volkes als ein Mitkämpfer dichterisch verklärt, wie die unsterbliche Satire, mit der der ungezogene Liebling der attischen Muse die politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Vaterstadt verspottet hatte. Wie in der Übersetzung des Aeschylus ihm selbst der Geist der Freiheitskriege, deren Erinnerung seine eigene Jugend erhellte, lebendig wurde, so spiegelten sich in seinem Aristophanes die Heiterkeit, der Witz und die Laune des Kreises wieder, in dem er lebte; sein eigener Schüler, Felix Mendelssohn, der längst sein Freund geworden war, hat die Anregung zu diesem Werk gegeben,

das sich den genialen Übertragungen der Shakespeareschen Komödien durch August Wilhelm von Schlegel würdig an die Seite stellt. Alle diese Bücher aber schrieb Droysen in den Pausen, die ihm eine Lehrtätigkeit gewährte, welche wöchentlich 30 bis 40 Stunden in Anspruch nahm; darunter 20 Stunden und darüber am Grauen Kloster, an dem er seit dem Abgang von der Universität unterrichtete. An der Universität selbst las er gewöhnlich 8 Stunden privatim und 2 öffentlich. Hierfür erhielt er nichts; die Ehre, Dozent und Professor zu sein, kostete ebensoviel als sie ihm einbrachte, da die Stundungen das Honorar ungefähr so weit verringerten, daß es den Beitrag zur Witwenkasse gerade erreichte[1]. Um für sich und seine Familie nur ein paar hundert Taler mehr zu gewinnen, mußte er noch an der Gewerbeschule Unterricht erteilen. Kein Wunder, daß auch seine Spannkraft zu erlahmen drohte, und daß selbst er Mühe hatte, seinen guten Mut sich zu erhalten[2].

Heyse.

Schwerer trug an der Bürde unwillkommener Arbeit Karl Wilhelm Ludwig Heyse, der schon das 40. Lebensjahr überschritten hatte, seit 9 Jahren Extraordinarius war und trotz seiner wiederholten dringenden Gesuche keinen Zuschuß erhalten hatte zu den üblichen 200 Talern, die auch ihm seit 1831 bewilligt worden waren: „Mangels an allen geeigneten Fonds“, wie der ständige Ausdruck in solchen Reskripten des Ministers lautete. Heyse bekleidete kein Nebenamt; aber die literarische Arbeit, die er neben seinen eigenen Studien betrieb, war auch für ihn Fronwerk. Seine Vorlesungen an der Universität waren zumeist der Interpretation der antiken Klassiker gewidmet, und der Minister hatte ihn auf frühere Gesuche ermahnt, diese Themata, die bereits besetzt seien, lieber zu vermeiden; aber Heyse hatte dagegen betont, daß es ihm dabei nicht sowohl auf die grammatische Interpretation als auf literarisch-historische und ästhetische Gesichtspunkte, die er in den ausgedehnten Einleitungen gebe, ankomme. Darin hatte er die Geschichte der griechischen Tragödie, der römischen Komödie und der römischen Satire behandelt (denn auch über

1) So bemerkt er selbst in einem Schreiben an Altenstein vom 8. Juli 1836: „Die Universität, der ich anzugehören die Ehre habe, kostet mich mehr, als sie mir einbringt; ich erhalte dort kein Gehalt, und die Stundungen nehmen in unserer Fakultät so überhand, daß ich vor vierzehn Tagen etwa von den 28 Zuhörern, die sich zu meiner Privatvorlesung gemeldet hatten, die Honorare von vieren erhielt, fast soviel, als mich die Beiträge zur Witwenkasse halbjährlich kosten“. K.-M. IV, 6, III.

2) Von seinen literarischen Arbeiten bemerkt er an der genannten Stelle, sie seien in demselben Maße uneinträglich, als sie sich streng im Bereich der Wissenschaft hielten: „Teils ohne alles Honorar, teils mit einem geringen zufrieden, habe ich nun eine Reihe von Büchern ediert, die, wenn sie noch wertloser wären, als sie sind, der Wissenschaft nicht weniger als mir genutzt haben können“. Und weiterhin: „So ist meine Lage; ich habe von Ew. Excellenz' Gnade die Ehre der Professur erhalten; ich habe sonst nie um Unterstützung, um Gratifikation, um Reisegeld, um Gehalt gebeten, und nie derartiges erhalten, und die große Güte und Teilnahme, mit der Ew. Excellenz noch jede meiner wissenschaftlichen Arbeiten entgegengenommen haben, ist mir reichlich Lohn und Aufmunterung gewesen. Ich sehe nicht ohne Sorgen in die Zukunft; seit Jahren wiederholt mein Arzt es, daß ich in ein Bad gehen oder mindestens eine Reise machen sollte; ich habe die Zeit nie meinen Arbeiten entziehen mögen, noch so viel erübrigen können, als dringend nötig wäre zu solchen Erholungen“.

Plautus und Juvenal, welche sonst nicht gelesen wurden, trug er vor), und er hatte die Genugtuung, von den Studenten gern gehört zu werden. Seine Kollegien waren zum Teil doppelt und dreifach so stark besucht, wie die von einzelnen Ordinarien seines Faches; auch Studierende anderer Fakultäten zog er herbei; und er hatte sich niemals auf die philologischen Themata beschränkt, sondern gern sein eigentliches Fach, die wissenschaftliche Sprachkunde, gepflegt. Sein Hauptwerk, das „System der Sprachwissenschaft“, das erst nach seinem Tode herauskam (1856), beruht auf Vorlesungen, die schon in diesen Jahren gehalten worden sind. Damit aber stand er ganz allein an der Universität; es waren die Probleme, mit denen Humboldt in der gleichen Zeit in der Einsamkeit von Tegel rang. Sein Plan ging, wie er schon in einem früheren Gesuch (vom 4. Juni 1835) ausgeführt hatte, dahin, zunächst die philosophische Sprachlehre zu einer selbständigen und umfassenden Wissenschaft auszubilden, gestützt auf die wichtigen Ergebnisse der neueren geschichtlichen Sprachforschung und durchdrungen und gestaltet durch den Geist der Philosophie seiner Zeit. Sodann aber gedachte er in gleichem Sinne Rhetorik, ferner Politik und allgemeine Rhythmik auszugestalten. Nicht weniger als 10 Vorlesungen hat Heyse in den ersten 8 Jahren seines Dozententums gelesen. Aber alle diese Arbeiten mußten zurücktreten hinter der Verpflichtung, die ihm die Pietät und die Sorge für die Seinen auferlegten. 1829 hatte er seinen Vater verloren, der sich durch grammatische und lexikalische Handbücher der deutschen Sprache einen Namen gemacht hatte. Niemand anders als er war da, dieselben fortzusetzen und zu verbessern; und so mußte er sich, schon um der Mutter und seiner jüngeren Geschwister willen, dieser zeitraubenden Aufgabe unterziehen, die ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigte und für die Existenz seiner eigenen Familie, die Erziehung seiner Kinder, notwendig war. Wir dürfen wohl an diese Sorgen des trefflichen Mannes erinnern; denn dieser Pflichttreue verdankt es unser Volk, daß es in dem Sohn einen Dichter erhalten hat dem die Lose glücklicher gefallen sind, und den die Freiheit dichterischen Schaffens zum Ruhm des deutschen Namens bis in sein höchstes Alter begleitet hat[1].

Helwing.

Sehr viel geringer belastet als Heyse, Droysen und Dove, ohne darum etwa mehr zu leisten, war der Historiker Ernst Helwing[2], der seit vier Jahren Extraordinarius und seit zwei Jahren im Besitz des sogenannten „Normalgehaltes“ war. Auch hätte er, da er unverheiratet war, vielleicht am wenigsten zu klagen gehabt; er war aber in der Tat fast der stürmischste gewesen. Schon drei Jahre zuvor

1) Vergl. Paul Heyse, Jugenderinnerungen, S. 14ff.

2) Geboren am 4. Oktober 1803 zu Lemgo, aus einer alten Juristenfamilie des Fürstentums Lippe; gestorben zu Berlin am 25. April 1875. Er war ein Neffe des bekannten preußischen Staatsmannes Christian Konrad Wilhelm von Dohm (geboren zu Lemgo am 11. Dezember 1751), dessen historisch-politische Studien Helwings literarische Entwicklung beeinflußt haben, wie die Fürsprache, die dieser seiner Witwe verdankte, die gütige Gesinnung, die in der Regierung von Anfang an gegen ihn herrschte. — A. d. B. L., S. 182 (Hautzsch). Dazu die Akten des K.-M.

hatte er bei dem Minister in höchst erregtem Ton über die schlechte Behandlung geklagt, die ihm zuteil wurde; er sprach sich auch mündlich gegen denselben ähnlich aus und wandte sich sogar in einem Immediatgesuch an Seine Majestät. Später ist es ihm wirklich besser gegangen als den meisten. Neben Dove und Droysen, den wir aber zunächst auf lange Jahre abgeben mußten, ist er der einzige von den neunen gewesen, welcher das Ordinariat an unserer Universität erlangt hat. Er ist aber immer ein kleines Gestirn an ihr geblieben, dessen Leuchtkraft von dem Glanz der großen Sterne seiner Wissenschaft weit überstrahlt worden ist. Ein Schüler Raumers und Karl Ritters, hatte er schon 1825 mit einer Dissertation über Papst Pius II. promoviert und, nach längerer Abwesenheit von Berlin, 1829 sich mit einer „Geschichte des Achäischen Bundes“ habilitiert. Erst danach war er auf den Boden getreten, in dem er Wurzel schlug, der „Geschichte des preußischen Staates“, von der 1833 ein erster Band und seitdem noch ein zweiter herausgekommen waren; ein dritter, so erklärte er in der Anlage zu der gemeinsamen Eingabe, werde in kurzem die Presse verlassen. Jedoch ist dieser Band erst 1846 erschienen, und das Werk, das von den Askaniern seinen Anfang nahm, hat damit sein Ende erreicht; über Friedrich Wilhelm I. ist es nicht hinausgekommen. Wenn Helwing nach der Revolution Mitglied der Fakultät wurde, so geschah dies weniger wegen seiner Leistungen, die auch auf dem Katheder nicht glänzend waren, als wegen seiner Gesinnung. Denn er war alle Zeit ein guter Preuße gewesen, und die Betätigung dieser Überzeugung lag ihm mehr am Herzen als ihre historische Vertiefung. So wandte er sich von dem Stoffe, der ihm nur zahlreiche vergeblich bekämpfte Gegner auf den Hals gezogen hatte, ab und suchte durch Schriften zur Tagesfrage in das öffentliche Leben einzugreifen. Auch hierin ist freilich sein Erfolg nicht groß gewesen, und bereits nach wenigen Jahren ist seine Produktion fast ganz versiegt[1].

Zurückweisung der Neun im Kabinett und Finanzministerium.

Hotho, als der Älteste, hatte es übernommen, die Kollektiveingabe dem Minister zu überreichen. Altenstein selbst hatte einige Wochen vorher dem König aufs neue in dringenden und beinahe beschwörenden Worten die Unmöglichkeit der Aufgabe vorgestellt, die große Stellung der Universität mit den vorhandenen Mitteln zu behaupten, ohne daß man dem großen Zwecke Opfer bringe. „Eurer Königlichen Majestät“, so lauten seine Worte, „welche die große Idee, Preußen die Herrschaft zu sichern, die gewiß der möglichsten Ausbildung intellektueller Kräfte nach allen Richtungen als wohlgeordnetes Ganze folgt, herrlich aufgefaßt und überall dazu Veranlassung gegeben und Unterstützung gewährt haben, darf

Aufstellung eines Normaletats.

1) Auch ein zweites großes Unternehmen, einen als Erläuterungswerk geplanten „Historischen Atlas der Preußischen Monarchie“ gab er wieder auf, als sein Mitarbeiter, Major Karl von Rau, Direktor des Topographischen Bureaus im Großen Generalstab, starb. Seine letzte selbständige Schrift war staatsrechtlicher Natur: „Preußen und die Schleswig-Holsteinische Erbfolge“, 1865.

ich nicht wagen über die Wichtigkeit der fortgesetzten Verfolgung des Zweckes bis zur äußersten Grenze irgend etwas anzuführen. Der jetzige Augenblick ist vielleicht wichtiger als je, nicht nur den Zweck zu verfolgen, sondern es auch öffentlich zu betätigen und dadurch zu imponieren". Er hatte geradezu die Vertrauensfrage gestellt und, falls der König irgendwie an der Notwendigkeit neuer Opfer zweifele, um Einsetzung einer Untersuchungskommission gebeten[1]. Man kann danach verstehen, daß er den gerechten Wünschen, welche Hotho an ihn brachte, gar zu gern nachgekommen wäre. Aber er konnte nichts anderes tun, als den Bittstellern die Einreichung der Eingabe an den König selbst zu gestatten. Auch diese lenkten den Blick des Monarchen auf die glänzende Entwicklung unserer Hochschule, welche durch sein „schaffendes Wort" ins Leben gerufen sei und in ihrer großmütigen Ausstattung in den bedrängtesten Zeiten des Staates bereits den Keim ihrer nachmaligen Blüte in sich getragen habe. Unter den Augen Seiner Majestät und unter der Königlichen Gnade und Huld, die sie großgezogen, habe sie solchen Umfang erreicht, daß sie der Stolz Preußens und Deutschlands, ein Muster und Vorbild für die ganze zivilisierte Welt geworden sei. „Das Ausland", so schrieben sie, „hat keine Lehranstalt aufzuweisen, die in gleicher Ausdehnung und gleichem Zusammenhange eine Schule der Religion und des Rechts, der Kunst und der Wissenschaft, sowie der echten Humanität und der Volksbildung wäre, deren Höhe in den Ew. Majestät glorreichem Szepter untergebenen Landen am würdigsten an ihr gemessen wird". Eben hieraus leiteten sie die wachsende Bedeutung der außerordentlichen Professoren ab, welche ganze Disziplinen zu übernehmen hätten, die durch die ordentlichen Professoren gar nicht vertreten wären und bei der Ausdehnung der Wissenschaften durch sie nicht vertreten werden könnten. Es dauerte lange, ehe eine Antwort aus dem Kabinett an den Minister gelangte; erst am 18. Oktober 1838 (wieder an dem Jahrestage, und zwar dem fünfundzwanzigsten, der Leipziger Schlacht) wurde sie gegeben. Sie konnte nicht niederschlagender sein. Schon in den ersten Sätzen war das Schicksal der Petition angekündigt. „Eine Erhöhung der Gesamtdotation der Universität", so heißt es, „ist, wie Ich Ihnen bei mehreren Gelegenheiten schon eröffnet habe, nicht zulässig". Der Minister wurde daher beauftragt, einen Normaletat aufzustellen, aus dem klar ersichtlich sei, wie viele außerordentliche Professoren mit den jetzt vorhandenen Mitteln auf eine angemessene Weise honoriert werden könnten. Danach würden die unbesoldeten Privatdozenten selbst ermessen können, welche Aussichten für die Erlangung eines Gehalts für sie vorhanden wären, und, falls sie auch dann noch es vorziehen würden, sich hier zu „fixieren", wenigstens keine Veranlassung zur Beschwerde haben, wenn sie lange Zeit auf Gehalt warten müßten. Dem Minister blieb nichts übrig, als der Universität den Auftrag zu erteilen, einen

1) 31. Januar 1838. K.-M. IV, 6, III.

Normaletat innerhalb der Grenzen der etatsmäßigen Fonds aufzustellen; er gab nur noch anheim, für den Fall, daß sich dies als unmöglich herausstellen würde, einen zweiten Normaletat zu entwerfen und diesen daneben einzureichen. Während die Fakultäten sich darüber in langwierige Beratungen vertieften, warteten die bedrängten Bittsteller vergebens auf Antwort. Daß die Antwort aus dem Kabinett heraus war, hatten sie gehört; aber erst im Beginn des Frühlings 1839 ließ Altenstein ihnen sagen, daß ein auf die Gutachten der vier Fakultäten gestützter Bericht an Seine Majestät abgehen würde. Sie warteten abermals eine Reihe von Wochen. Am 15. Juni aber erlaubten sie sich, den Minister um die endliche Mitteilung des Ergebnisses ihres Immediatgesuches zu bitten, indem sie hinzufügten, daß sie ihr Gesuch Tags zuvor bereits erneuert hätten. Wie die Dinge ausgegangen sind, kann ich nicht sagen, da mir die Akten fehlen. Jedenfalls: erhalten haben sie nichts. Die Stimmung aber, in welche Altenstein durch diese unbesiegliche Harthörigkeit, auf die er bei den obersten Instanzen des Staates stieß, versetzt worden, bezeugt eine Äußerung, die er in den letzten Wochen seines Lebens an seinen Freund und Vertrauten, den Oberkammerherrn von Schilden, gerichtet hat. Wir lesen sie in einem Brief, in dem er sich wieder einmal mit der Fürsprache des Kronprinzen für einen seiner Lieblinge (es war diesmal Stahl) auseinanderzusetzen hatte. „Wollte sich der Kronprinz", so schreibt er, „nur einmal erbarmen, seine Stimme zu erheben, daß es das größte Unglück sei, was dem preußischen Staat widerfahren könne, die preußische Hauptuniversität vom Standpunkt einer ganz Europa imponierenden Welt-Universität immer mehr herabsinken zu lassen, und daß dieses der Fall sein müsse, wenn der Finanzminister allein eine Stimme habe bei dem, was notwendig sei, und ich ohne alle Hülfsmittel gelassen werde: ich hoffe, es würde sich der trostlose Zustand ändern"[1]. Finanzminister war damals Herr von Alvensleben-Erxleben, der in den Jahren der Revolution durch seine starr konservative Gesinnung so bekannt gewordene Staatsmann. Schon Motz und Maaßen waren hartnäckig genug gewesen; aber so wie Alvensleben hatte niemand die geistigen Aufgaben des Staatslebens vernachlässigt. Es war eine Folge des Systems, welches im Jahre 1823 endgültig eingeführt worden war, und das in der Tat nur durch die größte Sparsamkeit und durch die Zurückziehung Preußens von dem nationalen Leben, seiner politischen wie seiner geistigen Zukunft, durchgeführt werden konnte.

Droysen geht nach Kiel.

In dem Abgange Droysens von der Universität erlebte noch Altenstein einen der Fälle, die er als Konsequenz des herrschenden Sparsystems längst prophezeit hatte. Im Herbst 1839 erhielt der geniale junge Gelehrte einen Ruf nach Kiel, der ihm mit einem Schlage das brachte, wonach er sich in der Misere des Schuldienstes seit 10 Jahren gesehnt hatte: das Ordinariat und eine Besoldung (1200 Taler), welche ihm die volle Freiheit des Schaffens gewährte. Auch jetzt

1) Berlin, 17. März 1840. Eigenhändig. Urkb.

noch wäre Droysen in Berlin geblieben, wenn ihm der Minister nur eine kleine Entschädigung hätte bieten können. Aber Altenstein mußte, wie er schrieb, die für ihn schmerzliche Erklärung abgeben, daß es ihm unmöglich sei, und daß er nur hoffen könne, den Scheidenden einmal wiederzugewinnen. Auch in einer persönlichen Unterredung, um die Droysen gebeten, konnte er nichts anderes sagen: denn mit ein paar hundert Talern wäre ihm ja doch nicht geholfen, und von einem Antrage an Seine Majestät sei ebensowenig etwas zu erwarten. Dennoch wiederholte Droysen sein Anerbieten zu bleiben, da er es ebensosehr seiner innersten Überzeugung wie seinem Berufe schuldig zu sein glaube, weder den Staat, dem anzugehören er stolz sei, zu verlassen, noch eine Stellung aufzugeben, in der seine Wirksamkeit schon jetzt umfangreicher sei, als er sie in Kiel unter den günstigsten Verhältnissen erwarten könne. „Ich glaube", so schreibt er, „mich meiner Armut und Bedürftigkeit nicht schämen zu dürfen, wenn ich, um ferner noch unter Ew. Excellenz' ruhmvoller Leitung zu bleiben, ein Anerbieten von der Hand weise, das jede Art äußerlichen Vorteiles darbietet. Ich wünsche nur einen Anlaß, ihn von der Hand weisen zu können, ohne gewissenlos gegen mich selbst und meine Familie zu handeln. Ich schäme mich nicht, Ew. Excellenz um die paar hundert Taler zu bitten, die mir zugleich der erfreuliche Beweis sein werden, daß dero gnädiges Wohlwollen mich lieber bleiben als gehen sieht". Jedoch der Minister konnte ihm nur wieder raten, sich ernstlich zu prüfen, ob er den Ruf ablehnen dürfe, andernfalls, so schrieb er zurück, halte er sich für verpflichtet, bei dem König um ein Gehalt von 300 Talern einzukommen; dies aber sei das höchste, was augenblicklich zur Verfügung stehe. Es war ein Anerbieten, vor dem auch Droysens Idealismus nicht standhielt[1].

Not der Institute.

Immerhin waren diese Sorgen noch zu ertragen. Hier war doch der Beweis geführt, daß das Unmögliche möglich gemacht werden konnte. Es fanden sich ja immer noch Wagehälse, welche für einen Hungersold oder lediglich auf Hoffnungen hin sich als Lehrer für die zukünftigen Diener des Staates und der Kirche darboten. Die Gefahr, sie zu verlieren, war schon deshalb nicht groß, weil außerhalb Berlins und Preußens selbst ähnliche Verhältnisse bestanden. Berufungen ins Ausland waren selten genug; und die geringen Entschädigungen, welche die jüngeren Forscher für abgelehnte Berufungen annahmen, zeigten, wie ungern sie die preußische Hauptstadt und ihre emporblühende Universität verließen. Aber es gab noch andere Bedürfnisse, denen gegenüber alle finanziellen Künste des Ministers versagten, und

---

1) K.-M. IV, 6, IV. Der erste Brief Droysens liegt nicht bei den Akten. Altensteins Antwort auf ihn vom 24. Oktober. Droysens zweiter Brief vom 5. November. Des Ministers Replik undatiertes Konzept.

bei denen dem Stillstand der Rückgang unmittelbar auf dem Fuße folgen mußte; das waren die Anforderungen, welche die Verwaltung der Institute an die Regierung stellte. Auch sie waren, wie wir wissen, in den Etat der 150000 Taler, die von Humboldt bewilligt waren, mit eingeschlossen; alle wissenschaftlichen Anstalten waren dahin gewiesen. Aber es braucht nicht gesagt zu werden, daß damit die immer sich steigernden Ansprüche der Wissenschaft auf die Dauer nicht gedeckt werden konnten. Der Mangel an Fonds bewirkte es, daß nach dem Tode von Berends das medizinische Klinikum und nach dem Tode von Siebold die geburtshülfliche Klinik nicht gehörig ausgestattet werden konnten. Die Bibliothek, die Kunstakademie (welche etatsmäßig ebenfalls als „wissenschaftliche" Anstalt mitrechnete), der botanische Garten und das zoologische Museum hatten Zuschüsse erhalten; aber im ganzen betrugen sie nur etwa 15000 Taler. Der Baufonds, aus dem sämtliche Institute erhalten werden mußten, war auf ca. 4000 Taler jährlich normiert. Nun waren ja allerdings die meisten Sammlungen in den ursprünglich so weiten Räumen der Universität untergebracht worden; und wenn es auch bereits an Platz zu fehlen begann (besonders nach den Auditorien war bei dem wachsenden Lehrkörper die Nachfrage groß), so ließ sich hierfür am Ende Rat schaffen, da noch immer eine ganze Reihe von Beamtenwohnungen in dem Hause war. Von diesen wurde die Wohnung von Tralles bereits nach dessen Tode dem zoologischen Museum zugeschlagen. Einige Jahre darauf mußte der Baron von Medem (denn er war nicht bloß mit dem Amt des Quästors und des Sekretärs, sondern auch mit dem des Kastellans betraut; wofür er beiläufig noch eine besondere Entschädigung, von 36 Talern, erhielt) sein Quartier abtreten; die Räume, welche im Parterregeschoß lagen, wurden meist zur Einrichtung neuer Auditorien benutzt; auch Heinrich Rose wurden davon vorläufig ein paar Zimmer zu seinem Laboratorium überlassen. Zu gleicher Zeit (1827) wurden die beiden Säle im Mittelgeschoß, welche die Giustinianische Gemäldesammlung beherbergt hatten, zu einem großen Auditorium vereinigt, das 360 Zuhörer umfaßte; es geschah, um Alexander von Humboldt den Raum zu schaffen, den er für seine Kosmos-Vorlesungen gebrauchte. Die Unterbeamten, die noch im Hause untergebracht waren, so der Gärtner für den kleinen botanischen Garten, ein Maurerpolier und ein Hausdiener, mußten weichen, während für einen neuen Pedell eine Wohnung geschaffen wurde. Vor allem aber standen noch die beiden großen Amtswohnungen, welche im östlichen Flügel Lichtenstein und Weiß inne hatten, zur Verfügung. Denn da die Inspektoren der Museen so wie so bleiben sollten, konnten füglich die Direktoren ausziehen; wie ja auch weder Rudolphi noch Schlemm eine Amtswohnung bei ihren Sammlungen hatten. Zu alledem kamen die Insassen, welche mit der Universität überhaupt nichts zu tun hatten, die aber nicht hinauszubringen waren, ich meine die Stalleute der prinzlichen Hofhaltungen und ihre vierfüßigen Pflegebefohlenen; und wir wissen, wie hartnäckig jene ihre Position verteidigten; jeden Fuß breit machten sie streitig;

Einziehung von Beamtenwohnungen in der Universität.

sogar um die Latrinen, mit Respekt zu melden, wurden heftige Kämpfe geführt, welche nur durch Teilung des Besitzstandes ausgeglichen werden konnten.

Baulicher Verfall des Hauses.

Wie schwierig aber alle diese Verhältnisse sein mochten, wollten sie doch nichts bedeuten gegen die Gefahren, welche sich aus dem baulichen Zustand des Hauses ergaben, dessen Dach buchstäblich einzufallen drohte. So lange das Palais stand, hatten sich die Schäden gezeigt. Denn so schön der Bau sich äußerlich präsentierte, und mit wie erlesener Pracht er für den prinzlichen Haushalt ausgestattet gewesen, so leichtfertig war bei seiner Errichtung verfahren worden. Vor allem war das Gebälk des Dachstuhls mit nassem und schlechtem Holz ausgeführt, in das seit Jahrzehnten Fäulnis und Wurmfraß gekommen waren, die schon bis auf den Kern drangen und eine völlige Erneuerung der Bedachung forderten. Schon hatten sich die Plafonds gesenkt, und die Direktoren der Sammlungen erklärten, daß sie für die Sicherheit ihrer Schätze nicht mehr einzustehen vermöchten; für die Inwohner und die Besucher des Hauses aber ward der Aufenthalt geradezu lebensgefährlich. Auch der zur Ausführung des Gesimses und der Attika benutzte Sandstein war längst bröckelig geworden, und ebenso der Bewurf der Decken. Waren doch, wie erwähnt, noch zu Lebzeiten des Prinzen große Stücke von dem Kalkputz in der großen Galerie heruntergefallen, so daß schon damals von einer Beseitigung der Deckengemälde die Rede gewesen war. Im April 1828 riet die Oberbaudeputation, die große Kartusche, welche über dem hintern Eingang angebracht war (bestehend aus einem Schild und mehreren allegorischen Figuren, dazu Vasen und Blumenkränzen), abzutragen, da sie nicht mehr zu halten sei. Zunächst wurde ein Schutzdach aus Holz über dem Eingang angebracht und überhaupt rund um das Gebäude ein Bauzaun aufgeführt. Er wird zur Verschönerung nicht beigetragen haben, zumal da er mit den Jahren selbst wieder baufällig wurde, so daß das Polizeipräsidium im Jahr 1833 die Universität um Herstellung ersuchte.

Neugestaltung der Aula.

Auch die Aula war schon 1825, wie sich Altenstein persönlich überzeugte, in einem Zustande, welcher unbedingt Veränderungen und Ausbesserungen forderte. Und diese nahm man zuerst in Angriff. Die Grundlage bildete ein Bericht, welchen Beckedorff am 4. Mai 1825 nach einer Besichtigung mit Schinkel, als dem Chef der Oberbaudeputation, und dem Bauinspektor Schramm einreichte. Die Einrichtung des Festsaales unserer Universität war in den ersten Jahren eine ganz andere als die, in der er sich uns heute präsentiert. Die beiden Katheder standen an der entgegengesetzten Seite und verdeckten, zumal durch die hohe Rückwand des oberen, die Tür des Senatssaales, so daß sich an den Festakten der Universität die Professoren bei ihrem Eintritt in die Aula wie aus einem Engpaß herauswinden mußten, um zu ihren Sitzen zu gelangen. Für die Zuhörer waren amphitheatralisch aufsteigende Bänke aufgestellt, wodurch der Saal, der schon an sich für die Feierlichkeiten zu klein war, noch mehr beschränkt wurde. Die neue

Anordnung bestand nun darin, daß die Katheder ihren Platz auf der gegenüberliegenden Schmalseite erhielten. Um mehr Raum zu gewinnen, mußten die Bänke ganz fortfallen und die Zuhörer mit Ausschluß der Honoratioren nur Stehplätze erhalten; der Raum der einen und der andern sollte durch eine Barriere getrennt werden und rings eine einfache Erhöhung, mit einer Bank versehen, herumlaufen. Weil aber die Rückwand des oberen Katheders die Gedächtnistafel, die bereits an ihrem jetzigen Platz angebracht war, verdeckt hätte, beschloß die Kommission, an Stelle der alten ganz neue und niedrigere Katheder aufzustellen. Es sind dieselben, welche noch heute an der genannten Stelle stehen. Schinkel selbst entwarf die Zeichnungen zu den Reliefs, welche die Vorderwand des kleineren und des größeren Katheders ausfüllen; sie waren dem Berichte Beckedorffs beigelegt. In den vier Nischen der beiden Schmalwände standen vier Gipsfiguren in Lebensgröße, welche Mars, Herkules, Minerva und Flora darstellten. Die Kommission erklärte, daß diese Bildwerke, welche von höchst mittelmäßiger Arbeit wären, fortmüßten. Auch für eine Aufstellung im Freien sei das Material nicht geeignet, und es lohne kaum die Kosten, welche der Transport die Treppe herunter mache. Sie schlug also vor, die Statuen um jeden Preis fortzuschaffen, eventuell sie zu zerschlagen und als Material zu verkaufen; was dann befohlen wurde.

Diese Änderungen waren leicht und machten geringe Kosten. Schwieriger aber war es, die Ausstattung der Wände, der Decke und des Fußbodens mit den Bedürfnissen der Gegenwart und der Geschmacksrichtung Schinkels und seiner Freunde in Einklang zu bringen. Denn hier hatte der Zahn der Zeit der ursprünglichen Pracht bereits großen Eintrag getan. Die Wände des Saales, sowie das Hauptgesims, waren mit Gipsmarmor verkleidet, der großenteils blind, teilweise schadhaft und unansehnlich geworden war. Die Verzierungen an den Wänden, die Palmetten, welche um alle Türen und Fensteröffnungen herumgezogen waren, hatten ihre Vergoldung zum guten Teil eingebüßt. Die Fenster waren so schlecht, daß sie höchstens noch auf ein paar Jahre Dienste zu leisten versprachen. Sie mußten jedenfalls hergestellt werden, weil dies nach der Restauration ohne Beschädigung des Mauerwerks nicht hätte ausgeführt werden können. Ebenso forderten die beiden Türen ihre Erneuerung. Der Fußboden, der mit Eichenholz parkettiert war, mußte instand gesetzt, gebeizt und poliert werden. Die Heizung des Saales war ehemals durch zwei große, in der Wand liegende und mit ihr eine Fläche bildende Öfen bewirkt worden; da diese ihrer Bestimmung nicht mehr genügten,[1] so schlug Schinkel vor, sie durch andere „nach gewöhnlicher Art“ gefertigte Öfen zu ersetzen. Die beiden großen Felder „zwischen den Pilastern in der Mittelwand“ (womit doch wohl nur die südliche Längswand des Saales gemeint sein kann),

1) Wir erinnern uns, daß Uhden schon im April 1817 gelegentlich der Übergabe der Statuten über die Kälte und Zugluft im Saal geklagt hatte (I, 635, Anm. 1).

welche, wie wir uns erinnern, in dem Palais durch zwei Gemälde ausgefüllt gewesen, waren marmorartig gemalt; diese sollten ebenfalls mit Gipsmarmor oder wenigstens mit Stucco lustro versehen werden. Das große Deckengemälde von Guglielmi wollte Schinkel unangerührt, auch alle in dem reichen Geschmack damaliger Zeit angebrachten und größtenteils vergoldeten Verzierungen oberhalb des Hauptgesimses, welches die erste Etage von der zweiten scheidet, wiederherstellen lassen. Dagegen schlug er vor, alle Vergoldungen in der unteren Abteilung des Saales, das heißt die genannten Palmetten um die Wandfelder, Türen und Fenster, abzuhauen.

Beckedorff räumte sofort ein, daß die Summe, welche alle diese Reparaturen nötig machen würden, zu groß sei, um auf ihre sofortige Bewilligung rechnen zu dürfen. Er schlug vor, sie auf zwei Zeiten zu verteilen und zunächst den oberen Teil des Saales, sowie die neuen Katheder und Bänke herzustellen, den Rest aber auf das nächste Jahr zu verschieben. Das Ministerium fand auch dies noch zu weitgehend. Es bewilligte lediglich die Erneuerung und Versetzung der Katheder und die in bezug auf den Zuhörerraum vorgeschlagenen Veränderungen; im übrigen verschob es die Herstellung des Saales bis auf die Zeit, wo das Dach des Gebäudes und die Balkenlage selbst restauriert werden würden. Doch möchten die Wände, so heißt es in der Verfügung, „angemessener als jetzt, jedoch einfach verziert werden“. „Auch ist für eine anständige Umgebung der Gedächtnistafel zu sorgen, und es dürfte gut sein, die geschmacklosen Goldzierate im untern Teile des Saales, sowie die unzierlichen Statuetten in den Nischen zu entfernen“. Nur das Letzte ist geschehen; die Palmetten sind zum Glück verschont geblieben; vielleicht, weil man die Kosten für die neuen Zieraten in Schinkels klassizistischem Geschmack scheute.[1]

Umwandlung des Gartens in eine öffentliche Promenade.

Auch Garten und Vorhof entsprachen in dieser Zeit keineswegs der Würde des Hauses und dem Zustand, in dem sie einst gewesen waren. Von einem Garten der Universität konnte man überhaupt nicht mehr sprechen; denn die Mauer, welche ihn einst abgeschlossen hatte, war längst gefallen und der Garten zu einem öffentlichen Platz gemacht worden. Vergebens hatte sich der Senat dagegen gewehrt; er hatte eine Zeitlang sogar fürchten müssen, daß sich abermals ein unwillkommener Nachbar darauf ansiedeln würde. Im Frühjahr 1819 war ein Maler

Tielkers Panoramaprojekt.

Tielker darum eingekommen, auf dem Eigentum der Universität ein Panorama errichten zu dürfen (auch die Einrichtung eines Restaurants war beabsichtigt), und

---

1) Durchgeführt ward die neue Einrichtung des großen Hörsaales erst im nächsten Jahre. Darüber bringt Varnhagen zum 3. August 1826 eine interessante Notiz: man habe im Geist der herrschenden Verwaltung die außerordentlichen Professoren und Privatdozenten von den Ordinarien getrennt und jenen, was früher nicht gewesen, geringere Sitze angewiesen. „Große Unzufriedenheit über diese Einrichtung. Echt aristokratisch, sagt man: die außerordentlichen Professoren könnten mit Recht wenigstens verlangen, daß die Privatdozenten wieder von ihnen getrennt und noch auf geringere Sitze beschränkt werden“.

hatte an dem Finanzminister Grafen Bülow einen Fürsprecher bei dem König gefunden; der Minister hatte darauf hingewiesen, daß das Panorama der Residenz zur Verschönerung gereichen würde. Der von Tielker in Aussicht genommene Platz war die Ecke des Gartens zwischen dem Festungsgraben und der Letzten Straße. Bülow, der dem König den Aufriß des neuen Gebäudes überreichte, hatte weiter keine Einwendungen dagegen zu machen, als daß es zu groß angelegt sei, also eingeschränkt werden müßte. Der König verwarf zwar diesen Plan, jedoch nur deshalb, weil dadurch Bäume weggenommen werden müßten; er befahl die Ecke der Universitäts- und der Letzten Straße zu wählen, d. h. den Holzplatz, der früher bereits dem Zimmermeister Eyffert so gut gefallen hatte; im übrigen hatte er nichts dagegen, daß Tielker das Haus so groß machen möge, wie er wolle, und bemerkte nur, daß er ihm nichts als den Baugrund „schenke“. Rektor und Senat protestierten aufs stärkste gegen diese Überlassung von Universitätseigentum zum Bau eines Vergnügungslokals. Sie seien, so erklärten sie, nicht einmal berechtigt, auf ihren Besitz zu verzichten. Wirksamer als dieser Protest war der Hinweis darauf, daß der Platz von dem Ministerium bereits der Königlichen Bauinspektion für die Reparaturen am Dach des Zeughauses überlassen sei. Altenstein suchte die Universität dadurch zu begütigen, daß er erklärte, der Platz wäre Tielker nicht als Eigentum, sondern nur als Baugrund für sein Panorama überlassen; womit dieser selbst keineswegs einverstanden war, sondern erklärte, daß er sich nunmehr an den König direkt wenden werde. Es waren die Zeiten, wo die Stimmung gegen die Universität in den hohen Regionen überhaupt nicht gut war; und mit darauf werden wir vielleicht die verstärkte Neigung, in ihre Besitzrechte einzugreifen, zurückzuführen haben. Dennoch ging die Gefahr vorüber. Der Senat benutzte eine Reise Tielkers nach Petersburg, um den alten Plan, aus dem Holzplatz einen botanischen Garten zu machen, wieder hervorzuholen, und erreichte die Genehmigung, nachdem Altenstein seine warme Fürsprache dafür eingelegt hatte. Die Anerkennung ihres Eigentums erhielt aber die Universität auch für dies Stück ihres Besitzes nicht; durch Kabinettsordre vom 25. Februar 1821 wurde ganz allgemein bestimmt, daß der Universitätsgarten in einen öffentlichen Spaziergang verwandelt werden und mit einer Anlage von offizinellen Pflanzen für das botanische Studium vereinigt werden sollte. Auf Tielker wurde nun weiter keine Rücksicht genommen; als er aus Petersburg zurückkam und den Bau beginnen wollte, fand er den Platz vergeben.[1] Daß durch die Umwand-

Einrichtung des kleinen botanischen Gartens.

1) Er beschwerte sich heftig und forderte als Entschädigung entweder den Hausvogteiplatz oder eine Ecke des Lustgartens, dem neuen Packhof gegenüber, wo seine Anlage ebenfalls zur Verschönerung der Residenz dienen werde. Ein Schreiben des Kabinettsrats Albrecht vom 20. März 1822 verweigerte den Lustgarten, sprach aber die Geneigtheit des Königs aus, vor dem Brandenburger Tor, rechts, in der Nähe des sogenannten Zirkus, jedoch hinter demselben, ihm einen Platz zu überlassen. Auch diese Bemühungen scheiterten. Tielker mußte sich selbst ein Grundstück in der Französischen Straße (Nr. 37) kaufen. Seine Bitte, ihm mit Rücksicht darauf, daß ihm der Platz

lung des Gartens in eine öffentliche Promenade den Insassen des Hauses verwehrt war, ihre Wäsche zu trocknen, worüber sie sich bitter beschwerten, ließ sich am Ende ertragen, obwohl der Senat auch darin für sie eintrat. Mit Recht aber konnte er sich über die Störung des Unterrichts beklagen; denn, wie im Jahre 1813 die Rekruten, so trieben jetzt Straßen- und Schuljungen ihren Unfug, warfen nach dem Türhüter mit Steinen und machten den Garten für die Studierenden unbenutzbar. Dies führte dazu, daß ein Gitter in angemessener Entfernung um das Haus angelegt wurde und so wenigstens die Stille der Lehrstunden bewahrt blieb.

Trotzdem fehlte noch viel daran, um die Umgebung der Universität der Idee, die man mit der Umwandelung des Gartens in eine öffentliche Promenade verfolgt hatte, entsprechend zu gestalten. Noch im November 1828 mußte der Senat den Antrag an den Minister stellen, die Mittel zu bewilligen, um die Löcher des Platzes hinter der Universität auszufüllen, zu ebnen und mit grobem Kies zu beschütten, da bei nasser Witterung oder Tauwetter der Zugang zur Universität kaum passierbar sei. Das Material dafür war zur Stelle, denn an den Holzställen hinter der Universität lagen Erde und Schutt in Haufen; aber es fehlte an Kräften, diese herüberzuschaffen, da der Gärtner, der für den botanischen Garten zu sorgen hatte, nur einen Arbeiter zur Verfügung hatte. Auch der Vorplatz, der ursprünglich gepflastert war, hatte Gartenanlagen erhalten; aber auch hier war vergessen worden, für feste Wege zu sorgen, und so war auch er bei nassem Wetter mehr einem Sumpf als einem Schmuckplatze ähnlich. Der Senat beantragte daher gleichzeitig, das Gittertor und das Hauptportal, und ebenso die in der Mitte der Flügel liegenden Türen durch kreuzweis angelegte Trottoirs von Granitplatten zu verbinden.

Lichtenstein reorganisiert das Beleuchtungswesen.

Das Verdienst für diese und andere Umgestaltungen gebührte vor allem Lichtenstein, der nach Medems sehr widerwilligem Auszug sich bereit erklärt hatte, die Aufsicht über das Haus der Universität zu übernehmen; ein Anerbieten, welches der Minister mit bestem Dank annahm. Lichtenstein hatte sein organisatorisches Geschick schon früher in den Dienst der Universität gestellt, indem er die Regelung des Beleuchtungswesens zustande gebracht hatte. Denn ursprünglich herrschten in bezug hierauf Zustände, welche uns Heutigen, mit elektrischem Licht Beglückten, ganz vorsündflutlich erscheinen müssen. Bei der Gründung der Universität hatte es schon als ein großer Fortschritt und ein besonderer Vorzug vor andern Hochschulen gegolten, daß jeder Lehrer, auch die Privatdozenten, ein Auditorium in dem gemeinsamen Hause erhielten, ja, daß der Staat sogar für die Heizung in den Wintermonaten aufkommen wollte, ohne zu fragen, ob es sich um öffentliche oder private Vorlesungen der Lehrer handle.

---

hinter der Universität durch den hartnäckigen Widerspruch des Senats wieder entrissen sei, ein zinsfreies Darlehen von 10000 Talern zu bewilligen, wurde gleichfalls abgewiesen (27. Januar 1823). Akten im Geh. St.-A.

Auf die Beleuchtung der Auditorien hatte sich diese Liberalität aber nicht erstreckt. Schon die übrigen Räume des Hauses waren höchst sparsam damit bedacht. In den Gängen und im Treppenhaus waren nur ein paar Lampen aufgehängt. Der Vorplatz, der in den Zwischenstunden gedrängt voll kommender und gehender Studenten war, lag in den Wintermonaten des Abends im Finstern; und bei dem Universitätsgarten wird es gewiß nicht anders gewesen sein. Nicht einmal dem Sprechzimmer war diese Wohltat auf Staatskosten gegönnt; auch hier mußten die Dozenten, welche in den Abendstunden lesen wollten, selbst für eine Lampe sorgen. Wer aber geneigt oder genötigt war, die Winterabendstunden für seine Vorlesungen zu benutzen, konnte zusehen, wie er für sich und seine Zuhörer die Beleuchtung des Auditoriums erreichte.

Anfangs hatten sich die Dozenten damit beholfen, daß sie, sei es durch den Hausknecht oder durch ihren Amanuensis oder auch durch ihre eigenen Leute (Dienstmädchen oder Bediente), Lichter anschafften und ihren Zuhörern dafür ein „Lichtgeld“ abfordern ließen; sie selbst trugen dann, da auch sie zwei Lichter für das Katheder gebrauchten, einen Teil der Kosten.[1] Dabei konnten sie selbst sich noch Wachskerzen leisten; die Studenten mußten sich mit Fettkerzen begnügen, eine für je zwei; diese standen auf Tüllen von Eisenblech, welche mit einer unten angebrachten Spitze in das Holz der Bänke hineingestoßen waren. Mit jedem Dozenten wechselten auch die Lichter, und damit erhöhten sich die Kosten für die Studenten, welche mehrere Abendstunden hintereinander hörten; kamen diese aber gar in ein Auditorium, wo in der Stunde vorher nicht gelesen war, so empfing sie zunächst tiefes Dunkel. Auch sonst ergaben sich daraus Mißstände aller Art. Eine Eingabe des Rektors Hoffmann an den Minister vom 11. September 1824 gibt davon eine Vorstellung: „Das niedrige, nahe Licht“, so heißt es darin, „tat den Augen wehe, erforderte stete Aufmerksamkeit auf das Putzen, floß dem ohngeachtet oft ab und beschädigte die Kleidungen und Skripturen der eng sitzenden Zuhörer. Da die Lichter so niedrig standen, so nutzten sie nur den unmittelbar daran Sitzenden: es war daher eine sehr große Menge Lichter nötig, die bei der Hitze in den vollen Auditorien schnell wegschmolzen, und die Anstalt war daher für das, was sie leistete, sehr kostbar“. Die Idee, statt der Lichter Lampen einzuführen, lag nahe genug, um nicht ergriffen zu werden. Wer aber sollte diese anschaffen? Diejenigen, die nur in den Tagesstunden lasen, hatten ebensowenig Lust dazu, wie die wenigen, die, vielleicht wider Willen, die Abendstunden gewählt hatten. Nur wenn der Minister sich bereit zeigte, eine Beihülfe zu gewähren, konnte daran gedacht werden. Schon in seinem ersten Rektorat, 1820/21, hatte

1) Schmalz hatte übrigens, wie er bei Reorganisation dieser Verhältnisse in seinem Votum vom 2. Dezember 1820 mitteilte, anfangs alles aus der eigenen Tasche bestritten, was ihn für zwei Abendstunden täglich 20 bis 30 Groschen gekostet hatte: bis er erst in dem letzten Semester erfahren habe, daß alle seine Herren Kollegen ihre Zuhörer zahlen ließen. U.-A. E. S. Vol. I.

Lichtenstein den Versuch gemacht, die Sache zu organisieren; auch bewilligte der Minister in der Tat 50 Taler und wiederholte diese Gabe im folgenden Herbst, diesmal jedoch mit dem Bedeuten, daß seine Großmut damit erschöpft sei. Diese Summe deckte nicht entfernt das Bedürfnis; so daß Lichtenstein, der jetzt von dem Rektor mit der Reform beauftragt war, doch wieder zu den Talglichtern greifen mußte. Immerhin brachte er mehr Ordnung in die anarchischen Zustände. Einmal wurde das Lichtgeld jetzt von der Quästur, zusammen mit dem Honorar, eingezogen; die Dozenten hatten ihre Beisteuer auf das Katheder zu legen, und der Baron von Medem zusammen mit dem Hausknecht für alles weitere zu sorgen. Die Beiträge waren je nach der Stundenzahl der Kollegien geregelt. Die Studenten hatten sehr wenig zu zahlen: 8, 6, 4 oder 2 Groschen im Semester, je nachdem das Kolleg 4, 3, 2 oder 1 Stunde wöchentlich umfaßte; die Professoren gaben für ihre beiden Wachskerzen je 4, 3, 2 oder 1 Taler. Ein paar Jahre quälte man sich so hin; 1824 aber nahm Lichtenstein die Sache abermals in die Hand, und jetzt, in dem Jahre des Friedens, gelang es auch bei der Regierung besser. Der Rektor Hoffmann konnte dem Ministerium in seiner Eingabe nachweisen, daß der Brennholzetat groß genug wäre, um eine Lampenbeleuchtung mitzutragen, welche, auf 48 Argantsche Lampen zu 300 Stunden jährlicher Brennzeit berechnet, mitsamt der Bedienung nicht mehr als 150 Taler kostete; während bei dem Lichter-Regime allein in dem Wintersemester 1823/24 nicht weniger als 150 Taler durch die Lehrer und 450 Taler durch die Studenten aufgebracht und verwandt waren. Die Unterhaltung und Bedienung wurde nach einem Vorschlage Lichtensteins dem „Illuminateur“ der Königlichen Theater übertragen; auch die Erleuchtung der Gänge, welche bisher, schlecht genug, Baron von Medem und seine Leute besorgt hatten, wurde diesen abgenommen und auch sie auf den Brennholzetat übernommen.[1]

Im Jahre 1826 erhielt Berlin Gasbeleuchtung, und nun war es wieder Lichtenstein, der gleich zu Beginn seines zweiten Rektorats das neue Licht empfahl. Die erste Probe, welche im Auditorium 6 angestellt wurde, das bisher durch 3 Lampen erhellt war und jetzt mit 2 Gasflammen auskommen sollte, fiel freilich nicht nach Wunsch aus. Jedoch reichte der Senat schon zu Ende des Winters zwei neue Anschläge ein; zu einer allgemeinen Beleuchtung des Gebäudes durch Gas kam es indes damals noch nicht, da das Ministerium erst die einzusammelnden Erfahrungen abwarten wollte[2].

---

1) Hier mag vielleicht ein guter Witz von Wolf seinen Platz finden dürfen, der damals oft erzählt und viel belacht wurde. Als der große Philologe in den Jahren nach dem Kriege nach den Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit über die Entwicklung der Universität gefragt wurde, antwortete er: „Was können Sie von einer Universität verlangen, welche von *Ουδεν* und *Μηδεν* regiert wird?“

2) U.-A. S. 1. Vol. V. 14. Februar 1827. — E. 8. Vol. I—III. Es blieb noch lange Jahre bei der Lampenbeleuchtung. Die zu Rate gezogenen Gelehrten, erst Hermbstädt, dann Mitscherlich

Beckedorff wird katholisch und muß seinen Abschied nehmen.

Bei allen diesen Unternehmungen hatte die Universität in ihrem Regierungsbevollmächtigten einen treuen Freund und Berater. Man konnte sich keinen liebenswürdigeren Chef denken; nicht als Vorgesetzter, sondern als Vermittler und Fürsprecher für die Interessen der Korporation trat Beckedorff überall bei dem Minister auf. Es war daher keineswegs ein Freudentag für die Universität, als sie im Juni 1827 erfuhr, daß der König den Geheimrat aus allen seinen Ämtern entlassen habe. Seine reaktionäre Gesinnung war nicht mehr gefährlich, seitdem die Regierung selbst die dahinzielenden Pläne zurückgestellt hatte. Mußte er sich doch sogar dazu bequemen, seine Feder zu Verfügungen herzuleihen, welche, wie das Programm des Ministers vom Oktober 1825 gegen das mystische und pietistische Wesen, gegen sein innerstes Empfinden gerichtet waren. Um so mehr vertiefte sich der von seinen Ideen ganz beherrschte Mann in die Religiosität, die ihm den Frieden, den er suchte, brachte, und kam so zu dem Entschluß, für seine Person den Schritt zu tun, von dem er den Staat und die Gesellschaft, denen er diente, sich ganz entfernen sah. Vergebens suchten seine Vorgesetzten, denen er seine Gewissensnot offenbarte, ihn davon abzubringen. Schließlich erhielt er einen längeren Urlaub, um sich in der Stille und Zurückgezogenheit selbst zu prüfen. Aber gerade auf dieser Reise, die ihn nach Regensburg zum Bischof Seiler führte, kam sein Entschluß zur Reife. Er hoffte, seine Stellung trotzdem behaupten zu können, und bat, ihm sein Ressort so anzuweisen, daß jeder Konflikt seines Gewissens und des königlichen Dienstes ausgeschlossen wäre. Aber wenn ihm Altenstein auch wohl gern zu Gefallen gewesen wäre, kannte doch der König in diesem Falle keine Gnade. Gerade in diesen Jahren, wo nach seiner Vermählung mit der Gräfin Harrach über ihn selbst Gerüchte dieser Art umgingen, wo seine eigene Halbschwester, die Herzogin von Köthen, den Übertritt vollzog, stellte er sich um so fester auf das Bekenntnis seines Hauses. Schon bei dem Zwist mit seiner Schwester hatte Beckedorff eine Rolle gespielt, welche Friedrich Wilhelms Entrüstung erregt hatte. So blieb er allen Anträgen und Bitten gegenüber taub. Am 14. Juni verkündete Altenstein dem Senat, daß der König durch Kabinettsordre vom 11. d. M. die Entlassung Beckedorffs aus seinem Amtsverhältnis im Ministerium verfügt habe und dessen Stelle als Regierungsbevollmächtigter daher bei der Universität sich erledige. Der Senat beschloß auf des Rektors Antrag einstimmig, daß dieser in Begleitung seines Vorgängers, Böckh, dem Scheidenden einen Besuch abstatten und persönlich den Dank der Universität für das jederzeit bewiesene Wohlwollen aussprechen solle. Und Beckedorff selbst nahm Abschied

---

und Magnus, und später noch Dove, waren verschiedener Meinung. Während Mitscherlich für Gaslicht eintrat, schwärmten Hermbstädt und Magnus für Ölbeleuchtung. Erst 1857 war eine Einigung für die Gasbeleuchtung erzielt; eine Kommission, die aus Trendelenburg (dem Rektor), Mitscherlich, Magnus und Dove zusammengesetzt war, sprach sich dahin aus, und demgemäß ward 1858 die Gasanlage für das ganze Haus durchgeführt.

in einem ungemein würdigen Schreiben, worin er die Zeit, in der er für die Universität, welche keiner andern in Europa an Intensität und Umfang der Wirksamkeit weiche, habe wirken dürfen, als eine der wohltuendsten Erinnerungen seines Lebens bezeichnete. „Und so bleibt mir“, schloß er, „zum Abschiede und zum Schlusse nur noch eine Bitte und ein Wunsch; die Bitte: daß mir auch unter den veränderten Verhältnissen meines Lebens das bisherige Wohlwollen sämtlicher Glieder der Universität nicht entzogen werden möge; und der Wunsch: daß diese ehrwürdige Lehranstalt in immer wachsender Entwicklung und mit immer glänzenderen Erfolgen ihre erhabene Bestimmung zu ihrem eigenen Ruhme, zur Ehre der Wissenschaft und zum Segen des Vaterlandes fort und fort erfüllen möge“.

Lichtenstein und Krause werden mit der Vertretung des Regierungsbevollmächtigten betraut.

Schon während seiner Regensburger Reise war Beckedorff durch den Rektor und den Richter vertreten worden. Altenstein wiederholte also nur die frühere Anordnung, indem er in dem Schreiben, worin er den Abgang des Regierungsbevollmächtigten dem Senat mitteilte, Lichtenstein und Krause abermals mit dessen Vertretung betraute. Noch in derselben Sitzung, in der er diese Verfügung erhielt (27. Juni 1827), beschloß der Senat, den Antrag an den Minister zu stellen, die einstweilige Vertretung zu einer dauernden zu machen und die unmittelbare Leitung der Universität an sich zu nehmen. Er begründete die Bitte damit, daß die Universität sich in der Residenz, also unter den Augen des hohen Ministerii selbst, befinde, und daß bei der Vertretung Beckedorffs durch den jedesmaligen Rektor und den Universitätsrichter niemals irgend eine Unordnung oder ein Versäumnis vorgekommen sei; Böckh ward ersucht, diesen Bericht zu entwerfen. Altenstein bewilligte die Bitte nicht ganz so, wie sie gemeint war, indem er nämlich Lichtenstein auch für die Zeit nach seinem Rektorat die Stellvertretung übertrug. Nicht jedermann war damit zufrieden. Einer aber war aufs tiefste gekränkt: das war der Direktor zweier Universitäten, der alte Kanzler von Königsberg, Geheimrat Schmalz. Er hatte schon 1825 unter dem oft gehörten Hinweis auf seine Verdienste um die Gründung der Universität den Anspruch erhoben, zu ihrem Direktor ernannt zu werden: Alter, Erfahrung, Würde und juristische Kenntnis und Praxis konnte er dafür anführen; und nun war ihm ein Mann vorgezogen, der während seines Rektorats als Privatdozent hier aufgetreten und der kein eigentlicher Geschäftsmann war. „Dieser soll nun Vorgesetzter des Rektors und des Senates, also auch der meinige sein, als mein jüngerer Kollege. Viele meiner Kollegen haben das schmerzlich gefühlt, welche mich versicherten, gegen mich in dieser Stellung würden sie nichts haben“. So schrieb er noch im September 1829, als Lichtenstein das zwei Jahre hindurch geführte Amt wieder in die Hände der Regierung zurückgelegt hatte. Der Senat hatte soeben den 1827 vergeblich gestellten Antrag, dem jedesmaligen Rektor neben dem Universitätsrichter die Stellvertretung des Regierungsbevollmächtigten zu übertragen, wiederholt; —

Dauernde Übernahme dieses Amtes durch den Rektor und den Richter.

diesmal also Hegel, der soeben zum Haupt der Universität erhoben war. Von ihm behauptete Schmalz, er wollte die Stelle ungern übernehmen; und eben deshalb ersuchte er den Minister noch einmal, ihm selbst das Amt anzuvertrauen.

Ich kann nicht sagen, ob die Aussage über Hegel richtig war oder nicht: jedenfalls hat dieser als Erster das Amt übernommen, das nun eine Reihe von Jahren in der von dem Senat gewünschten Weise verwaltet worden ist. Es war eine Rückwendung, darf man sagen, zu der Ordnung und der Auffassung hin, welche Humboldt in sein Verhältnis zur Universität gelegt hatte. Die volle Wiederherstellung der korporativen Rechte, welche unter Schleiermachers Einfluß in den Statuten zum Ausdruck gebracht waren, und eine Erfüllung seiner Ideale war es nicht. Das hätte weder Altensteins Sinn und Ehrgeiz noch dem herrschenden politischen System entsprochen. Gerade der Wunsch des Senates, ohne Zwischeninstanz unmittelbar mit dem Minister zu verkehren, machte diesen der neuen Ordnung geneigt. Aber auch Humboldt hatte ja niemals daran gedacht, Senat und Fakultäten sich selbst zu überlassen; und gleich seinem großen Vorgänger war Altenstein entschlossen, das Leben der Universität um so mehr zu beeinflussen, je mehr er sich dem Geiste echter Wissenschaft wahlverwandt fühlte.

Für die Weisheit dieser Anordnung war es kein schlechtes Zeichen, daß die Harmonie fortan weder von seiten der Universität noch von seiten des Ministers jemals ernstlich gestört wurde, daß gerade die besten, besonnensten Männer, diejenigen, die, wie Lichtenstein und Böckh, stets den Interessen der Korporation am hingebendsten gedient hatten, mehr als je den vorwaltenden Einfluß erhielten, und daß unter ihrer Leitung Senat und Fakultäten die auf das Gedeihen der Anstalt gerichteten Absichten des Ministers rückhaltlos und mit niemals erlahmendem Eifer unterstützten.

Der Umbau des Hauses wird beschlossen und durchgeführt.

Vor allem in den Bemühungen um den Ausbau oder, um es richtiger zu bezeichnen, um die Erhaltung des Hauses der Universität ward dies schöne Einvernehmen sichtbar. Soweit es in Altensteins Macht stand, bewilligte er alles, worum man bat: kleinere Umänderungen und Reparaturen, wie die Einrichtung der Quästor-Wohnung und der Giustinianischen Säle zu Auditorien, des Fechtbodens zur Registratur, der Medemschen Küche zum Logis des neuangestellten Pedellen oder die Ausbesserung schadhafter Treppen- und Flurfliesen und anderes mehr[1]. Aber seine Macht reichte nicht weit. Sie fand bereits im Finanzministerium

1) Darüber ein Bericht Lichtensteins vom 22. August 1827. K.-M. XIX, 5, II. Wir erfahren daraus, daß auch hinter dem Ostflügel ein abgeschlossener Hof war, in dem damals hohe Erd- und Düngerhaufen für den Garten lagen, daneben eine Müllgrube und ein Verschlag für Tonnen. Gegen den Platz hinter der Wache war der Hof durch einen Zaun abgeschlossen, über den die Studenten, wenn sie aus dem Hause kamen, aus dem hier zwei Türen führten, zu steigen pflegten, so daß sie ihn häufig niedertraten; darüber viele Klagen. Von noch geringerer Anmut war der Anblick des Hofes hinter dem Westflügel in der Nachbarschaft der Pferdeställe; hier aber waren die Bemühungen Lichtensteins, Ordnung zu schaffen, gegenüber der Konkurrenz mit der Königlichen Stallverwaltung vergeblich.

eine Schranke, und eine noch höhere im Kabinett. Auf 120000 Taler berechneten die Bauinspektion und die Oberbaudeputation die Kosten für die Herstellung des Dachstuhls, der Attika und des Gesimses, wie für die Umbauten in allen Etagen, welche die Vermehrung der Sammlungen und die wachsende Frequenz nötig machten. Eine solche Summe erklärte man im Finanzministerium nach Lage der Staatskassen für schlechthin unerschwinglich. Man mutete hier dem Unterrichtsminister zu, ein Kapital zum Bau aufzunehmen und aus den Fonds der wissenschaftlichen Anstalten zu verzinsen. Dies wies Altenstein, abgesehen von dem prinzipiellen Bedenken, eine stiftungsgemäße Dotation derartig zu belasten, mit dem Hinweis zurück, daß in den Fonds der Universität die Mittel für die Verzinsung gar nicht vorhanden wären, die Hauptstaatskasse also dennoch dafür aufkommen müßte. So bequemte sich denn nach langem Sträuben der Finanzminister (es war Maaßen) dazu, den Antrag Altensteins auf eine einmalige Bewilligung von 15000 Talern bei dem König zu unterstützen (16. Oktober 1830). Erst am 8. Mai 1833 kam die Antwort aus dem Kabinett, die an den Unterrichtsminister allein gerichtet war. Sie lautete durchaus ablehnend: „Ich habe auf Ihren und des Finanzministers gemeinschaftlichen Antrag, die Herstellungskosten für das hiesige Universitätsgebäude betreffend, in Hinsicht der eigenen außerordentlichen Geldbedürfnisse der Staatskasse bisher zu verfügen Bedenken getragen, finde aber auch noch in der jetzigen Lage keine Veranlassung, zu den Reparaturkosten dieses Gebäudes beizutragen, da dasselbe der Universität zum Eigentum geschenkt worden ist, welches dieselbe bei andern Gelegenheiten sehr bestimmt geltend gemacht hat, und hierdurch auch die Verpflichtung zur Unterhaltung des Gebäudes von der Staatsverwaltung auf die Universität übergegangen ist, welche den Fonds zu den Unterhaltungskosten in ihrer anderweitigen reichlichen Dotation besitzt, und durch Ersparnisse an derselben einen besondern Baufonds hätte bilden sollen. Da es gegenwärtig an demselben fehlt, so ist nur übrig, daß die Universität, wenn sie dem Bedürfnisse nicht auf anderweitigem Wege abhelfen kann, die erforderlichen Kosten durch hypothekarische Verpfändung des Gebäudes aufnehme. Ich überlasse Ihnen dieserhalb die erforderlichen Veranlassungen zu treffen“.[1]

Zum Glück führte der Zustand des Gebäudes selbst eine Sprache, welche noch deutlicher war, als die eindringlichsten Vorstellungen des Ministers. Nicht bloß den Insassen und den Besuchern des Hauses, sondern auch den Präparaten, den Skeletten und den kostbaren, ausgestopften Zwei- und Vierfüßern in den Museen drohte die Gefahr der Vernichtung. Bereits 1828 wurde der Zugang zu den Dachräumen verboten. Im Juni 1834 fiel im anatomischen Museum abermals ein großes Stück des Bewurfes von der Decke; die Direktoren der Sammlungen machten Eingaben, in denen sie auf die unersetzbaren Verluste, die dadurch drohten,

1) K.-M. XIX, 5, III.

aufmerksam machten; der Bauinspektor Schramm erklärte, und die Oberbaudeputation bestätigte es, daß es überhaupt ein Wunder sei, wenn noch keine Menschen erschlagen wären. Daraufhin unternahm Altenstein am 7. Juli einen neuen Anlauf. Noch einmal legte er aus den Etats seit 1810 ausführlich dar, wie sparsam mit der Dotation gewirtschaftet worden sei, wies er auf die Unmöglichkeit hin, mit den bisherigen Mitteln die Baukosten zu bestreiten, auf das Unwürdige einer Verpfändung der höchsten Lehranstalt des Staates, die dadurch den Gefahren einer Subhastation ausgesetzt werde, und selbst auf die Schwierigkeit, für ein Gebäude solcher Art Kapitalien aufzubringen. Auf die Berichte der Baubehörde und der Direktoren der Sammlungen gestützt, forderte er für das erste Jahr und für die fünf folgenden Summen von je 20000 Talern. Und nun endlich fand er Erhörung. Am 4. August kam die Kabinettsordre heraus, welche den Bau befahl und den Etat nach jenen Forderungen bestimmte. Noch immer freilich wollte der König nicht zugeben, daß die Aufsparung eines Baufonds unmöglich gewesen sei: da aber der Minister nun einmal die Verpfändung des Universitätsgebäudes nicht ausführbar finde, so bleibe freilich nichts anderes übrig, als auf anderem Wege Rat zu schaffen.

Weder das Ministerium noch die Baubehörden noch der Senat ließen es fortan an sich fehlen. Am 20. August richtete Altenstein die Aufforderung an die Universität, ihre Wünsche geltend zu machen; am 19. September erfolgte eine ergänzende Verfügung, auf Grund eines Berichtes der Oberbaudeputation; und schon am 2. Dezember war der Senat, an dessen Spitze soeben (im dritten Jahr, nachdem er berufen) Steffens gestellt war, in der Lage, dem Minister einen Bericht zu unterbreiten, der auf den Vorschlägen aller Fakultäten und der beteiligten Institutsdirektoren beruhte.

An die Spitze stellte der Senat die Vermehrung der Auditorien, deren Zahl (1 bis 19) schlechterdings nicht mehr ausreichte; so daß bereits eine Reihe von Kollegien nicht mehr gelesen werden konnten. Die philosophische Fakultät legte besonderen Wert darauf, einige trockene und helle Räumlichkeiten für botanische und physikalische Hörsäle zu besitzen und mit den letzteren angemessene Räume zur Aufstellung eines physikalischen Apparates zu verbinden; ferner empfahl sie den alten Plan, auf dem Dache über dem mittleren Eingang eine Plattform von hinreichender Größe zu astrognostischen Beobachtungen einzurichten. Andere Wünsche gingen auf eine Erweiterung des Sprechzimmers, des Bandagenkabinetts, die Einrichtung eines zweckmäßigeren Raumes für die optischen Versuche des Professors von Henning, eines kleinen Zimmers zu dem Gebrauch der vier Dekane und des Spruchkollegiums der juristischen Fakultät, endlich auf die Verlegung der sechs Karzer, da diese unter dem Dach, das mit Zink gedeckt werden sollte, nicht wohl bleiben konnten. Das Hauptgewicht aber legte der Antrag auf die Erweiterung der drei Museen. Hier waren die Vorschläge des Senates überaus

durchgreifend. Die ganze dritte Etage sollte dem zoologischen und dem mineralogischen Museum überlassen werden, die sich darin zu teilen hätten; während der durch die Verlegung der mineralogischen Sammlung frei werdende Raum im Hauptgeschoß zur Anlegung neuer Auditorien verwandt werden sollte. Dem anatomischen Museum dagegen wollte der Senat das ganze erste Geschoß im Westflügel einräumen. Dieser Flügel, der besonders verfallen war, sollte völlig umgestaltet werden. Einmal müsse die große Galerie durch die Ziehung einer Decke zwischen dem zweiten und dritten Geschoß und durch Zwischenwände in eine ganze Reihe von Sälen und Zimmern zu teilen sein; die Treppe müsse an die Hinterwand gerückt werden, was mit der im Ostflügel befindlichen schon früher geschehen war. Drittens war auch noch ein zweites Entresol über den Räumen nach der Straße hin vorgesehen, unter denen der Saal sich befand, der die osteologische Sammlung enthielt.

Der Minister war mit dem Bericht durchaus einverstanden. Widerstand aber leisteten, wie früher, diejenigen, deren Besitzstand bedroht war. Einmal die Stallverwaltung, die nun ihren letzten Kampf mit der Universität ausfocht. Sie war zunächst betroffen, weil mit dem Westflügel begonnen werden sollte und überhaupt an eine Beherbergung der Pferde und ihrer Bedienung nicht zu denken war, solange der Umbau währte. Indem sie sich zwar zur Räumung bequemte, wollte sie doch nur für die Zeit des Umbaues draußen bleiben, und erst im Laufe des Jahres 1836 hat sie sich zur völligen Auswanderung entschlossen. Aber auch die Direktoren der Sammlungen waren keineswegs bereit, ihre Sondervorteile den Interessen der Korporation aufzuopfern. Johannes Müller hatte gegen die Zerlegung der großen Galerie nichts; er wehrte sich nur, und mit Erfolg, gegen das ihm zugedachte Entresol, welches die darunter liegenden Räume verengen und verdunkeln mußte. Um so hartnäckiger war Weiß, der sich nicht bloß in den Räumen seiner Sammlung, sondern auch in seiner Amtswohnung bedroht sah; er sowohl wie Lichtenstein mußten ihre Quartiere, vorläufig wenigstens, gegen eine Mietsentschädigung räumen, weil diese während des Umbaues des Westflügels die anatomische Sammlung aufnehmen sollten. Auch Lichtenstein war wenig geneigt zu weichen, aber er ließ seine Privatinteressen gegen die allgemeinen zurücktreten und ward dafür in die Baukommission, die aus Mitgliedern des Senates und der Baubehörde zusammengesetzt wurde, gewählt, während Weiß sich davon ausgeschlossen sah. Schließlich setzte aber Weiß seinen Willen doch durch. Vielleicht um die Wohnungsgelder für beide Professoren zu sparen, ließ die Regierung sie in ihren Amtswohnungen; und so hat Lichtensteins Quartier noch seinem Nachfolger Peters gedient, erst mit dessen Tode (1883) sind die Räume frei geworden.

Ausarbeitung und Verleihung der Fakultätsstatuten.

Während so das Haus der Universität, wenn nicht verschönert, so doch brauchbar gemacht wurde, ward auch der Ausbau der Verfassung endlich beendigt. Denn bis dahin hatten für die Fakultäten noch immer die provisorischen Statuten Geltung behalten, welche von ihnen auf Grund der Gesamtstatuten gleich nach deren Abschluß ausgearbeitet und dem Ministerium zur Revision und Bestätigung eingereicht waren.[1] Altenstein ließ sich damit sogar noch mehr Zeit als Schuckmann. Auch hatte die Sache in der Tat keine so große Eile, da das Wesentliche bereits in dem Gesamtstatut enthalten war und die von Zeit zu Zeit nötigen Ergänzungen durch besondere Verfügungen des Ministers, sei es aus eigener Initiative oder auf Antrag der Fakultäten selbst, gemacht wurden. Immerhin bleibt es doch seltsam, daß nahezu die ganze Amtszeit Altensteins, 20 volle Jahre, und fast ein Menschenalter seit der Gründung der Universität hingehen mußten, bevor die Fakultäten ihre Statuten erhielten.

Einen Moment waren auch sie in Gefahr gewesen, dem Geist der Reaktion zu erliegen, im Sommer 1822, nachdem Beckedorff mit ihrer Revision beauftragt war. Es ist bezeichnend für den Einfluß, den seine Partei damals gewonnen hatte, daß die Grundsätze, die er aufstellte, und die ganz im Sinne seiner uns bekannten reaktionären Entwürfe gehalten waren, die Billigung des Ministers fanden, der unter anderm mit dem Gedanken umging, die philosophische Fakultät in vier Klassen, eine philosophisch-mathematische, eine naturwissenschaftliche, eine philologisch-historische und eine staatswissenschaftliche, zu zerlegen. Indessen kam es nicht zu ihrer Ausführung, und die liberalere Stimmung, die seit dem Frieden von 1824 Platz griff, ließ diese Absichten bald in Vergessenheit geraten. Zwar erhielt Beckedorff, schon als Regierungsbevollmächtigter an der Universität, im Februar 1825, noch einmal den Auftrag, zu dessen Ausführung er jetzt Rektor, Prorektor und Universitätsrichter hinzuzuziehen riet; aber Altenstein nahm ihm denselben wieder ab, mit der Begründung, daß die Arbeit daran bis nach dem Erlaß der Bonner Statuten ausgesetzt bleiben solle. Im Juni 1828 erhielt nun die rheinische Universität ihre Gesetze; an uns aber dachte man nicht weiter. Im August 1831 ließ der Minister der philosophischen Fakultät gelegentlich ihres Gesuchs wegen der Sedecim, der ihm beiläufig der Gerechtigkeit nicht zu entsprechen schien, mitteilen, daß man jetzt mit der Abfassung der Statuten beschäftigt sei. Aber erst im März 1835 war man wirklich so weit, um einen Anfang zu machen. D. h. man gab die ganze Arbeit an die Universität zurück. Demzufolge arbeiteten die Fakultäten ihre Entwürfe aus, die dann eine Senatskommission, bestehend aus dem Rektor, dem Universitätsrichter und den vier Dekanen, zur Revision

1) Für das Folgende vgl. die Akten im K.-M. I, 6, I—IV. Die entsprechenden Akten im U.-A. sind wieder sehr unvollständig. — Die philosophische Fakultät hatte ihren Entwurf bereits am 4. August 1818 eingesandt. Die anderen Fakultäten ließen sich erst mahnen. Die theologische folgte am 19. April 1819, die juristische am 4. Juli und die medizinische am 28. Juli desselben Jahres.

erhielt. Am 31. Oktober 1836 konnte der Senat das Werk dem Ministerium vorlegen. Hier war Johannes Schulze zum Referenten bestellt, von dessen Hand also die letzte Redaktion des Werkes ist. Der leitende Gedanke dabei war die möglichst gleichartige Gestaltung zwischen den vier Gesetzen. Das Datum ihrer Vollziehung ist der 29. Januar 1838; zu Beginn des Sommersemesters wurden sie dem Senat und durch diesen den Fakultäten überwiesen.

Nicht jede Fakultät war mit der Fassung, die ihre Satzungen im Ministerium erhalten hatten, zufrieden. Besonders die Juristen hatten eine ganze Reihe von Ausstellungen zu machen. Unter diesen ist von allgemeinerer Wichtigkeit ein Punkt, der auf die Promotion von jüdischen Studenten Bezug hat. Der Minister hatte in der Sponsio, welche statt des Juramentum eingesetzt war, die Bemerkung eingefügt: „bei der Promotion jüdischer Gelehrter bleiben die Worte ‚et ejus sacrosanctum evangelium' weg". Die Fakultät, welche überhaupt die Herstellung des wirklichen Eides wünschte, wollte diese Formel nicht missen. Sie wies darauf hin, daß bis jetzt von ihr noch kein nichtchristlicher Kandidat promoviert sei, und bezweifelte überhaupt die Möglichkeit einer solchen teils aus der Erwägung, daß der Kandidat zu einem Doctor juris utriusque, also auch des geistlichen Rechts, kreiert werde, teils aus den Bedenken heraus, welche sich aus der Unmöglichkeit für Bekenner mosaischen Glaubens in Preußen, Richter- und Sachwalterämter zu bekleiden, ergeben würden. Sie ersuchte den Minister, die Frage, ob ein jüdischer Kandidat zum Doktor der Rechte promoviert werden könne, überhaupt noch nicht für entschieden zu erklären und gegebenenfalls die Fakultät zu einem gutachtlichen Bericht aufzufordern. In Wahrheit war, wie kaum gesagt zu werden braucht, die Frage damit bereits entschieden. Denn da ein Jude den Eid auf das Evangelium nicht leisten konnte, so konnte er auch nicht Doctor juris werden.

Das Verhalten der Fakultät lehrt uns, daß der konservative Charakter, der ihr durch Savigny eingeimpft war, ihr auch nach dessen Rücktritt von der Teilnahme an ihren Geschäften geblieben war. Auffallen muß nur, daß Gans, dessen Eintritt in die Fakultät sich an eben diesem Punkte gestoßen hatte, nicht opponiert hat; wenigstens liegt kein Separatvotum von ihm vor, und die Eingabe ist von ihm im Konzept wie im Mundum mit unterzeichnet, ohne daß seine Abweichung von dem Beschluß bemerkt wäre. Daß er sich aber zu der Ansicht der Majorität bekehrt habe, ist gewiß nicht zu glauben.

Im Ministerium waren, wie wir wissen, die Zeiten, wo man sich auch hier gegen das Eindringen des jüdischen Elements in die Fakultäten gesträubt hatte, längst vorüber. Altenstein dachte gar nicht daran, der Fakultät nachzugeben. Aber er suchte sich zu decken, indem er zunächst das Gutachten des stellvertretenden Regierungsbevollmächtigten einholte. Rektor aber war Böckh, und dieser gab mit Krause dem Minister in allen Punkten recht; auch den Versuch der Fakultät, zwischen dem Ausdruck Sponsio und der späteren ausdrücklich soge-

nannten Eidesformel einen Widerspruch zu konstruieren, wiesen sie unter Berufung auf den „größten Romanisten“ und den juristischen Sprachgebrauch ab; denn Sponsio begreife als ein allgemeines Wort, das der Gleichsinnigkeit halber gewählt sei, den Eid in sich, der also für die juristische Fakultät in Geltung bleiben solle.[1] Dem entsprach es, wenn die, wie immer, von Schulze entworfene Antwort des Ministers, die sich ganz dem Gutachten des Regierungsbevollmächtigten anschloß, nicht bloß in diesen, sondern auch in den andern Punkten die einmal gewählte Fassung aufrecht hielt.

Noch schärfer tritt die reaktionäre Tendenz in dem Gutachten der theologischen Fakultät zutage. Diese beanstandete besonders drei Punkte. Der erste wiederholte die Differenz, die in dem Falle Gerlach Ministerium und Fakultät entzweit hatte. Altenstein hatte, statt der in dem von Twesten geschriebenen Entwurf der Fakultät ausgesprochenen Forderung, daß der Aspirant zur Habilitationsprüfung und Erteilung der Lizenz keine Veranlassung gegeben habe, an seiner christlichen Gesinnung etwas auszusetzen, lediglich, in Übereinstimmung mit den Satzungen der anderen Fakultäten, die sittliche Unbescholtenheit substituiert. Demgegenüber hielt die Fakultät an ihrem besonderen Charakter fest. „Wird“, so heißt es in dem von Hengstenberg abgefaßten Konzept, „neben wissenschaftlicher Tüchtigkeit nichts weiter verlangt als moralische Führung, worunter nach dem gewohnten Sprachgebrauch nur die Abwesenheit oder vielmehr Nichtnotorität eines Lasters verstanden werden kann, so sind wir nicht ferner berechtigt, einem Mann von dem Standpunkt des Dr. D. F. Strauß die Zulassung zu verweigern, auch nachdem er ein Buch wie das Leben Jesu geschrieben hat. Wir sind also außerstand gesetzt, demjenigen zu wehren, was innerhalb unseres eigenen Gebietes nach unserer innigsten Überzeugung dem Glauben der Kirche und der Theologie Verderben bringt. Die theologische Fakultät darf aber um so mehr hoffen, daß ein hohes vorgeordnetes Ministerium sie hier nicht hindern wird, ihrem eigentümlichen Wesen gemäß zu verfügen, da dies Wesen in der den bestätigten Statuten beigefügten Sponsion der Doktoren der Theologie ausdrücklich anerkannt wird. In dieser wird nicht nur die über die moralische Führung bedeutend hinausgehende Anforderung der morum probitas atque gravitas gestellt, sondern auch das als die Obliegenheit des Theologen bezeichnet, daß er nichts lehre gegen die Heilige Schrift, und was aus ihr in die ökumenischen Symbole, bez. in die Augsburgische Konfession abgeleitet worden ist, eine Obliegenheit, der gewiß bei aller moralischen Führung ohne christliche Gesinnung niemand genügen kann. Wenn ferner die theologische Fakultät nach § 1 der vollzogenen Statuten selbst die Bestimmung hat, nach der

1) Demnach heißt es in der juristischen Sponsion so: „Der Kandidat leistet hierauf den Eid in folgender Weise: „Haec uti mihi praelecta sunt, me fideliter servaturum esse, ego . . . . juro. Ita me Deus adjuvet et ejus sacrosanctum evangelium“. — Dazu dann die „Bemerkung“: „Bei der Promotion jüdischer Kandidaten bleiben die Worte ‚et ejus sacrosanctum evangelium‘ weg“.

Lehre der evangelischen Kirche die theologischen Wissenschaften fortzupflanzen, so würde es dem Geiste dieser Festsetzung ganz widersprechen, wenn ihr angemutet würde, bei dieser Funktion ihrer Stellung zur evangelischen Kirche und ihrer Lehre ganz zu vergessen. Die Fakultät erlaubt sich daher gehorsamst darauf anzutragen, daß den Worten: ‚Es wird namentlich vorausgesetzt, daß der Aspirant keine Veranlassung gegeben habe, an seiner moralischen Führung etwas auszusetzen' substituiert werden: ‚Es wird namentlich vorausgesetzt, daß der Aspirant weder in Schriften noch in seinen Antworten bei der Prüfung, noch in seiner öffentlichen Handlungsweise Veranlassung gegeben habe, an seiner christlichen Gesinnung etwas auszusetzen', durch welche Fassung zugleich die etwaige Befürchtung, daß die der Fakultät gewährte Befugnis, auf Grund mangelnder christlicher Gesinnung Repuls zu erteilen, gemißbraucht werden könne, uns ausgeschlossen zu sein scheint".

Zweitens wünschte die Fakultät die Herstellung der in ihrem Entwurf enthaltenen und, wie sie erklärte, sonst allgemein anerkannten Bestimmung, daß kein Privatdozent über systematische Theologie lesen dürfe. Sie leitete diese Forderung aus dem Verhältnis der evangelischen Kirche zur Heiligen Schrift ab. „Ist diese", so heißt es in der Eingabe, „die alleinige Grundlage der Dogmatik, so kann zum Vortrage der letzteren nur ein solcher zugelassen werden, der durch eine längere gelehrte Beschäftigung mit der Exegese, wie sie von einem angehenden Privatdozenten nicht erwartet werden kann, sich dazu qualifiziert hat". Drittens war in der Eingabe die Befürchtung ausgesprochen, daß durch die Formulierung des § 14 der Statuten der Fakultät das Recht entzogen werden könnte, ihr Doktorat selbständig wegen ausgezeichneter Verdienste um die Kirche zu erteilen: ein Recht, so heißt es, in dessen unbestrittenem Besitz bisher alle theologischen Fakultäten gewesen seien, und welches zu verlieren sie sich bewußt sei, auf keine Weise verdient zu haben.

Der Minister verfuhr den Theologen gegenüber so wie gegenüber den Juristen; er holte sich zunächst das Gutachten der Regierungsvertreter an der Universität ein. Diesmal war Twesten Rektor, und unter seiner Hand geriet alles sehr viel entgegenkommender gegen die Wünsche seiner Fakultätsgenossen, wenn auch formell nichts zurückgenommen wurde. Der Minister aber verfügte wieder nach dem Gutachten. In bezug auf die Habilitation, so erklärte er, soll Übereinstimmung der Gesinnung und der ganzen Geistesrichtung des Aspiranten mit den Grundlehren der evangelischen Kirche keineswegs fehlen, die theologische Fakultät vielmehr auch diese in Betrachtung zu ziehen berechtigt und verpflichtet sein; die Nichtberechtigung eines Privatdozenten für systematische Vorlesungen solle die Regel sein, und nur Ausnahmen behalte sich das Ministerium vor; und ebenso werde es auch der Überreichung des Doktordiploms für Verdienste, die außerhalb der Wissenschaft erworben seien, seine Genehmigung erteilen.

Verleihung des Namens: Friedrich-Wilhelms-Universität.

Wie die Verfassung, so ist unserer Universität auch ihr Name spät genug verliehen worden: erst 18 Jahre nach der Gründung. Der 28. Juni 1828 war ihr Tauftag. An ihm ward die Kabinettsordre vollzogen, durch die der Name des Stifters zum Ehrennamen der Universität wurde. Wir verdanken ihn Altenstein, der darauf kam, als er dem König die Bonner Statuten zur Bestätigung überreichte und für die rheinische Universität den auszeichnenden Ehrentitel nach der Gewohnheit anderer deutscher Universitäten beantragte. Unter dem 2. Juli 1828 ward der Befehl dem Senat mitgeteilt, welcher demgemäß die Änderung des Universitätssiegels anordnete. Böckh, als Professor Eloquentiae, ward mit der lateinischen Wiedergabe für Siegel und Urkunden der Universität beauftragt.[1]

1) Ich verdanke den Nachweis hierfür dem Hülfsarbeiter im Kultusministerium Herrn Amtsrichter Dr. Prym, der auf meine Bitte daraufhin die Akten durchgesehen hat.

Fünftes Kapitel.

Abwandlungen in Wissenschaft und Leben.

1. Schleiermachers Ausgang.

Todesfälle.

Nach den schweren Verlusten, welche die Universität in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens durch den Tod bedeutender Lehrer von Reil bis Rühs gehabt hatte, blieb sie in ihrem zweiten, der Periode des stärksten Wachstums, von solchen Schicksalsschlägen merkwürdig verschont. Von Ordinarien verlor die philosophische Fakultät Tralles, der von seiner Londoner Reise nicht mehr zurückkam, die medizinische Behrends und Siebold. An der juristischen Fakultät, die sonst durch Berufungen den stärksten Wechsel hatte, ging der Tod ganz vorüber, und auch in die theologische kam eine Lücke nur durch De Wettes Verbannung. Auch von den Dozenten und Extraordinarien starben nur wenige; die letzten waren Stein und Friedländer, beide Veteranen von der Frühzeit her; dazu der ordentliche Honorarprofessor v. Reibnitz.

Um so reicher war die Ernte, welche der Tod in dem dritten Jahrzehnt unserer Hochschule hielt. Den Reigen eröffnete gleich im Januar 1831 der Physiker Fischer. Ihm folgte am 20. Mai der alte Schmalz. Am 11. Oktober starb Valentin Schmidt als Opfer der Cholera, das einzige, welches die Seuche forderte, falls es richtig ist, daß Hegel nicht auf ihre Liste gehört. Das Jahr war noch nicht vorüber, als am 15. Dezember auch der alte Knape daran glauben mußte, der bei der Gründung seines Alters wegen fast übergangen wäre, und dessen zähe Natur nun bis ins fünfte Jahrzehnt seiner Dienstzeit ausgehalten hatte. Viel früher war die Kraft Wohlfarts und Rudolphis aufgebraucht: sie, deren Wege im Leben ganz auseinandergegangen waren, gingen den letzten Weg bald nacheinander; am 18. Mai 1832 starb der eine, am 30. November der andere. Im Sommer dieses Jahres starb auch Hesse, der noch jünger war als sie beide; und ihnen allen war der alte Hayne vorangegangen (18. April), der sein Ordinariat, obschon er zu der älteren Generation gehörte, nur wenige Jahre genossen hatte. Ihm folgten im nächsten Jahr Hermbstädt und Oltmanns und 1834 die Mediziner Sundelin und Becker. Und nun hatte auch die theologische Fakultät ihren ersten Verlust zu beklagen; es war aber der schwerste, der sie und die

Universität treffen konnte: am 12. Februar 1834 erlosch Schleiermachers kampferfülltes Leben.

Stellung Schleiermachers zwischen Orthodoxen und Rationalisten.

Seine letzten Jahre waren friedlicher verlaufen. Nicht als ob die Gegensätze in Staat und Kirche geringer geworden wären. Sie hatten sogar einen neuen Riß in die Fakultät gebracht, als Neander die Mitarbeiterschaft an der Allgemeinen Kirchenzeitung kündigte. Die Schleier der Romantik, an denen beide, jeder in seiner Weise, mitgewebt hatten, zerflatterten, nachdem sie längst lose und brüchig geworden waren, in dem scharfen Lufthauch der Zeit. Der junge Mensch, den sie und die Regierung wetteifernd in die Höhe gebracht, und der sich dann mit Hülfe seiner Freunde außerhalb des Ministeriums und der Universität in ihren Kreis eingedrängt hatte, griff bereits nach dem Regiment, das er auf seine Weise, unberührt von jedem Hauch der Romantik, durchzuführen willens war; skrupellos, mit den Mitteln demagogischer Verhetzung und Verdächtigung jedes abweichenden Standpunktes: durch die Fesselung der Kirche und ihrer Diener an eine unwandelbare schriftliche Grundlage, durch ihre Unterwerfung unter das Gesetz einer unverbrüchlichen Verfassungsurkunde meinte er den Geist der Reformation konservieren oder herstellen zu können. Eine Auffassung des Evangeliums und seiner Verheißung, welche einem Schleiermacher den Atem benahm. Ihm, der nur in der Luft der Freiheit leben konnte, war dabei — so sagte er — zumute, als wäre er plötzlich von Finsternis umfangen und müßte nach der Türe tappen, um wieder an freie Luft zu kommen. Er selbst hatte sich einst, im Gegensatz gegen die Aufklärung, gegen eine bloß vernunftgemäße Auffassung des Evangeliums gestellt. Daß die ewigen Güter jenseits einer bloßen Ausbildung des Verstandes und seiner Erkenntnisse lägen, war die Zuversicht, zu der er sich in der Blüte seiner jungen Kraft hindurchgerungen hatte; und von ihr aus hatte er seine historische Stellung gewonnen.

Dennoch konnte er — und auf der Höhe seines Lebens vielleicht mehr als im Anfang seiner Laufbahn — den Gedanken ruhig ausdenken, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo die überlieferten kirchlichen Vorstellungen, Schöpfungsbegriff und Wunder, vor einer neuen Weltkunde dahinsinken würden. Die Möglichkeit, sich in einer Verschanzung, die der starre Buchstabe bilde, zu verbergen, leugnete er durchaus nicht. „Wenn man mit dem Schwerte dreinschlagen kann; wenn man im Besitz aller äußern Hilfsmittel sich einzäunen kann gegen alle Angriffe gesunder Forschung, und nun drinnen eine gebietende Kirchenlehre aufstellen, welche allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheint, dem sie aber doch huldigen müssen, wenn sie einmal ordentlich begraben werden wollen: so braucht man sich freilich nichts anfechten zu lassen, was irgend auf diesem Gebiete geschehen mag“. Das aber war für ihn die Signatur des romanischen Geistes, nicht des in dem Geiste der Freiheit ruhenden deutschen Evangeliums. Seine Religion gehörte einer Sphäre an, an welche wissenschaftliche Erkenntnisse

zwar nicht reichten, der gegenüber sie aber dennoch das volle Recht der Existenz hatten, weil sie in der Wurzel mit dem Evangelium, wie er es lehrte, zusammenhingen. Daß diese Vereinigung von Glauben und Wahrhaftigkeit durch das Prinzip des Protestantismus gegründet und gesichert sei, blieb Schleiermachers Überzeugung bis ans Ende. „Wenn die Reformation", sagte er, „nicht das Ziel hat, einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener nicht diese hindert, und diese nicht jenen ausschließt: so leistet sie dem Bedürfnis unserer Zeit nicht Genüge und wir bedürfen noch einer andern, wie und aus was für Kämpfen sie sich auch gestalten möge". Keinen Augenblick war er darüber im Zweifel, wo er in solchem Falle stehen würde. Ja er schritt dazu fort, gerade der Historie den Beruf zuzuschreiben, eine neue Epoche der evangelischen Kirche vorzubereiten. In dem Sendschreiben an Lücke, das er bald nach der Gründung der evangelischen Kirchenzeitung ausgehen ließ, hat er diesen Standpunkt in erhabenen Worten gekennzeichnet. „Wollt Ihr Euch denn noch", so schreibt er, „hinter diesen Außenwerken [den Wundern] verschanzen und Euch von der Wissenschaft blockieren lassen? Das Bombardement des Spottes, welches dann auch von Zeit zu Zeit erneuert werden wird, will ich für nichts rechnen, denn das wird auch Euch, wenn Ihr nur Entsagung genug habt, wenig schaden. Aber die Blockade, die gänzliche Aushungerung von aller Wissenschaft, die dann, notgedrungen von Euch, eben weil Ihr Euch so verschanzt, die Fahne des Unglaubens aufstecken muß! Soll der Verlauf der Geschichte so auseinandergehen: das Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? Viele freilich werden es so machen: die Anstalten dazu werden schon stark genug getroffen, und der Boden hebt sich schon unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven auskriechen wollen, von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstaben für satanisch erklären. Aber diese können wohl nicht ausersehen sein zu Hütern des heiligen Grabes".

Bisweilen kam wohl den alten Streiter die Lust an, noch einmal das Schwert des Geistes zu ergreifen und den Verwüstern des Gartens seiner Kirche in einem tüchtigen Kampfe entgegenzutreten. „Ich möchte ihn", sagte er, „ebenso gern noch selbst mitmachen als ihn unsern Kindern zurücklassen". Dennoch stand er abseits, als der Kampf gegen den Berliner Glaubenstyrannen von der Provinz her in Halle und Breslau aufgenommen wurde. Er hätte sich dann ja in die Reihe der rationalistischen Theologen stellen müssen, denen er einem Hengstenberg gegenüber gern Raum lassen wollte, mit denen ihn aber keine inneren Sympathien verbanden. Ja er wandte sich sogar halb und halb gegen sie und nannte in dem Sendschreiben an die Breslauer Kollegen von Cölln und Schulz ihre Klagen über die Auflösung der evangelischen Kirche eine Übertreibung und den Kampf einen

naturgemäßen Prozeß, möge er auch etwas langsam verlaufen; denn er sei schon vor 300 Jahren im Gange gewesen, und die Kirche habe sich stets dann am übelsten befunden, wenn er unterbrochen schien. Er rief ihnen zu, daß sie mit ihrem Verlangen nach Aufstellung eines neuen Symbols nur eine neue, wenn auch noch so weit gefaßte, Zwangsformel aufstellen würden. Für ihn lag darin, wie er an die alte Freundin Henriette Herz schrieb, nur wieder eine Anerkennung des Buchstabens, die Voraussetzung, daß der Glaube äußerlich gegeben werden könne: „Ich weiß auch gegen die Rationalisten nichts anderes zu tun, als daß wir ihnen unsere Erklärung in ihrem Zusammenhange mit der Schrift recht anschaulich und anlockend zu machen suchen. Dieses tue ich, so kräftig ich kann, und damit auch alles, was von mir gefordert werden kann. Totschlagen ist mir ja nicht geboten, sondern beleben".

Noch weniger freilich konnte er für die andern Breslauer eintreten, welche unter Führung Professor Scheibels, dem sich auch sein alter Freund Steffens angeschlossen, als eine Oppositionspartei gegen die Neuordnung der Landeskirche aufgetan hatten. In ihrer Weise hatte Schleiermacher niemals gegen Union und Agende gestritten. Wenn er für eine freie Ordnung des kirchlichen Lebens eingetreten war, so war es nicht im Sinne englischer oder amerikanischer Unabhängigkeit geschehen, welche doch auch nur wieder auf dem enggestellten Grund konfessioneller Glaubensformeln ruhte. Gerade die Landeskirche wollte er durch seine synodale Organisation ausbauen und mit dem Geiste evangelischer Freiheit erfüllen. Er sah die wahre Bestimmung der deutsch-evangelischen Kirche darin, im Gegensatz zu der englischen und amerikanischen Vielspaltigkeit eine ganz freie Gemeinschaft zu bilden, welche gegenüber der katholischen Gebundenheit nur durch die evangelische Freiheit zusammengehalten werde. Dies war ja nun nicht geglückt; und so sah er sich zur Resignation verurteilt. Denn um diese Kirche zu verlassen, dazu war ihm die Lage nicht angetan; auch abgesehen davon, daß er niemand gefunden haben würde, der ihm nachgekommen wäre: nicht einmal unter den Freunden und Amtsgenossen hätte er Gefolgsleute gehabt, geschweige denn in der Masse.

Als Vermittler zwischen der Krone und den Altlutheranern.

Damit aber wahrte er einen Standpunkt, auf dem er mit der Regierung und, woran seinem nie erloschenen Preußengefühl noch mehr lag, mit seinem königlichen Herrn und dessen Hause sich wiederfinden konnte. Und so erleben wir denn das merkwürdige Schauspiel, daß Schleiermacher von dorther angegangen wurde, in dem Wirrwarr der Parteien das versöhnende Wort zu sprechen. Der Kronprinz, in dem gewohnten Überschwang seines Herzens, wollte ihn sogar zum Generalsuperintendenten von Schlesien machen. Darauf ließ Schleiermacher sich freilich nicht ein. Aber ein Kommissorium, um seinen Breslauer Kollegen und Steffens ein wenig das Gewissen zu rühren, nahm er auf sich. Was aber noch seltsamer anmutet, ist, daß Bischof Eylert, derselbe, der im Februar 1821

das Gutachten mit unterzeichnet hatte, in dem Schleiermacher und Fichte als die Verderber der preußischen Jugend und die Schänder des preußischen Geistes angeklagt worden waren, den Vermittler dabei gemacht hat. Man sieht, der kluge Bischof hatte sich bereits selbst zu häuten begonnen; er wiederholte jetzt sogar gegen seinen „geliebten Amtsbruder“ Melanchthons Klage von der rabies theologorum. Der König seinerseits war Schleiermacher von Herzen dankbar und bezeugte dies durch Verleihung des bis dahin zurückgehaltenen Ordens; und es ist rührend, wie Schleiermacher diesen Beweis königlicher Huld aufnahm. Es sei, so schrieb er ihm, ein Zeichen des Allerhöchsten Wohlwollens, das wie ein freundlicher Stern in sein herannahendes Alter hineinleuchte, der manches Trübe und Dunkle der Vergangenheit mit einem milden Glanze überdecke. Die gleiche altpreußische Auffassung eines patriarchalischen Treuverhältnisses zu der Krone und ihrem Träger bewies Schleiermacher, als er sich in einer französischen Zeitung als Führer einer politisch-liberalen Partei gefeiert sah. Er glaubte durch einen Artikel in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung sich gegen jede Verbindung seines Namens mit der Revolution verwahren zu müssen: denn man müsse seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, die Deutschen würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution, als bisher ohne eine solche.

Erfolg hatte er mit seiner Vermittlung den Abtrünnigen in Breslau gegenüber nicht, so wenig wie seine Hoffnung auf eine friedfertige Entwicklung der deutschen Dinge eingetroffen ist. Eine neue Zeit kam herauf, die nicht mehr die seine war.

Letzte Jahre.

Er hatte das sechzigste Jahr überschritten, und bei seinem schwachen Körper meldeten sich schon die Leiden des Alters. Er selbst hatte bisweilen das Gefühl, daß seine Tage gezählt seien, und sprach es wohl zuweilen gegen die Seinen aus, die ihn mit liebevoller Pflege umgaben. „Kinder“, sagte er einmal, als er in stiller Abendstunde unter ihnen saß, „genießt mich nur noch recht! Ich werde wohl nicht mehr lange unter Euch sein“. Mehr als Krankheit erschütterten ihn in diesen Jahren die Schicksalsschläge; am schwersten der Tod seines Nathanael, dessen Erziehung er mit unablässiger Sorge und voll des Glückes über den prächtig sich entwickelnden Knaben überwacht, dessen Arbeitstisch in seiner eigenen Stube gestanden hatte. Der Starke fand noch die Kraft, an dem Sarge des Sohnes zu sprechen und sich und den Seinen den Trost aus den Ewigkeitsworten, an die er glaubte, zu schöpfen. Aber er fühlte sich durch den Verlust in der Wurzel erschüttert. Dem Sohne folgte die Schwester, die Tante Lotte, die viele Jahre in seinem Hause gelebt hatte und ihm innerlich vielleicht noch näher stand als die eigene Gattin. Auch alte Freunde sah er vor sich dahingehen, wie Augustiny, den Bischof der Brüdergemeinde, mit dem er erzogen war, und von dem ihn Wege und Auffassung des Lebens weit hinweggezogen hatten, und Gaß in Breslau, der ihm erst auf der Höhe seiner Kämpfe nahegetreten, dann aber sein treuester

Gefährte geworden war. Dennoch blieben ihm bis in seine letzten Tage der helle Sinn und der frohe Mut, den er allzeit bewahrt hatte. Auch die Arbeitslast war die gleiche geblieben. Der Fakultät freilich blieb er dauernd fern; und ebensowenig beteiligte er sich noch an dem Leben der Gesamtkorporation. Einen Versuch Marheinekes, ihn nach Ablauf des 18-monatlichen Urlaubs wieder zur Teilnahme an den Fakultätsgeschäften zu verpflichten, wehrte er mit Nicolovius' Hülfe ab. Um so treuer blieb er seinen Studenten. Seine Auditorien waren voller als je, und dem entsprach die Verehrung, die ihm seine Zuhörer entgegenbrachten.[1] Auch die Gemeinde versammelte er noch Sonntag für Sonntag um die Kanzel seiner Dreifaltigkeitskirche. Unvermindert war seine Lust am literarischen Schaffen, seine Freude am Leben, sein Glaube an sein Volk und an die Zukunft aller Güter des Geistes, für die er sein Leben lang gekämpft hatte. Immer noch hatte er Freude am Reisen. Noch im Sommer 1833 steckte er sich ein weiteres Ziel als jemals: er reiste nach Schweden, zusammen mit dem Grafen Schwerin-Putzar, dessen Sohn Max damals seine Hildegard gewann. Die Fahrt galt besonders dem Wiedersehen mit einem seiner ältesten Freunde, Brinkmann, mit dem er in Niesky erzogen, dann lange Jahre in Berlin zusammen gewesen war oder korrespondiert hatte, und den er nun im weißen Haar noch einmal aufsuchte. Die Skandinavier wetteiferten, den berühmten Gast zu feiern. Vor allem die akademische Welt konnte sich nicht genug tun, dem größten Theologen der evangelischen Kirche Ehre zu erweisen: in Stockholm sowohl wie auf der Rückreise in Lund; so auch die Dänen in Kopenhagen, wo ihm die Studenten nach deutscher Weise einen Fackelzug brachten. Mit neu belebter Arbeitslust ging er in den Winter hinein. Im Januar 1834 befiel ihn eine Erkältung. Seit Jahren hatte er ähnliche Anfälle gehabt. Er achtete aber jetzt so wenig darauf wie früher. Zum Kranksein hatte er sich niemals Zeit gelassen. Daß man keine Zeit dazu haben dürfe, darüber hatte er einmal eine Abhandlung in der Akademie gelesen; Zug, behauptete er, gebe es gar nicht, das sei pure Einbildung. Er duldete es nicht, als man ihn von einer Taufhandlung zurückhalten wollte. Am Donnerstag vor dem Tode war er noch in der Akademie, schon völlig heiser, so daß Raumer schalt, daß er gekommen sei. In der Nacht darauf legte er sich, und am folgenden Tage trat eine Lungenentzündung auf, so schwer, daß die Gefahr alsbald jedermann zum Bewußtsein kam. Ihm selbst nicht weniger als den andern. Die Stunde nahte, in der er seinen Glauben bewähren sollte. Er sah ihr entgegen mit jenem Mute der Ergebung und der Hoffnung, der in der unmittelbaren Gewißheit des Heilsbesitzes seine Wurzeln hat und in dem Tode die Erfüllung des Lebens sieht.

Heimgang.

1) Im Sommer 1828 hatte er in den drei Kollegien, die er während der Sommersemester zu lesen pflegte, 465 Zuhörer, in den beiden theologischen 336 und in dem philosophischen 129. Im Sommer 1830 waren es in nur zwei Vorlesungen, dogmatische Theologie und Lehre von der Seele, 408 Hörer: 179 und 229; im Jahr darauf wieder in drei Vorlesungen (Römerbrief, Christliche Sittenlehre und Grundsätze der Dialektik) 579: 431 und 148. Vgl. ob. 208, 1.

Indem er angesichts der Ewigkeit den Seinen, die sein Bett tief erschüttert umstanden, das Abendmahl reichte, ihnen in Wein, sich selbst in Wasser, breitete er über sein Leben mit allen seinen Kämpfen einen Schimmer der Verklärung aus der auf ewig unvergeßlich bleiben wird. Sein Begräbnis offenbarte, was der Wissenschaft, was der Nation und der christlichen Welt mit ihm verloren war. Hegels Tod hatte an der Universität und bei der Regierung tiefsten Eindruck gemacht: an Schleiermachers Heimgang nahmen alle Kreise der Bevölkerung teil. Denn in ihm war der Prediger, der Führer der Kirche gestorben, der, wie sehr ihm die streitsüchtigen Gegner bereits die Bahn verengt haben mochten, dennoch in der evangelischen Gemeinschaft sich ein unauslöschliches Gedächtnis gesetzt hatte. An seinem Sarge verstummte der Hader. Tausende füllten die Straßen, durch welche sich der Zug der Professoren und der Studenten, der Behörden und der Freunde zu dem Gottesacker an der Bergmannstraße bewegte, wo der Entschlafene seine letzte Ruhestätte fand. Am Grabe sprach sein treuer Pischon, der Amtsbruder, den Schleiermacher selbst auf dem Sterbebette dafür genannt hatte; Marheineke widmete dem Geschiedenen am folgenden Sonntag in der Dreifaltigkeitskirche, deren Kanzel ja auch die seine war, einen Nachruf; bei der Trauerfeierlichkeit in der Aula aber hatte Steffens das Wort, der alte Freund, den ein unerwartetes Geschick nach langer Entfremdung zwei Jahre zuvor mit dem Entschlafenen an der Universität wieder zusammengeführt hatte.

2. Umbildung der medizinischen Fakultät.

Neue Habilitationen.

So zahlreich die Lücken waren, welche in diesen, und noch mehr in den folgenden Jahren der Tod in den Lehrkörper der Berliner Universität riß,[1] veränderte sich das Gesamtbild desselben doch nicht in dem Maße, wie es solchen Verlusten gegenüber heute der Fall sein würde, wo ein fortwährendes Kommen und Gehen, sei es durch Tod oder Berufung, stattfindet. Denn nicht alle Verluste wurden ersetzt, und es waren überall so viel Anwärter zur Stelle, daß man an eine Ergänzung von außerhalb gar nicht zu denken brauchte. Den siebzehn Todesfällen dieses Jahrzehnts unter den Ordinarien und dem Rücktritt von zweien (Eichhorn und Biener) stehen nur sechs Berufungen gegenüber, oder, wenn man Stahl hinzunehmen will, sieben; jedoch fällt dessen Berufung schon nach dem Tode Altensteins. So wurden diese Verluste nur eine Gelegenheit für die zahlreich Wartenden, um zu avancieren; während viele andere draußen blieben, da die Stellen übersetzt waren oder eben nicht ergänzt werden sollten.[2]

---

1) In dem zweiten Lustrum des Jahrzehnts verlor die medizinische Fakultät allein fünf Ordinarien, beide Hufelands, Bartels, Graefe und Rust; die philosophische Wilken und Hirt; die juristische Klenze und Gans.

2) Eine interessante Bestätigung für die in dieser Beziehung herrschende Gewohnheit und ihre üblen Folgen für die Besetzung der Fakultäten finde ich in einem Briefe Henles aus dem Ende

Zumal auf die Mediziner trifft das Gesagte zu. Die Todesfälle gaben den Extraordinarien Schlemm und Schultz (1833), Jüngken und Hecker (1834), Casper und Ehrenberg (1839) Gelegenheit zur Beförderung; an ihre Stelle traten ältere Privatdozenten, und deren Platz nahmen wieder neue Dozenten ein; alle in der Hoffnung, sich allmählich das Ordinariat zu ersitzen. Es waren im Jahre 1832 Dann, Ascherson, Froriep, Nicolai und Phöbus;[1] 1833 Schultz, Wilde, Dann. Ascherson. Nicolai. Froriep.

seiner Berliner Zeit. „Der Grund“, schreibt er, „daß ein Jüngerer in dieser Beziehung hier gar nichts zu hoffen hat, liegt nämlich darin, daß, solange die Universität hier besteht, eine Menge unfähiger Menschen sich anfangs umsonst oder gegen sehr geringen Gehalt angeboten haben, diesen oder jenen Posten zu bekleiden. Das tun sie nun zehn, fünfzehn Jahre lang. Dann wird einmal ein ordentlicher Gehalt frei, von dem ein Mensch gelebt hat und auch der Nachfolger leben könnte. Nun sind zwanzig Leute da (die Zahl ist nicht übertrieben), die haben zehn Jahre umsonst oder für zweihundert Taler die Stelle, z. B. eine Professur, bekleidet. Die Leute sind deshalb nicht arm, sie sind noch außerdem Geheime Medizinalräte, Mitglieder von drei Examinationskommissionen, praktische Ärzte, es gibt deren, die ein Fixes von dreitausend Taler haben, aber als Professoren haben sie nur zweihundert, haben so lange doziert. Man weiß, daß man nichts an ihnen hat, aber es sind Leute, die man nicht umgehen kann. Der freie Gehalt wird unter sie verteilt, und es bleibt nichts oder hundert Taler übrig, die man dem jungen Manne gibt, der die Stelle mit dem Titel und der Arbeit, die vakant geworden, erhält und die Hoffnung, bei dem nächsten Todesfall auch unter die zu Berücksichtigenden zu kommen und ein Zwanzigstel mitzubekommen. Auf diese Art ist es nicht möglich, darauf zu warten, daß man hier in der Universitätscarrière sein Glück mache, wenn man nicht dies oder jenes nebenbei ergreift, und da ich nun fest entschlossen bin, keine Art von Nebenämtchen zu übernehmen, sondern meine Kräfte auf einen Punkt zu konzentrieren, auf dem ich etwas zu leisten imstande bin, so bewerbe ich mich um nichts“. Merkel, Jakob Henle, S. 156.

1) Dann, Ascherson und Nicolai waren praktische Ärzte. Dann (gestorben 1851) ist der erste Dozent für Ohrenheilkunde an unserer Universität gewesen, über deren Geschichte er 1834 eine kleine Schrift veröffentlicht hat. — Ascherson (1798—1879), aus Fürth, Sohn eines Kaufmanns, hat sich aus eigener Kraft emporgearbeitet, nachdem er zunächst die Goldschmiedekunst erlernt und 1815 als preußischer Husar den Feldzug mitgemacht hatte. 1824 in Berlin immatrikuliert, 1827 promoviert, habilitierte er sich 1832. Seine Vorlesungen betrafen vornehmlich Toxikologie, Verbandslehre und Akiurgie; seine Arbeiten waren pathologisch-anatomischen Inhalts. Er war einer der angesehensten Ärzte Berlins. — Nicolai (1797—1882) kam als Braunschweiger von dem Collegium Carolinum, war Kreisphysikus des Niederbarnimschen Kreises und dozierte über gerichtliche Medizin, der auch die Mehrzahl seiner mannigfachen Schriften angehört. Bis 1866 wird sein Name in den Listen des Lehrkörpers geführt.

Robert Froriep (geboren zu Weimar am 21. Februar 1804, gestorben ebendort am 14. Juni 1861), der Sohn Ludwig Frorieps, der mit Schmalz als Gesandter von Halle nach Memel gegangen war, dann aber die Tübinger Professur der unsicheren Aussicht in Berlin vorgezogen hatte, kam aus Jena, wo er sich, wie einst sein Vater, 1830 habilitiert hatte. Er war bereits Extraordinarius, als er an unsere Universität übersiedelte, wo er sich zunächst wieder habilitierte, aber schon im Jahr darauf das Extraordinariat erhielt. Hiermit verband er die Stellen als Prosektor an der Anatomie und als Lehrer an der Akademie der Künste. Es waren weniger medizinische als zeichnerische Talente, die ihm die letztere Stellung verschafften, wie er denn überhaupt mehr eine technische als wissenschaftliche Begabung besaß. Dem entsprach es, wenn er 1846 seine Berliner Stellung wieder aufgab und nach Weimar ging, um als Nachfolger seines Vaters, der es ebenso von Tübingen aus gemacht hatte, die Leitung des Landesindustriekontors zu übernehmen, das Bertuch, der Schwiegervater des alten Froriep, gegründet hatte. Seine Wissenschaft gab er darum nicht auf; er hat gerade in Weimar durch eine Reihe anatomischer Publikationen, sowie durch

Phöbus. Schultz. Isensee. Troschel. Mitscherlich.

Isensee und Troschel. Sie alle aber trog die Erwartung.[1] Von den in diesem Jahrzehnt Habilitierten hat nur ein einziger das Berliner Ordinariat erreicht: Karl Gustav Mitscherlich, ein jüngerer Bruder des Chemikers, in dessen Laboratorium, denn er war Pharmakologe, er sich ausgebildet hatte. 1805 in Jever geboren, habilitierte er sich erst 1834, nachdem er bereits mehrere Jahre praktiziert hatte. Seine Bedeutung liegt in der Erkenntnis des chemischen Verhaltens der Arzneistoffe im Körper, die er durch seine Tierversuche begründet und wesentlich gefördert hat; in seinem „Lehrbuch der Arzneimittellehre“ hat er sowohl die fremden wie die eigenen Forschungen, welche er meist in Zeitschriften niedergelegt hat, vereinigt und den Kreisen der medizinischen Welt zugänglich gemacht.[2]

---

eine von seinem Vater begründete Zeitschrift, „Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde“, für die Popularisierung seiner Wissenschaft anregend gewirkt.

Der Bedeutendste aus dieser Gruppe ist Philipp Phöbus (1804—1880). Aus Märkisch-Friedland, Sohn eines Arztes. Ganz in Berlin auf dem Grauen Kloster und der Universität gebildet, hat er Ansehen und Stellung doch erst außerhalb Berlins gewonnen. Er begann als pathologischer Anatom, zog sich aber 1835, obgleich zunächst formell im Lehrkörper bleibend, in die Einsamkeit der Harzwälder, nach Stolberg, zurück, um dort seine toxikologischen und pharmakologischen Studien zu treiben, die seinen Ruhm begründet haben. 1843 als Ordinarius nach Gießen berufen, hat er an der hessischen Universität Jahrzehnte mit rastlosem Eifer und großem Erfolge gewirkt.

1) Auch diese vier waren praktische Ärzte. Schultz (1805—1890), ein Stettiner, Sohn eines Kaufmanns, studierte in Berlin und Halle. Von 1838 bis 1847 Gesandtschaftsarzt in Rom. Seitdem wieder in Berlin, um dessen sanitäre Einrichtungen er sich amtlich und literarisch verdient gemacht hat. Seine zahlreichen Schriften sind meist hygienischer Natur. A. D. B. LIV, S. 242 (Pagel). — Wilde (1801—1851) aus Frankfurt a. O., wieder Sohn eines Arztes, war als Zögling des Friedrich Wilhelms-Instituts zuerst Militärarzt. Sein Fach war die Gynäkologie, der er mehrere selbständige Schriften und Aufsätze gewidmet hat. — Troschel (1805—1867), ein Berliner, war Chirurg und hat durch ein dreibändiges Lehrbuch der Chirurgie 1839/40, sowie als Redakteur der Medizinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen (1843/57) sich einen bekannten Namen gemacht. 1844 erhielt er das Extraordinariat. — Isensee, geboren 1807 zu Cöthen, ist in den Kategorien seiner Wissenschaft schwer unterzubringen. Sein bekanntestes Werk ist wohl die in 5 Bänden erschienene „Geschichte der Medizin, Chirurgie, Geburtshülfe, Staatsarzneikunde, Pharmazie und anderer Naturwissenschaften und ihrer Literatur“. Schon dieser Titel zeigt die Vielseitigkeit des Mannes, von dem sonst noch eine Reihe anderer Schriften, meist geographisch-statistischen Inhalts über die Verbreitung der Krankheiten, z. B. der Cholera, erschienen sind. Er war weit in der Welt umhergekommen, wie seine „Humoristischen Reiseskizzen aus Europa“ 1837, bezeugen. Das Lebensende des nicht unbegabten Mannes ist in romanhaftes Dunkel gehüllt; nach einer Version soll er 1845 im Genfer See ertrunken, nach einer anderen als Leibarzt des Kaisers Soulouque von Haiti gestorben sein.

Kranichfeld.

Nachträglich sei noch des ebenfalls sehr exzentrischen Extraordinarius Friedrich Wilhelm Georg Kranichfeld gedacht (geb. 30. August 1789 zu Hohenfelden in Thüringen), der, 1828 als solcher angestellt, bis 1868 dem Lehrkörper angehört, seine Wirksamkeit aber außerhalb der Universität gefunden hat. Die Fakultät wies seine Gesuche um Beförderung nicht bloß aus Mangel an Bedürfnis, sondern auch wegen seiner geringwertigen Leistungen zurück. Geschrieben hat er genug und über allerlei Gegenstände, pharmakologische und andere. Am bekanntesten ward er durch seinen Kampf gegen den Alkoholismus.

Über alle diese Dozenten vergl. die medizinischen Lexika von Gurlt-Hirsch und Callisen. Verfasser des Artikels über Dann bei Gurlt-Hirsch ist A. Lucae.

2) A. D. B. XXII, S. 22 (Hirsch).

Henle.

Die Aussichtslosigkeit, an der Universität vorwärts zu kommen, hat es offenbar verursacht, daß die Habilitationen in der medizinischen Fakultät ganz ins Stocken gerieten. Nach Mitscherlich hat sich bis 1840 nur noch einer habilitiert, freilich einer, der es wagen durfte: Friedrich Gustav Jakob Henle, Johannes Müllers Landsmann und Lieblingsschüler, sein „Herzens-Henle“, wie er ihn nannte, sein Duzfreund schon von Bonn her, wo er sein bester Schüler gewesen war. Henle war noch vor Müller nach Berlin gekommen, im Sommer 1832, jedoch nur, um das Staatsexamen zu machen, nachdem er im April in Bonn promoviert und mit seinem Lehrer eine Studienreise nach Paris gemacht hatte. Schon im nächsten Jahr aber kam Johannes Müller ihm nach, und als sein Prosektor erhielt Henle 1834 seine erste feste Stellung. Beide wohnten in demselben Hause, und zwar Am Kupfergraben 4 A: Müller in der zweiten Etage, Henle eine Treppe tiefer, als Chambregarnist von Frau Professor Hegel, vielleicht in den Zimmern, die der große Philosoph selbst bewohnt hatte. Drei Jahre später habilitierte er sich, aber nur wenige Semester, vom Sommer 1838 ab, hat er bei uns gelesen; schon Michaelis 1840 ging er, da in Berlin nichts für ihn zu hoffen war, als Ordinarius nach Zürich. Seine große Stellung hat Henle erst an der Georgia Augusta gewonnen, der er bis an seinen Tod treu geblieben ist. Er wäre der einzige gewesen, der Johannes Müller hätte ersetzen können; aber er hat den Ruf, den er nach dem Tode seines Lehrers erhielt, abgeschlagen, kurz bevor die neue Ära das verlorene Verhältnis zwischen Regierung und Wissenschaft wiederherstellte. Möglich, daß die reaktionäre Richtung, welche damals noch nicht völlig überwunden war, ihn von uns ferngehalten hat. Denn die Erinnerungen, die er von Berlin mitgenommen hatte, waren nicht die besten. Erst war ihm die Stellung D'Altons an der Akademie der Künste, wo man ihn haben wollte, durch Froriep entzogen worden; als er dann um die Habilitation einkam, erhielt er statt dessen, nach Prüfung seiner Papiere, als alter Demagog, ein Freiquartier auf der Hausvogtei und als Abschluß einer vierwöchentlichen Untersuchungshaft die Verurteilung zu sechsjähriger Festungsstrafe. Es waren die Jahre, in denen die Demagogenverfolgung aufs neue in Gang kam, weit schlimmer als die erste, bei der mehr gedroht als gestraft worden war. Henles Verbrechen war die Teilnahme an der Bonner Burschenschaft, der er ein kurzes Semester, im Winter 1829 auf 1830 angehört hatte. Ihm selbst hatte die Sache wenig Spaß gemacht; und da auch die Eltern über die Schmisse, die er nach Hause brachte, entsetzt waren und ihn schon als verlorenen Sohn betrachteten, war er nach Heidelberg gegangen, wo er an keine andere Revolution dachte, als an diejenige seiner Wissenschaft, in der er freilich zu den Umstürzlern gehört hat. Als er die Hausvogtei bezog, hatte er bereits einen Antrag als Ordinarius nach Dorpat mit einem Gehalt von 5400 Rubeln in der Tasche. Damit war es nun zu Ende, denn einen deutschen Demagogen konnte man auch in dem Rußland des Zaren Nikolaus

nicht gebrauchen. Dies freilich machte ihm den geringsten Kummer; denn er hatte sich vor dem Rufe, den er kaum hätte ausschlagen können, fast geängstigt. „Unbegrenzt“, schreibt er, „war meine Freude über das traurige Ereignis“. Schlimmer war die Suspension von der Prosektur, wodurch das Gehalt um die Hälfte gekürzt wurde; erst im März 1837 wurde der Hochverräter begnadigt. Dennoch hat die Berliner Zeit zu Henles frohesten Jahren gehört. Die Teilnahme der Freunde, unter denen Alexander von Humboldt der vornehmste, Magnus und Müller ihm die liebsten waren, die Erfolge seines staunenswerten Talentes und vor allem seine elastische, lebensstarke Natur hoben den liebenswürdigen und geistsprühenden Mann leicht über alles Ungemach hinweg.

Müller u. Dieffenbach. Herkunft und Schule.

Müller und Henle, und ihnen gesellt Dieffenbach sind die drei Namen, welche der Berliner Medizin in diesem Jahrzehnt ein neues und bedeutendes Relief gegeben haben. Keiner gehörte der Berliner Schule an; auch Johannes Müller nicht, wieviel er auch von Rudolphi als Anatom gelernt haben mag. Denn seine Universitätszeit hatte er ganz in Bonn verbracht; dort hat er seine Dissertation, die ihn sogleich als Meister der Physiologie erwies, geschrieben, und seinen Bonner Lehrern, einem Walther und Nasse und selbst einem Nees von Esenbeck, hat er sich ebensosehr wie Rudolphi sein Leben lang zu Dank verpflichtet gefühlt. Dieffenbach war zunächst in Königsberg unter Baer und Burdach gebildet; promoviert hat er in Würzburg, wo Döllinger und Schönlein auf ihn einwirkten; nach Berlin kam er nur, um zu kursieren, und hier hat er dann als praktischer Arzt Erfahrungen und Ruhm gesammelt. Im Gegensatz zu den Berlinern stehen die drei auch darin, daß sie nicht, wie die meisten von diesen, Söhne von Ärzten waren. Henle war der Sohn eines begüterten Kaufmanns in Mainz, Müllers Vater ein ehrsamer Schuhmachermeister in Koblenz, und Dieffenbach gehörte einer alten Theologenfamilie an, deren Glieder sich bis ins 16. Jahrhundert, wo sie in der Pfalz saßen, zurückverfolgen lassen. Sein Vater war in Königsberg Gymnasiallehrer gewesen, und dort hat er am 1. Februar 1794 das Licht der Welt erblickt; die Mutter war eine Pommeranerin, eine Tochter Kosegartens, des Dichters. Im übrigen konnte der Gegensatz zwischen ihm und den beiden Rheinländern, besonders zu Johannes Müller, gar nicht größer sein. Müllers Entwicklung verlief ohne Sprung und Spannung, ganz planmäßig und auf das Ziel gerichtet. In kleinen, aber nicht ärmlichen Verhältnissen wuchs er auf. Der Vater konnte ihn auf das Gymnasium bringen, wo Johannes Schulze, der aus Weimar an den Rhein berufen war, sein Direktor wurde. Bemerkenswert ist, daß er so wenig wie Henle von dem Geist der Romantik berührt gewesen ist, der nirgends weniger heimisch war als im Rheinland unter der französischen Herrschaft. Es war eher der Geist von Weimar, der ihm durch Johannes Schulze nahegebracht wurde. Durch ihn wird er zu Goethe geführt worden sein, dessen Poesie und Weltanschauung ihn durch sein Leben hin begleitet haben.

Johannes Schulze war es auch, der die Eltern beriet, als sie den Sohn zur Universität schickten, noch in der Meinung, ihn zum Theologen zu machen, wie es bei seinem Stande Herkommen war. Kaum aber war Müller in Bonn, als er selbst über seine Zukunft anders entschied. „Ich studiere“, erklärte er nach wenigen Tagen, „Medizin. Dann weiß ich doch, was ich habe, und wem ich diene“. Und fortan waren jeder Zweifel und jedes Schwanken für ihn ausgeschlossen. In raschem Lauf erwarb er sich die akademischen Ehren: den ersten Preis 1821; im folgenden Jahr den Doktorhut; 1824 habilitierte er sich, nachdem er in Berlin die Staatsprüfung bestanden; 1827 erhielt er das Extraordinariat und 1830 die ordentliche Professur an der rheinischen Universität. Auch seinen Hausstand hatte er sich bereits 1827 an der Seite einer lieben und guten Frau gegründet. Die Kämpfe blieben auch ihm nicht erspart; denn er war eine scheue, schwerflüssige Natur, trüben Stimmungen leicht ausgesetzt; sie haben ihn mehr als einmal, schon gleich nach der Heirat, und später noch mehrfach, heimgesucht. Aber sie rührten wesentlich von dem Übermaß der Arbeit her, und den Studien gehörten alle seine Leidenschaften.

Müllers Laufbahn in Bonn.

Dieffenbachs Herz kannte andere Stürme; er war auf den Wogen des Lebens weit verschlagen worden, bevor ihn sein Lauf an unsre Universität und an Müllers Seite führte. Auch er hatte, den Überlieferungen seines Elternhauses folgend, als Theologe begonnen und länger dabei ausgeharrt als Müller; in Rostock und dann in Greifswald, der Heimat seiner Mutter, hatte er jahrelang sich der Gottesgelehrtheit beflissen und nahezu ausstudiert, als der Krieg gegen Napoleon ausbrach und ihn unter die schwedischen Fahnen führte. Im Korps Wallmodens, als reitender Jäger, lag er vor Lübeck, focht bei Sehestedt und ist noch mit über den Rhein nach Frankreich gezogen. Im Kriege also hat er zuerst Blut und Wunden gesehen. Wohl möglich, daß diese Eindrücke den Gedanken in ihm erweckt haben, den „blutigen Kampf mit der Krankheit um das Leben“ zu wagen.[1] Als er im Kartätschenfeuer bei Sehestedt einen Freund in seiner Nähe bluten sah, ritt er an ihn heran, um ihn zu verbinden, „da ich“, so schreibt er, „immer Essig und Binden bei mir habe“. Dennoch kehrte er aus dem Kriege noch mit dem Gedanken zurück, Geistlicher zu werden; es scheint sogar, als ob er in Rostock einmal gepredigt hat; um sein altes Studium fortzusetzen, ging er

Dieffenbachs Jugendschicksale.

1) So hat er selbst seine Wissenschaft bezeichnet in seinem „Lehrbuch der operativen Chirurgie“, S. 1: „Die operative Chirurgie ist von allen Zweigen der Heilwissenschaft am meisten geeignet, ihre Jünger zur Begeisterung hinzureißen. Es bebt der fühlende Mensch wohl bei dem Gedanken zusammen, das Messer in eines Menschen Fleisch einzusenken, und das mit kaltem Blut, das Messer hin- und herzubewegen, noch tiefer zu schneiden, dabei von einem blutigen Regen übergossen zu werden, mitten unter den Angstrufen des zu Verstümmelnden, und dabei zu denken und zu fühlen! Die operative Chirurgie ist ein blutiger Kampf mit der Krankheit um das Leben, ein Kampf auf Leben und Tod. Nicht Keckheit und Fühllosigkeit können hier den Sieg verschaffen, sondern Ruhe und Begeisterung, Kenntnisse und Gewandtheit“.

nach Königsberg. Auf der Reise aber änderte er seinen Entschluß. Und kaum war er in der Stadt seiner Geburt, wo er noch Verwandte und manche Beziehungen hatte, eingetroffen, als er sich bei der medizinischen Fakultät einschreiben ließ und damit den Beruf fand, dem auch er fortan mit ganzer Seele angehörte.

Hier gelang es seiner feurigen und kraftvollen Natur bald, sich eine Stellung zu machen. Schon im vierten Jahr seines Studiums wurde er Prosektor mit Gehalt und freier Wohnung. An das Examen aber dachte er noch nicht, er war Student aus voller Seele, ein Turner und Fechter, Reiter und Schwimmer wie kein zweiter, nahm Anteil an der nationalen Bewegung und vertrat die Burschenschaft seiner Universität auf einem der Burschentage in Jena. Da waren es Frauenhände, die in sein Schicksal eingriffen. Zunächst Johanna Motherby, die Gattin eines Arztes, dieselbe Frau, mit der einst Wilhelm von Humboldt ein leichtes Spiel getrieben hatte, und an deren Glut später der ehrliche Ernst Moritz Arndt in dem Sturmjahr 1813 selbst, als er mit Freiherrn vom Stein in Königsberg weilte, sein Herz fast versengt hatte. Jetzt hatte die interessante Frau ihre Augen auf den gut gewachsenen und schönen jungen Mann geworfen, der in dem Hause ihres Gatten verkehrte. Und Dieffenbach ließ sich völlig von ihr fangen. Doch war sie, denn auch er war von heißem Blut, nicht die erste seiner Neigungen. Sie mußte ihn sogar aus fremden Netzen, sehr viel gröber geknüpften, lösen, um ihn für sich zu gewinnen. Und nun übte die Nebenbuhlerin, die Verschmähte, an dem Ungetreuen ihre Rache. Sie hinterbrachte der hohen Polizei und dem akademischen Senat, was sie von den demagogischen Umtrieben Dieffenbachs wußte oder zu wissen vorgab: wilde Worte von Fürstenmord und deutscher Freiheit, die er in vertrauter Stunde zu ihr gesprochen haben sollte; ja sie wollte sogar von einem Mordversuch wissen, den er gegen den Zaren auf dessen Durchreise nach oder von Aachen geplant, und vor dem sie den Bedrohten selbst gewarnt habe. Damit hatte die Dame, deren Vergangenheit keineswegs einwandfrei war, freilich kein Glück; sogar in Berlin fand man darin keinen Anhalt, um Dieffenbach auf die Proskriptionslisten zu setzen, über dem die Königsberger Kollegen und die neue Freundin selbst die Hand gehalten haben mögen.[1] Aber an dem Pregel war ihm der Boden doch zu heiß geworden, und so schied er unter vielen Tränen von der geliebten Frau und wandte sich nach Bonn. Sie hatten den entfernten Ort gewählt, damit ihn nicht etwa die Lust übermanne und er von einer näheren Universität zu ihr zurückeile. Auch dort aber war seines Bleibens nicht. Nach anderthalb Jahren ging er auf Empfehlung von Walther mit einer Russin nach Paris, einer Blinden, bei der er die Stelle eines ärztlichen Reisebegleiters versah. Es war die Witwe des Grafen Rostoptschin, des Brandstifters von Moskau, Barbarenblut, wie ihr Gemahl, ein „blinder Eisbär“ und „alter Teufel“, wie Dieffenbach sie in seinen

1) Ich schöpfe hier aus den Demagogenakten. — Geh. St.-A. Im übrigen vgl. die biographische Skizze in Rohlfs Deutsch. Arch. f. Gesch. d. Med. VI u. VII.

Briefen nennt, die er bald wieder verließ, jetzt mit dem Gedanken, seine Kunst und wohl auch seinen Arm den Griechen in ihrem Kampf gegen die Türken zu leihen. Schon war er in Marseille und im Begriff, sich einzuschiffen, als Frau Johanna auf der Bildfläche erschien und ihn zur Rückkehr bewog. Sie war es dann, die ihn zur Promotion nach Würzburg, zum Kursus nach Berlin und zum Schluß, denn nun hatte sie ihre Ehe mit Dr. Motherby endgültig getrennt, an den Altar brachte. Er heiratete die um mehr als zehn Jahre ältere Frau, welche niemals schön gewesen war, und gründete sich in einer kleinen Wohnung in der Mittelstraße seine Praxis. Das Ende des Romans, eines echten Stückes aus der Romantik jener Tage, war die Hochzeit doch nicht. Im nüchternen Licht des Alltags verschwanden die bunten Bilder, die der Leidenschaftliche sich von der Zukunft an der Seite der Freundin gemacht hatte, und der Abschluß war nach zehn Jahren, in denen Johannas Eifersucht ihm, mit Grund oder Ungrund, das Leben vergällt hatte, die Scheidung.

Dieffenbach und Graefe

Nicht geringer, aber freuden- und ehrenreicher war der Kampf, den Dieffenbach um seine Stellung in der medizinischen Welt Berlins zu führen hatte. Denn hier war er ganz auf die eigenen Füße gestellt, während seine Rivalen, ein Rust, Jüngken und Graefe, durch ihre Ämter die engsten Beziehungen zu Regierung und Gesellschaft hatten. Von ihnen war Graefe weitaus der Bedeutendste. Auch er noch in voller Kraft und ein kühner und glücklicher Operateur, an erfinderischem Geschick Dieffenbach wohl ebenbürtig, auch in den Methoden und Zielen seiner Kunst ihm verwandt, ausgezeichnet als Leiter seiner Klinik durch pädagogisches und organisatorisches Geschick.[1] Der Unterschied zwischen beiden liegt mehr noch in ihren Persönlichkeiten als in ihren Leistungen; wozu man freilich sagen kann, daß gerade die persönlichen Eigenschaften von der Künstlerschaft des Chirurgen untrennbar sind, für den „das Instrument nur die Feder ist, mit welcher er seine Gedanken verzeichnet“. Graefe war der Arzt der vornehmen Welt; in den höchsten Kreisen der Gesellschaft fand er seine Patienten. So war es schon zu der Zeit gewesen, als er dem Fürsten Alexius von Bernburg als Hofarzt diente, nach dessen Namen das schöne Harzbad, das er schuf, benannt ist. Als der König im Jahre 1827 durch einen Fall auf der Pfaueninsel sich schwer verletzt hatte, zog er Graefe heran; und so diente dieser auch den Prinzen des königlichen Hauses. Er war selbst ein vollendeter Hofmann, gewandt und von den feinsten Formen; übrigens als Arzt human, als Lehrer und Examinator gerecht, durchgreifend als Direktor seiner Klinik wie bei der Organisation der Lazarette, gewissenhaft, sorgsam und umsichtig bei der Diagnose, wie bei den Operationen und in jeder Lage des Lebens. Aber er besaß nicht die liebens-

1) Vgl. über Graefe den Aufsatz im Deutsch. Arch. f. Gesch. d. Med. VI, S. 305, sowie, zumal für die Organisation seines klinischen Unterrichts, seinen eigenen Jahresbericht von 1827, ebd. S. 347ff.

würdige, bürgerfreundliche Art, die Hufeland, der sich auf dem Parkett des Hofes gerade so sicher bewegte, stets bewahrt hatte; auch sagte man ihm nach (ähnlich wie Loder), daß er auf Titel und Rang mehr Wert lege, als es seiner inneren Bedeutung entspreche; und über die Höhe seiner Honorare ward vielfach geklagt. Schon bei seiner Berufung, sahen wir, machte er den Hofratstitel zur Bedingung. 1815 erhielt er den noch seltenen Geheimratstitel, den er freilich für seine großartigen Leistungen als Leiter der Kriegslazarette in Torgau und Anklam und 1815 am Rhein wohl verdient hatte. 1825 ließ er sich zum polnischen Edelmann machen (vielleicht weil er in Warschau, als es noch preußisch war, geboren war): der Senat des Königreichs erhob ihn zum Mitglied der Szlachta, und der Zar bestätigte den Adel, der dann auch in Preußen anerkannt wurde.

Das alles fiel bei Dieffenbach fort, obschon dieser nach Herkunft und Gestalt wie in der Sicherheit seines Auftretens mit dem vornehmtuenden Kollegen auch in dessen Kreisen es sehr wohl hätte aufnehmen können. Aber er fühlte sich, wie er sagte, bei den Großen nicht gemütlich. Er, der Freiheitskämpfer, der alte Burschenschafter, blieb der Mann des Volkes, der nicht danach fragte, wie hoch nach Rang und Einkommen die Patienten standen, zu denen er gerufen wurde. Er war der Arzt der Armen, und viele Tausende hat er umsonst behandelt. Seit dem alten Heim war kein Arzt in Berlin populärer gewesen als er. Jedermann kannte das Kabriolett, in dem er in den Vormittagsstunden seine Krankenbesuche machte; wie es die Kinder auf der Straße sangen:

„Wer kennt nicht Doktor Dieffenbach,
Den Doktor der Doktoren!
Er schneidet Arm und Beine ab,
Macht neue Nas' und Ohren".

Er war keineswegs ohne Selbstgefühl, ja man könnte sagen, daß er etwas zu viel und zu entzückt von seinen Erfolgen sprach: ein Ton, den man schon in seinen Jugendbriefen wahrnimmt, und der noch aus seinen Vorträgen am Operationstisch und aus seinen Büchern widerklingt. Aber gerade das Jugendlich-Naive in seinem Benehmen und Auftreten war es, was ihm die Herzen gewann; die Mischung von Kraft und Milde, Ruhe und Energie, das Enthusiastische, Leidenschaftliche, ich möchte sagen das Heldenhafte seiner Natur machten ihn zum Liebling seiner Klienten, wie später seiner Praktikanten und Assistenten: die Eigenschaften, welche ihm schon in der Jugend die Herzen der Frauen wie der Kommilitonen geöffnet, ihn in Krieg und Liebesweh geführt hatten.

Abwehrende Haltung der Fakultät gegen Dieffenbach.

Bei den Kollegen ward es ihm viel schwerer, vorwärts zu kommen, woran zum Teil wohl Eifersucht und Neid gegen den kühnen Operateur die Schuld trugen, der durch seine Praxis größere Erfolge erzielte als alle durch Stellung und offizielle Verbindungen getragenen Ärzte Berlins. 1829 erhielt er eine Abteilung in der

Charité, 1832 gab ihm der Minister ein Extraordinariat, und selbst der Geheimratstitel blieb ihm nicht versagt; aber das Ziel seiner Wünsche, die Klinik, erhielt er, solange Rust und Graefe lebten, nicht. Seine Kuren hatten ihm ein Heer von Patienten gebracht; von überall her kamen Kranke, die bei ihm Heilung suchten; auch im Ausland war sein Name hochberühmt, obgleich er vor seiner klassischen „Operativen Chirurgie", die erst den Abschluß seines Lebenswerkes bildet, wenig veröffentlichte. Aber seine rhinoplastischen Wundertaten und die Schieloperation, die er im Oktober 1839 zum erstenmal durchführte, und die er in der kurzen Zeit, welche ihm noch beschieden war, an 3000 Patienten vorgenommen hat, hatten ihm bereits einen europäischen Ruf verschafft, als er in Berlin noch immer auf die wohlverdiente Anerkennung warten mußte.

Kein Wunder, daß auch sein leichter Sinn und froher Mut allmählich erlahmten, und daß die Vernachlässigung, die er in der Heimat erleben mußte, ihn mit Erbitterung erfüllte. Als im Winter 1840 das Gerücht auftauchte, man wolle dem hoffnungslos erkrankten Rust den Leibarzt Dr. Grimm zum Nachfolger geben, hielt selbst der Kronprinz es für nötig, bei dem Minister für Dieffenbach einzutreten. Denn, wie er schreibt, die Ernennung Grimms würde für jenen das Signal zum Verlassen Berlins sein, und das müsse, es koste, was es wolle, vermieden werden. Er berief sich auf das Verlangen des Publikums, das er selbst teile, Dieffenbach hier in einer fixierten und ehrenvollen Staatsstellung angestellt zu sehen; alle Welt und drei Fünftel aller deutschen Journale würden seinen Abgang als ein Wegjagen ausposaunen; gerade um seinen Freund Rust zu schonen, spreche er so, dessen Ruf ihm am Herzen liege, und der dann als Feind und Verfolger Dieffenbachs im In- und Auslande an den Pranger gestellt werden würde. Jedoch lag der Widerstand weniger bei dem Minister als bei der Fakultät. Als im Sommer Graefe starb, ließ diese sich nicht darauf ein, Dieffenbach zu nennen. Sie benutzte das ihr jüngst in den Statuten gewährte Recht des dreifachen Vorschlages, um Jüngken an erster Stelle und hinter diesem Chelius in Heidelberg und v. Walther in München zu nennen. Dieffenbach, der im September nach Wien ging, wo er seine österreichischen Kollegen durch eine Reihe glänzender Operationen, unter anderen eine rhinoplastische, in Erstaunen setzte und die größten Ovationen erntete, war darüber so ergrimmt, daß er jetzt ernstlich daran dachte, wenn das Vaterland, wie er schreibt, fortfahre, ihn so schnöde und undankbar zu behandeln und ihm keine Klinik gebe, zu Ostern als praktischer Arzt an die Donau zu gehen.

Der Kronprinz tritt für Dieffenbach ein.

So war es allein das Ministerium, dem die Universität die Erhaltung des genialsten Chirurgen, den Deutschland bis dahin gesehen, verdankte. Am 2. Oktober ernannte Altenstein Dieffenbach zum Nachfolger Graefes und übergab ihm die Klinik der Universität, wo er nun erst seine größten Erfolge erringen sollte, bis ihn nach allzu kurzen Jahren der Tod am Operationstisch, wie den Helden

Dieffenbach wird von Altenstein zum Ordinarius ernannt.

auf dem Schlachtfelde, ereilte. Im Oktober starb Rust, und an seiner Statt wurde Jüngken, den die Fakultät von neuem vorschlug, zunächst provisorisch, dann definitiv mit der Leitung der Klinik in der Charité betraut.[1]

Kämpfe der Reformer gegen den Dominat Rusts und der Alten.

Die abwehrende Haltung der Fakultät gegen ein Genie wie Dieffenbach fällt um so mehr auf, als im übrigen die in ihr damals vorwaltenden Elemente gerade den Kampf gegen den Dominat Rusts führten, der jahrelang auf ihrer Entwicklung gelastet hatte. Auch Jüngken und Graefe gehörten zu dieser Partei des Fortschritts, die überhaupt die Majorität der Fakultät umfaßte. Es waren, wie Schönlein an Dieffenbach einmal schreibt, die Jungen gegenüber den Alten, welche durch ihre Stellung und ihre Verbindung mit der Regierung den Fortschritt zu hemmen suchten. Im klinischen Fach hatten jene bereits den Sieg erfochten. Der Tod Bartels' hatte die Krisis gebracht und Schönleins Kandidatur war das Banner gewesen, für das die Reformpartei eintrat. Die Regierung war im Grunde für sie; sie freute sich des frischen Lebens, und in dieser Hoffnung hatte sie schon Müllers Berufung betrieben.[2] Und Müller, der auch in Berlin enge Fühlung mit seinem alten Freund und Gönner, dem Dezernenten für die Universitäten, behalten haben wird, war ganz der Mann dazu, um den Einfluß der alten Herren

---

1) Der eigenhändige Brief des Kronprinzen an Altenstein vom 19./20. Februar 1840 im Geh. St.-A. Rep. 92. Altenstein B. 1. — Die Vorschläge zur Nachfolge Graefes lagen mir nicht vor, doch weist die Fakultät in dem zweiten Antrag vom 10. November 1840, K.-M. IV, 6, V, darauf hin. Es heißt darin: „Im Vertrauen auf die weise Fürsorge Eines Königlichen hohen Ministerii erlaubt sich die unterzeichnete Fakultät für diese Professur als vorzüglich geeignete Lehrer der Chirurgie

1. den Geheimen Medizinalrat und Professor Dr. Jüngken,
2. den Geheimen Hofrat und Professor Dr. Chelius in Heidelberg,
3. den Geheimen Rat und Professor Dr. von Walther in München

Einem Königlichen hohen Ministerio ganz gehorsamst in Vorschlag zu bringen, indem sie sich in betreff der Qualifikation derselben auf ihren ganz ergebenst eingereichten Bericht über die Wiederbesetzung der durch den Tod des Geheimen Medizinalrats und Professors von Graefe erledigten Lehrerstelle im August des Jahres bezieht, in welchem diese Männer auch für die letztgenannte Stelle von ihr in Vorschlag gebracht worden sind, und Ein Königliches hohes Ministerium so inständigst als gehorsamst bittet, die etwanigen Zweifel, ob sie auch befugt sei, für diese . . . . . ihre statutenmäßige Vorschläge zu tun, mit hochgeneigtester Erwägung der Wichtigkeit der Sache und derjenigen persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse, über welche sie sich in demselben Berichte ehrerbietigst auszusprechen Veranlassung nahm, wohlwollend zu beseitigen". Man merkt den Groll, der in diesen Worten noch über die Vernachlässigung ihrer Vorschläge seitens des Ministers nachwirkt. Offenbar hatte die Übergehung derselben zu Weiterungen zwischen Fakultät und Ministerium geführt, die wir nur ahnen können. — Die im Text angeführten Worte Dieffenbachs stehen in einem aus Wien geschriebenen Briefe vom 11. September 1840, „Deutsches Archiv" usw. VI, S. 469.

2) Darüber Henle in einem Brief, den Merkel, S. 102, mitteilt: „Die hohen Beamten hoffen von ihm eine kräftige Erschütterung im akademischen Leben, und namentlich im Studium der Medizin, welches bisher hier so schläfrig und handwerksmäßig betrieben wurde. Seine Kollegen und besonders seine Rivalen fühlen seine Superiorität und bescheiden sich, wenigstens äußerlich. Seine Untergebenen und die jungen Dozenten, die zum Teil von ihm abhängen, können seine Anspruchslosigkeit, seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit nicht genug preisen".

durch die überlegene Kraft seines Wissens und Willens zu brechen. Die Vorwürfe, die er und seine Freunde gegen den herrschenden Betrieb in ihrer Wissenschaft erhoben, gipfelten in der Klage über die Vernachlässigung der Theorie zugunsten der Praxis, die Ersetzung der wissenschaftlichen Forschung durch ein geistloses und handwerksmäßiges Erlernen der Regeln und Rezepte und der Handgriffe im klinischen Unterricht. Neben Müller tritt besonders Schultz-Schultzenstein hervor, der in dem Jahr, als die Berufung Schönleins verhandelt wurde, Dekan war und in einer großen Denkschrift mit gewohnter Lebhaftigkeit, nicht ohne Geist, wenn auch mit fast zu reichlicher Wortfülle, die obwaltenden Mängel schilderte. Die Bevorzugung des klinischen Unterrichts vor den theoretischen Vorlesungen war allerdings, wie Müller in einem besonderen Votum im Anschluß an den Fakultätsbericht an den Minister (27. Februar 1839) hervorhob, in Deutschland allgemein. Nirgends aber war das Mißverhältnis auffälliger als in Berlin, wo die vortrefflich eingerichteten Institute naturgemäß eine große Anziehungskraft auf die Studierenden ausübten: 53 Privatvorlesungen standen 11 Kliniken gegenüber. Dabei waren, wie Müller feststellte, in einem Jahr 816 Anmeldungen für die Kliniken erfolgt und nur 895 für alle möglichen andern Vorträge samt den Sezierübungen und Operationskursen, eingerechnet sogar die Pharmazie und abgerechnet lediglich die Botanik und die rein naturhistorischen Fächer. Die zahlreichen nichtimmatrikulierten Benutzer der Kliniken, die keine Vorlesungen bei der Quästur belegten, meist kursierende Ärzte, waren dabei nicht einmal mitgerechnet. Übertrug man diese Zahlen auf die Durchschnittsziffern der immatrikulierten Mediziner (im Winter 1839 410 (von denen ein Viertel gemeinhin während eines Jahres Anatomie belegte, ein weiteres Viertel, das bereits im vierten Jahr studierte, Kliniken annehmen mußte), so kamen auf die noch übrigen zweihundert nicht weniger als je 8 Meldungen zu Kliniken.

Nicht anders war es bei den Promotionen. Schultz stellte fest, daß unter den 600 Dissertationen, die in den letzten 5 Jahren erschienen waren, nicht mehr als etwa 11 anatomisch-physiologische und 5 chirurgische wissenschaftlichen Wert hätten. Unter diesen, deren Titel und Verfasser er aufzählt, war unter anderen die von Böhm über die Darmdrüsen 1835 und die von Güterbogk über Eiterbildung. Unter 600 Dissertationen fanden sich also **584**, die, wie der Dekan sagte, nicht der Rede wert waren — und dies lauter praktische. Für das Lehrjahr 1837/38 zählte Schultz unter 136 Arbeiten eine rein naturhistorische, 9 anatomisch-physiologische, 4 medizinisch-therapeutische, 3 chirurgisch-operative, 11 chirurgisch-pathologische und **108** praktisch-medizinische. Da auch von den fünf erstgenannten Gruppen eine ganze Anzahl wesentlich praktischen Zwecken diente, so stammten in Wahrheit nur 10 aus dem Gebiet der Theorie, gegenüber 126 der Praxis gewidmeten. Es hatte also, wie Schultz folgerte, unter circa 12 Studierenden nur ein einziger die Tendenz, die praktische Ausbildung durch

die theoretische zu vertiefen. „Daß in Wahrheit“, schreibt er, „die praktische Medizin nur eine angewandte Naturwissenschaft ist, wird hier ganz ignoriert, und man geht gleichsam unbewußt dahin, daß man in der Praxis Kenntnisse anwenden will, die man sich zu erwerben für ganz überflüssig gehalten hat. Es ist gar nicht allein das anatomisch, physiologische und allgemein praktische Studium, was so ganz darniederliegt, sondern man muß fast erstaunen, daß jetzt an die Stelle der soliden naturwissenschaftlichen Pharmakologie ein rein empirisches Studium der sogenannten Pharmakodynamik getreten ist, wobei man auf den unabweisbaren Zusammenhang der Wirkung mit der Stoffbildung und der Verwandtschaft der Stoffbildung mit den Modifikationen der Wirkungen gar keine Rücksicht mehr nimmt“. „Diese Richtung“, schreibt er weiterhin, „führt wirklich zuletzt dahin, diese Studien ganz und gar als überflüssig wegzulassen oder sie doch als einen äußeren Zwang anzusehn, ohne innere Bedeutung für den praktischen Zweck, ein Zustand, der in der Tat schlimmer ist, als er in der Homöopathie nur irgend sein kann, da er unter der Maske von Wissenschaftlichkeit die roheste Empirie Wurzel fassen läßt“. Indem er dann wieder hervorhebt, wie gerade die Verfasser der wenigen anatomisch-physiologischen Dissertationen, von denen er unter anderen die Remaks über die Organisation der Nerven nennt, mit der Wissenschaft fortgeschritten seien, weist er bei den praktischen Arbeiten das Gegenteil nach und bemerkt, daß mit ihrer Dürftigkeit das anmaßende Urteil, das grundlose Rühmen der sinnlichen „sogenannten Erfahrung“ und des „sogenannten Taktes“ Hand in Hand gehe. „Dieses gewaltsame Stehnbleiben und Versteinern in den Flötzschichten der Empirie bringt eben die Kraftlosigkeit gegen das Aufwuchern der Wasserdoktoren, Homöopathen und anderer Quacksalber hervor, und bevor wir als bessere Früchte des klinischen Unterrichts keinen weiterstrebenden Geist in den Dissertationen sehen, glaube ich nicht, daß wir auf eine zeitgemäße Ausbildung unserer jungen Ärzte rechnen dürfen“.

Die Minorität unterließ nicht, auf diese Angriffe, die indirekt sie selbst als bloße Routiniers zu kennzeichnen schienen, aufs kräftigste zu erwidern. Horn zog aus der Tatsache, daß die Clinica so viel besser besucht wären als die Kathedervorträge, die Folgerung, daß die Kliniken in einem blühenden Zustande seien und die Mehrzahl der angehenden Ärzte eben ihretwegen nach Berlin komme, und nicht wegen der theoretischen Vorträge, die sie schon auf andern Universitäten gehört hätten. So sei es überall dort, wo sich Universitäten in großen Städten befänden. Die Annahme Müllers, daß die Dissertationen ein Bild von der wissenschaftlichen Überzeugung ihrer Verfasser gäben, schien ihm durch die Tatsache widerlegt zu sein, daß die Wahl der Themata selten von ihnen selbst herrühre, sondern von ihren Lehrern, daß also die zahlreichen praktischen Dissertationen ein Zeugnis von dem Einfluß gerade der praktischen Lehrer auf die Studierenden böten; abgesehen davon, daß eine Dissertation überhaupt keinen

Maßstab biete, da sie meist im letzten Semester geschrieben würde, also zu einer Zeit, wo ihr Verfasser sich mit praktischen Gegenständen beschäftige. Und wenn die Gegner das Mißverhältnis zwischen dem Besuch der Kliniken und der theoretischen Vorlesungen als eine Erscheinung der jüngsten Zeit darzustellen suchten, wies Rust nicht mit Unrecht darauf hin, daß dies Verhältnis niemals anders gewesen sei; während er die Mangelhaftigkeit der Dissertationen, die er nicht leugnen wollte, nicht sowohl den Schülern, als der Fakultät selbst zuschrieb, die diesen Schlendrian habe einreißen lassen.

Ich weiß nicht, ob man heutzutage in medizinischen Kreisen den Ansichten, oder wenigstens den Argumenten, welche die Reformer vorbrachten, unbedingt beipflichten würde. Vor allem ihre Anschauungen von den „Flötzschichten der Empirie“ und der „sogenannten sinnlichen Erfahrung“ entsprechen wohl nicht so ganz der herrschenden Auffassung; wie ja auch der Unterricht heutzutage mehr noch als damals auf die Ausbildung der praktischen Geschicklichkeit Wert legt. Unzweifelhaft haben die von Schultz vorgetragenen Argumente eine philosophische Färbung und ebenso eine die klinische Schulung vielleicht unterschätzende Tendenz.

Stellung Müllers und seiner Freunde zur Philosophie.

Von neuem machen wir hier die Beobachtung, welche uns schon mehr als einmal entgegentrat: daß nämlich die Grenze zwischen der exakten Forschungsweise, als deren Bahnbrecher Müller gilt, und der von dem Boden der Erfahrung losgelösten Spekulation, der Schultz als Hegelianer gewiß allzusehr ergeben war, nicht so scharf zu ziehen ist, wie es der Folgezeit erschien, in der das spekulative Element nicht bloß der Verachtung und Vergessenheit anheimfiel, sondern auch die Kraft der Spekulation selbst erlahmte — vorzüglich in denen, welche sich in der Ecke ihres empirischen Froschteiches wohl geborgen und als Beherrscher der Situation fühlten, daher auch den Stab über die Verirrungen der Vergangenheit um so leichter brechen konnten. Wenn man von dieser Anschauung aus zwei Lager angenommen hat, deren einem die „Naturphilosophen“, das heißt die Unmodernen, die Vertreter der überwundenen Ansichten, dem andern dagegen die exakten Beobachter und Experimentatoren, die Bahnbrecher, das heißt die unphilosophischen Köpfe, angehört hätten, so ist das eine Konstruktion, welche der Wirklichkeit nicht entspricht und wieder einmal Gegensätze in die abgelaufene Epoche hineinträgt, die in solcher Schärfe niemals in ihr bestanden haben. Wie wenig selbst Männer wie Link und Hufeland, Rust und Rudolphi sich an der Naturphilosophie stießen, zeigte uns bereits die Berufung von Bartels. Auch leugnete keiner von ihnen die Berechtigung der Spekulation an sich. Sie alle, Link sowohl wie Rudolphi, würden dem scharfen Worte beigestimmt haben, das Böckh, als das unphilosophische Zeitalter bereits hereingebrochen war, den Verächtern der Spekulation zugerufen hat.[1] Man pflegt mit Worten der Entschuldigung und des

1) In der Leibniz-Sitzung der Akademie am 6. Juli 1854, bei der Begrüßung Haupts und Kieperts: „Heutzutage freuen sich viele daran, daß, wie sie glauben, das Philosophieren immer

Bedauerns von den großen Medizinern jener Tage, Männern wie Kielmeyer oder Philipp von Walther, Burdach und Döllinger, zu sagen, daß sie sich von den naturphilosophischen Theorien allzusehr hätten anstecken lassen, und mit einem Gefühl der Erleichterung fügt man wohl hinzu, daß sie trotzdem bahnbrechende Gedanken entwickelt hätten. In Wahrheit aber sind gerade die bedeutendsten unter den Naturforschern und Ärzten jener Epoche, die Reformatoren und die Pfadfinder, mehr oder weniger alle Freunde naturphilosophischer Theorien gewesen — von Reil und Kielmeyer ab bis zu Ehrenberg hin; Bähr und Burdach ebenso wie Nasse und Krukenberg, Chelius und Walther, Döllinger, Tiedemann und Carus, und wohin man blicken mag: die Praktiker ebensowohl wie die Theoretiker, und die Chirurgen nicht weniger als die Vertreter der Therapie oder der Biologie. Auch von den Berlinern mehr als einer. So Schönlein. Und nicht zum wenigsten Müller selbst, von dem Du Bois-Reymond, sein Schüler und Biograph, selbst bekennt, daß er bis an sein Ende Vitalist gewesen sei. Wenn Müller die naturphilosophischen Ausdrücke seiner Jugendschriften bereute und Rudolphi dankbar war, weil er ihn von der falschen, sogenannten Naturphilosophie abgelenkt habe, so meinte er damit eben nur die „falsche“, „sogenannte“, und nicht das Philosophieren über die Natur schlechthin. In derselben Zeit, wo er bei Rudolphi arbeitete, hörte er Hegel. „Den Herrn Professor Hegel wollte durch diese Blätter an einen stets dankbaren Zuhörer in schuldiger Ehrerbietung erinnern Dr. Johannes Müller“: so die Aufschrift, mit der er Hegel selbst seine Dissertation übersandt hat[1]; und ich halte es für eine gerade so falsche Interpretation wie die ebengenannte, wenn Du Bois-Reymond die auszeichnenden Worte, welche Müller in seinen Berichten an den Minister aus dieser Zeit über Hegel gebraucht, als diplomatische Wendungen gegenüber dem hohen Protektor der Hegelschen Philosophie erklären möchte: ein Diplomat war Müller überhaupt nicht, am wenigsten in Fragen der Wissenschaft, die er mit religiösem Ernst betrieb; man tut ihm keinen Dienst, wenn man ihm solche Motive unterschiebt. Andererseits muß man sagen, daß Müller auf Hegel keineswegs eingeschworen war. Er war darin ganz der Sohn der Aufklärung, daß er über die Dogmen, auch die der Philosophie, hinaus war; weder Schelling, noch Hegel, noch Giordano Bruno zogen ihn ganz in ihren Bann. Was er in seiner Habilitationsrede über die Stellung der Physiologie zur Philosophie, über das Verhältnis von Idee und Erfahrung und die hinter dem Schein der Dinge ruhende Wahrheit in nicht eben klarer Weise sagt, erinnert von weitem an Hegel, deckt sich aber

---

mehr abnehme, und jubeln darüber, daß die Philosophie bald werde zu Grabe getragen sein: das heißt für mich nichts anderes, als sich darüber freuen, daß das Licht der Menschheit bald werde ausgelöscht sein“.

1) Virchow hat das Exemplar mit dieser handschriftlichen Notiz Müllers gesehen. Siehe seine Gedächtnisrede bei der Totenfeier am 24. Juli 1858, S. 19.

gewiß nicht mit dessen Gedanken. Wenn Müller auf einen Philosophen eingeschrieben werden soll, müßte man wohl am ersten an Aristoteles denken, für den er Zeit seines Lebens eine ungemessene Bewunderung gehabt hat,, und der ja auch mit dem Hegelschen Geiste sehr viel mehr Verwandtschaft hat, als mit der platonisierenden Richtung Schellingscher Naturphilosophie. Man weiß, wie freudig Müller erregt war, als Peters in Genua den glatten Hai wiederfand, der von Aristoteles bereits beschrieben und seitdem der Wissenschaft verloren gegangen war. Niemand scheint mir die philosophische Denkungsart des großen Naturforschers richtiger charakterisiert zu haben als der beste Aristoteleskenner, den die Universität zu seiner Zeit besaß, Adolf Trendelenburg, in den Gedenkworten, die er als Sekretär der Akademie dem Dahingeschiedenen gewidmet hat. „In Johannes Müller", so sagte er, „war das philosophische Studium ein wesentliches Bildungselement seines Geistes. Was er als Naturforscher war, war er nicht trotz der Philosophie, sondern von ihr mit getragen, wie zum Beispiel in seinem bleibenden Werke, der Physiologie des Gesichtssinnes. Den platonischen Konstruktionen der modernen Naturphilosophie hing er nur vorübergehend an, aber er war und blieb ein aristotelischer Geist, aristotelisch in der Strenge der Methode, in der analytischen Schärfe, aristotelisch in der die Welt der Tatsachen durchsuchenden, sichtenden Beobachtung und in der Weite seines wissenschaftlichen Horizontes, aristotelisch endlich in der Auffassung der Prinzipien".

Müllers letztes Ziel.

Die methodische Strenge war es, was Müller zu Aristoteles hinzog, die Objektivität seines Denkens, die den Eindruck der Kälte machen könnte, aber (wie wir es doch wohl auch von dem griechischen Weisen sagen dürfen) aus dem mit Leidenschaft verfochtenen Wahrheitsstreben, dem unhemmbaren Drange nach Erkenntnis entsprang. Eben dies war Müllers Größe. Niemand hat die Gefahren einer ungezügelten Phantasie stärker empfunden als er. Niemand freilich auch mehr die Notwendigkeit, diese Funktion des Geistes in den Dienst der Forschung zu stellen. Und niemand hat wiederum die Wechselwirkung, die zwischen Phantasie und Kritik obwalten muß, energischer betont, als Johannes Müller. Beide Tätigkeiten des Geistes erzeugen zusammen die Kraft und die Kunst der Beobachtung, welche, wie Müller sagt, „schlicht, unverdrossen, fleißig, aufrichtig, ohne vorgefaßte Meinung" ihrem Ziele nachgeht. Unermüdlich sein im Beobachten und Erfahren, darin liegt die Summe seiner Methode und seiner Arbeit. Aber auch die Beobachtung wäre tot, wenn sie nicht getragen würde von dem Willen, bis an die Grenzen des Erkennbaren vorzudringen. Wir erkennen die Analogie zu Ranke. So wie dieser in der Welt der Geschichte die ewigen Gedanken zu entdecken oder zu ahnen suchte, so Johannes Müller in der Welt der Natur. In beiden lebte die gleiche Glut des Forschergeistes, dieselbe Verbindung zwischen einer immer lebendigen, immer neu schaffenden Phantasie und einer in den strengsten Formen gehaltenen Kritik, der gleiche Drang, aus dem Ganzen zu den

Teilen und aus den Teilen zum Ganzen hinzustreben und das Dauernde in der Flucht der Erscheinungen zu erfassen. Religion und Philosophie, verbunden durch Wahrhaftigkeit, sind für beide Anfang und Ende ihres Forscherlebens gewesen.

Müller und Reil.

Von hier aus verstehen wir auch die Leidenschaftlichkeit, mit der Müller in jener Krisis der Fakultät den Kampf gegen die „Empiriker“, die „Kasuisten“, führte. Es galt ihm, für die wichtigste Professur seiner Fakultät einen Mann zu gewinnen, der, wie er in seinem Gutachten schreibt, „als Lehrer zugleich am Krankenbette wie in Vorlesungen einer gediegenen theoretischen Ausbildung Vorschub leistet und Achtung verschafft und auf der Höhe seines wissenschaftlichen Standpunktes mit uns einen Damm gegen die Gefahren dieser auffallend praktischen Richtung bildet“. Es war das Ziel, das auch Reil seiner Tätigkeit immer gesetzt hatte. Der Gegensatz, in dem wir ihn und Hufeland erblickten, kehrt in diesem schweren Konflikte der Alten und der Jungen, der Konservativen und der Reformer, wieder. Ganz ähnlich, wie Reils alter Gegner, schreibt Horn in dem Votum, durch das er den Antrag der Fakultät bekämpfte: „Es ist sehr zu wünschen, daß die praktische Heilkunde, deren letzter und höchster Zweck das Wohl des Kranken ist, nicht, wie es schon so oft zum großen Schaden geschehen ist, durch übereilte Anwendung noch unsicherer Theoreme von dem Wege der rationellen Erfahrung abgeleitet werde. Es erscheint unstatthaft, der Praxis die Theorie aufdringen zu wollen; sie sucht sie von selbst, oft mehr, als zu billigen, und es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Praktiker etwaige neuere Entdeckungen in den Naturwissenschaften in usum konvertieren werden, sobald wirklich eine heilbringende Anwenduug gemacht werden kann“. Müller dagegen weist an der genannten Stelle gerade auf Reils Beispiel hin: „Borchard, P. Frank, Reil“, so schreibt er, „waren auch Praktiker, aber in dem Sinne, wie wir es nötig haben. Und es handelt sich gerade um den Stuhl, auf dem einst Reil ruhmvoll gesessen“.

Wissenschaftliche Stellung und Persönlichkeit Schönleins.

In der Tat schwor Johann Lukas Schönlein ganz zu diesem Programm. Wenn er die pathologische Anatomie als Grundlage jeder Diagnostik und die Medizin nur als einen Teil der allgemeinen Naturwissenschaft bezeichnete, wenn er physiologische und chemische Apparate und Experimente und alle Methoden des Naturerkennens zu Hülfe rief, auf unablässige Beobachtung der Kranken und des Krankheitsprozesses drang, so waren das wahrlich keine originalen Gedanken. Reil hatte nichts anderes gelehrt, und Schönlein war sich des Zusammenhanges mit ihm völlig bewußt; Reil, Autenrieth und Peter Frank waren die Vorbilder, auf die er seine Schüler immer wieder hinwies. Auch darin war er seinem Vorgänger gleich, daß er gern und vielleicht zu sehr generalisierte. Daß er sich dabei nicht selten vergriff, daß sein nosologisches System, wenn es auch manche Irrtümer der Alten beseitigte, sich dennoch nicht durchweg behaupten konnte und die Schüler mehr begeisterte als die Kritiker, war ein Los, das er mehr oder

weniger mit allen Systematikern zu teilen hatte, auch mit Reil: der Ruhm, die Vorwärtsstrebenden, die Befreier zu sein, bleibt ihnen den Spezialisten und den bloßen Praktikern gegenüber dennoch — wenn anders es richtig ist, daß, wer Probleme stellen will, auch den Mut haben muß, einmal zu irren. Es waren Eigenschaften, die ebensowohl auf Erziehung und Charakter wie auf Anlage und Temperament zurückgingen. Schönlein besaß nicht das Großzügige, das Feuer Reils, obschon auch seine Zunge scharf genug stechen und er unter Umständen beweisen konnte, daß „die Bamberger keinen feinen rauchen“. Im ganzen war er doch die ruhigere, behaglichere Natur, ebenso warmherzig, aber liebenswürdiger und humorvoller als der herrische Ostfriese; glänzend als Lehrer, durch den Vortrag, der durch ein vorzügliches Gedächtnis unterstützt war, wie durch die Schärfe seiner Diagnose und die Klarheit seines zusammenfassenden Urteils; und vor allem seinem großen Vorgänger darin gleich, daß auch er ein klarer, freigerichteter und aufrechter Mann war.

Seine Herkunft und Laufbahn vor Berlin.

Er war in ähnlicher Umgebung wie Johannes Müller aufgewachsen, auch er der Sohn eines Handwerkers, eines Seilermeisters in Bamberg (geboren am 30. November 1793), katholisch, wie Müller, aber ebenso wie dieser in einer Atmosphäre groß geworden, in der die dogmatischen Gegensätze der alten Zeit momentan aufgelöst und überwunden waren: unter dem Regime Montgelas', das es einem Hegel möglich gemacht hatte, in der Bischofsstadt an der Regnitz eine politische Zeitung zu redigieren. Diese Eindrücke seiner Jugendjahre haben der Lebensführung und Weltauffassung Schönleins das dauernde Gepräge gegeben. Auf dem Gymnasium in Bamberg, das er 1811 verließ, sowie auf den Universitäten in Landshut und Würzburg fand er denselben Geist, und in seiner Wissenschaft, durch Männer wie Röschlaub, Walther und Döllinger vertreten, die Naturphilosophie, die überhaupt nirgends größeren Anklang fand als in dem Lande, wo Schelling die dominierende Stellung inne hatte. Im Jahre 1816 besuchte er Göttingen und Jena, aber nur auf kurze Zeit, und ohne, wie es scheint, sonderliches Gefallen an dem norddeutschen Leben zu finden; denn er legte in Jena das Gelübde ab, niemals wieder über den Frankenwald zu kommen. So hat er selbst es 24 Jahre später in einem Brief an Dieffenbach bekannt, als er, wie er mit allzu kühnem Bilde sagt, im Begriff war, „den Rubikon, das heißt den Thüringerwald, zu überschreiten“. Schon 1817 habilitierte er sich in Würzburg; 1820 wurde er Extraordinarius und bereits 1824 ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Klinik am Julius-Hospital. In dieser Zeit aber begann der aufstrebende Ultramontanismus den liberalen Geist, der sich in Bayern trotz mancher Anfechtungen bis dahin noch behauptet hatte, zu bedrängen, und er hat es bewirkt, daß Schönlein das Gefallen an seinem Vaterlande verlor. Es gelang seinen Gegnern, an deren Spitze der Leibarzt des Königs, Ringseis, stand, ihn und eine Reihe seiner Kollegen, welche die liberale Partei in Würzburg führten, aus Amt

und Stellung zu bringen. Man mutete ihm 1832 zu, die Stelle eines Kreismedizinalrats in Passau anzunehmen, wobei übrigens, wie er meinte, die Motive weniger noch in religiösem und politischem Haß, als in dem Neide der Fachgenossen an der Münchner Hochschule zu suchen waren. Er lehnte die Versetzung mit der Erklärung ab, daß er beim Lehrfach verharren wolle. Schon damals faßte er den Gedanken, nach Berlin zu gehen, den er seinem alten Schüler und Freund Dieffenbach aussprach.[1] Er konnte sich darauf berufen, daß der allmächtige Rust ihm selbst bei einem Besuch vor einigen Jahren Aussichten darauf eröffnet habe, und meinte, wenn in der Fakultät keine Stelle offen sei, vielleicht mit der Direktion einer Abteilung in der Charité und der Erlaubnis, eine medizinische Klinik eröffnen zu dürfen, beginnen zu können. Als ihn nun im nächsten Jahr die gefürchteten Zwangsmaßregeln wirklich bedrohten, so daß er gezwungen war, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen, wandte er sich an Rust selbst. Er hatte damals bereits eine Einladung nach Zürich erhalten, schrieb aber an Rust, daß er eine Professur auf einer preußischen Universität vorziehen werde. Der Schritt blieb unerwidert, aber leider nicht unbekannt; denn nicht lange darauf las man diese konfidentielle Erklärung entstellt nicht nur in deutschen Zeitungen, sondern auch in den Parteiblättern der Schweiz: wahrscheinlich doch, um Schönleins Lage noch zu verschlimmern und ihm in Zürich einen schlechten Empfang zu bereiten. So hat er selbst es fünf Jahre später Dieffenbach mitgeteilt. Daß die Indiskretion auf Rust zurückzuführen ist, darf natürlich nicht behauptet werden; aber daß politische Rücksichten die abweisende Haltung gegen Schönlein mitbestimmt haben, ist ein Verdacht, dessen man sich kaum erwehren kann.

Es gelang Schönlein jedoch, sich in Zürich als Lehrer und Direktor der Klinik eine ausgezeichnete Stellung zu machen. Sie ward ihm bald so lieb, daß er sie einer Anstellung als Leibarzt des Königs Leopold von Belgien, der ihn zur Konsultation nach Laeken berufen hatte, vorzog. Dennoch erfüllte ihn die Aussicht, die sich ihm durch Bartels' Tod auftat, in dessen Erbschaft eingesetzt zu werden, mit Freude.

Der Kampf um seine Berufung.

Der Kampf setzte unmittelbar nach Bartels' Tod (4. Juni 1838) ein. Schönlein, durch Dieffenbach von allem unterrichtet, war sogleich bereit zu kommen; aber durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hatte er zunächst nicht viel Vertrauen zu der Sache. In der Tat stellten sich von mehr als einer Seite Gegner in den Weg. Auch der Kronprinz griff in den Kampf ein; er arbeitete zugunsten des Leibarztes seiner Frau, des Geheimrats von Stosch, und verhehlte dem Minister gar nicht, daß dies für ihn das leitende Motiv sei. Auf der andern Seite waren die Freunde Schönleins, die an der Universität in der Überzahl waren, nicht

1) In Berlin hatte man schon nach Berends' Tode an ihn gedacht.

müßig. Der Senat, an dessen Spitze wieder Böckh, zum dritten Mal Rektor, stand, trat selbst, wie einst für Hegel, bei dem Minister dafür ein (2. Juli); er begründete den Antrag mit seiner Verpflichtung, für das Wohl der gesamten Universität zu sorgen und mit dem Hinweis auf das verhältnismäßig so geringe Wachstum der medizinischen Fakultät. Die Argumente aber, die er gebrauchte, waren dieselben, die wir bereits kennen gelernt haben: das Überhandnehmen der praktischen Tendenzen und die Vernachlässigung der eigentlich wissenschaftlichen Seite der Medizin zugunsten bloßer Empirie. Nur durch Männer wie Schönlein, Krukenberg und Clarus könne das Bedürfnis der Universität befriedigt werden. „Denn es ist", so heißt es in der Eingabe, „aus allem Angeführten ersichtlich, daß es sich jetzt nicht um die einfache Besetzung des leergewordenen Platzes durch eine ehrenwerte praktische Tüchtigkeit handelt: vielmehr ist die Gelegenheit gekommen, die ernstesten Übel zu heilen, wozu keine Palliative hinreichen. Nur die Berufung einer berühmten auswärtigen Notabilität, welche durch ihre notorische Wirksamkeit für die Universität die Gewähr eines neuen Aufschwungs des pathologisch-therapeutischen Unterrichtswesens gibt, kann vor dem Einreißen noch größerer Übel sichern. Es ist höchst wünschenswert, daß diese Berufung bald erfolge, damit die Stelle schon im nächsten Winter besetzt sei". Am 6. Juli folgte die Fakultät mit ihrem Antrag. Es war das erste Mal, daß sie von dem Vorschlagsrecht, welches die neuen Statuten gewährten, Gebrauch machte. Sie nannte Schönlein an erster, Clarus in Leipzig an zweiter und Nasse in Bonn an dritter Stelle. Von Schönlein, bei dem sie zugab, daß er seinen Ruf durch Schriften noch nicht tief begründet habe, ward doch die anerkannte Schärfe seiner Krankheitsbilder, die Sicherheit seiner Diagnostik und ihre Bewährung durch die Sektion, sowie die geistvolle Auffassung der natürlichen Verwandtschaft der Krankheiten betont. Es ist bemerkenswert, daß Rusts Name unter dem Antrage, der sonst von sämtlichen Fakultätsmitgliedern unterschrieben ist, fehlt.

Senat und Fakultät brachten noch einen andern Punkt zur Sprache, in dem sie Rust gleichfalls zum starren Gegner hatten: die Herstellung der Universitätsklinik, deren Verlegung in die Charité auf besonderes Betreiben von Rust erfolgt war, wie er sich ja auch für die Aufhebung der gynäkologischen Universitätsklinik ausgesprochen hatte. Sie bezeichneten die Verquickung des akademischen Institutes mit der Charitéverwaltung als eine schwere Fessel für die Lehrtätigkeit und das gesamte Wirken des Klinikers der Universität, und als besonderen Nachteil, daß man in der Charité auf die Militärärzte angewiesen sei, die der Universität fremd wären und die Heranziehung von Zivilärzten unmöglich machten. Sie wünschten wenigstens die Zusicherung für den neuen Kollegen, daß ihm eine freie und erweiterte Universitätsklinik wiedergegeben werden solle. Endlich gab die Fakultät für sich allein noch eine Erklärung ab gegen den Ge-

brauch der lateinischen Sprache im klinischen Unterricht. Wenn wir uns erinnern, wie eifrig einst neben Berends ein Hufeland, Rudolphi und alle ihre Kollegen für die Pflege der lateinischen Sprache gesprochen hatten, so tritt uns die Abwandlung der Ansichten und Stimmungen in der Fakultät vor die Augen. Berends' Ruf als klinischer Lehrer hatte nicht zum wenigsten auf seiner Fertigkeit im Lateinsprechen beruht, und ebenso war Bartels mit besonderer Rücksicht auf seine Kenntnis der klassischen Medizin und ihrer Sprache berufen worden. Der Unterschied der beiden klinischen Institute in der Charité hatte bisher darin bestanden, daß Bartels seine lateinischen Vorträge für die jungen Mediziner hielt, die vor der Promotion standen, der Extraordinarius Wolff aber, der selbst Regimentsarzt war, deutsch für die Medicochirurgen und Wundärzte las, ohne übrigens erstere auszuschließen. Jetzt erklärte die Fakultät offen, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache bei klinischen Übungen in der bisherigen Ausdehnung sich nur als Nachteil erwiesen habe, und bat das Ministerium, ihren Gebrauch fortan auf die Krankenberichte seitens der Praktikanten beschränken, den Besuch einer lateinischen Klinik aber nicht mehr als Requisit zur Erlangung der medizinischen Doktorwürde betrachten zu wollen.

Der Konflikt beschäftigte noch Monate lang die Gemüter. Wie sehr, erkennt man aus den Zeitungen, in denen die Parteien den Kampf vor der Öffentlichkeit führten. Seinen Höhepunkt erreichte er erst im Winter, als die Fakultät, am 27. November, anknüpfend an die Danksagung für die Verleihung der Statuten, ihre Vorstellung beim Minister unter scharfen Ausfällen gegen die bisherige Routine erneuerte und noch einmal, und zwar ausschließlich, Schönlein als ihren Kandidaten nannte. Daran knüpften sich die Separatvoten und Denkschriften der beiden Parteien in der Fakultät, an deren Hand wir diese Gegensätze geschildert haben.

Unterdes war Schönlein auch seine schweizerische Professur verleidet worden; denn jetzt war auch in Zürich die kirchliche Reaktion, hier getragen von den unteren Schichten, in den Wirren, die sich an David Friedrich Strauß' Berufung knüpften, mächtig geworden und hatte eine Zeitlang sogar die Existenz der Universität in Frage gestellt. Allgemein war das Vertrauen erschüttert, und Verhältnisse hatten sich gebildet, welche demoralisierend auf Lehrer und Studenten wirkten. So bezeichnete Schönlein in einem neuen Brief an Dieffenbach (vom 27. März 1839) es als seine Pflicht, sich nach einer andern Stellung umzusehen. Nirgends aber, schreibt er, werde er mit größerem Erfolge wirken können, als auf dem klinischen Lehrstuhl der ersten Universität Deutschlands, unter einer Regierung, der die Wissenschaft nicht bloß eine melkende Kuh sei: „Wenn die Regierung mich ruft, werde ich mit Freude folgen". Der Frühling ging vorüber, ehe er von seiner Sorge ganz erlöst wurde. Erst vom 20. Mai datiert seine definitive Einladung, der aber schon längere Verhandlungen und die halboffizielle

Korrespondenz mit Dieffenbach vorangegangen waren.[1] Die Loslösung der Universitätsklinik aus dem Verbande der Charité erhielt Schönlein freilich nicht bewilligt; im übrigen aber kam man seinen Wünschen weit entgegen. Er erhielt zwei große Säle, die jederzeit mit 40 bis 60 Kranken belegt sein würden, und dazu das Versprechen, daß er auch sonst aus dem Krankenbestande der Charité, bezw. aus der Privatpraxis jederzeit 800 sonstige Kranke erhalten werde; so sei es schon bisher gehalten worden; eine bloße Anzeige bei dem Kuratorium habe genügt. Auch über das Verhältnis zu den Ärzten der Charité und dem Kuratorium konnte der Minister Schönlein beruhigen. Es werde keineswegs ein subordiniertes Verhältnis sein; er habe sich nur nach der Hausordnung und den gesetzlichen Bestimmungen zu richten und sei der Sorge für die Ökonomie überhoben. In allem werde dasselbe Verhältnis obwalten, wie in der chirurgischen Abteilung unter Rust. Auch gegen den Wunsch Schönleins, sich der deutschen Sprache bedienen zu dürfen, hatte der Minister im allgemeinen keine Bedenken. Immerhin betonte er, daß die Abfassung einer Krankengeschichte an Stelle einer Prognose am Krankenbett lateinisch bleiben müsse. Motiviert ward dies mit der allgemeinen Verordnung vom 9. April 1832 an sämtliche medizinische Fakultäten des Staates, wonach nur diejenigen Kandidaten zur Promotion zugelassen wurden, welche nachwiesen, daß sie wenigstens ein Semester eine lateinische Klinik besucht hatten. Es geschehe, so heißt es in der Verfügung, um auch von dieser Seite her die Notwendigkeit eines klassischen Gymnasialunterrichts für die praktischen Ärzte geltend zu machen und den Unterschied zwischen dem wissenschaftlichen und einem nur empirisch gebildeten Heilpersonal aufrecht zu erhalten; auch werde dadurch die erforderliche Vorbereitung gegeben für die klinischen Staatsprüfungen, für welche noch die lateinische Sprache vorgeschrieben sei.

Wenn das Eintreffen Schönleins sich dennoch bis Ostern 1840 verzögerte, so lag dies wieder an den Züricher Verhältnissen. Zunächst hatte er dem Bürgermeister Hirzel als Präsidenten des Erziehungsrates das Versprechen geben müssen, seine Antwort so lange zu verschieben, bis die im Großen Rat schwebende Frage,

---

1) K.-M. IV, 6, IV. Ein erster Antrag an den König, von Schulze konzipiert, vom 11. März 1839, trägt den Vermerk: „Cessat“. Er hatte sich auf die Klagen der Fakultät über das Vorwalten der praktischen, roh empirischen Vorlesungen gestützt und auf die in den Journalen zutage getretene öffentliche Meinung. Der zweite Entwurf, vom 8. April, übergeht diese Klagen. Darin werden zunächst die andern Kandidaten genannt: an erster Stelle Clarus, dann, noch vor Nasse, Krukenberg. Von Clarus heißt es, daß er jetzt so wenig zu gewinnen sein werde wie 1828, wo sich der Minister schon vergebens um ihn bemüht habe; Krukenberg scheine der hiesigen Stellung weniger zu entsprechen, sei auch in Halle nicht zu entbehren; Nasse sei schon seit längerer Zeit kränklich, zu alt und in Bonn schwer zu ersetzen. Darum müsse man bei Schönlein bleiben, für den ein Gehalt von 2000 Talern (dieselbe Summe, welche Bartels erhalten hatte,) gefordert wird.

Die genehmigende Kabinettsordre vom 14. April. Dazu noch der Entwurf des ersten Antrages an Schönlein vom 16. April; der vom 20. Mai bezieht sich bereits auf die von Schönlein geäußerten Bedingungen oder Wünsche.

ob die Universität zu erhalten sei, erledigt wäre. Sobald dies zugunsten des Fortbestandes der Universität entschieden war, reichte Schönlein sein Entlassungsgesuch ein und sandte, noch am selben Tage, seine Zusage nach Berlin (2. Juli); unter dem 13. wurde die Bestallung für ihn ausgefertigt. Die Entlassung aber erhielt er erst am 1. Dezember. Ja man wollte ihn sogar zwingen, so lange zu bleiben, bis das Krankenhaus, mit dessen Bau bereits begonnen war, unter seiner Leitung fertiggestellt wäre; und er mußte, da ihm Altenstein dies schlechterdings nicht erlauben wollte, erst mit der gerichtlichen Klage gegen die Züricher Regierung drohen, die der preußische Gesandte in Bern, Herr von Werther, zu unterstützen angewiesen wurde. Erst im Januar 1840 konnte er seine letzte und definitive Erklärung an den Minister abgehen lassen. Eine Erkältung hielt ihn dann noch um einige Wochen auf. Im Februar kam er nach Bamberg, wo er, wie er Dieffenbach schreibt, sich seinen Katarrh unter mütterlicher Pflege auskurieren und als guter Katholik die erzbischöfliche Absolution einholen wolle, um dann getrost dem Heidenlande an der Spree zuzuwandern. Der Aufnahme, die er bei den siegreich gebliebenen Kollegen fand, entsprach der Erfolg bei den Studierenden, die sich bald in Scharen um ihn drängten, und sein Ruf als konsultierender Arzt, der ihm die vornehmsten Häuser öffnete. Auch der Kronprinz, der in eben diesen Wochen zum Thron kam, vergaß bald, daß er zu seinen Gegnern gehört hatte; gerade ihm ist der geistvolle und heitere Süddeutsche, den er zum Leibarzt annahm, bald sehr sympathisch geworden.

So trat die Berliner Medizin in das neue Jahrzehnt ein, das größte ihrer Geschichte, ebensowohl durch das Dreigestirn ihrer Lehrer, Müller, Schönlein und Dieffenbach, an dessen Stelle dann Langenbeck trat, wie durch deren Schüler: Virchow, Helmholtz, Du Bois-Reymond, Remak, Reichert, Brücke und so viele andere, welche ihre Fakultät zur ärztlichen Pflanzschule nicht bloß für Berlin, sondern für alle deutschen Universitäten gemacht und ihren Ruhm über die Erde hingetragen haben.

3. Die Hegelianer und ihre Gegner.

Gabler wird zum Nachfolger Hegels designiert.

„Die Universität von Deutschlands Geist hat den Geist der Philosophie, den mit freier Notwendigkeit gebietenden, verloren“. So lesen wir in einem Brief, den Damerow aus Greifswald auf die erste Kunde von dem Tode Hegels seinem Gönner, dem Geheimrat Schulze, schrieb. Ein Ausspruch, der, wie übertreibend er sein mag, doch die Stimmung kennzeichnet, welche sich der Partei, über die Hegel mit unbedingter Machtvollkommenheit geherrscht hatte, bemächtigte, als er völlig unerwartet aus ihrer Mitte hinweggerissen wurde. Der Eckstein des Gebäudes, dessen Pfeiler und Wölbungen den ganzen Umkreis des Seins und Denkens umfassen sollten, war hinweggebrochen, der Meister, der den Bau erdacht, war dahingerafft, und führerlos stand die Schar seiner Gesellen, die nur nach

seiner Angabe und seinen Maßen zu arbeiten gewohnt waren. In der Einheit der Partei hatte ihre Kraft gelegen, und niemand unter ihnen war darüber im Zweifel, daß sie bewahrt werden müsse. Zumal im Hinblick auf die Regierung, deren Gunst zu erhalten das vornehmste Anliegen sein mußte, schien es unbedingt geboten, eine Persönlichkeit zu wählen, welche die bereits drohenden Differenzen ausgleichen und das System in der Richtung weiterbilden würde, in der Hegel es, zumal in den späteren Jahren, zu erhalten bemüht gewesen war. Wer aber sollte Führer sein? Unter den Berlinern konnte keiner Anspruch darauf machen, weder Hotho noch Michelet, weder Henning noch Gans oder gar Friedrich Förster. Außerhalb Berlins aber war die Partei, auch auf den preußischen Universitäten, erst in ihren Anfängen; sogar an der Heimatsuniversität Hegels, wo sie später eine so große und entschlossene Gruppe von Verteidigern finden sollte, waren kaum die ersten Keime vorhanden. Nur einen gab es unter den Nichtberlinern, von dem man annehmen durfte, daß er die reine Lehre unbedingt behaupten werde; das war der älteste Schüler des Meisters, Georg Andreas Gabler, Schulrektor in Bayreuth, ein Sohn des fränkischen Theologen, der Hegels Kollege in Jena gewesen war. Hegel selbst hatte diesen Erstgeborenen seiner Philosophie vor drei Jahren als seinen Nachfolger designiert und ihn dem Minister als solchen bezeichnet, auf Grund der „Propädeutik der Philosophie“, des einzigen größeren Buches Gablers, von dem ein guter Teil nur ein nicht verdienstloser Kommentar zu Hegels Phänomenologie war.[1] Auch Gabler hatte seine Hoffnung längst auf Preußen gesetzt; denn in der Münchner Atmosphäre, wo, wie er schreibt, der Jesuitenzögling Maillinger sein Auditorium bei den rohen, von den bayerischen Gymnasien entlassenen Horden fand, wo Görres' verworrener Kopf gesucht und Schelling bei seiner jetzigen Richtung ihm ebenfalls nicht günstig war, sah er für sich keinen Platz. Er hatte darum nicht bloß seinem Herrn und Meister, sondern auch dem Minister selbst sein Buch übermittelt, und Altenstein, bei dem Hegel für seinen Schüler warm eingetreten war, hatte ihm alsbald Aussicht gemacht, ihn für Preußen dereinst zu gewinnen.[2] So war es allgemeine Überzeugung, daß kein anderer als Gabler Hegels Nachfolger sein dürfe, und er selbst zögerte keinen Moment, sich als solchen in empfehlende Erinnerung zu bringen. Bereits am 26. November wandte er sich an Herrn von Henning, indem er ihm die Briefe, welche die Wünsche Hegels zum Ausdruck gebracht hatten, übersandte, und fand bereites Entgegen-

1) Nur die Dissertation „De disserendi ratione“, 1824, in der er sich über die Logik, ebenfalls ausschließlich im Hegelschen Sinne, geäußert hatte, ging ihm als philosophische Schrift Gablers voran.

2) Siehe den Dankbrief Gablers an Hegel vom 31. März 1828, Geh. St.-Arch. Rep. 92. Altenstein. 64. G. — Hegel sandte durch Schulzes Vermittlung den Brief an Altenstein, 11. April; ebd. Für die Jahrbücher hatte Gabler mehrere Rezensionen geschrieben, besonders war ihm die Aufgabe einer Anzeige von der 3. Auflage der Enzyklopädie anvertraut worden.

kommen. Die Verhandlungen, welche Henning vermittelte, führten schon im Januar 1832 zu dem Versprechen des Ministers, Gablers Berufung mit einem Gehalt von 1600 Talern in Antrag zu bringen. Auch die Erwählung in die Akademie wurde ihm in Aussicht gestellt.[1]

Der Kronprinz betreibt die Berufung von Steffens.

Schon aber rührten sich von allen Seiten die Parteien, um den wichtigsten Lehrstuhl an der Universität nach ihrem Sinne zu besetzen. Als erster war der Kronprinz auf dem Platz. Sein Kandidat war Henrik Steffens, dessen Berufung nach Berlin er sogar schon in einer Zeit angeregt und beinahe durchgesetzt hatte, als Hegel noch unter den Lebenden weilte und kein Mensch an seinen Tod dachte. Es war aber nichts weniger als das Interesse für die Philosophie, was ihn dabei leitete, sondern seine Motive lagen lediglich in dem kirchlichen Konflikte, den die Unionspolitik seines königlichen Vaters herbeigeführt hatte. Steffens hatte sich in Breslau von dem starksinnigen, aber starren Eiferer für das Luthertum (oder was er dafür hielt), seinem Kollegen an der Universität Professor Scheibel, fortreißen lassen und sich der Opposition der von diesem geführten Gruppe von Fanatikern angeschlossen. Er hatte, als die Regierung mit aller Schärfe vorging und Scheibel, der zugleich Pfarrer an St. Elisabeth war, dieses Amtes entsetzte, als Führer der Gemeinde das Wort ergriffen und eine Reihe von Eingaben teils unterzeichnet, teils selbst verfaßt, in denen das Recht eines freien und eigentümlichen Gottesdienstes außerhalb der Landeskirche in Anspruch genommen war. Dabei war es gar nicht so sehr die orthodoxe Gesinnung und der heiße Pietismus, der Scheibel durchglühte, was Steffens gegen die Regierung so aufbrachte; sondern ihn empörte die absolutistische Härte, die er in dem Vorgehen derselben erblickte. Ja er war mit Scheibel innerlich bereits halb auseinander, als er und seine Genossen vom Ministerium eine Verfügung erhielten, welche ihr Vorgehen als eine Äußerung separatistischen Geistes, ja der Auflehnung gegen die allgemeine Ordnung rügte und ihnen jede Erlaubnis zur Bildung einer altlutherischen Gemeinde untersagte. Hierauf glaubte Steffens nicht anders antworten zu können als durch die Einreichung seines Entlassungsgesuches. Der Regierung war dieser Schritt des alten Patrioten sehr unangenehm, ebensosehr, weil der Ruhm altpreußischer Toleranz dadurch neuen Schaden erlitt, als mit Rücksicht auf die Persönlichkeit Steffens' und seine Wirksamkeit an der Breslauer Universität. Noch bekümmerter als der Minister war der Kronprinz, dessen Kirchenpolitik der herrschenden Richtung schon an und für sich widersprach, und der im Grunde seines Herzens Steffens rechtgab, wenn er auch nicht alle Schritte der Partei, zumal nicht die von Scheibel innegehaltene Richtung, billigte. So war er auf den Gedanken gekommen, Steffens dadurch

---

1) Die ganze Korrespondenz im Geh. St.-A. Rep. 92. Altenstein. 8[d]. Johannes Schulze. 15. (He-Hi).

aus seiner Partei loszulösen, daß man ihn nach Berlin ziehe; schon am 23. September 1831 trug er dem Minister seinen Wunsch vor. Altenstein war nicht ganz ohne Bedenken; die Rücksicht auf Breslau, der Widerspruch, in den sich Steffens zu der Hegelschen Philosophie gesetzt hatte, und besonders die Gehaltsfrage, die bei dem herrschenden Notstande des Universitätsetats unlösbar schien, sprachen dagegen. Andererseits war ihm aber dieser Ausweg, der übrigens auch bei Scheibel (bei diesem freilich vergeblich) versucht ward,[1] doch auch bequem. Steffens selbst hatte noch immer keinen heißeren Wunsch, als nach Berlin zu kommen, und der Kronprinz, der persönlich und durch seinen Adjutanten Graf Groeben mit ihm korrespondierte, war unermüdlich, ihm den Weg dorthin zu ebnen und „den ersten Freiwilligen von 1813“, wie er ihn nannte, Preußen und Deutschland zu erhalten. Sogar die Aussicht, in Berlin sich der unierten Kirche anschließen zu müssen, auf die Altenstein ebenfalls hinwies, schreckte Steffens nicht zurück; er ließ seinen hohen Protektor durch Groeben wissen, daß er den Gottesdienst in der Hauptstadt regelmäßig besuchen werde und sich nur vorbehalte, zweimal im Jahr nach Wittenberg zur Kommunion hinüberzufahren — worauf der Kronprinz nach seiner Kenntnis von Steffens prophezeite, daß diese Kommunionsreisen binnen wenigen Jahren unterbleiben und sich in den kürzeren Weg nach dem Dom oder der Bethlehemskirche verwandeln würden. Dadurch wurde auch der König willfährig, dem der Gedanke, das Nest der Breslauer Häretiker durch ihre Zerstreuung zu zerstören, an sich sympathisch war; und so ward alles aufs rascheste geordnet. Am 8. Februar 1832 ward die Ernennung vollzogen, am 14. der Universität angezeigt. Das Gehalt wurde dem neuen Mitglied unserer Universität — dem Vorgange ganz entsprechend — aus dem Unionsfonds gezahlt.

Die philosophische Fakultät beantragt das Ordinariat für Ritter: ihre sonstigen Wünsche.

Die Fakultät war dabei nicht gefragt worden, obschon sie nicht gesäumt hatte, ihre Stimme in die Wagschale zu werfen und schon 8 Tage nach Hegels Tode dem Minister ihre Vorschläge über die Nachfolge eingereicht hatte.[2] Aber diese waren in einer Weise gehalten, die es uns begreiflich erscheinen läßt, daß Altenstein sich nicht weiter darum kümmerte und dasjenige tat, was ihm, sei es im Sinne der Politik oder der Wissenschaft, zweckentsprechend erschien. Die Fakultät hatte zunächst an einen eigentlichen Ersatz gar nicht gedacht, sondern das Ordinariat für Heinrich Ritter, und zwar einstimmig gefordert, was, wenn kein zweiter Vorschlag erfolgte, einem Verzicht auf die Vertretung der spekulativen Philosophie gleichgekommen wäre. In der Tat aber hatte man nur allerhand Meinungen und Wünsche zum Ausdruck gebracht, ohne einen bestimmten

1) Man wollte ihn in der ernüchternden Luft Halles kalt stellen; er verließ aber Preußen und ging nach Dresden.

2) Beraten am 22. November, mundiert 24., abgegangen 26. November. U.-A. Philos. Fak. Litt. P. Nr. 3. Vol. II.

Antrag zu formulieren. Zunächst waren schon die Ansichten darüber, ob noch ein anderer zu berufen sei, geteilt gewesen. Die Forderung der Nominalprofessuren sprach nicht gegen eine Doppelbesetzung des Fachs, denn darin waren ausdrücklich zwei Professuren für Philosophie enthalten; es wäre ja auch nur die Rückkehr zu dem alten Zustand vor Hegels Alleinherrschaft gewesen, der bis zu Solgers Tod gegolten hatte. Trotzdem wurden in der Sitzung Stimmen dafür laut, daß man eine zweifache Besetzung des Fachs vermeiden müsse, aus den bekannten Gründen, weil man schon zu viel Professoren habe, und weil den jüngeren Lehrern die Aussicht auf Vorwärtskommen durch die Berufung eines zweiten Ordinarius versperrt werde. Diese Partei war freilich nicht durchgedrungen. Für die Neuberufung hatte man wiederum keinen andern Gesichtspunkt gefunden, als den des größten Namens, ganz wie bei den Verhandlungen im März 1816. Wie damals, ward an erster Stelle Schelling genannt. Neben ihm zugleich Gabler und Herbart. Jener als Schüler Hegels. Jedoch wurden ihm auch (man sieht nicht, wodurch der Bayreuther Schulrektor zu diesem Ruf gekommen war) hervorragende Lehrgabe und seinen Schriften Scharfsinn und Darstellungsgabe nachgerühmt; während für Herbart zwar das wissenschaftliche Ansehen hervorgehoben ward, andererseits aber gewisse Zweifel wegen der Unangemessenheit seiner ganzen Richtung und seines Systems ausgesprochen wurden. Auch Steffens' Verdienste waren in Betracht gezogen, seine Geistesgaben, seine Kenntnisse und ganz besonders seine Vortragskunst gerühmt. Dennoch hatte man nicht die Bemerkung gespart, daß er eine Lücke nicht ausfülle, da er Hegels Vorlesungen nicht gelesen habe und Logik, Metaphysik und Rechtsphilosophie nicht im Vordergrunde seiner Interessen ständen. Schließlich verhehlte man dem Minister nicht, daß auch die Frage des Bedürfnisses von seiten der Naturphilosophie in der Fakultät aufgeworfen, gegen diese Meinung jedoch Widerspruch von Lichtenstein, Weiß und den meisten andern erhoben worden sei.

Agitation gegen Gablers Wahl.

Diese Skrupel waren durch die Entschließung Altensteins bald gegenstandslos geworden. Ritter wurde von ihm selbst beseitigt; er glaubte ein Übriges zu tun, als er einen zweiten Antrag der Fakultät, dem Übergangenen vorläufig die Prüfung der medizinischen Kandidaten in dem für sie seit 1826 eingeführten Tentamen philosophicum zu verleihen, erfüllte. Gablers Beförderung jedoch konnte auch er nicht so rasch bewirken, wie er gehofft hatte. Als er im Mai den Antrag stellte (wobei er seiner Ansicht nach alles gesagt hatte, was für den Bayreuther Rektor sprechen konnte), ließ ihn der König Friedrich Wilhelm durch Kabinettsordre zu einem Bericht darüber auffordern, woraus er schließe, daß Gabler sich zu der Stelle vorzüglich qualifiziere, da er doch bisher an keiner Universität gelehrt habe. Wir brauchen kaum zu sagen, woher diese Bedenken stammten: offenbar aus den Kreisen, denen die Hegelsche Philosophie überhaupt verdächtig war. Weder Hengstenberg noch der Kronprinz konnten durch die Aussicht, die

Lehre Hegels an der Universität vertreten zu sehen, angenehm berührt werden. Daß Altenstein das Terrain genau kannte, zeigt ein Brief an Schilden, worin er dem Oberkammerherrn Mitteilung von jener Anfrage machte. „Es ist mir nicht ganz erklärlich“, schreibt er, „was den Zweifel veranlaßt hat, und ob solches wirklich von des Königs Majestät ohne Einwirkung anderer Personen ausgegangen ist. Der Professor Steffens, ein sehr frommer Mann und Gegner der Hegelschen Philosophie, hat mir gesagt, daß Hegel vorzüglich den flachen Rationalismus vernichtet habe. Demohngeachtet könnte es wohl sein, daß ein Angriff gegen Gabler erfolgt sei, um die Hegelsche Philosophie zu verdrängen. Die Geistlichkeit ist aller Philosophie abhold und vorzüglich der schwersten, mit der sie nicht so leicht umspringen kann. Ich werde, ohne mich hierauf einzulassen, möglichst erschöpfend über die Gründe berichten, welche mich zu dem Vorschlag veranlaßt haben, und das weitere der höhern Fügung, die hier gewiß eingreift, anheimstellen. Die Wahl des Nachfolgers von Hegel ist wichtiger als man glaubt, und ohne mir etwas anzumaßen, darf ich wohl behaupten, daß nur sehr wenige es vielleicht besser als ich beurteilen können, was für den preußischen Staat in dieser Beziehung erforderlich ist. Entschuldigen Ew. Excellenz diese etwas unklare Mitteilung gütigst. Es ist mir so sehr wohltätig, mich gegen Sie auszusprechen, daß ich auf Ihre freundschaftliche Nachsicht rechne“.

Der Kronprinz arbeitet für Schelling.

Er sollte aber noch lange warten. Denn nun trat der Kronprinz, durch seinen Erfolg mit Steffens gehoben, mit einem neuen Kandidaten auf, keinem geringeren als Schelling. Seit wann er sich für den Münchener Philosophen engagiert hat, kann ich aus den mir vorliegenden Akten nicht ersehen. 1833 war die Aktion wohl schon im vollen Gange. Sein Unterhändler bei Schelling war Bunsen, der den Philosophen im Sommer 1834 in München persönlich anwarb. Der ihn leitende Gedanke war bereits der gleiche, der nach seiner Thronbesteigung zur Berufung Schellings geführt hat: Berlin zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands zu erheben und alle Koryphäen des deutschen Geistes um den preußischen Thron zu versammeln, um so dem preußischen Staat das Übergewicht in Deutschland zu verschaffen. Auch in der Akademie wollte der Kronprinz Schelling die führende Stellung geben: er sollte Präsident der philosophischen Klasse werden, während Humboldt an die Spitze der naturwissenschaftlichen Klasse treten würde.

Der König vermochte den hohen Phantasien seines Sohnes nicht zu folgen; sie behagten ihm durchaus nicht. Er habe, gestand er Herrn von Schilden, für den Herrn von Schelling nicht die mindeste Vorliebe. Aber der Kronprinz drücke sich über ihn aus wie Friedrich der Große bei seiner ersten Zusammenkunft über Voltaire. Es sei ein wahres Engouement, dessen der Prinz leider nur allzu fähig wäre. Schelling solle nach seinem Willen nicht allein Professor, sondern auch Mitglied des Staatsrats werden, ja noch mehrere andere Stellungen erhalten

(die der König, wie Schilden Altenstein mitteilte, vergessen hatte), alles, um ihm ein hohes Gehalt zu verschaffen.[1] Gerade der letzte Punkt war ja nun das Argument, das am stärksten gegen Schelling sprach; und Altenstein zögerte nicht, es gegen das verwöhnte Münchener Kind des Glückes zu gebrauchen. Unter 4 bis 5000 Talern wäre Schelling — der sich übrigens durchaus nicht abgeneigt gezeigt hatte, dem Ruf zu folgen — in der Tat gar nicht zu haben gewesen. Eine solche Honorierung aber mußte, wie der Minister bemerkte, bei den Berliner Professoren mit ihren dürftigen Gehältern unglaublich entmutigend wirken und gegründete Beschwerden hervorrufen. Auch andere Bedenken machte er geltend: das Alter Schellings, der bereits 61 Jahre hinter sich habe; seine wissenschaftliche Rückständigkeit, für die er sich auf das Urteil eines Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch berief; die Identität mit Steffens, der ihm aber an Tiefe der naturhistorischen Kenntnisse überlegen sei; die Gegnerschaft gegen Hegel, den er mit unwürdigen und wegwerfenden Worten angetastet habe, obschon er, wie ihm nachgewiesen sei, seine Werke gar nicht gelesen habe; ferner das Aufsehen, welches diese Ernennung in weiten Kreisen machen werde; und endlich den Umstand, daß die Verhandlungen mit Gabler schon zu weit gediehen wären, um sie noch abbrechen zu können.

Bemühungen der Freunde H. Ritters.

Auch Ritters Freunde waren nicht still geblieben. Zunächst wiederholte die Fakultät im Dezember 1832 ihren Antrag vom vorigen Jahr, nachdem Steffens selbst sich als inkompetent für die Prüfungen in der Geschichte der griechischen Philosophie erklärt hatte, und beschloß, Ritter nicht bloß um die Teilnahme an dem Tentamen physicum neuerdings zu ersuchen, sondern ihn auch sofort, seinem ausdrücklichen Wunsch entsprechend, zu den Fakultätsprüfungen mit dem Recht eines gutachtlichen Votums heranzuziehen. Als er dann doch nach Kiel abgegeben war, stellte sie, im Dezember 1833, den Antrag auf die Ernennung Gablers, da an Schelling und Herbart gegenwärtig wohl nicht mehr zu denken wäre. Hieran knüpften sich jedoch Meinungsverschiedenheiten, die einen prinzipiellen Charakter annahmen und auf die in der Fakultät herrschenden Gegensätze ein interessantes Licht werfen. Jener Beschluß war nämlich gefaßt worden, ohne daß der Dekan, v. d. Hagen, den Antrag auf die Tagesordnung gesetzt hatte. So waren nur 11 Mitglieder in der Sitzung zugegen gewesen und die Mehrheit, die er fand, gar nicht die der Fakultät. Als daher der Entwurf des Antrages, wie damals noch üblich, zur Einsammlung der Unterschriften in Umlauf gesetzt wurde, erklärten sich die Widersacher Gablers gegen die Gültigkeit des Beschlusses. Tölken trat als Anwalt der Extraordinarien auf, unter denen er Trendelenburg und Michelet besonders hervorhob; Weiß, Lachmann, Bekker und Raumer dagegen sprachen sich für Ritter aus, der sicherlich, wenn man ihn rufe,

1) 10. Februar 1834. Geh. St.-A. Rep. 92. Schilden. VII. 3. H. (Eigenhändiges Mundum).

nach Berlin zurückkommen würde. Der Versuch, den Antrag ganz zu verhindern, mißlang jedoch, und nach stürmischer Verhandlung und wiederholter Abstimmung auch der andere, die Separatvota nachträglich (ohne daß sie in der Sitzung selbst angekündigt waren) dem Ministerium einzusenden. Letzteres erst durch den Widerstand Böckhs, der sich dabei nicht bloß auf den Wortlaut der Statuten berief, sondern sich auch als Gegner der Rückberufung Ritters zeigte. Er hatte die früheren Anträge beide mit vertreten, ja als Dekan sogar darauf angetragen, Ritter bei den Verhandlungen über Promotionen und Habilitationen sofort alle Rechte eines Ordinarius einzuräumen. Aber um ihn wiederzuholen, war ihm der Mann nicht bedeutend genug. Für die historische Seite der Philosophie biete Trendelenburg einen genügenden Ersatz. Ihm schien, gerade der Romantik von Steffens gegenüber, vor allem die Berufung eines zweiten Lehrers der spekulativen Philosophie nötig: „die ich“, so erklärte er, „für das eigentliche Lebensprinzip der gesamten Wissenschaften halte, und ohne welche die Universitäten und die auf ihnen vorzutragenden Disziplinen bald in geistlosem Empirismus versinken werden“.[1]

Der Streit in der Fakultät war noch nicht zum Abschluß gelangt, als der Tod Schleiermachers abermals eine Lücke in die Vertretung der Philosophie an der Universität riß. Und sofort waren die Freunde Ritters dabei, die neue Gelegenheit für sich auszunutzen. Diesmal setzten sie von zwei Seiten den Hebel an. In der Akademie forderten Savigny und Genossen den Entlassenen als Nachfolger Schleiermachers im Sekretariat der philosophischen Klasse; in der Fakultät wiederholte Raumer, dem sich Bekker und die andern wieder anschlossen, den alten Antrag. Aber sie blieben an beiden Orten in der Minderheit, obschon Nicolovius sich zu ihrem Anwalt bei dem Minister machte. Auf die Fakultät machte besonders eine Erklärung Steffens' Eindruck, der zwar gegen einen zweiten spekulativ gerichteten Kollegen nichts haben wollte, jedoch weder Gablers noch Ritters Berufung für angemessen hielt und einen demnächstigen Vorschlag in Aussicht stellte.[2]

Kottwitz gegen Gabler.

Auch die Partei der Evangelischen Kirchenzeitung versuchte noch einen letzten Vorstoß. Sie sandte den alten Gottesstreiter, ihren Baron von Kottwitz, vor. Unter Hinweis auf Hegels Religionsphilosophie, die, von Marheinekes Hand ediert, gerade erschienen war, beschwor Kottwitz noch im Dezember 1839 den König in einem an ihn persönlich gerichteten Brief, keinem Anhänger des Pantheismus

---

1) In dem Separatvotum (11. Februar), das er dem Beschluß der Fakultät, die Proteste der Gegner Gablers dem Minister einzureichen, entgegensetzte, und das dann mit jenen zurückgezogen wurde. U.-A. Phil. Fak. Litt. P. Nr. 3. Vol. II.

2) Nicolovius an Altenstein, 21. Februar 1834. Eigenh. Geh. St.-A. Rep. 92. Altenstein. B. Nr. 30; U.-A. Phil. Fak. S. 7. Vol. I. Ranke an H. Ritter, Sämtl. Werke, Bd. 53 f., S. 274 (undatiert, gehört in 1834).

und der Selbstvergötterung, wie Gabler, den philosophischen Lehrstuhl an der ersten Universität des Landes anzuvertrauen. Altenstein aber wußte auch diesen Streich zu parieren. Zunächst griff er selbst zur Feder, um dem König den Ungrund der Beschuldigung des „heiligen Barons“ gegen Hegel klarzulegen und eben dadurch den Antrag für Gabler zu begründen. Hätte Kottwitz, so schrieb er, Hegel gekannt, wie er in leidenschaftsloser Stille sein mühevolles Leben dem Ringen nach Erkenntnis der Wahrheit und dem Kampf mit den Irrtümern und den Truggestalten des Zeitgeistes gewidmet habe, so würde er ihn nicht angeklagt haben. In seinen Vorlesungen habe Hegel das Christentum gegen alle Angriffe des Rationalismus als die Religion der ewigen Wahrheit siegreich gerechtfertigt und die Übereinstimmung seiner Philosophie mit den Grundlehren des Glaubens (Dreieinigkeit und Menschwerdung, Versöhnungstod und Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des heiligen Geistes, Taufe und Abendmahl) erwiesen; nicht Selbstvergötterung, sondern Demut habe er gelehrt.

Gablers Wohlverhalten; bekommt den Ruf.

Wäre Gabler ein Mann vom Schlage Michelets oder Vatkes gewesen, so wäre es Altenstein wohl schwer geworden, diesen Angriff abzuschlagen. Aber Gabler hatte in der Tat gar nichts mit dem revolutionierenden Element der Hegelschen Philosophie zu schaffen; er hatte wirklich keine andern Gedanken, als die Konkordanz seiner Lehre mit allen konservativen Tendenzen in Kirche und Staat nachzuweisen. Auch hatte der Minister sich nach dieser Seite vorgesehen; er hatte sich einen Brief Gablers verschafft, in dem dieser es als das Ziel der Schule Hegels bezeichnete, nach der Überwindung des Rationalismus, die dem Meister bereits gelungen sei, sein System immer mehr als die wirklich christliche Philosophie darzustellen und „als das höchste, im Christentum bis jetzt errungene philosophische Selbstbewußtsein des Geistes aufzuzeigen“. Dies Schreiben, das Altenstein durch seinen Freund, Herrn von Schilden, dem König überreichen ließ, mag die letzten Bedenken des hohen Herrn gegen den Hegelianer gehoben haben; und da er für Schelling erst recht nichts übrig hatte, so erreichte der Minister endlich das heiß umkämpfte Ziel, das die Nachfolge des Philosophen der preußischen Monarchie nach dem Rechte der Erstgeburt regelte. Am 21. Februar vollzog der König die Bestallung für den Bayreuther Rektor, und schon am 26. konnte der Hochbeglückte dem Minister durch seinen Geheimrat überströmenden Dank sagen; seine liebe Frau hatte ihm das Schreiben mit dem königlich preußischen Amtssiegel auf den Suppenteller unter die Serviette gelegt.[1]

Erstes Auftreten und spätere Wirksamkeit.

In Berlin sah man dem Erben Hegels allgemein mit der größten Spannung entgegen. Kein Auditorium konnte die Menge der Zuhörer fassen, welche Gabler

1) An Johannes Schulze, 26. Februar, auf zwei Schreiben vom 22. und 23. Februar. Auch Henning hatte (am 23. Februar) ihm geschrieben. Geh. St.-A. Rep. 92. Joh. Schulze (Ga.). — Gablers Frau war übrigens, wie dieser schon früher einmal zu erwähnen nicht vergessen hatte, eine Nürnbergerin und Schulfreundin von Frau Hegel.

in der ersten Stunde um sich versammelte; man mußte in die Aula auswandern. Er selbst bestätigte die Erwartungen, die man auf den christlichen Charakter seiner Philosophie gesetzt hatte, durchaus; gleich in der Rede, mit der er sich als Ordinarius habilitierte, stellte er dies als sein Programm auf. Im übrigen enttäuschte er alle, die sich um ihn bemüht hatten, die Herren im Ministerium ebensosehr wie seine Kollegen an der Universität, und nicht weniger die Studenten. Er war wirklich nichts als ein Schulmeister, der sich den Sport leistete, mit einem Dutzend Schüler über Hegelsche Dialektik lateinisch zu disputieren, während er im Kolleg ein halbgefülltes Auditorium und bald leere Bänke vor sich sah. Den Extraordinarien erwies er sich als ganz ungefährlich, abgesehen davon, daß er ihnen den Zugang zum Ordinariat sperrte; die meisten hatten mehr Zuhörer als er. Über Apologie der Hegelschen und der christlichen Dogmatik kam er nicht mehr hinaus. Ihr war das einzige selbständige Werk gewidmet, das er noch veröffentlicht hat, auch davon nur ein erstes Heft: „Die Hegelsche Philosophie, Beiträge zu ihrer richtigen Beurteilung und Würdigung“ (1843), ein Versuch, Trendelenburgs Einwürfe gegen seinen Meister zu widerlegen und dessen System von den Vorwürfen des Pantheismus und Atheismus zu reinigen. So war er nichts als ein Glied in der Phalanx, welche die Schüler Hegels bilden wollten, um die Herrschaft Hegels im Reiche der Gedanken aufrechtzuerhalten und auszubreiten. Er bestätigte dadurch, daß diese Philosophie, wie ihr Schöpfer immer behauptet hatte, gelernt werden konnte, ebensosehr aber auch, daß die Lebenskraft der Ideen nicht durch ihre Wiederholung, sondern erst durch ihre Fortbildung bewiesen wird.[1]

Hegels Nachgelassene Schriften.

Schon aber war der Meister wieder unter seinen Jüngern erschienen, so wie Marheineke bei der Begräbnisfeier in der Aula sein Kommen verkündigt hatte, auferstanden im Geiste. Gleich im Jahre seines Todes hatten sich die Berliner vereinigt, die Werke des Verewigten, sowohl die Vorlesungen als die Bücher und Abhandlungen, die Denkschriften und die Briefe, herauszugeben: an ihrer Spitze Johannes Schulze, der noch in den letzten Jahren bei Hegel gehört hatte, mit ihm Marheineke und Gans, Henning und Hotho, Michelet und Förster. Es war zugleich ein Akt der Pietät gegen die Familie ihres Lehrers; denn das ganze Honorar (15000 Taler) ward ohne Abzug der Witwe Hegels überlassen, die dadurch ihre Söhne erziehen konnte. In wenigen Jahren lag das Werk des Meisters in 17 Bänden vor. Bei ihm aber entsprach der Erfolg ganz der Erwartung; noch bis 1840 erlebten mehrere Teile die zweite Auflage. Wenn der Hegelianismus im Fortschreiten blieb und sich nun gerade außerhalb Berlins weite Provinzen unterwarf, so verdankte er es noch mehr der Stimme des Meisters, der über das Grab hinaus seine Lehre verkündigte, als der Lehrtätigkeit der Schüler.

1) Über Gabler vgl. A. D. B. VIII, S. 29 (Prantl).

Habilitationen von Hegelianern.

Für die Mächtigkeit seiner Ideen zeugte es auch, daß sich in den folgenden Jahren nur Anhänger seiner Philosophie habilitierten. So 1833 Ulrici, 1834, fast gleichzeitig, im Mai und Juni, Werder, Erdmann und George, dann, nach längerer Pause, 1838 Althaus und 1839 Kahle. Sie alle kamen, sei es von der Jurisprudenz oder von der Theologie her, ohne daß ihre philosophische Entwicklung sich durchweg nach ihrem alten Studienkreis gerichtet hätte. Ulrici wenigstens und Werder verließen, wie früher Hotho, ihr trockenes Fachstudium, um sich auf dem Felde Hegelscher Ästhetik anzubauen. Auch

Althaus.

Althaus, der als Pfarrerssohn mit der Theologie in Göttingen, seiner Heimatsuniversität, begonnen hatte, darauf in der rationalistischen Luft Halles von den Naturwissenschaften angezogen war, wandte sich, als er aus der schwankenden Linie seiner Entwicklung durch Hegel in eine feste Richtung gebracht war, mit Vorliebe literarisch-ästhetischen Stoffen zu; während George, der von Schleiermacher zu Hegel hinübergezogen war, zwischen denen hindurch er seinen Weg suchte, fortfuhr, seine theologischen Interessen, gleich seinem Freunde Vatke, in wertvollen kritischen Arbeiten über das alte Israel zu betätigen.[1]

Dem Minister waren es fast schon zu viel Bekenner der Philosophie, deren Begründer er wie seinen eigenen Lehrer verehrt hatte. Die Rücksichten, die er auf die andern Strömungen in der Wissenschaft, wie in der Kirche und dem Staat, zu nehmen hatte, nötigten ihm eine gewisse Reserve auf, um so mehr, je weniger die Schüler durchweg der Linie folgten, welche Hegels Besonnenheit und Vorsicht ein-

Ulrici und Erdmann.

gehalten hatte. Manche brachte er fort, und diese zogen das beste Los. So Ulrici, der schon zu Ostern 1835 nach Halle ging, und Erdmann, der ihm 1836 dorthin folgte. Beide waren von der konservativen Richtung, welche Erdmann in einem langen Leben, geistvoll und tapfer bis ans Ende, behauptete, als der „letzte Mohikaner“, wie er sich selbst, freilich verfrüht, bezeichnet hat; während Ulrici sich bald von dem Lehrer abwandte und ihn am Ende bekämpfte. Wer aber in

George.

Berlin blieb, konnte lange warten. George, der sich bald ganz der Philosophie zuwandte, mußte sich lange Jahre im Gymnasialdienst abquälen, obgleich er sich durch psychologische Studien einen guten Namen erwarb, bis ihn die Flut der Neuen Ära flott machte und auf einen Lehrstuhl in Greifswald brachte.

Werder.

Werder teilte mit Michelet, wie ein Dozentenleben von Jahrzehnten, so das Los, niemals über das Extraordinariat hinauszukommen. Auch in dem Lebensmut

---

1) Vgl. über: Hermann Ulrici (1806—1884) A. D. B. XXXIX, S. 261 (Fränkel); Karl Friedrich Werder (1806—1893) bes. Paul Schlenther, Am Grabe des alten Werder, im Magazin für Literatur, Jg. 62, Nr. 16, S. 249ff.; Joh. Ed. Erdmann (1805—1892) A. D. B. III, S. 389 (Heinze) und den Artikel Benno Erdmanns in den Philos. Monatsheften XXIX (1893), S. 219; Joh. Friedr. Leopold George (1811—1873) A. D. B. VIII. S. 710 (Häckermann); Karl Heinrich Althaus (1806—1886), Ascherson, Urkunden z. Gesch. der Jubelfeier der Univ.

Kahle.

Berlin, S. 248, und Curriculum Vitae in seiner Dissertation; Karl Moritz Kahle (geb. 1806 in Berlin). 1845 ausgeschieden. Seitdem Rechtsanwalt.

(einem rechten Erbstücke ihres Meisters) waren beide einander ähnlich, so fern sie sich sonst in Leben und Wissenschaft stehen mochten. Denn wenn Michelet gern in die Toga des Tribunen gehüllt einherschritt, so fühlte Werder sich in der Hof- und Theaterluft am wohlsten; dort fand er besonders Ansehen und Freunde. Jedoch war auch er nichts weniger als ein Höfling, sondern gerade so ehrlich und freimütig, unbekümmert um Gunst und Ungunst der Mächtigen, wie sein heißblütiger Kollege: er folgte nur seinen innersten Neigungen, wenn er den politischen Regionen, in denen Michelet seinen Standort suchte, fern blieb und sogar die spezifisch metaphysischen und logischen Untersuchungen, mit denen er begann, im Stich ließ, um sich ganz den literarisch-ästhetischen Stoffen hinzugeben. Er war Dichter, und sein „Columbus“, an den er glaubte, wie der Held seines Stückes an das Ziel seiner Fahrt, recht das Symbol seines Wesens und Schaffens. Auch ein Stück vom Schauspieler hatte er in sich, und das Wort von dem Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, gilt auch von ihm. Er war selbst der Rhapsode für die Dramen, über die er las, und die Leitung der königlichen als der nationalen Bühne noch mehr das Ziel seines Ehrgeizes als ein Ordinariat an der Universität. So war auch seine Beredsamkeit, die ihm an den Stellen, wo er lehrte, an der Pepiniere und im Kadettenhause, wie auf der Universität, Tausende begeisterter Hörer zuführte. Die Hegelsche Dialektik diente ihm nur zum Spalier, um das er die bunten Guirlanden seiner Rhetorik wand; und seine Bücher über Hamlet und Macbeth, Wallenstein und Nathan waren nur letzte Niederschriften der Vorlesungen, die er Jahrzehnt um Jahrzehnt wiederholt hatte. Darum geben sie auch nicht das rechte Bild von der Wirkung, die sie gesprochen gemacht haben; denn ihre Gedanken reichen nicht weit in die Tiefe, und selbst die im Druck erstarrte Form vermag nicht den lebensvollen Eindruck wiederzuerwecken, den der Redner durch den Enthusiasmus und die Kunst seines Vortrages hervorrief.[1]

Der Minister pflegte in diesen Jahren die Gesuche um Beförderung mehr als früher den Fakultäten zur Begutachtung vorzulegen; vielleicht doch veranlaßt durch die Bitten, deren wir gedachten. Er durfte es sich gestatten, weil er gewiß war, daß sich seine Gedanken mit denen der Ordinarien begegneten. Denn diese stimmten ganz selten zugunsten der Petenten; wenigstens pflegten sie sich, wenn auch nicht gegen Remunerationen (die sie vielmehr empfahlen), so doch gegen die Beförderung zu sträuben. Ob das Werder oder Keyserlingk, Droysen oder Helwing, Gustav Rose oder Störig betraf, galt ihnen gleich: der Stall war eben schon zu voll, und der Minister zeigte sich immer noch gnädiger als die Fakultäten. Als Werder im Herbst 1835 um ein Extraordinariat einkam, erklärte die

1) Neben Werder darf Heinrich Theodor Rötscher (1802—1871) eine Erwähnung finden, der als Dozent schon früher hätte genannt werden müssen; denn bereits 1830 gab er die Venia docendi, die er 1825 erhielt, wieder auf. Aber seine literarische Stellung gewann er erst Rötscher.

philosophische Fakultät, zum Bericht aufgefordert, ihn zwar einer Unterstützung für ganz würdig, fügte aber ausdrücklich hinzu, der Minister möge dem Bittsteller keine Hoffnung auf Erlangung einer Professur an der hiesigen Universität machen, so lange noch, wie gegenwärtig, sein Fach, gleich den meisten der Fakultäten, so übermäßig stark besetzt sei.

Trendelenburg.

Der einzige, der in diesen Jahren und auf lange hinaus im Fach der Philosophen das Ordinariat erlangte, war ein Gegner Hegels, Adolf Trendelenburg. Dieser brauchte nicht einmal durch das Fegefeuer des Privatdozententums hindurchzugehen, sondern wurde ohne weiteres, 31jährig, im März 1833 Extraordinarius, mit einem Gehalt, welches — ein Wunder in jener Zeit der Not — schon 1835 auf 800 Taler normiert wurde. Um dieselbe Zeit ward er Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die höheren Schulen, womit seine bis dahin sehr kleinen Zuhörerzahlen sofort in die Höhe schnellten, und 1837, als er einen Ruf nach Kiel abgelehnt hatte, trotz Steffens und Gabler, Ordinarius für praktische Philosophie und Pädagogik. Die Erklärung liegt darin, daß Trendelenburg der Erzieher des jungen Karl von Nagler gewesen war, des Sohnes von Altensteins Schwager; er hatte das Patent so gut wie in der Tasche, als er die Stelle in Frankfurt, wo Nagler noch als Gesandter am Bundestage war, übernahm; Altenstein hatte ihm ausdrücklich seine Fürsorge in Aussicht gestellt. Trendelenburg war mit seinem Zögling, der eben sein Examen bestanden hatte, in Paris, als er ein von Güte und Hochachtung überströmendes Schreiben erhielt, in dem ihm der Minister sein Glück persönlich ankündigte, wobei er ihm noch eine Schulratsstelle offen zu halten versprach; schon im Mai konnte der junge Professor seine Antrittsvorlesung halten. Der Boden, dem Trendelenburg entstammte, war der der norddeutschen Aufklärung, die nirgends festere Wurzeln hatte als in seiner holsteinischen Heimat. Seit Generationen hatten seine Vorfahren als Pastoren, Ärzte, Juristen und Pädagogen in den Hansestädten oder unter den Fürstenhäusern an der „Waterkant“ gesessen. Der Vater selbst hatte die Rechte studiert, war dann aber zur Verwaltung übergegangen und dänischer Postkommissarius in Eutin geworden, wo er auf eigenem kleinen Besitz in bescheidenem Wohlstand mit seiner Frau, der Tochter eines Landpredigers (aus Rattkau bei Kiel), ganz der Erziehung seiner Kinder lebte. Es war die Umgebung, in der Johann Heinrich Voß, der 20 Jahre hindurch das Eutiner Gymnasium regierte, seine Luise gedichtet hat; und die Luft, die diese behag-

---

später und außerhalb der Universität; als Theater- und Konzertreferent der Spenerschen Zeitung war er lange Jahre hindurch umworben und gefürchtet. Auch durch eine Reihe dramaturgischer Werke hat er seinen Namen bekannt gemacht. Von Hegel ausgegangen, dessen Auffassung seine erste Schrift (Aristophanes und sein Zeitalter, 1827) trägt, hat er sich auch später zu seinen Schülern gerechnet. Nekrolog in der Spenerschen Zeitung, 11. April 1871; Bursian, Gesch. d. klass. Philol., S. 623; A. D. B. XXIX, S. 380 (E. Schröder).

lichste Dichtung der deutschen Sprache durchströmt, deren Schauplatz der schöne See, an dem Trendelenburg aufwuchs, war die seines elterlichen Hauses; blickt man auf das Jugendbildnis, das seiner Biographie beigefügt ist, so glaubt man in der Tat die Züge des „edlen bescheidenen Walter“ vor sich zu haben. Trendelenburg war kein glänzender Geist, weder rasch noch feurig, noch von reicher Phantasie, sondern so recht der bedächtige Holsteiner, klar und besonnen, gut und tüchtig, festhaltend an der ererbten Sitte und dem Geiste des Hauses, aber doch vorwärts blickend und frei gerichtet, eifrig zu sammeln, zu lernen und zu prüfen, und sich der Väter wert zu zeigen. Als er das Gymnasium besuchte, war hier der Geist der Aufklärung noch ungebrochen; die Romantik hatte, trotzdem Fritz Stolberg und Nicolovius in Eutin geweilt, keinen Zugang zu diesen Kreisen gehabt; der Rektor König war strammer Kantianer und warnte seinen jungen Freund bereits vor Hegel. Kantisch war auch noch die Luft auf der Universität in Kiel, wo Reinhold, einst der Bannerträger des Königsberger Weisen, Trendelenburgs erster Lehrer in der Philosophie wurde. Reinhold aber war schon ins Wanken geraten, und der historisch-kritische Geist eines Dahlmann, dem Trendelenburg sich besonders anschloß, führte diesen noch mehr in eine neutrale Richtung gegenüber den um die Herrschaft streitenden Philosophien der Epoche. Er schloß nicht ab, sondern wollte weiter lernen und prüfen, und sich selbst behaupten. So verließ er die Heimat, ging erst nach Leipzig und von da nach Berlin. Es war alles wohl überlegt und eigener Entschluß. „Es ist folgerecht“, schreibt er dem Vater, „zuerst Hermann zu hören, der mehr an dem grammatischen Grund baut, und dann Böckh, der mehr den Blick auf das historische Resultat der Philologie richtet. Ich hatte gleich anfangs diese Reihenfolge im Kopf. Onkel Trendelenburg in Lübeck billigte sie sehr“. In Bonn, an das er ebenfalls dachte, fand er keine Philosophen, wie er sie suchte, einen Schleiermacher oder Hegel. Letzterem gegenüber bekennt er sich schon als entschiedener Gegner: „Aber der Mann macht Aufsehen, und man sieht auf ihn, wie auf die Spitze unserer Zeit. Da treibt es mich nun, ihn näher kennen zu lernen, um ihn scharf zu prüfen und meine Kraft an ihm zu versuchen“. In Berlin hat Trendelenburg nun aber doch nicht den Kampf mit dem Gewaltigen aufgenommen. Er trat sogar als Mitarbeiter an den Jahrbüchern auf und blieb auch dann, als seine Rezension von Michelets Schrift „Ethik des Aristoteles“ auf Hegels eigenen Betrieb im Redaktionsausschuß zurückgewiesen wurde; erst nach dem Tode Hegels ist er voll in die Schranken getreten, und auch dann mehr gegen die Schüler als gegen den Lehrer. Er war nun einmal nicht ein Mann der Parteiung und des Kampfes. Wie mit Schleiermacher, so hielt er auch mit Böckh Freundschaft, und seine ruhige, zuverlässige, selbständige und gerechte Art gewann ihm hier wie dort die Gunst der Kollegen; sie nahmen ihn, obschon er, wie kein anderer, von oben her oktroyiert war, gern unter sich auf. Kaum einer

hat so oft und so viele akademische Würden bekleidet, und niemand war besser dazu geschaffen als Trendelenburg. Er ist fünfmal Dekan und dreimal Rektor gewesen, und aus dem Senat kam er kaum je heraus. Im Jahre 1846 öffnete ihm die Akademie ihre Pforten, die sich Schelling, wie einst Hegel und Fichte, verschlossen hatten, und schon 1847 wählte seine Klasse ihn zu ihrem ständigen Sekretär. In demselben Jahr übernahm er den Vorsitz in der wissenschaftlichen Prüfungskommission, den er fast ununterbrochen bis 1860 behielt. Den Einbruch des unphilosophischen Zeitalters hat er doch nicht verhüten können. Er so wenig wie andere: obschon er gerade den zentralen Problemen der Philosophie von der Logik her beizukommen suchte. Diese Bewegung trug ihre Kraft, und darum ihr Recht, in sich; sie schob die philosophischen Systeme, auch ohne sie aufzulösen, von sich hinweg. Ja man darf vielleicht sagen, daß Trendelenburg die neue Epoche durch das negierende Element seines Denkens, durch seine historisch-kritische Richtung, die mit Eklektik und Skeptizismus immer Hand in Hand zu gehen pflegte, mit heraufgeführt hat. Aber er hielt dennoch mitten in dem Jubel der neuen, von Philosophie befreiten Generation an dem Glauben fest, daß aus der die alten Systeme zersetzenden historischen Kritik, aus der rast- und rückhaltlos betriebenen empirischen Forschung selbst sich neue, ungeahnte Wege in die Tiefen der Erkenntnis, zu einem einheitlichen Weltbewußtsein hin eröffnen würden.

Neben den ästhetisch-literarischen zeigen besonders die orientalischen und sprachgeschichtlichen Studien in dieser Epoche den Einschlag Hegelscher Ideen. Ihre Vertreter waren teils Philologen teils auch Theologen. Wir bemerkten diese
Pott. Hinneigung zur Spekulation schon bei Bopp. Ähnlich war es bei Pott, Bopps größtem Schüler, der in sechsjähriger, mühevoller Arbeit, während er den bittern Kelch des Privatdozentenlebens unter den drückendsten und niederschlagendsten Umständen leerte, verkannt und selbst verspottet von seinen Fachgenossen, den ersten Band seiner „Etymologischen Forschungen“ ausarbeitete, das Werk, welches ihn unter die Begründer der wissenschaftlichen Sprachforschung erhoben hat. So hat er selbst es gegen Johannes Schulze geklagt, in dem Brief, mit dem er sein Buch überreichte: „die Arbeit, welche ihm“, so schreibt er, „gleichsam zum Danke für viele ihr gebrachte Opfer lange nicht bloß traute Genossin, sondern auch Trostbringerin und Hoffnungsspenderin gewesen“.[1] In Berlin fand er trotz-

1) Am 11. August 1833. „Daß sie nicht alles ist, was sie sein sollte, weiß ich; daß sie dessenungeachtet nicht ohne Frucht geblieben sei, darf ich vorläufig aus Herrn Prof. Bopps gütigen Versicherungen die sicherste Hoffnung schöpfen; daß ihr Gegenstand zu den schwierigsten, dessen Erforschung aber zu den unabweisbarsten Anforderungen unserer Zeit gehöre, fürchte ich nicht von jemand bezweifelt zu sehen, oder wenn dennoch, glaube ich noch genug Mittel zu besitzen, um die Wichtigkeit der Tendenz meines Buches gegen jedermann, und zwar ausführlicher, als dieses selber es versucht, und noch bestimmter zu rechtfertigen. Selbst Philologe, werde ich mich doch stets aufs entschiedenste gegen die Philologie erklären, welche für nichts als Griechen-

dem keine Stelle. Es waren wieder der Minister und sein einsichtsvoller Rat, die ihm den Platz in Halle verschafften, wo nun der geistsprühende und lebensvolle Mann noch jahrzehntelang als einer der ersten Lehrer der Fridericiana glänzen sollte. Übrigens folgte Pott in den Grundfragen und den letzten Problemen der Sprachwissenschaft, zu denen es ihn immer besonders hinzog, doch nicht gerade Hegelschen Ideen, obgleich er Mitarbeiter der Jahrbücher war, sondern richtete sich mehr nach Humboldt hin, dessen Verdienste er auch Zweiflern gegenüber jederzeit hoch gewertet hat.

Überhaupt war es nicht immer die Berliner Philosophie, der die Gruppe dieser Forscher anhing. Röer zum Beispiel, der Indologe, ging von Herbart aus, Röer.
den er in Königsberg gehört hatte, und stellte sich zu Hegel eher in Gegensatz. Er hatte selbst als Philosoph begonnen (1833) und trug, solange er in Berlin war (bis 1838), reine Philosophie vor. Es war die Philosophie der Hindus, welche ihn unter Bopps Leitung zu seinen indischen Studien führte und ihm in englischen Diensten in Kalkutta zu Ansehen und Stellung verhalf.[1] Aber das spekulative Element hing an und für sich mit der Natur dieser Forschungen in der Wurzel zusammen. Beide, die Sprachforscher wie die Orientalisten im engern Sinne, strebten das Urland und die Urzeit der Menschheit zu entdecken. Jene, ursprünglich in der Regel Philologen, wollten fast am weitesten vordringen; mit ihren Wurzelanalysen und ihrer Lautsymbolik suchten sie alle Rassen zu umspannen und die letzten Zusammenhänge des Menschengeschlechts in sich selbst und mit der umgebenden Natur zu ergründen; während die eigentlichen Orientalisten den Schleier von den ältesten Kulturen zu heben und so zu den Uranfängen der Geschichte durchzudringen trachteten. Früher war die Theologie im Alleinbesitz dieser Studien gewesen; noch ihr erster Vertreter an unserer Universität, Bellermann, hatte es vorgezogen, der theologischen Fakultät angegliedert zu werden. Und auch jetzt kamen diese Forscher fast alle von der Theologie her. So Ferdinand Benary, der in Halle, schon bevor er zum Christentum über- F. Benary.
getreten war, unter Gesenius Theologie und Orientalia getrieben hatte und in Berlin durch Altenstein in ein Extraordinariat für alttestamentliche Exegese eingesetzt wurde. Er hielt ganz zu Hegel, mit dessen ergebensten Schülern, einem Hotho und Vatke, er eng befreundet war. Auch er hatte sich indischen Studien zugewandt, und zu seinen semitischen Arbeiten führte ihn mehr die Stellung an der Universität als ursprüngliche Neigung.[2] Ebenso waren Petermann, den Petermann.

---

land und Italien Augen und Ohren hat und mit dem Althergebrachten Götzendienst treibt“ usw. Geh. St.-A. Rep. 92. Schulze. Nr. 28. Eigenhändig. — Über Pott besonders der eindringende Artikel von Georg von der Gabelentz in der A. D. B. XXVI, S. 478. Ferner Rudolf Haym, Aus meinem Leben, S. 99.

1) Johann Heinrich Eduard Röer, 1805 bis 1866. A. D. B. XXIX, S. 42 (Klatt).

2) Über Ferdinand Benary (1805 bis 1880) A. D. B. XLVI, S. 346 (Baentsch). — Auch sein Bruder Agathon Benary (1807 bis 1860), der sich, nachdem er längere Zeit Gymnasial- Ag. Benary.

Schwartze. Neander auf das Armenische hingewiesen hat, und Schwartze[1], dessen Verdienste um das Koptische, mögen sie auch mit Phantastik vermischt sein, unleugbar sind, ursprünglich Theologen. Zu dieser Gruppe können wir wohl auch
Bruno Bauer. Bruno Bauer stellen, dessen Flackergeist anfangs durch Hegel seine Richtung erhielt, danach sich in einer mehr als unzulänglichen Kritik des Lebens Jesu von David Friedrich Strauß gefiel, ohne daß er damit bereits an das Ende seiner in mannigfachen Windungen verlaufenden Lebensbahn und Lebensarbeit gelangt
Nauwerck. wäre; und ebenso Karl Ludwig Theodor Nauwerck, der im April 1836 die Venia docendi für die arabische Literatur erhielt, in der Geschichte der Universität aber, wie Bruno Bauer, uns weniger um seiner wissenschaftlichen Verdienste willen als im Zusammenhang mit der politischen Bewegung interessieren
Schott. wird. Mit Johann Wilhelm Schott[2], der das Chinesische in den Lehrkreis der Universität einführte, erreichten diese Studien schon den Ostrand des Kontinentes, auf dem die Kulturen erwachsen waren, denen sie galten. Es ist nicht der geringste Ruhm unserer Universität, daß sie darin überall den Vortritt gehabt hat. Indem sich diese Disziplinen aus der Umarmung der Theologie lösten, führten sie zu einer weltumspannenden Ausdehnung des Begriffs der Philologie. Um so merkwürdiger, daß die romanischen und englischen, überhaupt die europäischen Sprachen, von der eigenen Nation abgesehen, noch kaum dieser Forschungen für wert gehalten wurden. Wenn die germanische Philologie bereits geschaffen und durch Geister ersten Ranges vertreten war, so verdankte sie es der nationalen Bewegung, die von Anfang an in ihr wirksam war, und auf deren Grund sie geradezu ruhte. Überdies hing sie von früh auf eng mit der klassischen Philologie zusammen, von der sie bei Männern, wie Lachmann und Haupt, fast wie ein Nebenschößling erscheint. Freilich war die Idee der Philologie als solche auch bei den Orientalisten nicht das Maßgebende gewesen, sondern auch ihre Studien ursprünglich, wie die der Germanisten, romantisch gefärbt, wurzelten in Momenten, welche weniger mit der Sprache und der Grammatik als mit der allgemeinen Kulturbewegung, und mehr fast mit der Theologie als mit der Literatur

---

lehrer gewesen, 1839 an der Universität habilitierte, trieb im engen Anschluß an Bopp sprachvergleichende Studien, die er vor allem für die lateinische Sprache fruchtbar machte. Gleich Ferdinand war er ein treuer Schüler Hegels. Über ihn siehe das Programm des Köllnischen Realgymnasiums zu Berlin, 1861; A. D. B. II, S. 314 (Leskien).

1) Moritz Gotthilf Schwartze, geb. am 24. Februar 1802 zu Weißenfels, hatte die Universitäten in Leipzig und Halle besucht; 1834 habilitierte er sich bei uns in der philosophischen Fakultät für allgemeine Religionsgeschichte; August 1844 außerordentlicher Professor der koptischen Sprache und Literatur, starb er nach der Heimkehr von einer Studienreise nach England am 3. September 1848. A. D. B. XXXIII, S. 215 (Siegfried).

2) Schott (1806 bis 1889), habilitiert Dezember 1832; außerordentlicher Professor des Chinesischen und der tartarischen Sprachen 1838; Mitglied der Akademie 1841. Männer der Zeit, Serie II (1862), S. 346; Nationalzeitung vom 23. Januar 1889, Nr. 48; Benfey, Gesch. d. Sprachwiss., passim.

zusammenhingen. Hegel selbst war voll Interesse für den Orient. In seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte umfaßte er diese Gebiete mit besonderer Vorliebe, der freilich die Sachkenntnis nicht entsprach. Man kann aber wohl sagen, daß in dem allgemeinen Interesse, welches die orientalischen Studien in dieser Epoche erweckten, selbst ein politisches Moment mitspielte. In diesen Jahrzehnten, seitdem England Indien erobert und Napoleon den Versuch auf Ägypten gewagt hatte, fielen die Schranken, welche die Politik des Abendlandes und des Orients Jahrhunderte hindurch getrennt hatten, und dehnte sich die abendländische Machtsphäre unaufhaltsam in den Orient aus; und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint der ganze Kreis dieser Studien nur wie eine Widerspiegelung dieser Bewegungen in der politischen Welt: wie dort das politische, so unternahm hier das wissenschaftliche Europa die Eroberung des asiatischen Kontinentes.[1]

Bei alledem nahmen die alttestamentlichen Studien noch immer das Hauptinteresse der Epoche in Anspruch, weil sie doch erst den Schlüssel darboten zu den Rätseln, welche die Ursprünge der eigenen Religion, ihre historische Entwicklung und ihre Zusammenhänge mit der Dogmatik und allen Fragen des Glaubens in sich bargen. Hier ist die Stelle, welche Johann Karl Wilhelm Vatke in dem Leben unserer Universität einnimmt. Vatke, ein Pfarrerssohn, war in der rationalistischen Luft der Provinz Sachsen aufgewachsen; es war schon die seines Vaterhauses gewesen und blieb es auch in Halle, wo er bei Wegscheider und Gesenius seine ersten Semester verbrachte. In Berlin war Vatke von Schleiermacher, bei dem er zunächst Anschluß suchte, bald zu Hegel und Marheineke herübergezogen worden; wie denn der Rationalismus trotz Hegels antipodischer Stellung immer noch die beste Vorfrucht seiner Philosophie war, wenigstens für seine Schüler und Nachfolger, deren extreme Gruppe gerade in Halle ihr Zentrum finden sollte. Später ist Vatke durch die kritische Richtung seines Geistes zu Vatke.

1) Durch Sanskritstudien machte sich auch Karl Gustav Albert Höfer (1812 bis 1885) zunächst einen Namen, der vom Sommer 1838 ab zwei Jahre in Berlin gelesen hat, später aber als Professor an der Universität seiner Vaterstadt Greifswald in einem langen und stillen Gelehrtenleben sehr geschätzte Arbeiten über niederdeutsche Sprache und Literatur veröffentlichte. Er suchte noch fast den ganzen Umkreis der damaligen Philologie zu beherrschen: klassische Studien hatte er unter Schömann, Böckh und Lachmann getrieben, Orientalia unter Kosegarten, deutsche unter Benecke und den Brüdern Grimm, Sanskrit unter Bopp. A. D. B. L, S. 385 (Al. Reifferscheid). — Den Fortschritt dieser Studien auf dem von Bopp gelegten Grunde nimmt man wahr, wenn man Johann Gottlieb Radlofs gedenkt, der von süddeutschen Dialektforschungen aus bereits vor Jakob Grimm die Erscheinungen des Vokalwandels in unserer Sprache erkannt hat. Auch er hat ein paar Jahre (1823 bis 1826) unserem Lehrkörper angehört, freilich ohne irgend eine Wirksamkeit auszuüben; denn nur Mitleid war es, wenn Altenstein dem nicht geistlosen, aber wunderlichen Eigenbrödler, der das Unglück gehabt, als Extraordinarius in Bonn zu erblinden, gestattete, nach Berlin überzusiedeln. Vgl. über ihn und seine Fehde mit Jakob Grimm A. D. B. XXVII, S. 137 (D. Jacoby). Höfer. Radlof.

Kant zurückgeführt worden. In den Jahren aber, wo er sich habilitierte und sein Buch: „Die Religion des Alten Testamentes“ ausarbeitete, das ihn in die Reihe der großen Forscher erhoben hat, war er Hegel noch ganz ergeben. Die Begriffswelt der Hegelschen Philosophie trug er in das Buch hinein, das im übrigen durch die Methode und das Ergebnis seiner Untersuchungen ihrer ganz wohl entraten konnte. Der Begriff des Mythus, der in Hegels Gedankenkreis eine so bedeutsame Rolle spielte, wenn er ihm auch nicht eigentümlich, sondern älter war, nahm auch in Vatkes alttestamentlicher Theologie, wie gleichzeitig in dem Leben Jesu von David Friedrich Strauß, fast eine beherrschende Stellung ein. Er hatte sich dadurch selbst den Weg verbaut oder wenigstens seinen Gegnern die Möglichkeit gegeben, ihn zu bekämpfen. Denn nicht gegen die Kette der historischen Beweise, die für ihre Hände unzerreißbar war, waren ihre Hauptangriffe gerichtet, sondern gegen das Außenwerk, das Vatke aus der Hegelschen Rüstkammer herbeigeholt hatte. Heute ist dieses in Wegfall gekommen, aber die Kraft und Wirkung des Buches ist geblieben; so wie der Jagdfalke erst dann seine Stoßkraft gebrauchen kann, wenn ihm von dem Jäger die Haube abgenommen ist. Kein Geringerer als der Neubegründer der alttestamentlichen Kritik hat dies bezeugt, in dem Brief, mit dem er dem älteren Forscher sein eigenes Werk übersandt hat.[1]

In der Fakultät freilich hatte Vatke seitdem verspielt, um so mehr, als sich in diesem Moment von allen Seiten die Gefahren gegen den eben erst neu errichteten Bau der Kirche und der rechten Lehre erhoben. Es war das Jahr (1835), in dem auch der andere Löwe, David Friedrich Strauß, aus dem Hegel-Hofe ausbrach.[2] Vergebens war der Versuch gewesen, mit verhüllenden philosophischen Formeln den Abgrund zwischen vernünftiger Welterkenntnis und Orthodoxie auszugleichen; umsonst die Ausstoßung des Rationalismus und die Verachtung empirischer Forschung. Weit stärker gewappnet, mit der Kraft historischer Kritik, zur Verteidigung und zum Angriff gleich gerüstet, trat der alte Gegner der überlieferten Lehre der Kirche aufs neue entgegen. „Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen, ein schreckliches Ungewitter wird den Gottlosen auf den Kopf fallen. Denn des Herrn grimmiger Zorn wird nicht nachlassen, bis er tue und ausrichte, was er im Sinne hat: zur letzten Zeit werdet ihr solches erfahren. Wer wollte denn nun schlafen? Wer klug ist, der ist wach. Gott kommt, die Welt zu strafen; zu üben Grimm und Rach an Allen, die nicht wachen, und die des Tieres Bild anbeten samt dem Drachen. Seid wach! Der Löwe brüllt“. Also Hengstenberg in seiner Evangelischen Kirchenzeitung. Keinen Moment hatte er gezögert, den Kampf aufzunehmen. Auch er war ja, wie Tholuck, von dem Alten Testament ausgegangen; und oft genug hatte er sich den Philosophen und

1) Siehe Heinrich Benecke, Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften, S. 612.

2) Worte Karl Hases in einem Brief an Twesten vom 23. Dezember 1835; bei Heinrici, Twesten, S. 428.

allen spekulierenden Theologen gegenüber auf die historische Basis seines Glaubens berufen. Ihm bedeutete dies nichts als die Vergewaltigung der Geschichte, ihre Unterwerfung unter den Zwang des Dogmas, und also ihre Verleugnung. Gerade darum aber sah niemand den Riß deutlicher als er. Auch war er nicht der Mann, um die Dinge an sich herankommen zu lassen. Er hatte schon den Tod Schleiermachers sofort benutzen wollen, um seine noch immer schwankende Stellung in der Fakultät fester zu begründen. Kaum hatte sein großer Gegner die Augen geschlossen, so hatte er bereits die Majorität seiner Amtsgenossen zu dem Antrage an den Minister fortgerissen, dem „seligen Dr. Schleiermacher“ einen Nachfolger zu geben. Es war Hermann Olshausen in Königsberg, auf den seine Wahl gefallen war. Marheineke und Strauß hatten mit unterzeichnet; Neander aber nicht. Und dieser ließ sich nicht überstimmen; er wandte sich persönlich an den Minister, um seinen Kandidaten, den alten Freund August Twesten, durchzubringen, für den eine große Partei innerhalb und außerhalb der Universität, Savigny und Nicolovius voran, arbeiteten, und dessen Wahl auch dem Minister in jeder Hinsicht gerechtfertigt schien.[1]

Berufung Twestens.

So kam Schleiermachers alter Freund und Schüler, der einst als Nachfolger Fichtes auf der Liste der philosophischen Fakultät gestanden, als Professor der Dogmatik an unsere Universität, zu deren ersten Schülern er gehört hatte. Daß Marheineke unter seinen Gegnern war, braucht uns nicht zu verwundern; er fürchtete offenbar, daß die Schleiermachersche Richtung in dem Schüler wiederaufleben würde. Indessen fehlte Twesten das Element, welches in Schleiermacher so stark gewesen war, das des Kämpfers. Auch hatte er von jeher Neigung gehabt, nach rechts abzuschwenken, und die Annäherung Schleiermachers in seinen letzten Jahren an die alten Vorkämpfer des Rationalismus nicht gern gesehen. Darum nahm er zu Hengstenberg von Anfang an eine freundlichere Stellung ein, als Schleiermacher es je gebilligt haben würde. Vatkes kritische Methode war übrigens keinem der Ordinarien nach dem Herzen; und wenn Marheineke bei dem Minister für ihn eintrat, so waren es nicht sowohl die historischen Argumente seines jungen Freundes als die Hegelschen Begriffe des Gesinnungsgenossen in der Philosophie, die er zu seinen Gunsten verwandte. Twesten jedenfalls hatte dafür noch weniger übrig als Neander, den das historische Gewissen zu dem Kritiker hinzog, während jenen gerade die dogmatischen Objekte seines Lehrfachs und seine mehr auf das Praktisch-Politische gerichtete Natur von Vatke hinwegführten: er merkte stärker die Gefahr, die seiner Vermittlungstheologie und dem Bau der Kirche von der Durchschlagskraft des Vatkeschen Buches drohte, als Neander, der von den Kämpfen des Tages in der Abgeschiedenheit seiner Studien nichts vernahm oder vernehmen wollte. Aber für Vatke sich einsetzen konnte und wollte auch Neander nicht, so lieb er ihn persönlich hatte. Er meinte, als

1) Siehe die Akten im Urkb.

er nach langem Zögern sein Urteil über das Buch abgab: „Eigentlich gehören Sie gar nicht zu uns“. Im Ministerium mochte man sich ebensowenig die Finger verbrennen. Was Altenstein und sein Dezernent für Vatkes Beförderung tun konnten, geschah; von allen Seiten holten sie Gutachten ein, um den Widerspruch an den maßgebenden Stellen zu besiegen. Auch gelang es noch, den Ketzer, der übrigens politisch und in jeder sonstigen Beziehung die gemäßigtsten und verständigsten Meinungen vertrat, zum Extraordinarius zu machen. Altenstein wandte dabei die schon bei Gans glücklich geübte Taktik an, eine Abwesenheit des Kronprinzen von Berlin dafür zu benutzen. Gehalt aber war mit der Stelle nicht verbunden. Und seine Existenz konnte sich Vatke nur dadurch sichern, daß er das Glück hatte, in Minna Döring nicht bloß eine liebe, sondern auch eine sehr wohlhabende Frau zu gewinnen: so daß er in seinem Hause in der Leipziger Straße Nr. 2, mit dem herrlichen Garten dahinter, und auf seinem Landsitz in Pankow sich die Dinge mit Ruhe ansehen konnte; Johannes Schulze selbst hatte sich zum Freiwerber bei dem alten Handelsherrn gemacht, dem der arme Schwiegersohn wenig willkommen gewesen war.[1]

Mayerhoff. 1) Vatke ist der einzige von den Theologen, die sich in diesem Jahrzent habilitierten, gewesen, der Berlin dauernd erhalten blieb; alle andern sind bald wieder ausgeschieden. Einer durch den Tod: Ernst Theodor Mayerhoff, geb. 1806 zu Neu-Ruppin als Sohn eines Uhrmachers, in Berlin gebildet, im Sommer 1831 habilitiert; 1837 gestorben. Theologisch und philosophisch, auch philologisch vielseitig beschlagen, hat er eine Reihe kirchenhistorischer und exegetischer Arbeiten veröffentlicht; auch eine Übersetzung der Poesien Tegnérs und einer Geschichte der schwedischen Kirche stammen von ihm. — N. Nekr. d. D. Jg. XV (1837), Tl. 2.

K.P.L.Neumann. Auch Karl Paul Ludwig Neumann, geb. in Breslau 1809, der von 1834 bis 1837 Exegese des Neuen Testamentes lehrte, ereilte ein früher Tod, jedoch nicht mehr als Berliner Dozenten; auf der Rückkehr von Rio de Janeiro, wohin er als Prediger der evangelischen Gemeinde gegangen war, hatte er das Unglück, vor der Landung angesichts der heimatlichen Küste zu ertrinken (1844). — Ascherson, Urkunden, S. 221.

Hasse. Zu Marheineke hielt Friedrich Rudolf Hasse (1809 bis 1862), ein Dresdener, der von Leipzig nach Berlin gekommen war. Sein Fach war Kirchengeschichte 1836 kam er als Extraordinarius nach Greifswald. — Herzogs Realenzykl., VII³, S. 472 (Krafft).

Vogt. Ihm folgte dahin ein Jahr später Karl August Traugott Vogt (1808 bis 1869) habilitiert August 1830, der Schleiermacher in seinen letzten Jahren nahe stand und nach seinem Tode Prediger an der Dreifaltigkeitskirche wurde. In wenigen Schülern Schleiermachers ist so, wie in Vogt, das freie, feinsinnige und humane Element seines Geistes ausgeprägt gewesen. Seine literarische Produktion war nicht bedeutend, aber die Liebenswürdigkeit und Innigkeit seiner Natur hat jeder dankbar empfunden, der ihm nahegetreten ist. — Allg. Evang.-Luther. Kirchenztg., Jg. 1869.

Philippi. In Friedrich Adolf Philippi (1809 bis 1882) und Friedrich Anton Löwe (geb. 31. Januar 1812) erhielt die Fakultät wieder, wie in Neander und Benary, zwei Mitglieder jüdischer Abkunft. Philippi war Berliner, Sohn eines Wechselmaklers; Löwe, ebenfalls Sohn eines Kaufmanns, stammte aus Neanders Heimatsstadt und war, wie dieser, auf dem Johanneum erzogen. Philippi begann als Philologe, erfuhr aber bereits, bevor er zum Christentum übergegangen war, Neanders Einfluß. Nachdem er mehrere Jahre als Pädagoge gewirkt hatte, zuletzt am Joachimsthalschen Gymnasium, das er als Schüler besucht hatte, warf er sich ganz auf das

Es wäre Vatke wohl leicht geworden, eine Stellung zu gewinnen, wenn er sich entschlossen hätte, in die philosophische Fakultät überzugehen. Und kluge Freunde rieten es ihm; so Eduard Gans, mit dem Vatke gern verkehrte; wie auch Neanders Wohlwollen sich in dieser Weise äußerte: während andere Kollegen, Kampfgenossen, wie die Königsberger Freunde Peter von Bohlen, der in demselben Jahre seine den Vatkeschen verwandten Studien über die Genesis herausbrachte, und Rosenkranz, ganz dagegen sprachen[1]. Es war die Art, wie Gans selbst sich in der Balance hielt. Mit erstaunlicher Dialektik verstand er es, die heikelsten Themata anzuschneiden, ohne je (denn zum Märtyrer war er, er selbst gestand es, nicht gemacht) aus den Schranken der Konvenienz herauszugehen. Niemand hatte größere Erfolge auf dem Katheder als er in seinen öffentlichen Vorlesungen; 900 Zuhörer und darüber zählen seine Listen. Er sprach in der Aula, und sein Auditorium setzte sich aus allen Ständen zusammen; wie bei Humboldt und einst bei Niebuhr saßen Offiziere und Geheimräte unter den Studenten. Freilich waren das keine juristischen Kollegia, die auch bei ihm nicht übermäßig besetzt waren, und worin

Gans' öffentliche Vorlesungen.

theologische Studium, habilitierte sich im November 1837, kam Michaelis 1841 nach Dorpat und zehn Jahre später nach Rostock. Er war auch als Christ ein Mann des Gesetzes; von durchgreifender Energie, ebenso der Feder mächtig wie des Wortes auf Katheder und Kanzel, ein Eiferer für das starre Luthertum und eine Säule der orthodoxen Kirche, sowohl in den baltischen Provinzen, wie später in Mecklenburg. Sein bedeutendstes Werk ist die mehrfach aufgelegte, zuerst in neun Bänden erschienene „Kirchliche Glaubenslehre“ (1854 bis 1879). A. D. B. XXVI, S. 73 (Philippi); Herzogs R. E., XV³, S. 316. — Löwe war nur ein halbes Jahr in der Fakultät, von Ostern bis Michaelis 1837. Auch er vertrat das strenge Luthertum; sein Interesse war Apologie und Mission, sein Sinn praktisch-politisch gerichtet und seine Begabung dementsprechend journalistisch gefärbt. Als Lehrer an Missionsschulen und Redakteur einer religiösen Wochenschrift wie durch manche Gelegenheitsschriften hat er sich in einem unruhigen Leben bekannt gemacht. 1863 ist er mit seiner Frau von Hamburg nach deren Heimatsstadt Zürich gezogen; sein Todesjahr ist nicht festgestellt. Schröder, Lex. d. hamburg. Schriftst. IV, S. 525.

Wilhelm Heinrich Erbkam (1810 bis 1884) war von Haus aus zum Theologen berufen. Seine Mutter war eine geborene Sack, und bei dem Onkel, dem Bonner Professor, begann er die Studien; doch hatten fast mehr Einfluß auf ihn Bleek und Nitzsch, und darauf in Berlin Schleiermacher, Neander und Marheineke. So gewann er die mittlere Linie, die er im Leben eingehalten hat. Seine akademische Laufbahn, die er 1838 begann, war langsam genug. Im März 1847 erst Extraordinarius geworden, kam er noch in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft nach Königsberg, wo er erst im Sommer 1855 das Ordinariat erreichte. Er war kein Mann der Partei, obschon er sich dem Kampf seiner Kirche nicht ganz entzog, sondern vor allem ein Gelehrter, dessen vielseitige und eindringende Forschungen über die protestantischen Sekten seinen Nachfolgern dieser Studien von Wert geworden sind. A. D. B. XLVIII, S. 388 (Achelis.); Herzog, V, S. 448. Erbkam.

Endlich bekam die Fakultät 1839 noch in Franz Theremin, dem alten Lektor für das Französische, der es im Kultusministerium bereits zum Wirklichen Ober-Konsistorialrat gebracht hatte, ihren ersten Honorarprofessor. Einer der beliebtesten Kanzelredner der Residenz, zumal der vornehmen Welt, ein deutscher Massillon für seine Verehrer und Verehrerinnen, vertrat er auch in der Fakultät die Homiletik. An den Ordnungen und Normen der Kirche und ihrer Lehre und des Glaubens hielt er fest, ohne doch ein Eiferer zu sein. Seine Schriften, meist Predigten, mit französischer Eleganz gepaart, ließen nicht vergessen, daß er einst dem Varnhagenschen schöngeistigen Kreise angehört hatte. A. D. B. XXXVII, S. 724 (Marie Sydow); Herzog, XIX³, S. 680. Theremin.

1) Siehe ihre Briefe bei Benecke, a. a. O., S. 230ff.

ihn Savigny mit seinen Pandekten doch noch bedeutend übertraf, sondern historisch-politische Vorträge über die Geschichte der letzten Jahrzehnte.[1] Und wenn Gans ihnen im Titel einen juristischen Anstrich gab, durch den Zusatz „mit besonderer Beziehung auf das Staatsrecht“, so geschah dies nur, um sich nach oben hin zu decken. Auch so aber gelang es ihm nicht, den Argwohn zu vermeiden. Als er für den Winter 1833/34 Vorlesungen über die Geschichte Napoleons ankündigte, erhielt Altenstein von dem Kabinettsminister Graf Lottum die Aufforderung, den vorlauten Kritiker der Staatsregierung zum Verzicht darauf zu bewegen; auch die Privatvorlesung über die Philosophie der Geschichte müsse verhindert werden. Er habe Ursache, schreibt Lottum, zu besorgen, daß die Zulassung solcher Vorlesungen, besonders der über die Geschichte Napoleons, Seiner Majestät mißfällig erscheinen werde, zumal da der Professor Gans, wie dem Minister nicht unbekannt sei, sich durch frühere Vorträge und Äußerungen den Verdacht zugezogen habe, daß er sich auf die Angelegenheiten der Staatsverfassung und Staatsverwaltung eine außer seinem Lehramte liegende Einwirkung anzumaßen bestrebt sei. Durch eine Änderung des Titels im Anschlage, indem Gans wieder den alten, „Geschichte der neuesten Zeit“, für den gewählten einsetzte, gelang es ihm diesmal noch, durchzuschlüpfen; aber er sah sich doch veranlaßt, für die nächsten Jahre von diesen Vorlesungen abzustehen. Zum Winter 1838/39 wagte er wieder ein historisches Kolleg anzukündigen. Aber obschon er diesmal den Beginn bis zum Westfälischen Frieden zurückverlegte und wieder die besondere Berücksichtigung des Staats- und Völkerrechts betonte, kam dennoch sofort seitens Rochows, als des Polizeiministers, dieselbe Aufforderung an das Kultusministerium, und zwar im Namen der Königlichen Ministerialkommission, welcher Herr von Rochow den Fall vorgetragen hatte. Auch jetzt suchte Altenstein die Hand über seinen Schützling zu halten. Er bemerkte, daß das frühere, vielbesprochene Publikum aufgehört habe, die Vorlesungen dieses Winters jedoch, Kriminalrecht, Naturrecht und die neuere Geschichte, in den Kreis der juristischen Vorlesungen fielen. Letzteres durfte er freilich nur im Hinblick auf den staatsrechtlichen Zusatz behaupten, mit dem Gans die Vorlesung verbrämt hatte. Es stehe aber, erklärte der Minister, nicht in seiner Macht, einem Dozenten solche Grenzen zu stecken, daß eine bestimmte Richtung des Geistes und der Gesinnung in denselben nicht hervortreten könnte. Er warnte, worauf Gans schon früher hingewiesen hatte, vor dem viel größeren Schaden, den ein Eingriff auf diesem Gebiete

1) 905 Zuhörer zeigt die Tabelle für die Vorlesung der Geschichte der neuesten Zeit von 1814 ab im Winter 1831/32; im folgenden Winter 1832/33 besuchten die Vorlesung über die neueste Zeitgeschichte von 1789 bis 1800 837 Hörer; ob das die Gesamtzahlen oder nur die der Studenten waren, kann ich nicht sagen. — Im Winter 1831/32 zählte seine Privatvorlesung über Naturrecht und Universal-Rechtsgeschichte 110, die über das Preußische Landrecht 52 und die über die Geschichte der Institutionen des Römischen Rechts 31 Hörer; im Wintersemester 1832/33 hatten 61 seine Vorlesung über die Philosophie der Geschichte belegt.

haben würde, abgesehen von dem unzweifelhaften Recht auf Entschädigung, welches derselbe geltend machen könne, wenn ihm das Ansinnen, eines der angekündigten Collegia aufzugeben, gestellt werden sollte. „Es ist höchst wichtig", schrieb er, „einem Manne wie dem Professor Gans gegenüber sichere Tatsachen zu haben". Jedoch gab er zu, daß seine Persönlichkeit und Richtung ernste Aufmerksamkeit verdienten; er habe ihn darum seit längerer Zeit im Auge behalten und werde auch ferner bemüht sein, seine Vorträge möglichst zu bewachen[1].

Die eigentliche Veranlassung für das Vorgehen Rochows war übrigens eine studentische Demonstration, welche Gans schon im März gelegentlich seines Geburtstags dargebracht war, die aber, wie Varnhagen bemerkt, eigentlich seinem Eifer zugunsten der 7 Göttinger Professoren gegolten hatte. Es waren diesmal nicht bloß die liberalen Kreise der Universität, welche durch die Gewalttat der hannoverschen Regierung aufgeregt waren; sondern sogar Männer, wie Savigny, waren für die Göttinger Kollegen, die ihrem Eide treu geblieben, eingetreten. Aber niemand hatte eifriger agitiert als Gans, der hier recht in seinem Element war. Der Zufall wollte es, daß in demselben Hause, zwei Treppen höher, Geheimrat Tzschoppe wohnte, der unvorsichtig genug gewesen war, sich am Fenster zu zeigen, als die Studenten, 600 an der Zahl, die Straße füllten und Gans in klug gewählten Worten für die Ovation dankte. So hatte sich die Demonstration auch gegen den Demagogenverfolger selbst gewandt; man hatte ihm ein Pereat ausgebracht. Die Sache hatte, zumal da Tzschoppe nicht schwieg, das stärkste Aufsehen gemacht. Doch hatte sie keine weiteren Folgen, und auch seine Vorlesungen konnte Gans, der seine Anrede an die Studenten beim Fackelzug nachträglich der Regierung einreichte, eröffnen, wie sich versteht, unter um so größerem Zudrang und Beifall.[2] Zwanzig Jahre vorher wären diese Vorgänge, wie uns die Abendmusik für Jahn und ihre Folgen lehrte, gar nicht möglich gewesen. Sie bilden einen Gradmesser für den Fortschritt und die veränderte Richtung der nationalen Bewegung in der akademischen Jugend, welche sich nicht mehr an philosophisch-theologischen oder christlich-germanischen Anschauungen berauschte, sondern an den politischen Ideen, welche seit der Julirevolution von Frankreich her mit wachsender Stärke über den Rhein drangen. Niemand aber verstand es mehr als Gans, in der Diskussion wie auf dem Katheder, wie auch in den Essays, die er 1835 gesammelt herausgegeben hatte, diese Stimmungen und Tendenzen zu verwerten und zu vertreten. Wie er das beste Französisch an der Universität sprach, so wußte auch niemand besser als er die Schlagworte der französischen Politik zu verwenden, welche die allgemeinen geworden waren und alle politischen Doktrinen beherrschten.

1) K.-M. Pers. G. 2. II. Der letzte Brief vom 1. November, Antwort auf den Rochows vom 29. September.

2) Jedoch belegten das Kolleg nur 150 Hörer.

Heffter. O. Goeschen. Wasserschleben. Woringen. Häberlin. Röstell.

Auch in der eigenen Fakultät hatte Gans nach Savignys Rücktritt von den Geschäften sich Bahn gemacht. In August Wilhelm Heffter, der, ursprünglich ein Schüler Savignys und Eichhorns, 1833 als Nachfolger von Schmalz von Halle her in die Professur des Staats- und Strafrechts versetzt war, hatte er einen Kollegen erhalten, der sich der Hegelschen Philosophie stark annäherte und den Savigny-Schülern in der Fakultät gegenüber eine selbständige Stellung behauptete. Daß andererseits die Gegner, deren Führung vor allem in der Hand Klenzes lag, noch etwas bedeuteten und sich nicht unterdrücken ließen, zeigte uns der Beschluß der Fakultät in bezug auf die Promotion der Juden gegenüber dem Statutenentwurf der Regierung. Auch der Nachwuchs an jüngeren Dozenten stellte immer noch mehr Schüler der historischen Rechtsschule, als Anhänger der Hegelschen Philosophie. So Otto Goeschen, der als der Sohn des alten Kollegen bei den Freunden und Schülern des Vaters warme Aufnahme fand, die er übrigens durch gehaltvolle germanistische Abhandlungen, wie durch erfolgreiche Kollegia durchaus rechtfertigte. Ebenso Wasserschleben, der, von dem romanistischen Boden ausgehend, schon in Berlin sich dem Kirchenrecht zuwandte, auf dessen weiten Feldern er in einem arbeitsreichen Leben viele und gute Früchte gezogen hat. Auch Franz von Woringen blieb, obschon ihn sein strafrechtliches Fach wohl zur spekulativen Richtung hätte verführen können, und obschon der energische, lebensvolle Mann vielfach mit Gutachten und Gelegenheitsschriften in die Praxis eingegriffen hat, dennoch der historischen Schule treu, für welche er sowohl in historischen Arbeiten, wie in Streitschriften wirkte. Eben hierher gehört Karl Franz Häberlin, der anfangs germanistische Studien pflegte, später aber besonders das Kriminalrecht kultiviert hat. Und mehr noch der Kanonist Friedrich Wilhelm Röstell, der als Bunsens Sekretär in Rom über archäologischen Studien seine juristische Laufbahn fast aus den Augen verloren hatte, die er jedoch nachher noch in einem langen Leben verfolgt hat.

Alle diese Dozenten haben früher oder später das Ordinariat erreicht, keiner aber in Berlin. Goeschen, der sich 1833 habilitierte und als Extraordinarius (seit 1839) sogar Mitglied des Spruchkollegiums wurde, ging 1844 nach Halle. Wasserschleben, der von 1838—1841 bei uns lehrte, kam zunächst als außerordentlicher Professor an seine Heimatsuniversität Breslau; 1850 wurde er Goeschens Kollege in Halle, folgte aber bereits nach zwei Jahren einem Ruf nach Gießen, wo er, zuletzt als Kanzler der Universität, eine hochangesehene Stellung erworben hat. Woringen, der als Dozent 1829 in Heidelberg begonnen, 1833 aber an unsere Universität übergesiedelt war, erhielt 1843 den Ruf nach Freiburg, wo er bis an sein Lebensende blieb. Häberlin mußte von 1839 ab volle 13 Jahre warten, ehe er, in Greifswald, ein Extraordinariat erhielt, dem dann nach weiteren 10 Jahren das Ordinariat folgte, das ihm nun noch Jahrzehnte hindurch gewahrt geblieben ist. Röstell endlich, der 1832 gleich als

Extraordinarius bei uns eintrat, erlangte 1847 in Marburg den ordentlichen Lehrstuhl, den auch er bis in hohe Jahre inne gehabt hat.[1]

Man könnte hierdurch an den Vorgang erinnert werden, den wir bei den Philosophen vom Fach beobachteten: daß nämlich der Hegelianismus an sich keine Empfehlung bei Altenstein war, in dessen Händen ja doch die Anstellung der Dozenten lag. Indessen fanden diese Beförderungen schon unter Eichhorn oder noch später statt, zu einer Zeit, wo die einst so mächtige Richtung vollends in Acht und Bann getan war. Auch ist noch nach Gans ein Hegelianer an unserer Universität Ordinarius geworden, und sogar unter Eichhorn, ja von Savigny, der selbst Minister geworden, empfohlen: Ludwig Eduard Heydemann, der erste große Vertreter des Preußischen Landrechts an unserer Universität, der sich im Februar 1840 habilitierte; jedoch gehört seine ganze Wirksamkeit der späteren Epoche an, so daß wir hier von ihm absehen müssen. Sonst wüßte ich unter den juristischen Dozenten nur noch einen zu nennen, der unter Hegels Einfluß stand: Friedrich Eduard Martin Schmidt, welcher, 1836 habilitiert, in den Dozentenlisten bis 1880 geführt worden ist; ursprünglich Romanist, machte er sich in seinen ersten Jahren durch Vorträge über Naturrecht und Zivilprozeß unter den Anhängern des Philosophen einen Namen.[2]

Heydemann.

Fr. Ed. M. Schmidt.

4. Die Neutralen.

In allen diesen Jahren war Böckh unstreitig der erste Mann an der Universität. Er stand jetzt auf der Höhe seines Lebens. Erst 1835 überschritt er das 50. Jahr und zählte doch schon zu den Veteranen der Universität. Als einer der Väter ihrer Verfassung, von denen neben ihm nur noch Savigny unter den Lebenden weilte, durfte er sich fast ihren Begründern beigesellen. Niemand war

Höhestellung Böckhs.

1) Über Goeschen (1808—1865) A. D. B. IX, S. 403 (Teichmann). — Über Wasserschleben (1812—1893) A. D. B. XLI, S. 236 (Schulte); ferner der auch sonst interessante Aufsatz „Die Berliner Juristenfakultät“ in den Hallischen Jahrbüchern, Jg. 4 (1841), 1. Halbj., S. 514. — Über Woringen (1804—1870) A. D. B. XLIV, S. 212 (Eisenhart); Behaghel, Gedächtnisrede, Freiburg 1871. — Über Häberlin (1813—1898) Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekr. III, S. 153 (Teichmann); A. D. B. XLIX, S. 695 (Zimmermann). — Über Röstell siehe Ascherson, Urkunden, S. 225. — Seit 1833 war auch Professor Dirksen aus Königsberg mit dem Halten von Vorlesungen betraut.

2) Schmidt war Danziger, geb. 10. November 1808; Berliner Doktor 1835; habilitiert 1836; gest. 5. Februar 1880. — Von Gneist, der sich im Dezember 1839 habilitierte, sehe ich hier aus demselben Grunde ab, wie von Heydemann.

Über die Richtung von Julius August Collmann, Karl Albert Schneider und Julius Hans Mansuetus Kohlstock vermag ich nichts anzugeben. — Collmann (1810 bis 1855) war Hannoveraner, Berliner Doktor 1834, habilitiert 1837; er ging aus vom römischen Recht, lehrte und trieb dann aber hauptsächlich deutsches Recht; 1853 schied er aus. — Schneider, geb. 1811 zu Stralsund, war Romanist; habilitiert 1836, schied er 1839 aus; später Justitiarius bei der Breslauer Regierung. — Kohlstock (1808 bis 1861), habilitiert 1834, ausgeschieden 1860, hat niemals Vorlesungen gehalten, sondern sich nur zu „Repetitorien und Examinatorien“ erboten; — eine Stellung also, wie sie heute nur außerhalb der Universität üblich und gestattet ist.

Collmann, K. A. Schneider, Kohlstock.

in ihrer Geschichte mehr zu Hause und mit ihren Traditionen enger verkettet. Bei den großen Fragen, welche die Universität in diesem Jahrzehnt bewegten, dem Umbau des Hauses, der Beratung der Fakultäts-Statuten, den Erwägungen über die Lehrbeschränkungen, bei allen Gutachten und Berufungen, bei allen Verhandlungen mit der Regierung war er beteiligt, und oft gab sein Wort und Urteil den Ausschlag. Zahlreiche Konzepte in seinem Nachlaß bezeugen die Arbeit, die der Nimmermüde dem Leben der Korporation gewidmet hat. Mehr noch die Ämter, die ihm in diesen Jahren anvertraut wurden; zweimal war er Rektor, obwohl er bereits zweimal diese Würde bekleidet hatte, zweimal auch Dekan. Seine Selbständigkeit bewies er nicht bloß gegenüber den Kollegen, sondern auch gegenüber der Regierung, die im übrigen auf ihn mehr als auf jeden andern hörte. Sie wollte ihm gerade ein Zeichen des Vertrauens geben und eine Stütze in ihm suchen, als sie im Jahre 1832 ihm eine Stelle in dem Oberzensurkollegium anbot, ja geradezu aufzwingen wollte. Er aber schlug alles aus, wie sehr auch der Minister in ihn drang, weil er jede Abhängigkeit vermeiden und seine liberale Auffassung ungefährdet lassen wollte. Wenn das Verhältnis zu Nicolovius, der die Schleiermachersche Richtung auch nach dem Tode des Freundes nicht verleugnete, nicht so intim war, wie einst mit Süvern, dem Böckh trotz seiner Reizbarkeit und trotz politischer Differenzen schon als Fachgenosse näher gestanden, so hatte er dafür an Johannes Schulze einen Gönner, der fast wie ein Schüler zu ihm emporsah; und der Minister selbst legte den größten Wert darauf, den immer Besonnenen und Klardenkenden auf seiner Seite zu haben.

Es war eine Stellung, welche Böckh nicht zum Parteihaupt, wohl aber zum Führer in allen den Fällen machen mußte, in denen es sich um die Wahrung der Tradition und um das Gesamtinteresse der Universität handelte. Mit Hegel war er, wie wir wissen, niemals sonderlich befreundet gewesen; gerade die Parteimacherei des Kollegen war ihm zuwider. Viel mehr war er mit seinen Gedanken einverstanden; und die Schüler Hegels erblickten in Böckh fast den Ihrigen, vor allem diejenigen, welche unter der reaktionären Strömung leiden mußten, wie Vatke, mit dem er ebenso gute Freundschaft hielt, wie einst mit De Wette. Denn auch die Schleiermachersche Richtung war niemals ganz die seine gewesen und wurde es noch weniger in der dunkleren Färbung, die sie unter Twesten annahm,[1] obschon er diesen persönlich schätzte. Eng befreundet war er mit Alexander von Humboldt, der in diesen Jahren drei seiner Vorlesungen gehört und, wie er später gern rühmte, „von den Mithörenden verführt, nach alter vaterländischer Sitte“ nachgeschrieben hat; noch in dem letzten seiner Briefe an Böckh hat er sich als seinen dankbaren Schüler bezeichnet. Aber auch Wilhelm von Humboldt sah auf

1) Vgl. hierzu Benecke, a. a. O., S. 268.

seinem „durch Natur und Kunst geschmückten Landsitze“ in Tegel niemand lieber. In Erinnerung an die Symposien, die er mit dem gemeinsamen Freunde Bopp dort verlebt, hat Böckh auf den Gründer der Universität das klassische Wort „von der Perikleischen Hoheit des Sinnes“ geprägt, in der Gedächtnisrede, die er in der Akademie dem „von Ideen durchdrungenen und geleiteten Staatsmanne“ hielt, der ihm wie von Hellas' Boden stammend erschien. In seinem Fach war er an der Universität der unbestrittene Herrscher. Weder Zumpt noch Bekker, der ja, wie bekannt, kaum las, noch auch Lachmann konnten neben ihm aufkommen. Unter seinen Schülern dieser Jahre finden wir Namen, welche später zu den ersten ihrer Wissenschaft gezählt haben: an Trendelenburg, Spengel, Droysen und Preller, welche bis 1830 bei ihm hörten, schlossen sich an Richard Lepsius, Max Duncker, Otto Jahn, Hermann Bonitz und die Brüder Ernst und Georg Curtius. Die ältesten, ein Eduard Meier und Otfried Müller, hatten auswärts längst Stellung und Ansehen erworben.[1] In der Akademie standen ihm jetzt Eduard Gerhard und Theodor Panofka zur Seite, von denen der letztere, der sich 1828 bereits habilitiert hatte, nach der Heimkehr von seinem Wanderleben als Akademiker an der Universität las. Ein dritter Römer war Josef Julius

Gerhard. Panofka.

1) Hier nenne ich nachträglich noch Franz Wolfgang Adam Ullrich (1795—1880), der einst Sands Freund gewesen und dadurch in dem bösen Sommer 1819 den Argwohn der Häscher erweckt hatte. Aus Lückes Göttinger Kreis stammend, war er nach Berlin gekommen und Böckh durch Thiersch, der den fränkischen Pfarrerssohn von München her kannte, warm empfohlen. Auch als Erzieher des Sohnes Altensteins schien Ullrich eine gute Laufbahn gesichert, für die er sich Ostern 1823 habilitierte. Damals aber hatte er weder Süverns noch Böckhs Beifall für seine Abhandlung über die Elf-Männer gewonnen und ging bereits Michaelis als Professor an das Johanneum zu Hamburg, wo der charaktervolle und nationalgesinnte Mann durch seine Lehrtätigkeit und durch seine Thukydideischen Studien sich die angesehenste Stellung erworben hat. Akten über seine Erlebnisse mit Sand fand ich im Königlichen Hausarchiv. Die abwehrende Stellung Böckhs geht besonders aus dessen Brief an Meier vom 9. Juni 1823 hervor (Hoffmann, S. 303). Vergl. ferner A. D. B. XXXIX, S. 200 (Hoche); ferner die beiden Programme des Hamburger Johanneums von 1869 (Classen) und 1880 (Hoche). — Ullrich eng befreundet war Karl Ludwig Blum (1796 bis 1869). Ursprünglich Jurist, ging Blum unter Böckhs Einfluß zur Philologie über, wurde 1825 Privatdozent und bereits nach zwei Jahren als ordentlicher Professor nach Dorpat berufen. A. D. B. II, S. 738 (v. L.). — Das Los Ullrichs, die Ungnade Böckhs zu erfahren, teilte Eduard Reinhold Lange (1799—1850), ein schlesischer Pfarrerssohn, der, in Breslau und Leipzig gebildet, sich als Gymnasiallehrer 1824 habilitierte und bis 1838, wo er als Direktor nach Oels kam, blieb: ein Mann von lebhaftem Geist und hellem Verstand, als Gegner Otfried Müllers, dessen „Dorier“ er angriff, Liebling des gesinnungsverwandten J. H. Voß, der ihn gern an seine Seite nach Heidelberg gezogen hätte. A. D. B. XVII, S. 650 (Bursian); Programm des Gymnasiums zu Oels 1851. — Endlich sei an dieser Stelle noch erwähnt, daß unsere Universität einmal Aussicht gehabt, auch Wilhelm Dindorf zu gewinnen. Altenstein hatte dem durch seine kritischen Leistungen bereits namhaften Schüler Hermanns im Dezember 1827 ein Extraordinariat angeboten. Dindorf kam darauf Ostern nach Berlin, jedoch nur, um sich die Gelegenheit anzusehen. Sie befriedigte ihn nicht, wie auch er den Berliner Philologen (es war die Zeit, wo der Streit Böckhs mit Hermann auf der Höhe war) nicht nach dem Sinn gewesen zu sein scheint. So ging er bereits im Herbst nach Leipzig zurück und schlug den Ruf, der dann doch noch an ihn gelangte, aus. Biogr. Jahrbuch f. Altertumskunde, Jg. 6 (1883), S. 112.

Ullrich. Blum. E. R. Lange. Dindorf.

Ambrosch. Athanasius Ambrosch, der in der Mitte der zwanziger Jahre bei Böckh gehört hatte und nach der Rückkehr aus Rom 1834 sich habilitierte, jedoch schon nach einem halben Jahr nach Breslau kam; ein feiner und gründlicher Geist, dessen Gustav Freytag in seinen Erinnerungen als seines Lehrers dankbar ge-
G. A. Schöll. dacht hat.[1] An dieser Stelle sei auch Gustav Adolf Schöll genannt (1805 bis 1882), der, in Tübingen und Göttingen, hier als Schüler Otfried Müllers, gebildet, seine erste Wirksamkeit in Berlin gefunden hat, wo er von 1834 ab ein paar Jahre als Privatdozent dem Lehrkörper angehörte. 1839 schied er aus, um mit seinem Lehrer Müller nach Griechenland zu gehen, den er dort in des Kolonos geweihter Erde gebettet hat. Der Universität ist der vielseitige und geistvolle Mann, der als Lektor der Mythologie und Kunstgeschichte an der Akademie der Künste in der Gelehrten- und Künstlerwelt bald eine gute Stellung gewann, nicht viel gewesen. In der Philologie wurzelnd, ein feinsinniger Kenner der griechischen Tragiker, lenkte ihn seine Neigung bald auf die Gefilde der allgemeinen schöngeistigen Literatur, denen er in seinen Weimarer Jahren, vor allem als der erste große Goethe-Kenner, noch reiche Ernten abgewinnen sollte.[2] Zu Böckhs Schülern
J. L. Ideler. zählten ferner Julius Ludwig Ideler, der dritte dieses Namens unter den Lehrern unserer Universität, der seinen Vater Christian Ludwig an Vielseitigkeit womöglich noch übertraf, aber ein unglücklicheres Los zog, denn er
K. E Geppert. starb noch als Privatdozent 1842[3], und Karl Eduard Geppert, der in dem Kampf gegen Gottfried Hermann manche Lanze für den Lehrer brach, später aber durch seine Plautus-Studien in eigene schwere Fehden mit Ritschl geriet, welche ihm
A. Benary. nur Niederlagen gebracht haben.[4] Entfernter hielt sich Agathon Benary, der

1) Ambrosch (1804—1856) war Berliner, Sohn eines Königlichen Kammersängers. Als Stipendiat nach Rom gesandt, wurde er Freund des Bunsenschen Hauses und Gerhards. Seine topographischen Arbeiten über Rom und die Studien über die altrömische Religion haben ihm einen angesehenen Namen gemacht. A. D. B. I, S. 391 (Urlichs); Bursian, Gesch. d. klass. Philol., S. 818.

2) Siehe besonders die pietätvollen Würdigungen von der Hand seiner Söhne Fritz und Rudolf Schöll in dem Biogr. Jahrb. f. Altertkde., Jg. 5 (1882), S. 63, und in der A. D. B. XXXII,
Kugler. S. 218. — An dieser Stelle mag auch Franz Kugler genannt sein, gleich Schöll ein beliebtes Mitglied des Mendelssohnschen Kreises, vielseitig wie kein zweiter, denn er war Philologe und Historiker, Sänger und Komponist, Maler, Architekt und Dichter, bis er in der Kunsthistorie den Schwerpunkt seines Wirkens gewann. Die Geschichte der Universität, an der er seit 1834 eine Reihe von Jahren Vorlesungen gehalten oder angekündigt hat, hat aber auf ihn kaum einen Anspruch zu machen.

3) Geb. 3. September 1809 zu Berlin. Er begann als Student mit der Medizin, ging dann über zu den Naturwissenschaften und der Mathematik und habilitierte sich 1834 für Philologie. Seine ersten Publikationen galten der Meteorologie, waren aber bereits meist historisch gerichtet. Später bewegte er sich auf den Gebieten der Altertumskunde, der Sagenforschung, koptischer Studien usw., bearbeitete auch die von seinem Vater und Nolte bearbeiteten französischen und englischen Lesebücher. A. D. B. XIII, S. 745 (Bursian).

4) Karl Eduard Geppert (1811—1881), ein Stettiner. Studierte außer in Berlin auch in Breslau und Leipzig, wo gerade Hermann sein Lehrer war. 1836 habilitiert, erhielt er 1846 das Extraordinariat, über das er nicht mehr hinausgekommen ist. Biogr. Jahrb. f. Altertkde., Jg. 7 (1884), S. 134 (nach Mitteilungen der Familie); Bursian, a. a. O., S. 823.

in Halle als Schüler Reisigs promoviert und in Berlin vor allem Bopp zum Lehrer und Freund hatte, ohne daß er jedoch gegnerisch gesinnt gewesen und abseits gestanden hätte, wie der grämlich-irritable Gräcist Karl Wilhelm Krüger.[1] K. W. Krüger.

Auch Ranke stieg in diesen Jahren zur Höhe des Ruhmes empor. Seit dem Frühling 1831 war er wieder in Berlin, reich beladen mit den Schätzen, die er in Italiens Archiven und Bibliotheken gesammelt, und voll der Entwürfe, die er darauf gebaut hatte. Ungern genug war er heimgekehrt, nachdem er dort unten so lange in Wissenschaft und Schönheit, in Kunst und Natur geschwelgt hatte. Ihn ängstigte dies Berlin, in dem er sich noch niemals heimisch gefühlt, und er verbarg vor den Freunden seine Stimmung nicht. „Ich wiederhole Dir", schreibt er noch von Italiens Boden an Heinrich Ritter, „was ich an Varnhagen schrieb: das Leben spielt mir in leichten Wellen zu den Füßen; was ich aber aus Berlin höre, das greift mir ans Herz. Die Armut, die ich dort vor mir sehe, die tausend Bedrängnisse von dem klatschenden Geschlecht, die Abhängigkeit von den Studenten: horreur!" Um so freudiger war er überrascht, als er in maßgebenden Kreisen der Universität und der Hauptstadt die liebenswürdigste Aufnahme fand. Besonders Savigny kam ihm auf das herzlichste entgegen; und mit diesem, wie mit Johann Albert Eichhorn, kam er bald in ein ganz intimes Verhältnis. Daß die alten Freunde, wie Lachmann, Schleiermacher, Zumpt und vor allen Heinrich Ritter, ihn bei der Rückkehr freudig begrüßten, braucht nicht gesagt zu werden, und es war ihm sehr schmerzlich, diesen durch seinen Abgang, Schleiermacher durch den Tod zu verlieren. Dennoch scheint es fast, als ob Ranke sich in dieser Zeit gegen die Hegelianer schon nicht mehr so feindlich verhalten habe, wie es uns in seinen früheren Briefen an seinen Freund Ritter erschien; man könnte vielleicht eher sagen, daß er die verbindenden Linien zwischen seiner Geschichtsauffassung und der Hegels bereits mehr anerkannte als vordem, wenn auch in seinen Augen jene Lehre nur als geistiger Antrieb, niemals aber als fesselndes System Bedeutung gewinnen konnte.[2] Ranke nach der Heimkehr; wird Ordinarius.

1) Krüger war ein Hinterpommer, geb. 1796 zu Groß-Nossin bei Bütow, in der Gegend, wo nach einem Worte Bismarcks „die Kassuben nächtlich heulen"; Sohn eines Landwirtes, erzogen auf dem Marienstifts-Gymnasium zu Stettin, Kriegsfreiwilliger von 1813 und 1815. Ein scharfsinniger Philologe, ein vorzüglicher Kenner des Griechischen; unermüdlich tätig; aber durch Schicksalsschläge und durch das eigene Temperament verbittert und schließlich mit aller Welt zerfallen, mit den Kollegen vom Joachimsthalschen Gymnasium, an dem er von 1827 ab 11 Jahre lehrte, mit seinen Vorgesetzten im Amt, mit seinem Verleger (so daß er seine Bücher am Ende im Selbstverlag herausgab) und mit der Regierung, die er als heftiger Demokrat bekämpfte. Er starb am 2. Mai 1876 zu Weinheim. A. D. B. XVII, S. 232 (Halm); Bursian, a. a. O., S. 769; auch G. W. Krüger, „Bruchstücke aus dem Leben eines Schulmannes", in seinen „Kritischen Analekten", Heft II (1867), S. 50.

2) Siehe den Brief an Heinrich Ritter vom 13. Dezember 1835 — Briefe, S. 279 — und schon den vorhergehenden an den Bruder vom 26. November.

Redigiert die histor.-polit. Zeitschrift.

Auch die Regierung bewies ihm ungemeines Wohlwollen, und nicht bloß der Kultusminister und seine Räte, zumal Johannes Schulze, der ihn ganz zärtlich empfing, sondern auch die Herren vom Auswärtigen Ministerium, wo er in Ancillon einen Gönner hatte, der sich ihm als Fachgenosse verwandt fühlte. Hier war man von dem vorsichtig urteilenden und konservativ denkenden Historiker um so mehr angetan, je weniger man mit Raumer zufrieden war, dessen Liberalismus sich in mancherlei vorlauter Kritik über alte und neue Politik der Regierung erging. In Ranke hoffte man dagegen sogar einen Vorkämpfer zu gewinnen; man forderte ihn auf, die Redaktion einer neuen historisch-politischen Zeitschrift zu übernehmen, durch welche eine über den Parteien erhabene, reine Einsicht in den Geist der Epoche und die Absichten der Regierung verbreitet werden sollte. Ranke nahm das Anerbieten an. Er wähnte wirklich noch, durch die Kraft historischer Erkenntnis dem Zeitalter eine gesunde, von Überstürzung und Übertreibung nach jeder Seite freie Richtung geben zu können. Fünf Jahre hat er die Zeitschrift geleitet, anfangs von den Freunden Savigny und Eichhorn unterstützt, bald aber mehr und mehr als der einzige Arbeiter daran, und er hat darin der Welt Aufsätze geschenkt, welche zu dem Größten gehören, was er geleistet hat, und zu denen alles, was er noch geschrieben, sich fast wie Ausführung und Kommentar liest: bis er, mehr noch durch das Schweigen als den Widerspruch, dem er begegnete, belehrt, einsehen mußte, daß es vergeblich sei, den Weltlauf durch vernünftige Einsicht, lediglich durch die Theorie korrigieren zu wollen, und daß die Elemente, die in ihm die stärksten sind, Leidenschaft und Glaube, Wahn und Interesse und alle Kräfte des Willen, den Parteien ein Recht darauf geben, sich nach den Ratschlägen der vernünftigen Leute nicht zu richten. Eine Einsicht, welche für seine historische Erkenntnis ebenfalls ein Gewinn war, die ihn aber noch mehr als früher auf sich selbst zurückweisen mußte.

Seine Stellung zur Fakultät.

Und so blieb es sein Los, ja fast sein Wunsch, ein Leben der Einsamkeit zu führen: „Ich fühle mich unendlich einsam, unendlich“, so schreibt er schon im Mai 1831 seinem Bruder. „In tiefer, einsamer, ungestörter Ruhe möchte ich mein Tagewerk vollbringen. Kein Recht möchte ich in Anspruch nehmen, als zu sein, wie ich bin, und zu denken, wie ich denke; auch beides zusammen in Worte zu fassen, und in der Anschauung meines Stoffes — nein, ich sage nicht geltend zu machen, sondern nur auszusprechen“. Und nicht lange darauf: „Mein Glück ist, von diesem Standpunkte, auf dem ich stehe, die Welt zu beobachten, vergangene und gegenwärtige, sie in mich aufzunehmen, inwiefern sie mir homogen. Alles, was sie Schönes und Großes hervorgebracht hat, möcht ich an mich heranziehen und mir aneignen, und den Gang der ewigen Geschicke mit ungeirrtem Auge ansehen, in diesem Geiste auch selbst edle und schöne Werke hervorbringen. Betrachtet, welch ein Glück, wenn es auch nur in geringem Grade erreicht wird! Man lebt mehr in dem Ganzen als

in Person. Glaube mir, die Einsamkeit ist auch nützlich. Oft weiß man kaum mehr, daß man eine Persönlichkeit hat. Man ist kein Ich. Der ewige Vater aller Dinge, der sie alle belebt, zieht uns ohne allen Widerstand an sich“. Im Sommer 1832 nahm ihn die Akademie unter ihre Mitglieder auf, und im Frühjahr 1834 erhielt er das Ordinariat, wobei ihm das in dem Etat des Kultusministeriums fehlende Gehalt durch eine Zulage aus der Kasse des Auswärtigen Ministeriums ergänzt wurde. Aber auch als Ordinarius kam er zu der Fakultät in kein rechtes Verhältnis. Er ist nur einmal Dekan und niemals Rektor gewesen. Der Korporation gegenüber fühlte er sich nun doch eben als ein „Ich“; und man könnte vielleicht sagen, daß in jenem absoluten Sichversenken in Weltlauf und Wissenschaft und in dem Sichabwenden von den Geschäften und Kämpfen des Alltagslebens ein gutes Stück Ichsucht lag: wenn nicht eben dieser gewaltige Geist es als seine Bestimmung und als eine Notwendigkeit empfunden hätte, sich frei von aller Berührung mit der Außenwelt zu erhalten, weil er nur so hoffen konnte, den Gang des Geschehens, die Fülle der Erscheinungen und das Innerste ihres Wesens zu enthüllen. Auch die Vorlesungen machten ihm, Als Lehrer.
da sie, wenn auch besser als früher, doch nicht eben stark besucht wurden und die Zuhörer weniger noch als die Kollegen ihm in die Tiefen seines Welterkennens zu folgen vermochten, geringes Vergnügen. Um so glücklicher war er, wenn er in seiner neuen Wohnung, in der Jägerstraße Nr. 10, die Teilnehmer seiner Übungen um sich versammeln konnte, Sybel, Waitz, Köpke, Doenniges, Giesebrecht und alle die andern, welche als seine Schüler die historischen Wissenschaften über die deutschen Universitäten weiter getragen haben, wenn sie auch nicht durchweg seinen Gedanken treu geblieben sind.

Aus dem Schülerkreise dieser Jahre blieb in Berlin nur einer, Doenniges, Doenniges.
der von dem Rankeschen Geiste vielleicht am wenigsten in sich hatte. An Talent und Temperament fehlte es ihm freilich nicht, aber auch nicht an Selbstvertrauen, und nur allzusehr an Stetigkeit des Geistes; Eigenschaften, die ihn, als er sich im August 1839 habilitierte, zu einem gern gehörten Dozenten machten, aber seiner wissenschaftlichen Arbeit auf die Dauer Schaden brachten. Die abspringende Art seines Wesens verraten seine historischen Arbeiten, welche, sehr weitläufig angelegt und im Titel viel versprechend, alle bald von ihm abgebrochen wurden. So ging er seiner Wissenschaft früh verloren; wobei freilich Ranke insofern die Schuld trug, als er es war, der den gewandten jungen Freund seinem hochgestellten Schüler, dem Kronprinzen Max von Bayern, als persönlichen Begleiter empfahl. Doenniges hat dann noch mehrfach staatswissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, für die er von Anfang an, darin Raumer mehr als Ranke ähnlich, Interesse bewies; im wesentlichen aber war sein Ehrgeiz, der nicht in die Tiefe drang, sondern nur das Glänzende liebte, durch sein Leben in Bayerns höfischer und politischer Welt gesättigt. Denn sein geselliges Talent

war größer als seine wissenschaftliche Begabung, und am größten fast sein Talent, sich in fremde Absichten und Gedanken einzuleben.[1]

Die jüngeren Fachgenossen Rankes hatten sich habilitiert, zum Teil noch studiert, als er auf Reisen war, so daß er weder auf Droysen noch auf Helwing Einfluß gewonnen hatte. Überhaupt aber führte sie ihre ganze Richtung, hegelianisierend oder politisch geartet wie sie war, von ihm hinweg. Droysen fühlte sich schon damals im Gegensatz gegen den älteren Kollegen, der jede Gesinnung gelten lassen wollte und nur stritt, um zu plänkeln, um zu zeigen, daß auch

Riedel. etwas anderes gedacht werde.[2] Riedel, der sich 1833 habilitierte, trieb und las zunächst weniger Geschichte als Nationalökonomie, erhielt für die staatswissenschaftlichen Disziplinen bereits 1836 das Extraordinariat und zwei Jahre später das Direktorium des neubegründeten Geheimen Ministerialarchivs, nachdem er bereits 1833 zum Geheimen Archivar ernannt worden war. An Ehren und Anerkennung hat es ihm auch in späteren Jahren nicht gefehlt; die Akademie wählte ihn zu ihrem Mitgliede, und König Wilhelm ernannte ihn gegen Ende seines Lebens zum Historiographen der brandenburgischen Geschichte. Er war politisch als Mitglied der preußischen Kammern in der Revolutionszeit und des Erfurter Parlaments, sowie auch wirtschaftlich in mancherlei Stellungen und Ämtern tätig und von Einfluß. Aber von dem Geiste Rankes ist in seinen Arbeiten, so zahlreich sie sind, nichts zu spüren, und von seinem Lehrer Wilken hatte er mehr die Trockenheit und den Fleiß geerbt, als die Gründlichkeit der Forschung.[3]

---

1) Franz Alexander Friedrich Wilhelm (von) Doenniges, 13. Januar 1814 in Colbatz bei Stettin als Sohn eines Justizbeamten geboren, als bayrischer Gesandter in Rom am 4. Januar 1872 gestorben. Außer A. D. B. V, S. 339 (Rumpler) vgl. vor allem wieder die Hallischen Jahrbücher, Jahrg. IV (1841), 1. Halbj., S. 438, in dem Aufsatz: „Die Berliner Historiker".

2) Ranke an seinen Bruder Heinrich, 26. Mai 1831; Briefe, S. 255.

3) Adolf Friedrich Johann Riedel, Sohn eines Pastors aus Mecklenburg, geb. am 5. Dezember 1809, gest. am 8. September 1872. Noch mag bemerkt werden, daß sein Landsmann, der Minister von Kamptz, auch ihn, wie einst Ranke, protegiert hat. A. D. B. XXVIII, S. 514 (Holtze).

F. H. Müller. Wenig ist zu sagen von Ferdinand Heinrich Müller (1805 bis 1886), der als Gymnasiallehrer 1831 die Habilitation nachsuchte und im Januar 1845 das Extraordinariat erlangte. Er war übrigens Hegelianer und Vatke befreundet. Als seine Lehrer sind unter den Historikern Raumer und Wilken zu bezeichnen; sonst hat er Theologie und Philosophie studiert. Ein größeres Werk von ihm sind „Die deutschen Stämme und ihre Fürsten", 5 Teile (1840/52). Über ihn außer Ascherson, Urkunden, S. 247, das Curriculum Vitae der Dissertation.

E. A. Schmidt. Gleiches gilt von Ernst Alexander Schmidt (1801 bis 1857). Aus der Berliner Schule hervorgegangen, habilitierte er sich 1827 und schied 1851 als Privatdozent aus. Außer Handbüchern ist von ihm zu nennen die vierbändige Geschichte Frankreichs in der Sammlung von Heeren-Ukert (1830/45). Auch für ihn vgl. neben Ascherson, S. 253, das Curriculum Vitae der Dissertation (1824).

Kufahl. Gar nicht unterzubringen vermag ich Georg Leopold Ludwig Kufahl (geb. 22. Juli 1802 zu Groß-Garz), der als Theologe in Halle und Berlin studierte, als Historiker dozierte und als Ingenieur, wenn ich nicht irre, gestorben ist; doch kenne ich das Todesjahr nicht. Seine Dissertation (1830) handelte über den Ursprung und die Geschichte der Sachsen bis 450. An eine „Geschichte der Vereinigten Staaten", deren erster Band 1832 erschien, schloß sich 1833 eine

In Riedel zeigt sich noch einmal die Verbindung der Historie mit der Kameralistik, die in alten Zeiten so eng gewesen war, auch bei Raumer noch erscheint, in Ranke und seiner Schule hingegen offenbar zurücktritt. Sie ist später in vertiefter und erweiterter Gestalt wiederhergestellt worden. Damals hatte sie an der Universität auch in den Nationalökonomen keine große Ausprägung gewonnen, obgleich Hoffmann, wie wir sahen, auf die historische Begründung der staatswissenschaftlichen Lehren ein so starkes Gewicht gelegt hatte. Er selbst war durch seine amtliche Tätigkeit als Chef des Statistischen Bureaus von der historischen Richtung, wenn nicht abgedrängt, so doch ferngehalten worden. Und in Karl Friedrich Wilhelm Dieterici, geboren Dieterici.
am 23. August 1790, der den alt gewordenen Kollegen seit 1834 als ordentlicher Professor ersetzte, fand diese Richtung nur ihre Fortsetzung. Dieterici kam aus dem Ministerium und war bis dahin seit 1812 im Staatsdienst tätig gewesen. Ein geborener Berliner, Preuße vom Scheitel bis zur Sohle, hatte er den Freiheitskrieg als Ingenieur-Geograph im Hauptquartier des Fürsten Blücher mitgemacht und sich das Eiserne Kreuz verdient. 14 Jahre hatte er bereits unter Altenstein, zuletzt als Geheimer Oberregierungsrat gearbeitet, als er das Ordinariat an der Universität übernahm. Als Nachfolger Hoffmanns ist er später auch Direktor des Statistischen Bureaus und Mitglied der Berliner Akademie geworden. 1848 ward er in die Preußische Erste Kammer gewählt, als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat ist er am 30. Juli 1859 gestorben. In allen diesen Stellungen hat er sich als ein gerechter, umsichtiger, selbständiger und freigesinnter Mann bewährt, Eigenschaften, die auch seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten eigen sind. Sie alle stehen in engster Verbindung mit der Staatsverwaltung und sind fast mehr als Beamtenarbeit zu charakterisieren, denn als Produktion reiner Wissenschaft; wie es ja schließlich dem Wesen und der Natur der Statistik, der sie fast alle gewidmet sind, entspricht.[1] In der Verbindung seiner Beamtenstellung mit seinen Ämtern und Würden an der Universität und der Akademie kommt dieser Charakter, ebenso wie bei Hoffmann, recht zum Ausdruck.[2]

Auch von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe gilt dasselbe, was wir bei den Medizinern des Jahrzehnts wahrnahmen, daß der Andrang seit 1834 ganz nachließ. In diesem Jahr habilitierten sich noch der

---

Schrift über die Dampfschiffahrt nebst einem Anhang über Dampfwagen an. Neben Ascherson, a. a. O., S. 253, das Curriculum Vitae der Dissertation.

1) Womit nicht gesagt werden soll, daß die Arbeiten Dietericis, vor allem die tiefgreifenden Abhandlungen, die er in der Berliner Akademie gehalten hat, des Geistes, des Scharfsinns und echt wissenschaftlicher Auffassung entbehrten.

2) Vgl. vor allem den schönen Artikel Richard Böckhs in der A. D. B. V, S. 159.

Burmeister. Meyen. Zoologe Karl Hermann Konrad Burmeister aus Stralsund und der Botaniker Franz Julius Ferdinand Meyen aus Tilsit, von denen jener in einem langen Leben jenseits des Ozeans zu hohen Ehren gelangt ist, dieser allzufrüh aus vielen Arbeiten und Entwürfen herausgerissen wurde, nachdem er die Gefahren einer Weltumsegelung, die ihn unter anderm auch in die Wildnisse der Anden geführt hatte, glücklich überstanden hatte.[1]

Es kam hinzu, um weitere Dozenten von Habilitationen abzuschrecken, daß von 1832 ab mehrere Extraordinarien eingesetzt wurden, ohne Dozenten gewesen zu sein. So Julius Plücker, der 1832 von Bonn an die Berliner Universität versetzt wurde, Friedrich Hoffmann, der 1833 von Halle her kam, Johann Christian Poggendorff, der 1834 in den Lehrkörper eintrat, und Heinrich von Dechen, der, als Hoffmanns frische Kraft durch Krankheit früh gebrochen wurde, im Winter 1834 für ihn eintrat. Es waren alles Männer von Bedeutung, welche ihre Stellen schon damals wohl verdient hatten; aber sie Plücker. blieben der Universität, außer Poggendorff, nicht lange erhalten. Plücker, der den Ordinarien der Fakultät weit voraus war, und Steiner, mit dem er auch im Fach verwandt war, nahe kam, ging bereits nach drei Semestern nach Halle, später nach Bonn, wo er dann noch als Physiker Hervorragendes geleistet Hoffmann. hat. Hoffmann, der jüngere Sohn von J. G. Hoffmann, der gleich seinem älteren Bruder, obschon erst sechzehnjährig, mit in den Freiheitskrieg gezogen war[2], Schüler von Weiß und Hausmann, war ein wissenschaftliches Talent ersten Ranges, geistvoll, unermüdlich, keine Anstrengung scheuend, voll Klarheit und

---

1) Burmeister (1807 bis 1892) gehörte unserer Universität nur vier Jahre, von 1834 bis 1838, an, wo er bereits als Extraordinarius nach Halle ging. — Gleich ihm war auch Meyen (1804 bis 1840) ein Forscher von weitem Blick, dem die Botanik wertvolle neue Ideen verdankt, nur vielleicht zu rasch in der Arbeit, was ihm oft vorgeworfen ist; er gehört jedenfalls zu den Forschern, welche die Phytotomie und Physiologie zu selbständigen Gebieten botanischer Forschung erhoben haben. — Über Burmeister siehe den Artikel Ratzels in der A. D. B. XLVII, S. 394, und die biographische Skizze von Otto Taschenberg in der Leopoldina, Heft 29 (1893), wo auch die Schriften aufgezählt sind. — Über Meyen A. D. B. XXI, S. 549 (Wunschmann); Sachs, Gesch. d. Botanik, passim.

Erichson. Ein Stralsunder war auch Wilhelm Ferdinand Erichson (1809 bis 1848), ein Schüler Rudolphis, der als Zoologe, besonders Entomologe, hervorragte; habilitiert 1838, Kustos am zoologischen Museum, Extraordinarius 1842, starb er bereits, viel zu früh für seine Wissenschaft, am 18. November 1848.

Th. Hartig. Zur selben Zeit wie Burmeister (1838) schied Theodor Hartig (1805 bis 1880) aus, der Sohn des alten G. L. Hartig, der im Jahre 1837 gestorben war, nachdem er nach dem Weggang seines Rivalen Pfeil der philosophischen Fakultät seit 1831 noch als Honorarprofessor angehört hatte. Theodor Hartig war anfangs Entomologe gewesen, hat dann aber als Forstbotaniker Bedeutendes geleistet. Nach der Aufhebung der Forstakademie in Berlin war er 1833 zum Extraordinarius für Forstwissenschaft ernannt worden, fand aber als solcher keine rechte Wirksamkeit mehr und ging deshalb nach Braunschweig an das Collegium Carolinum, wo er eine angesehene Stellung erlangt hat.

2) Was zu Bd. I, S. 492 ergänzend bemerkt werden mag.

Präzision in der Forschung. Ihm wäre eine glänzende Laufbahn gewiß gewesen, auch ohne die Protektion Alexander von Humboldts und Leopold von Buchs, wie seine Beziehungen zum Ministerium und zur Universität. Aber seine Kraft war bereits gebrochen, als er von der italienischen Reise, wo er epochemachende Untersuchungen über den Vulkanismus gemacht hatte, zurückkam und den Berliner Lehrstuhl einnahm. Nur vier Semester hatte er, mit großem Erfolge, gelesen, als ihn die Krankheit aus der Mitte unvollendeter Entwürfe hinwegnahm. Dechen. Dechen, dem die Lebenslose günstiger fielen, war ein Mann von ganz anderem Schlage. Gleich Dieterici war er ein Typus des altpreußischen Beamtentums und, wie bei jenem, fielen viele seiner Arbeiten ganz mit seiner Tätigkeit im Staatsdienst zusammen. Sie galten bereits den Rheinlanden und Westfalen, wo er später zu Ehren und hohen Würden gelangt ist. Poggendorff. Poggendorff endlich blieb zwar bis an sein Ende der Unsrige, gehörte jedoch mehr der Akademie an als der Universität und war überhaupt weniger ein Mann des Katheders als akademischer Tätigkeit. Auch er blieb in seiner Stellung als Extraordinarius und wünschte sich gar nicht einmal eine andere Stellung. An akademischen Ehren fehlte es ihm nicht: in zwei Fakultäten ward er, der als Apotheker angefangen und sich aus eigener Kraft emporgerungen hatte, Ehrendoktor, und viele Gesellschaften gaben ihm ihre Mitgliedschaft. Sein Talent war das der Redaktion, das er aber nicht bloß als Sammler und Sichter der ihm für seine Zeitschrift eingesandten Abhandlungen ausübte, sondern auch als gefürchteter Kritiker seiner Mitarbeiter. Dabei war er eine Persönlichkeit, welche ganz ohne die oft herben und harten Eigenschaften des Selfmademan war, von gewinnender Liebenswürdigkeit und maßvollem Urteil; recht dazu geschaffen, um auf den weiten Gebieten der Physik, die er beherrschte, und auf denen er auch als erfinderischer Kopf hervorgetreten ist, sich als Träger gemeinsamer Arbeiten hinzustellen.[1]

Extraordinarius wurde in demselben Jahre 1834 auch Gustav Magnus, Magnus. der jedoch den regelmäßigen Gang gegangen und sich 1831 habilitiert hatte, damals noch besonders von der Absicht geleitet, das technologische Fach anzubauen, das dem alternden Hermbstädt aus der Hand zu gleiten begann, und für welches er dann zunächst als Nachfolger eintrat. Magnus besaß, recht im Gegensatz zu Poggendorff, alles dasjenige, was zu einem Vertreter seiner Fächer gehörte. Auch er umfaßte mit erstaunlicher Vielseitigkeit das ganze Gebiet der Chemie, der theoretischen wie der auf die Agrikultur und Technologie angewandten, und dazu noch die Physik nach ihren verschiedenen Zweigen: Mechanik, Elektrizität, Optik

---

1) Ein Mitarbeiter seiner Annalen war Richard Felix Marchand (1813 bis 1850), ur- Marchand. sprünglich Mediziner, der sich ganz am Ende unseres Zeitraumes (1840) für Chemie habilitierte; 1843 als Extraordinarius nach Halle berufen, ward er dort bereits 1846 Ordinarius, starb aber schon nach vier Jahren an der Cholera. Neuer Nekrolog d. D., Jahrg. 28 (1850), Teil 1, S. 452; A. D. B. XX, S. 296 (Ladenburg).

und Wärmelehre. Sein Talent war aber vor allem das des Lehrers, und nicht geringer war sein Eifer für alle Angelegenheiten der Korporationen, denen er angehörte. Großartig war er als Experimentator; auch der Regierung um deswegen willkommen, weil er, der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes, selbst seine Apparate anschaffte, ohne ihr damit lästig zu fallen.[1] Und seine Kollegen schätzten an ihm die Gabe der Verwaltung und der Organisation. So ist er Jahrzehnte hindurch einer der ersten Männer unserer Universität gewesen, wenn er auch auf das Ordinariat bei den bekannten Verhältnissen bis zum Jahre 1845 hat warten müssen.

Daß alle diese Forscher den Kämpfen der Philosophen gegenüber neutral waren, braucht kaum gesagt zu werden. Sie lagen ihnen so fern, daß sie sich kaum darum kümmerten. Unwiderstehlich kam die Zeit herauf, wo ihre Disziplinen der philosophischen Formeln zugunsten der mathematischen entraten zu können meinten. Es war schon eine Ausnahme, wenn einmal einer unter ihnen,

Sommer. wie der Mathematiker Ferdinand von Sommer, der sich im Februar 1833 für mathematische Geographie und Mechanik habilitierte, es für geboten hielt, Hegels Philosophie zu widerlegen.[2] Und nur in den Wissenschaften, welche in die Regionen des Staates, der Kirche und der Gesellschaft hineingriffen, waren diese Konflikte noch lebendig. Hier aber verloren sie mehr und mehr den theoretischen Charakter, den der Schöpfer des letzten großen philosophischen Systems festzuhalten versucht hatte, und strebten immer mehr danach, auf das Leben selbst einzuwirken. In der theologischen Fakultät verfocht Marheineke noch immer mit ungebrochener Kraft und nicht geringem Erfolge bei den Studenten die Sache seines Meisters. In der juristischen erhielt sie durch den Tod von Eduard Gans den schwersten Schlag. Der Kampf gegen den großen Schatten setzte in dem Moment ein, wo Gans die Augen schloß. „Savigny erhebt sich wieder: das Reich ist wieder sein“, so schrieb Varnhagen, wenige Tage nachdem sein Freund in das Grab gelegt war. Es war der Kampf um den Nachfolger von Gans, der die Krisis zum Ausbruch brachte.

---

1) Als sich Magnus mehr den theoretischen Studien hingab, habilitierte sich für die

Rüst. Technologie Wilhelm Karl Amandus Rüst (geb. 1806), ein Mecklenburger, im Juni 1838, der erst 1864, noch als Privatdozent, ausschied; seit 1841 war er Lehrer beim Kadettenkorps. Gelehrtes Berlin i. J. 1845, S. 305; Poggendorff, Biogr.-literar. Handwb. II, Sp. 715.

Quenstedt. Ganz vorübergehend (nur ein halbes Jahr) war Friedrich August Quenstedt (1809 bis 1889), ein Schüler von Weiß und Leop. v. Buch, an unserer Universität; im Januar 1837 habilitiert, ging er bereits Michaelis nach Tübingen. Seit 1842 Ordinarius. A. D. B. LIII, S. 179 (Rothpletz).

2) Ferdinand von Sommer, geb. 1802 zu Coeverden in den Niederlanden. Habilitiert Februar 1833, ausgeschieden Ostern 1838. Seine Widerlegung der Hegelschen Philosophie ist übrigens erst später erschienen, 1842, und wurde von ihm nicht von der Mathematik aus, sondern wie es im Titel heißt, „aus dem Standpunkte des Systems selbst, dem anderer Philosophen und dem der gesunden Vernunft“ in ihrer Blöße dargelegt. Auch seine sonstigen Schriften haben mit seinem Fache nichts zu tun; es sind zum Teil historische Romane. Ascherson, Urk., S. 254.

5. Ausgang Altensteins und des Königs.

Rückblick und Ergebnis.

Dem Zuge des Todes, den wir durch das dritte Jahrzehnt unserer Universität begleitet haben, schlossen sich in seinem letzten Jahr auch die beiden Männer an, in deren Händen das Wohl und Wehe der Universität geruht hatte: in der Nacht zum 14. Mai 1840 schied Freiherr von Altenstein aus Amt und Leben; am 7. Juni, in der Nachmittagsstunde, schloß der königliche Stifter der Universität die müde gewordenen Augen. Die Universität hatte nicht im Mittelpunkt seiner Interessen gestanden; es war ihm, bei seiner schwerfälligen Art, nicht gegeben, dem freien Fluge der Geister zu folgen. Aber dem entsprach wieder die Scheu des bescheidenen und ernsten Mannes, in Gebiete einzugreifen, die über seine Sphäre hinausreichten. Und andererseits waren die Eindrücke, die er in seiner Jugendzeit mit ihrem freudigen Glauben an die Kraft vernünftigen Erkennens und freier Gottesverehrung durch seine Lehrer, einen Sack, Svarez und Johann Jakob Engel, sowie durch seine Verbindung mit Männern, wie Mencken und Beyme, gewonnen hatte, doch stark genug in ihm geblieben, um sich nicht willenlos den trüben und verwirrenden Stimmungen der Folgezeit zu unterwerfen. Wenn er es einmal tat, geschah es immer in den Fällen, wo er sich in seinem monarchischen Bewußtsein angegriffen oder in seiner mit den Jahren freilich sehr viel enger gewordenen konfessionellen Religiosität beleidigt, oder auch (wie wir in dem Falle De Wette trotz allem zugeben müssen) in seinem sittlichen Empfinden verletzt fühlte. Und so war das Königswort von Memel doch zur Wahrheit geworden. Die geistigen Kräfte, deren Erweckung der König in Preußens tiefster Not angelobt hatte, durchströmten von neuem und stärker als je den Körper seines Staates, der nun auch zu neuer Macht und Ehre emporgestiegen war, und dem sich bereits die Wünsche und Hoffnungen der neuen Generation des ganzen deutschen Vaterlandes wieder zuwandten. Es war der Wissenschaft unter der Regierung Friedrich Wilhelms so gegangen, wie der Kunst und ihrer Pflege unter der Leitung schöpferischer Geister, eines Schinkel, Rauch und Schadow: immer neue Zweige ansetzend, wuchs sie empor, dem bureaukratischen System und der Mittellosigkeit, die auf ihr lasteten, zum Trotz. Nirgends aber war der Pulsschlag der neuen Zeit lebendiger zu fühlen, als in der Hauptstadt und ihrer Universität. War Berlin auch nicht die Zentral-Universität geworden, an welche Altenstein gedacht hatte, und seufzte niemand mehr unter der Sparsamkeit des Kabinetts und seines Kollegen im Finanzministerium als er, so durfte er dennoch mit Stolz behaupten, das Ziel unermüdlicher Arbeit erreicht und die Universität, für die außer Humboldt kein Zweiter so wie er gesorgt hatte, zur ersten in Deutschland gemacht zu haben. Nun war er am Ende seiner Laufbahn angelangt. Seit Jahren hatte er gekränkelt; er war eigentlich niemals recht gesund gewesen, seitdem er im Amt war. Aber wo er auch weilen mochte, ob unter den Pflanzen und Blumen seines Landhauses in Schöneberg,

gegenüber dem botanischen Garten, oder in seiner Amtswohnung in der Stadt, wo ihn der gleiche Blumenflor umgab, oder in Kissingen, wo er lange Jahre hindurch Sommer für Sommer das Bad gebrauchte, überallhin folgten ihm die Akten. Es war einsam um ihn geworden. Die Schwester und der Sohn waren gestorben, und auch von den Räten, die er beim Eintritt in sein Amt vorgefunden oder an sich gezogen, waren die meisten ausgeschieden, die einen durch den Tod, durch Wegberufung oder Beförderung die andern. Auch Nicolovius, der es längst vergessen, daß Altenstein an der Stelle stand, für die einst Graf Dohna ihn selbst bestimmt hatte, war heimgegangen; während Herr von Kamptz sein Kollege im Justizministerium geworden war. Geblieben war Johannes Schulze, der dem Minister ganz unentbehrlich und zumal für die Berliner Universität längst seine rechte Hand geworden war. Seine gewandte Feder finden wir auch in den Akten wieder, die der letzten Angelegenheit von Bedeutung für unsere Hochschule galten, welche den Minister, wie er selbst einmal schreibt, unablässig auf das ernsthafteste beschäftigte.

Der Kampf um den Nachfolger von Gans.

Es war die Sorge um den Nachfolger von Eduard Gans. Durch Klenzes Tod hatte sich die juristische Fakultät noch nicht dazu bestimmen lassen, den Minister um einen Ersatz zu ersuchen, da die sechs Nominalprofessuren bereits besetzt und die Vorlesungen des Verstorbenen nach ihrer Ansicht genügend vertreten waren. Es war aber noch kein Jahr vorübergegangen, als der geistreichste und beliebteste ihrer Dozenten seinem Gegner im Tode folgte. Eine leichte Schlagberührung hatte Gans schon ein paar Jahre zuvor gehabt. Auch hatte er dies Memento wohl beachtet und war vorsichtiger in seiner Lebensführung geworden. Aber daß er so schnell dahin müsse, hatte weder er gedacht noch irgend jemand von dem Lebensvollen, unermüdlich Tätigen gefürchtet. Sein Tod offenbarte, zumal durch die Plötzlichkeit, mit der er eintrat, wie stark die Stellung geworden, die er sich an der Universität wie in den weiteren Kreisen der Stadt erworben hatte; wie ein öffentliches Unglück wurde er allgemein empfunden. An dem europäischen Ruf unserer Universität (niemals waren die Ausländer an ihr zahlreicher gewesen) hatten seine Vorlesungen keinen geringen Anteil gehabt. Um so schwerer wog die Frage, wer ihn ersetzen würde. Am 1. Juni 1839 reichte die juristische Fakultät, nachdem sie zunächst, gleich nach Gans' Tode den Minister um Aufschub gebeten, ihre Vorschläge ein. Sie wies zunächst darauf hin, daß der Verstorbene mit seiner glänzenden Persönlichkeit nicht bloß ihr, sondern der ganzen Universität angehört und daß er den reichsten Beifall in außerjuristischen Disziplinen, wie Philosophie der Geschichte und Geschichte der neueren Zeit, gefunden habe. Auch unterließ sie nicht zu betonen, daß das Naturrecht, welches mit dem Staatsrecht ebenfalls zu seinen erfolgreichsten Vorlesungen gehört, ebensowohl zur philosophischen wie zur juristischen Fakultät gerechnet werden könne. Wenn sie dennoch, gerade

nach dieser Seite, ein besonderes Bedürfnis konstatierte, so begründete sie es damit, daß den Juristen die philosophische Betrachtung der Rechtswissenschaft von einem Manne dargeboten werden müsse, der im vollen Besitz des positiven Rechtsstoffes sei. Als solchen bezeichnete sie den Verfasser der „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“, Professor Friedrich Julius Stahl in Erlangen, der neben dem Naturrecht auch das Staats- und Kirchenrecht, sowie das Völkerrecht vertreten könne. An zweiter Stelle nannte sie, ohne den Antrag besonders zu motivieren, Henke in Halle, der, ein ausgezeichneter Jurist, auch Rechtsphilosophie vortrage. An dritter aber glaubte sie, auf Albrecht in Leipzig hinweisen zu können, dessen Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und die Verfassung seines Geburtslandes nicht in Zweifel zu setzen sei. Der Antrag für Stahl war, wie betont wurde, einstimmig gestellt, während für Albrecht nur die Mehrheit der Fakultätsmitglieder eingetreten war. Es war also die Partei Savignys, welche in dem Beschluß wieder zu Wort gekommen war. Auch Albrechts Wahl würde jedenfalls im Sinne des großen Romanisten gewesen sein. Mehr vielleicht noch waren diese Vorschläge dem Kronprinzen nach dem Herzen. Er hätte am liebsten beide in Berlin gehabt: ebenso den Vorkämpfer für die Ideen in Kirche und Staat, welche auch die seinen waren, wie den Mann, der als einer der Göttinger Sieben ein Beispiel deutschen Mannesmutes und deutscher Eidestreue gegeben hatte. Daß der König von Hannover daran Anstoß nehmen würde, ließ ihn kalt; er ging bereits so weit, die Leidenschaftlichkeit des Königlichen Vetters anzuklagen.

Wie Altenstein sich entscheiden wollte, ist schwer zu sagen; schon deshalb, weil es ihm vielleicht selbst nicht klar war. Albrecht wäre ihm persönlich wohl der liebste gewesen, aber es war niemals zu erwarten, daß der König für diesen stimmen würde. Daß Stahl Hegels Lehre aufs schärfste bekämpft hatte, war für den Minister kein unüberwindliches Hindernis. Wenigstens äußerte er sich so gegen Schilden; und dem Kronprinzen, soweit es ging, zu Gefallen zu leben, entsprach seiner Politik. Zunächst aber war es einer der Fälle, in denen Altenstein seine gewohnte Taktik des Hinhaltens und Ausweichens zur Anwendung bringen zu müssen glaubte. Das Jahr war fast schon abgelaufen, als Johannes Schulze die Feder ansetzte, um in einem Promemoria die Frage nach allen Seiten zu beleuchten. Jedoch löste er sie nicht; im Gegenteil, der alte Hegelianer kritisierte die Vorschläge eher abfällig, als daß er einem derselben seine Zustimmung gegeben hätte. Entgegenkommender zeigte sich der Minister, als ihm am 10. März 1840 der Oberkammerherr von Schilden den lebhaften Wunsch des Kronprinzen vortrug, nicht bloß Stahl, sondern auch Albrecht nach Berlin zu bringen. Er wies nur auf die Schwierigkeiten der Ausführung hin, wobei er auch wieder die Geldfrage hervorhob; während er die Wahl der Person ohne weiteres dem Wunsche seiner Königlichen Hoheit unterordnen zu wollen erklärte. „Sie

kennen“, schrieb er, „meine Grundsätze zu gut, um darin eine bloße Gefälligkeit zu erkennen. Ich betrachte den Wunsch eines Kronprinzen, und vorzüglich eines Kronprinzen, wie uns Gott einen hat zuteil werden lassen, aus einem höhern Gesichtspunkt“. Eine bestimmte Antwort aber gab auch er nicht und versprach nur unter der Versicherung seiner unendlichen Dankbarkeit für das gnädige Vertrauen Sr. Königlichen Hoheit, daß er sehr bald seine Verpflichtung einlösen würde. Was er dann über seine Absichten mit Stahl hinzufügte, dessen neueste Schrift „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten“ er gerade studiere, wird dem Herrn von Schilden wahrscheinlich ebenso wenig deutlich geworden sein, wie dem heutigen Leser seines Briefes.[1]

Schon waren auch die Hegelianer dabei, Stahl Steine in den Weg zu werfen. Marheineke selbst eröffnete in den Berliner Jahrbüchern den Feldzug gegen die Widersacher beider Richtungen, Savignys wie Hengstenbergs. Humboldt, der in diesem Falle bei den Hegelianern stand, schrieb ganz erstaunt an Varnhagen über die Frische, mit der der alte Theologe vorgegangen war: „Wie der Mann alert ist! Er beschämt viele Jüngere“. Das war in denselben Tagen, als Altenstein und Schilden ihre Briefe wechselten. Der Minister aber kam nicht mehr zu der Einlösnng seines Versprechens. Seine Antwort an Schilden ist vielleicht das letzte gewesen, was er in der Angelegenheit tat. Die Krankheit brach aus, welche ihn nach wenigen Wochen ins Grab brachte. Der Kampf ruhte darum keinen Augenblick. Nur um so eifriger suchten die Parteien sich den Rang abzulaufen. Altenstein war kaum begraben, als der Justizminister Mühler sich bereits an den Stellvertreter des Entschlafenen, Ministerialdirektor von Ladenberg, mit einer dringenden Empfehlung der Stahlschen Kandidatur wandte. Für Ladenberg war dies der Anlaß, um die Fakultät zu einem nochmaligen Bericht über Stahl aufzufordern, nebst dem Ersuchen, zugleich über die Schriften Stahls mit Rücksicht auf die seither erschienenen Rezensionen zu berichten; in sechs Wochen müsse die Antwort da sein, damit noch vor dem Winter die Lücke an der Universität ausgefüllt sei. Das Konzept dieses Schreibens, das, wie kaum zu bemerken, wieder Schulze zum Verfasser hatte, war vom 7. Juni, dem Tage, an dem Friedrich Wilhelm seinem Minister nachfolgte. Und damit war der Streit entschieden. Denn nun war der Prinz, der Beide seit Jahren mit seinen Vorschlägen so oft vergeblich bedrängt hatte, selbst König und Herr, und in der Lage, die hohen Ideen, mit denen er sich für Staat und Kirche trug, und in denen auch unserer Universität keine geringe Rolle zugedacht war, zu verwirklichen. Das erste, was er für sie tat, war der Befehl, die Berufung Stahls wie Albrechts aus aller Kraft zu betreiben.

1) Im Urkb. Ebd. die anderen Akten über Stahls Berufung.